

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben

im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von

Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys, Wolfgang Mentrup

und Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

BAND LIV

DIALOGFORSCHUNG

Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben von Peter Schröder und Hugo Steger

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Dialogforschung / hrsg. von Peter Schröder u.

Hugo Steger. – 1. Aufl. – Düsseldorf :

Pädagogischer Verlag Schwann, 1981.

(Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache ;

1980) (Sprache der Gegenwart ; Bd. 54)

ISBN 3-590-15654-6

NE: Schröder, Peter [Hrsg.]; Institut für Deutsche
Sprache <Mannheim> : Jahrbuch des Instituts . . . ;

GT

© 1981 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1981

Umschlaggestaltung Paul Effert

Herstellung Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich (Westf.)

ISBN 3-590-15654-6

INHALT

Zu diesem Band	7
Jörg R. Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse	9
Gail Jefferson: The Abominable <i>Ne?</i> . An Exploration of Post-Response Pursuit of Response	53
Werner Kallmeyer: Aushandlung und Bedeutungskonstitution	89
Kuno Lorenz: Zur pragmatischen Fundierung semantischer Strukturen am Beispiel der Dialoglogik	128
Jürgen Dittmann: Konstitutionsprobleme und Prinzipien einer kommunikativen Grammatik	135
Dieter Krallmann/Martin Pape: Zur maschinellen Rekonstruktion natürlich-sprachlicher Dialoge	178
Veronika Ullmer-Ehrich: Linguistische Aspekte der forensischen Argumentation	188
Wolfgang Klein: Logik der Argumentation	226
Rainer Rath: Zur Legitimation und Einbettung von Erzählungen in Alltagsdialogen	265
Uta M. Quasthoff: Zuhöreraktivitäten beim konversationellen Erzählen	287
Rolf Klopfer: Das Dialogische in Alltagssprache und Literatur	314
Konrad Ehlich: Schulischer Diskurs als Dialog?	334
Helmut Henne: Jugendsprache und Jugendgespräche	370

Angelika Wenzel: Funktionen kommunikativer Paraphrasen. Am Beispiel von Gesprächen zwischen Bürgern und Beamten am Sozialamt	385
Franz Josef Berens: Dialogeröffnung in Telefongesprächen: Handlungen und Handlungsschemata der Herstellung sozialer und kommunikativer Beziehungen	402
Elisabeth Gülich: Dialogkonstitution in institutionell geregelter Kommunikation	418
Johannes Engelkamp: Affektive Bewertungen im Dialog	457
Theo Herrmann: Zur situativen Determination der Handlungsaufforderung. Experimentalpsychologische Analyse eines Dialogsegments	472
Alfred Lorenzer: Psychoanalyse als Dialogwissenschaft	493
Hugo Steger: Resümee	504
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1980	514

Zu diesem Band

Den Begriff "Dialog" in die Formulierung eines sprachwissenschaftlichen Tagungsthemas aufzunehmen, war nicht ohne Risiko, läßt doch die Vielfalt von Erscheinungsformen und Funktionen des Dialogs, die Vielfalt von möglichen Aspekten des Dialogischen, ganz unterschiedliche Erwartungen zu, denen eine einzige Tagung schwerlich gerecht werden kann; diese Vielfalt von Erscheinungsformen, Funktionen und Aspekten kann hier nur angedeutet werden:

- Dialog als literarästhetische Form
- Dialog als methodisches Prinzip in der Philosophie
- Dialog als methodologisches Prinzip zur Sicherung von Intersubjektivität in den Geistes- und Sozialwissenschaften
- Dialog in alltagsweltlichen und institutionellen Situationen
- Dialog als didaktisches Vermittlungsprinzip in Schule und Universität
- Dialog als Medium der Diagnose oder Therapie in der Psychoanalyse

Angeichts dieser Vielfalt muß man sich wundern, daß es der Sprachwissenschaft lange Zeit schwer gefallen ist, die systematische Beschäftigung mit dem spezifisch Dialogischen, ob nun unter sogenannten systemlinguistischen Gesichtspunkten oder Gesichtspunkten der Sprachverwendung, auch forschungsorganisatorisch zu verankern. Dabei ist die Frage, wie die Gesellschaftsmitglieder mit Sprache handeln, als Ergänzung der Frage nach Sprache in ihrem System freilich gar nicht so neu. Es sei hier nur an F. de Saussure, K. Bühler oder etwa an R. Jakobson erinnert, von berühmten Autoritäten der Vergangenheit ganz zu schweigen, in deren Modelldenken die kommunikative Funktion von Sprache und Sprechen, ihre dialogische bzw. soziale Dimension schon eine Rolle spielten.

Mit der Gründung einer Abteilung "Sprache und Gesellschaft" im Jahre 1979 und durch Arbeitsvorhaben wie dem Projekt "Beratungsgespräche – Analyse asymmetrischer Dialoge" und dem geplanten Schwerpunkt "Kommunikationsstrukturen in der Stadtregion" will das Institut für deutsche Sprache sichtbar machen, daß es als Aufgabe der Sprachwissenschaft sowohl die systematische Erfassung von grammatischen und lexikalischen Strukturen wie auch die Sprachverwendungsforschung versteht.

Nun hat die Beschäftigung mit der Frage nach Sprache in ihrer sozialen Funktion im Institut für deutsche Sprache schon Tradition. So wurden

bereits während der Jahrestagung 1972 zum Thema "Gesprochene Sprache" Arbeiten aus der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache zur Diskussion gestellt, die ihren zunächst eher grammatisch-syntaktischen Forschungsauftrag zur gesprochenen Sprache unter Bezug auf soziolinguistische Konzepte bearbeitete (vgl. hierzu: Gesprochene Sprache (= Sprache der Gegenwart 26), Düsseldorf 1974; und: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 7), 2. Auflage Tübingen 1975; siehe auch einen Bericht zum Freiburger Projekt "Dialogstrukturen": Berens, F.J./Jäger, K.H./Schank, G./Schwitalla, J.: Projekt Dialogstrukturen (= Heutiges Deutsch I, 12), München 1976). Die Forschungsarbeit des Instituts für deutsche Sprache auf diesem Gebiet soll mit der Gründung der Abteilung "Sprache und Gesellschaft" noch intensiviert werden.

In diesem Zusammenhang hatte nun die Wahl eines relativ unspezifischen Themas für die Jahrestagung 1980 eine besondere Funktion, konnten doch unter dem Etikett "Dialogforschung" Wissenschaftler aus den unterschiedlichsten Disziplinen, die sich mit Dialogen und dem Dialogischen auseinandersetzen, zu einem Dialog zusammengeführt werden. Tagungsziele waren ebenso sehr Begriffsklärungen und Abgrenzungen, aus der Sicht der jungen Abteilung "Sprache und Gesellschaft" im Institut auch in selbstreflexiver Absicht, wie auch das Anregen interdisziplinärer Vorhaben, in denen nicht nur das Einzelfachwissen von Linguisten, Soziologen, Psychologen oder Kommunikationswissenschaftlern einfach addiert wird.

Entsprechend breit gefächert ist das Spektrum der Beiträge zu diesem Band: Sie kommen zum Teil aus der Linguistik selbst bzw. aus Disziplinen, die eine große Affinität zu einer handlungswissenschaftlich orientierten Linguistik aufweisen, also aus den Bereichen "Grammatik", "Konversationsanalyse", "Sprechakttheorie", "Rhetorik" oder "Textlinguistik", aber auch aus mehr oder weniger 'fachfremden' Disziplinen wie der "Logik", der "Literaturwissenschaft", der "Psychoanalyse", der "Psychologie" und der "Soziologie".

Verglichen mit früheren Jahrbüchern des Instituts ist das vorliegende relativ umfangreich, da es erforderlich wurde, zu einzelnen Beiträgen Materialien und komplette Transkriptionen mit abzu drucken.

Ethnomethodologische Konversationsanalyse

Die Vorbehalte und Einschränkungen, die Abgrenzungen, Rechtfertigungen und Vorausentschuldigungen, die man – einem akademischen Ritual zufolge – als Wissenschaftler seinen Produkten in der Einleitung voranzustellen pflegt, wären im Fall meines Referats so zahlreich, daß ich mich entschlossen habe, sie ganz wegzulassen. Dieser – im übrigen ernst gemeinten – Absichtserklärung ist, wie man leicht erkennen kann, eine paradoxe Struktur eigen. Denn: während sie darüber informiert, daß dem folgenden keine Vorbemerkungen vorangehen werden, ist sie doch selbst nichts anderes als eine solche.

Ich erwähne den paradoxen Charakter meiner einleitenden Sätze nicht um seiner selbst willen. Meine primäre Absicht ist es auch nicht, im einzelnen auf die sozial sanktionierten Text- und Darstellungsformen einzugehen, in denen ein Wissenschaftler seine Argumente und Überlegungen zu präsentieren hat. Ich thematisiere den paradoxen Charakter meiner ersten Sätze vielmehr deshalb, weil dessen Entstehungsgeschichte einen vexierbildhaften Sachverhalt verdeutlichen kann, der für den Forschungsansatz, der unter dem Namen "Ethnomethodologie" bekannt geworden ist, ein zentrales Untersuchungsthema bildet, – die "Reflexivität praktischer Beschreibungen und Erklärungen".

Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Sätze, mit denen ich begonnen habe, dann ist wohl zu erkennen, daß sie nur deshalb als "Vorbemerkung" wahrnehmbar sind, weil sie im Kontext eines bekannten Themas, eines angekündigten und nun beginnenden Vortrags, einer wissenschaftlichen Veranstaltung etc. lokalisiert werden. Dieser Kontext ist aber seinerseits nicht einfach gegeben, sondern selbst das Produkt relevanzstrukturierender, sinnbildender Prozesse, in denen die Rezipienten meiner Sätze diejenigen Wissens Elemente und Situationsmerkmale selektieren und kombinieren, welche diese Sätze verstehbar machen, – verstehbar machen als "Vorbemerkung" zu einem nachfolgenden Referat. Es scheint also eine Art zirkulärer Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen Ereignis (d.h.: meinen ersten Sätzen), dem Ereigniskontext (d.h.: der Situation einer wissenschaftlichen Tagung) und der Beschreibung dieses Ereignisses (als einer "Vorbemerkung") zu bestehen. Allgemeiner und thesenhaft ausgedrückt: Kontext und Beschreibung eines Ereignisses sind immer durcheinander vermittelt; sie sind wechselseitig füreinander konstitutiv.

Es ist genau dieser Sachverhalt, den das ethnomethodologische Konzept der "Reflexivität praktischer Beschreibungen und Erklärungen" zu erfassen sucht.

Obwohl ich also schon mitten in meinem Thema bin (und, wie man jetzt sieht, es bereits mit meinen ersten Sätzen war), will ich hier doch kurz unterbrechen, um einen Überblick nachzuliefern über das, womit ich mich im folgenden beschäftigen werde.

Ich werde zunächst den Forschungsansatz der Ethnomethodologie in seinen Grundrissen vorstellen und erläutern. Dann werde ich auf die Konversationsanalyse, ihren methodischen Ansatz und ihren ethnomethodologischen Charakter eingehen. Daran anschließend will ich einen Überblick geben über die wichtigsten bisherigen Untersuchungsbereiche der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. Den Schluß bilden dann einige Beobachtungen und Anmerkungen zur Rezeption dieser Forschungsrichtung im deutschsprachigen Raum. (Im Anhang zu diesem Aufsatz findet sich ferner eine Bibliographie zur ethnomethodologischen Konversationsanalyse.)¹

I.

Der Begriff der Ethnomethodologie wurde Anfang der 60er Jahre von dem Soziologen Harold Garfinkel in Anlehnung an das in der nordamerikanischen Kulturanthropologie entwickelte Konzept der "Ethnoscience" geprägt.² Die Forschungsrichtung der "Ethnoscience", die häufig auch als "kognitive Anthropologie" bezeichnet wird, beschäftigt sich mit "der Ordnung der Dinge in den Köpfen der Leute" (– wie Ward Goodenough, einer ihrer Hauptvertreter, einmal schrieb). Ihr Ziel ist es, mit Hilfe besonderer Techniken der semantischen Analyse aus dem in einer Sprachgemeinschaft benutzten Vokabular einzelne kulturelle Orientierungsschemata zu bestimmen, in denen die spezifische Erfahrungswelt der Mitglieder einer Kultur repräsentiert ist. So bezeichnet etwa "Ethnomedizin" das mittels semantischer (z.B. komponentenanalytischer) Verfahren rekonstruierte Wissens- und Vorstellungssystem einer einzelnen Sprachgemeinschaft über Krankheiten, Krankheitsursachen und Heilverfahren.³

Auch Garfinkels Interesse galt dem, was die Mitglieder einer Gesellschaft bei der Abwicklung alltäglicher Angelegenheiten wissen, denken und tun; – in seinem Begriff "Ethnomethodologie" wird dies durch die Vorsilbe "Ethno-" zum Ausdruck gebracht. Anders als die kognitiven Anthropologen war Garfinkel aber nicht an der Bestimmung der Struktur domänenspezifischer Orientierungs- und Erfahrungsmuster interessiert. Vorstellbar

wäre ja gewesen, daß er als Soziologe die von den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft im Alltagsleben praktizierte "Ethnosoziologie" zu seinem Untersuchungsgegenstand machen würde. Doch die Problematik, der er sich widmete, war grundsätzlicherer Art.

Die Fragestellung, die Garfinkel verfolgte, knüpfte erklärtermaßen an die Arbeiten des deutschsprachigen Soziologen und Philosophen Alfred Schütz an, der im Jahr 1939 in die USA emigriert war. Ziel der Untersuchungen von Alfred Schütz war es, der interpretativen, handlungstheoretischen Soziologie ein methodologisch abgesichertes Fundament zu schaffen, und zwar auf dem Weg einer phänomenologischen, also: bewußtseins- und erfahrungsanalytischen Bestimmung der invarianten, universellen Strukturen der Lebenswelt. Der leitende Gedanke für dieses Unternehmen war, daß – in den Worten von Thomas Luckmann – "die philosophische Begründung der Sozialwissenschaften (...) eine exakte Analyse der Konstitution der gesellschaftlichen Wirklichkeit – des Gegenstandsbereichs der Wissenschaft – in der vorwissenschaftlichen Erfahrung, im sozialen Handeln, voraus(setzt)".⁴ Es ist genau dieser Gedanke, den Garfinkel von Schütz übernahm und zur Grundlage eines Forschungsprogramms machte, das sich freilich seiner Gestalt und seiner Richtung nach recht bald und z.T. recht erheblich von dem Schütz'schen Unternehmen zu entfernen begann. Auf diesen Punkt brauche ich aber hier nicht weiter einzugehen.⁵

'Konstitution der sozialen Wirklichkeit im sozialen Handeln' heißt für Garfinkel, daß wir das, was wir im alltäglichen Handeln als vorgegebene soziale Tatsachen, als objektive Sachverhalte, als unabhängig von unserm Zutun existierende Realitäten wahrnehmen und behandeln, erst in unseren Handlungen und Wahrnehmungen als solche produzieren. Dieser Vorgang der Wirklichkeitserzeugung muß, da ja alle Gesellschaftsmitglieder an ihm teilhaben, einzelne formale und als solche beschreibbare Strukturen aufweisen; er muß, anders ausgedrückt, m e t h o d i s c h ablaufen, nach eigenen Rationalitätsmustern (die mit denjenigen der Wissenschaften nicht identisch zu sein brauchen), und kann jedenfalls nicht in subjektiv beliebiger Manier ausgeführt werden. Handelnde verfügen – so Garfinkel – über eine Vielzahl von Methoden, mittels derer sie die sozialen Gegebenheiten, auf die sie sich in ihrem Handeln beziehen und verlassen, erst in ihrem Handeln erzeugen. Diese "Methoden" hatte Garfinkel im Auge, als er den Begriff der Ethnomethodologie prägte.⁶

Ethnomethodologie bezeichnet daher die von den Mitgliedern einer Gesellschaft im Handlungsvollzug praktizierte Methodologie, über welche die – von den Handelnden als vorgegeben erfahrene und selbstverständ-

lich hingenommene – gesellschaftliche Wirklichkeit und soziale Ordnung erst produziert werden. Gesellschaftliche Wirklichkeit wird von Garfinkel verstanden als eine Vollzugswirklichkeit, d.h. als eine Wirklichkeit, die lokal (also: vor Ort, im Ablauf des Handelns), endogen (also: in und aus der Handlungssituation), audiovisuell (also: durch Hören und Sprechen, durch Wahrnehmen und Agieren) in der Interaktion der Beteiligten erzeugt wird.⁷ Ziel ethnomethodologischer Untersuchungen ist es, das "Wie", d.h. die Methoden, die Verfahren, die Mechanismen dieser Produktion von sozialer Wirklichkeit im Detail zu erfassen. So geht Garfinkel etwa in einer Fallstudie der Frage nach, mittels welcher Methoden eine Person in unserer Gesellschaft sich selbst als "Frau" wahrnehmbar macht bzw. von anderen als "Frau" wahrgenommen wird.⁸ In einer anderen Untersuchung ist Garfinkel bemüht zu klären, wie jemand, der eine Vorlesung hält, es bewerkstelligt, daß sein Tun als die Tätigkeit "Eine-Vorlesung-Halten" erkennbar wird.⁹ Oder, um ein letztes Beispiel zu nennen: Harvey Sacks (1974) widmet sich in einer seiner Studien der Frage, auf welche Weise der Erzähler eines Witzes und seine Zuhörer in ihrer Interaktion das Objekt "Witz" erst produzieren. – Der Ethnomethodologie geht es also darum zu klären, wie die Faktizität faktischer Ereignisse, die Objektivität objektiver Sachverhalte, die Identität identifizierbarer Vorgänge von den Handelnden lokal hergestellt wird.

Im Gegensatz zu sozialwissenschaftlichen Theorien mit einem ungebrochen normativen, objektivistischen Wirklichkeitsverständnis geht die Ethnomethodologie davon aus, daß soziale Wirklichkeit nichts ist, was hinter oder jenseits von unseren tagtäglichen, wahrnehmbaren und erfahrbaren Handlungen liegt, diese gar determiniert. Der Wirklichkeitscharakter gesellschaftlicher Tatbestände ist nicht eine diesen inhärente Eigenschaft; gesellschaftliche Tatbestände erhalten vielmehr ihren Wirklichkeitscharakter ausschließlich über die zwischen den Menschen ablaufenden Interaktionen: nur im sozialen Handeln "verwirklicht" sich gesellschaftliche Wirklichkeit.

Nach Garfinkel liegt ein wesentliches Strukturmerkmal des Vollzugscharakters von gesellschaftlicher Wirklichkeit darin, daß die Mitglieder einer Gesellschaft in der Abwicklung sozialer Handlungszusammenhänge zugleich auch praktische Beschreibungen und Erklärungen für diese Handlungszusammenhänge mitliefern:

"The activities whereby members produce and manage settings of organized everyday affairs are identical with members' procedures for making those settings 'account-able'. (...) When I speak of accountable my interests are directed to such matters as the following. I mean observable-and-reportable, i.e. available to members as situated practices of looking-and-telling. (...) By his accounting practices the member makes familiar, commonplace activities of everyday life recognizable as familiar, commonplace activities."¹⁰

Eben diese Identität von Handlungsrealisierung und praktischer Handlungsbeschreibung und -erklärung ist das, was unter der bereits eingangs erwähnten Reflexivität von "accounts" zu verstehen ist. Sie ist das Grundprinzip, nach dem die gesellschaftliche Wirklichkeit für uns ihren Charakter als einer geordneten, äußerlichen, "faktischen" Wirklichkeit erhält.

Erfahrbar ist diese Reflexivität insbesondere in Gestalt der "Indexikalität" unserer sprachlichen Äußerungen und Handlungen. In dem, was wir sagen und tun, finden sich fortwährend Bezüge auf die jeweiligen situativen und kontextuellen "Gegebenheiten", in denen unser Sprechen und Handeln im gegenwärtigen Moment stattfindet. Im Fortgang des Geschehens werden diese Gegebenheiten aber durch das Sprechen und Handeln selbst laufend verändert. Die indexikalen Elemente (also typischerweise etwa Pronomen oder Adverbien) sind somit Manifestationen der reflexiven Struktur unserer Äußerungen und Aktivitäten. Sie stellen für die Mitglieder einer Gesellschaft (und hier sind die professionellen Sozialwissenschaftler ausdrücklich eingeschlossen) insofern ein Problem dar, als ihre Referenzobjekte und ihr Sinngehalt jeweils aufs neue analysiert und bestimmt werden müssen – eine Aufgabe, für die im alltäglichen wie im wissenschaftlichen Handeln eine Vielzahl von "Methoden" zur Verfügung steht.¹¹

Gerade aufgrund des Vollzugscharakters von sozialer Wirklichkeit kann jedoch die Indexikalität von Äußerungen und Handlungen in keinem Moment völlig aufgehoben, beseitigt oder – wie Garfinkel sagt – "geheilt" werden. Vielmehr führen die methodischen Bemühungen der Handelnden um eine Entindexikalisierung letztlich immer nur deshalb zum Erfolg, weil die Handelnden praktische Handlungsziele verfolgen und bereit sind, zu deren Realisierung auch Unklarheiten, Vagheiten, Vermutungen in Kauf zu nehmen bzw. auf ein als bekannt unterstelltes Alltagswissen zu rekurrieren. Dies vor allem zeigen die von Garfinkel durchgeführten Demonstrationsexperimente¹², bei denen etwa durch das fortwährende Insistieren auf mehr Klarheit oder durch den absichtlichen Verzicht auf ein selbstverständliches Hintergrundwissen in alltäglichen Handlungssituationen rasch Verstörtheit, Konfusion und letztlich eine Desorganisation der Interaktion erzielt wurden.

Ein Punkt noch zum Abschluß meiner Kurzdarstellung der Ethnomethodologie: Die Begriffe der "Reflexivität praktischer Beschreibungen und Erklärungen", der "Vollzugswirklichkeit", der "Indexikalität" oder der "immer nur zu praktischen Zwecken erfolgreichen Entindexikalisierung" dienen einer theoriesprachlichen Charakterisierung und Begründung des ethnomethodologischen Forschungsprogramms. Die Realisierung dieses Programms muß auf die von Garfinkel eingeführte theoretische Begrifflich-

keit verzichten. Denn die Methoden der lokalen Produktion von sozialer Ordnung sind immer nur empirisch, im Ablauf konkreter Handlungsvollzüge erfaßbar und analytisch beschreibbar. So kann etwa – um ein letztes Beispiel, eine Untersuchung David Sudnows¹³ zu erwähnen – erst durch die Beobachtung der Stationsroutine einer Sterbeklinik ermittelt werden, welches die impliziten Methoden sind, mittels derer das Pflegepersonal im Umgang mit einem Patienten diesen als "Sterbefall" oder als "Toten" konstituiert.

Anknüpfend an die Arbeiten von Harold Garfinkel hat sich in den vergangenen 15 bis 20 Jahren eine Reihe von Soziologen damit beschäftigt, die methodische Produktion von gesellschaftlicher Wirklichkeit in den verschiedenartigsten Sozialzusammenhängen detailliert zu analysieren. Ich kann auf diese Arbeiten, die sich z.T. erheblich von der ursprünglichen, Garfinkelschen Konzeption entfernt haben (wie etwa Aaron Cicourel¹⁴ Untersuchungen zu einer kognitiven Soziologie), hier nicht weiter eingehen. Aber eine Forschungsrichtung, die erklärtermaßen von dem ethnomethodologischen Programm Garfinkels ihren Ausgangspunkt nahm, ist diejenige, die Anfang der 70er Jahre unter der Bezeichnung "conversation analysis" bekannt geworden ist.

II.

Etwa Mitte der 60er Jahre begann eine Gruppe junger amerikanischer Soziologen und Soziologinnen damit, minuziöse Analysen von sprachlichen Handlungsabläufen durchzuführen. Alle Mitglieder dieser Gruppe, die sich – zunächst in Berkeley, später dann in Los Angeles und Irvine (Kalifornien) – um Harvey Sacks und Emanuel Schegloff bildete, waren Studenten Harold Garfinkels und Erving Goffmans. Deren Arbeiten über das operative Fundament sozialer Interaktionsvorgänge bildeten sachlich und programmatisch die Grundlage für die Durchführung derartiger Detailanalysen.

Sacks und Schegloff analysierten Gesprächsvorgänge als Vorgänge der sprachlichen Interaktion. Kennzeichnend bereits für ihre ersten Untersuchungen war dabei, daß nicht selbsterfundene, literarische oder im Beobachtungslabor evozierte Dialoge das Analysematerial bildeten, sondern Gespräche, die in alltäglich-praktischen Interaktionszusammenhängen stattfanden. Wie Sacks und Schegloff in späteren Jahren mehrmals betonten, wählten sie dieses Untersuchungsmaterial nicht etwa deshalb, weil ein besonderes Interesse an Sprache sie geleitet hätte. Ihre Analysen knüpften vielmehr an die lange Tradition soziologischer Handlungstheorien an und waren, wie sie selbst formulierten, programmatisch darauf gerichtet, "die

Möglichkeit für die Begründung einer naturalistisch beobachtenden Disziplin zu erforschen, die in rigoroser, empirischer und formaler Weise mit den Einzelheiten und Feinheiten von sozialen Handlungen umgehen konnte" (Schegloff/Sacks, 1973, S. 289 f.). Die Rigorosität und der Detailanspruch dieses Programms machten es erforderlich, eine Technik einzusetzen, die es ermöglichte, die in der Zeit ablaufenden, unvermeidbar transitorischen sozialen Handlungen zum Zweck ihrer Dokumentation gleichsam einzufrieren, d.h. so zu fixieren, daß sie für die Analyse beliebig oft reproduziert werden konnten. Im Tonband – und später im Videogerät – stand eine solche flexible und umstandslos handhabbare Technik zur Verfügung.

Von welchen Annahmen Sacks und Schegloff bei der Durchführung ihrer Gesprächsanalysen ausgingen, haben sie selbst an mehreren Stellen erläutert. Es fällt nicht schwer, in diesen Erläuterungen das von Garfinkel formulierte Programm der Ethnomethodologie wiederzuentdecken. So schreiben sie z.B. in der Einleitung zu einem ihrer Aufsätze:

"Wir gingen und gehen immer noch von der Annahme aus (– einer Annahme, die sich aus unserer Forschung ergab), daß das Material, mit dem wir arbeiten, wenn es eine Geordnetheit zeigte, diese Geordnetheit nicht nur uns zeigte, ja nicht einmal in erster Linie uns, sondern den Beteiligten, die dieses Material produziert hatten. Wenn das Material (Aufzeichnungen natürlicher Gespräche) geordnet war, dann deshalb, weil es die Mitglieder einer Gesellschaft füreinander auf methodische Weise produziert hatten. Und es war ein – von uns als Untersuchungsobjekt betrachtetes – Merkmal der Gespräche, daß sie in einer Weise produziert wurden, die es den Gesprächsteilnehmern möglich machte, wechselseitig füreinander sowohl die Geordnetheit dieser Gespräche aufzuzeigen, als auch offenzulegen, wie sie diese Geordnetheit analysierten, verstanden und benutzten. Dementsprechend versuchen wir mit unserer Analyse zu explizieren, mittels welcher Methoden unser Material von den Gesellschaftsmitgliedern als geordnetes Material produziert wird, – als Material, das seine Geordnetheit offenbart, dessen Geordnetheit von den Gesprächsteilnehmern erkannt und benutzt wird, und in dem dieses Erkennen zum Ausdruck gebracht und als Grundlage für nachfolgende Handlungen in Anspruch genommen wird" (Schegloff/Sacks, 1973, S. 290).¹⁵

Ich denke, dieser Textausschnitt läßt wenig Zweifel daran, daß die von Sacks und Schegloff inaugurierte Konversationsanalyse das Ergebnis des Versuchs ist, an dem Untersuchungsgegenstand "sprachliche Interaktion" das von Garfinkel formulierte ethnomethodologische Forschungsprogramm in die Praxis umzusetzen.¹⁶ Ihr Ziel ist es, diejenigen Verfahren empirisch zu bestimmen, mittels derer die Teilnehmer an einem Gespräch im Vollzug ihrer (sprachlichen) Handlungen die Geordnetheit der (sprachlichen) Interaktion herstellen, das Verhalten ihrer Handlungspartner auf die in ihm zum Ausdruck kommende Geordnetheit hin analysieren und

die Resultate dieser Analysen wiederum in ihren Äußerungen manifest werden lassen.

Ein angemessenes Verständnis konversationsanalytischer Arbeiten ist meiner Ansicht nach nur dann möglich, wenn deren ethnomethodologischer Entstehungszusammenhang und Analyserahmen sorgfältig im Auge behalten werden. Das gilt nicht zuletzt auch für alle Versuche einer systematisierenden Beschreibung der methodischen Vorgehensweise(n) der Konversationsanalyse.

Jeder derartige Versuch wird als erstes auf den Sachverhalt stoßen, daß es weder für die Ethnomethodologie in der Garfinkelschen Prägung noch für die Konversationsanalyse eine ausformulierte Methodologie gibt. Dafür verantwortlich zu machen ist nicht etwa, daß ein entwickelter und allgemein praktizierter Methodenkanon – aus welchen Gründen auch immer – unexpliziert bleibt oder gar verheimlicht wird. Vielmehr: ein solcher umstandslos formulierbarer Methodenkanon existiert nicht. Und ich beeile mich hinzuzufügen, daß es falsch wäre zu sagen: er existiert *n o c h* nicht.

Ethnomethodologie und Konversationsanalyse widersetzen sich prinzipiell einer Kanonisierung allgemeiner methodischer Regeln. Für sie sind die Entdeckungsschritte und analytischen Verfahren ein untrennbarer Bestandteil des Phänomens, auf dessen Identifizierung und Erkundung sie gerichtet sind. Entsprechend dieser Maxime ist nicht nur das Phänomen selbst sondern auch die Methode seiner Entdeckung und Analyse ein Ziel der ethnomethodologischen Untersuchung. Methoden unterliegen für die Ethnomethodologie – nach Garfinkels strengem Postulat – einem “unique adequacy requirement”¹⁷, d.h. sie müssen ihrem jeweils besonderen Gegenstand angemessen sein, und sie sind dies in dem Maß, in dem sie selbst diesem Gegenstand zugehören. Mit dieser Maxime wenden sich Ethnomethodologie und Konversationsanalyse gegen die gängige Wissenschaftspraxis, einen Katalog methodischer Regeln getrennt von den zu untersuchenden Objekten aufzustellen und dann von Fall zu Fall auf diese anzuwenden; – das reiche und vielschichtige Untersuchungsmaterial durch eine (wohl unvermeidlich) dogmatische Handhabung einer festgelegten Methodologie einzuschränken, in vorgegebene Formen zu gießen und dadurch seiner Eigenheiten zu berauben; – sog. Untersuchungsergebnisse allein mit dem Nachweis einer korrekten Anwendung vorgegebener und allgemein anerkannter Methoden zu verteidigen.

Einem Ethnomethodologen/Konversationsanalytiker kann es nicht sinnvoll erscheinen, sich über die Konstruktion von Methoden den Kopf zu zerbrechen unabhängig von den jeweiligen Phänomenen, aus denen und für die diese Methoden entwickelt werden. Er argumentiert also für eine Position,

die in jüngster Zeit wieder – freilich über einen anderen Begründungsweg und mit ziemlichem Getöse – von Paul Feyerabend vertreten wird¹⁸:

“Ein Unwissender, der mit den ganz besonderen Bedingungen des zu lösenden Problems nicht vertraut ist, dürfte kaum etwas Nützliches zu sagen haben; sein aus der Unkenntnis entspringender Rat wird die Lösung des Problems sehr viel eher behindern als fördern; Erkenntnistheoretiker und Methodologen, die allgemeine Regeln formulieren, welche auf jeden Einzelfall anwendbar sein sollen, sind solche Unwissende, und man sollte nicht versuchen, ihre Vorschläge zu verbessern, sondern sie allesamt fallen lassen und stattdessen die konkreten Bedingungen untersuchen.”

Von hier aus ist nun auch das Mißtrauen zu verstehen, das von ethno-methodologischer und konversationsanalytischer Seite aus allen theoretischen Definitions-, Systematisierungs-, Verteidigungs- und Kritikbemühungen, welche nicht selbst in der Arbeit am Material, in der empirischen Analyse begründet sind, entgegengebracht wird.

Trotz der Weigerung, allgemeine methodische Regeln zu kanonisieren oder in “methodologische Grundlagendiskussionen” einzugreifen¹⁹, verläuft natürlich die Arbeit eines Konversationsanalytikers keineswegs willkürlich. Das, was seine Kompetenz als Analytiker ausmacht, ist freilich nicht die perfekte Beherrschung vorgegebener Methoden, sondern ein hoher Grad an Sensibilität für Interaktionsvorgänge, ein Beobachtungsvermögen für Details u n d für Strukturzusammenhänge, ein Gehör u n d eine Taubheit für Bedeutungsnuancen und Ausdauer bei der detektivischen Verfolgung der Spuren eines interaktiven Objekts. Zu erkennen ist, daß es sich hierbei nicht um eine “Methodologie” im herkömmlichen Sinn handelt. Zutreffender ist es hier wohl, mit einem Ausdruck Jim Schenkeins (1978b) von der besonderen “analytischen Mentalität” zu sprechen, die den ethnomethodologisch-konversationsanalytischen Arbeiten gemeinsam ist. Dieser analytischen Mentalität dient einerseits der Korpus der bisherigen konversationsanalytischen Arbeiten – und insbesondere auch die “Lectures” von Harvey Sacks (1964-1972) – als Grundlage (wenn auch nur als Korpus exemplarischer Arbeiten, nicht als Speicher formal ableitbarer analytischer Regeln). Andererseits ist diese analytische Mentalität nicht allein durch die Lektüre entsprechender Arbeiten zu erwerben, vielmehr ist hierfür prinzipiell auch eine längere Zeit der Übung unter Anleitung erforderlich: Eben- sowenig wie Schreiben, Klavierspielen oder Mikrochirurgie ist Konversationsanalyse durch die bloße Lektüre von Lehrbüchern oder analytischen Texten erlernbar.

Im folgenden will ich nun (mit allen Vorbehalten) versuchen, die wichtigsten Maximen und Prinzipien zusammenzustellen, die die analytische Mentalität der bisherigen konversationsanalytischen Arbeiten kennzeichnen.

1. Das Untersuchungsmaterial bilden sprachliche und nichtsprachliche Interaktionen, die insofern in "natürlichen" Situationen abgelaufen sind, als sie unter Bedingungen stattfanden, die nicht vom Untersucher festgelegt, kontrolliert oder manipuliert wurden. Beschäftigten sich die ersten Untersuchungen von Sacks (1966) und Schegloff (1967) noch ausschließlich mit Telefongesprächen, so waren die nachfolgenden Arbeiten keineswegs mehr auf diesen besonderen Interaktionstypus, bei dem ja ein visueller Kontakt ausgeschaltet ist und nur äußerst selten mehr als zwei Personen beteiligt sind, beschränkt. Mittlerweile hat sich der Gegenstandsbe-
reich, in dem Studien in der Tradition der analytischen Mentalität der Konversationsanalyse durchgeführt werden, noch mehr ausgeweitet und umfaßt heute auch schriftsprachlich konstituierte Texte, also etwa Zeitungsschlagzeilen (Lee, o.J.), Zeitungsartikel (Schenkein, 1979) oder soziologische Fachtexte (D.C. Anderson, 1978).

2. Die sprachlichen und nicht-sprachlichen Interaktionen werden mittels technischer Reproduktionsmedien (Tonband, Video, Film) aufgezeichnet und gespeichert, so daß sie beliebig oft wiederholt und vergegenwärtigt werden können. Dieses Aufzeichnungspostulat ist eine Verfahrenskonsequenz, die sich notwendig aus der ethnomethodologischen Bestimmung des Untersuchungsgegenstands ergibt: Soll geklärt werden, wie im Vollzug der sozialen Interaktion die dann als vorgegeben erfahrenen Strukturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit hervorgebracht und reproduziert werden, dann muß dieser in der Zeit ablaufende "Vollzug" der genauen Beobachtung zugänglich gemacht, d.h. in wiederholbarer Form dokumentiert werden. Denn – und dies hat Georg Simmel bereits vor über 70 Jahren geschrieben²⁰:

"Was die wissenschaftliche Fixierung solcher unscheinbaren Sozialformen erschwert, ist zugleich das, was sie für das tiefere Verständnis der Gesellschaft unendlich wichtig macht: daß sie im allgemeinen noch nicht zu festen, überindividuellen Gebilden verfestigt sind, sondern die Gesellschaft gleichsam im status nascens zeigen (...); fortwährend knüpft sich und löst sich und knüpft sich von neuem die Vergesellschaftung unter den Menschen, ein ewiges Fließen und Pulsieren, das die Individuen verkettet, auch wo es nicht zu eigentlichen Organisationen aufsteigt. Hier handelt es sich gleichsam um die mikroskopisch-molekularen Vorgänge innerhalb des Menschenmaterials, die aber doch das wirkliche Geschehen sind, das sich zu jenen makroskopischen, festen Einheiten und Systemen erst zusammenkettet und hypostasiert. (...) Vielleicht wird von dieser Erkenntnis aus für die Gesellschaftswissenschaft erreicht, was für die Wissenschaft vom organischen Leben der Beginn der Mikroskopie bedeutete."

Könnte nicht, so läßt sich im Anschluß an diese Bemerkung Simmels fragen, könnte nicht die Erfindung der Videoaufzeichnung für die Soziologie

einmal eine ähnliche Bedeutung haben wie die Erfindung des Mikroskops für die Biologie? Es liegt auf der Hand, daß die Beantwortung dieser Frage von der weiteren Entwicklung des Faches Soziologie selbst abhängt. Auch so können aber bereits zwei wesentliche Implikationen der soziologischen Verwendung von Videoaufzeichnungen natürlicher Interaktionsvorgänge angegeben werden. Zum einen dürfen derartige Videoaufzeichnungen nicht einfach als ein willkommenes Instrument zur Verbreiterung der Datenbasis betrachtet werden, vielmehr ist davon auszugehen, daß sie die Generierung von Daten ermöglichen, die einem prinzipiell anderen Typus zuzurechnen sind als jene Daten, mit welchen die Soziologie bisher zu arbeiten gewohnt ist.²¹ Zum andern darf die Hörbarkeit und Sichtbarkeit eines sozialen Objekts, die ja dessen Aufzeichnung überhaupt erst ermöglichen, nicht als selbstverständlich hingenommen werden, vielmehr müßte der Analytiker auch zeigen können, inwiefern die audiovisuelle Wahrnehmbarkeit ein Produkt der spezifischen sozialen Organisation eines interaktiven Objekts bildet. Die Abbildbarkeit wird somit als ein Strukturmerkmal des zu untersuchenden Objekts in der Analyse selbst thematisch.²²

3. Auf der Grundlage der audiovisuellen Aufzeichnungen werden dann in den meisten Fällen Transkriptionen erstellt. Dieser erfahrungsgemäß sehr zeitraubende Arbeitsschritt ist zumindest aus zweierlei Gründen erforderlich. Erstens ist die Analyse am Material darauf angewiesen, daß das Material selbst in einer problemlos verfügbaren, bearbeitbaren, zergliederbaren, vergleichbaren, memorierbaren (?) und rasch rezipierbaren Form präsent ist, und diese Bedingungen werden am ehesten dadurch erreicht, daß aus dem Nacheinander des Interaktionsablaufs das Nebeneinander eines fixierten Beschreibungstextes wird, daß also, mit anderen Worten, der transitorische Charakter eines Gesprächsgeschehens in der "eingefrorenen" Dauerhaftigkeit eines Notats aufgehoben wird. Zweitens werden Transkripte deshalb benötigt, weil ethnomethodologische und konversationsanalytische Arbeiten der Verpflichtung unterworfen sind, dem Leser einen Nachvollzug der Analyse anhand des dem Autor selbst zur Verfügung stehenden Datenmaterials zu ermöglichen. Diese "materiale Begründung" (Garfinkel) der vorgestellten Analyse erfolgt im Fall konversationsanalytischer Arbeiten durch die Einfügung entsprechender Transkriptionsausschnitte.

Die an dieser Stelle naheliegende Frage, wie genau denn ein Transkript für die konversationsanalytische Arbeit zu sein habe, ist meiner Ansicht nach bisher viel zu normativ diskutiert worden. Nicht gesehen wurde, daß diese Frage und ihre Beantwortung von dem Fortschreiten der materialen Analysen selbst abhängen. So arbeitete etwa Harvey Sacks, wie seine Dissertation und seine frühen "Lectures" erkennen lassen, zunächst nur mit ortho-

graphisch normierten, also standardsprachlich verschrifteten Transkriptionstexten. Als sich an diesen Texten soziologisch relevante Ordnungszusammenhänge nachweisen ließen, war der nächste Schritt, die tatsächliche Äußerungsrealisierung der Gesprächsteilnehmer in der Transkription genauer zu berücksichtigen, um analytisch klären zu können, ob sich auch in diesem Untersuchungsbereich soziologisch relevante Strukturen reproduzieren. Um ein Beispiel zu nennen: Früher wurde ein im Gespräch auftretendes Lachen mit dem Transkriptionskommentar "Lachen" notiert. Erst Jahre später ging Gail Jefferson dazu über, die Einsatzpunkte, Silben und Lautmodulationen des Lachens präzise festzuhalten, und mit diesen Transkripten war dann der Nachweis möglich, daß die so chaotisch erscheinende Abwicklung des gemeinsamen Lachens in der Interaktion ein hochorganisierter, geordneter Vorgang ist (s. hierzu Jefferson, 1979a,b; Jefferson/Sacks/Schegloff, o.J.).

Ein weiteres Moment, das den angestrebten Genauigkeitsgrad der konversationsanalytischen Transkripte beeinflußt, betrifft die Lesbarkeit der Transkriptionstexte. Da diese Texte für Soziologen lesbar bleiben sollen, und der Konversationsanalytiker bei seiner Arbeit erklärtermaßen von seinem Wissen, seiner Kompetenz als sozialisiertes Gesellschaftsmitglied Gebrauch macht (s.u.), verbietet sich eine phonetische Transkription. Bewährt hat sich eine Form der orthographisch kontrollierten Transkription, die die gesprochenen Äußerungen in ihrer besonderen (z.B. dialektalen) Realisierungsform bewahrt, und die mit einer Reihe diakritischer Zeichen (etwa zur Markierung simultaner Gesprächsabschnitte) angereichert ist. (Eine Übersicht über das in der Konversationsanalyse gebräuchliche Transkriptionssystem findet sich etwa in Psathas, 1979, S. 287-292.)²³

4. Der Umweg über eine Transkription des aufgezeichneten Geschehens ist aber für die konversationsanalytische Arbeit nicht ohne Tücken. Denn die Planizität des Transkriptionstexts kann den Analytiker immer wieder dazu verleiten, die Sukzessivität des abgebildeten Geschehens aus den Augen zu verlieren. Das Transkript eines Gesprächs darf aber bei der Analyse nicht als 'zeitloser Text' betrachtet werden, in dem der gleichsam allwissende Analytiker von einem Punkt zum andern springen kann und nichts anderes zu tun braucht, als fertige Objekte einzusammeln; das Transkript ist vielmehr bei jedem analytischen Schritt gleichsam aus der Perspektive der Gesprächsteilnehmer als zeitliches Abbild einer linear ablaufenden, sich aufschichtenden sprachlichen Interaktion zu behandeln.

An diesem Punkt ist zu erkennen, daß das ethnomethodologische Interesse am Vollzugscharakter von sozialer Wirklichkeit im Rahmen der Konversationsanalyse seinen Ausdruck darin findet, daß der Zeitlichkeit von so-

zialer Interaktion eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. Das, was der Analytiker in einem Transkript – also im nachhinein – als “Struktur” oder “Objekt” erkennt, ist für ihn etwas, das im Verlauf der Interaktion von den Interagierenden selbst hervorgebracht, reproduziert wurde und im weiteren Fortgang des Geschehens möglicherweise bestimmte Veränderungen durchläuft. So zeigt etwa Charles Goodwin (1977, 1979a) in seinen Untersuchungen, daß nahezu alle bisherigen Versuche einer genauen Definition der Grenzen eines Redezugs (‘turn’) daran gescheitert sind, daß sie es versäumt haben, in einem Redezug ein sich zeitlich entwickelndes, fortwährend transformierbares Ereignis zu sehen, dessen Grenzen an verschiedenen Zeitpunkten im Ereignisablauf eben jeweils unterschiedlich sein können. Die möglichen Grenzen und möglichen Grenzverschiebungen eines Redezugs ergeben sich erst in seinem Vollzug. Ebensovienig wie andere Gesprächsobjekte kann ein Redezug daher als eine statische Einheit mit festen und über die Zeit hinweg gleichbleibenden Grenzen definiert werden. – Ich denke, dieses Beispiel zeigt deutlich, welche zentrale Rolle die Verlaufsanalyse im Rahmen konversationsanalytischer Untersuchungen spielt.

5. Die analytische Maxime, die Harvey Sacks den Studenten in seinen Seminaren und Vorlesungen in immer neuen Reformulierungen nahebrachte, lautete: “Can we find order? Can we provide for that order?”²⁴ Wenn man sich in seiner Analyse von dieser Maxime leiten läßt, dann besteht der erste, entscheidende Schritt darin, in dem Untersuchungsmaterial bestimmte Gleichförmigkeiten oder Regelmäßigkeiten aufzufinden, also durch Beobachtung eine Geordnetheit oder Struktur festzustellen. Diese Aufgabe ist deshalb schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen mag, und ohne besondere Schulung des Auges (bzw. des Ohres) kaum zu erfüllen, weil derartige Ordnungsmerkmale auch und gerade an solchen Stellen zu finden sind, an denen man sie zunächst aus keinem plausiblen Grund erwarten kann. Als eindrucksvolles Beispiel wäre hier etwa zu nennen Gail Jeffersons (1978a) Beschäftigung mit “a possible orderliness to what might be treated as merely sloppy talk; specifically, an orderliness to the occurrence of lax pronunciations of affirmative/negative tokens”. – Entscheidend ist hier also, mögliche Untersuchungsphänomene nicht einfach über eine Liste von im vorhinein feststehenden Fragen zu lokalisieren, sondern sich vom Untersuchungsmaterial selbst vorgeben zu lassen und durch genaue Beobachtung einzuholen. Die Konversationsanalyse ist in diesem Punkt wesentlich eine beobachtende Disziplin.

Erst mit der Feststellung eines Ordnungsmerkmals eröffnet sich auch die Möglichkeit, dieses genauer zu untersuchen. Ausgangspunkt ist hierbei die Überlegung, daß beobachtbare Geordnetheiten keine Zufallsprodukte

bilden, sondern systematisch produzierte Erzeugnisse sind, und zwar Erzeugnisse der methodischen Lösung struktureller Probleme der Interaktionsorganisation. In einem zweiten analytischen Schritt wird daher zunächst versucht, das "Problem" zu rekonstruieren, dessen methodische Lösung zu der beobachteten Gleichförmigkeit geführt hat. Im Hinblick auf den Status dieses "Problems" ist dabei, wie Schegloff/Sacks (1973, S. 290) am Beispiel der Gesprächsbeendigungsphase deutlich machen, folgendes zu beachten:

"It should be clearly understood that the 'closing problem' we are discussing is proposed as a problem for conversationalists; we are not interested in it as a problem for analysts except insofar as, and in the ways, it is a problem for participants. By 'problem' we do not intend puzzle, in the sense that participants need to ponder the matter of how to close a conversation. (...) The problem we are concerned with sets up the possibilities of a practical problem but does not require that such practical problems occur."

Was Schegloff/Sacks hier formulieren, gilt prinzipiell für konversationsanalytische Untersuchungen: Probleme und Fragen, die bei der Arbeit am Untersuchungsmaterial auftauchen, sind für den Analytiker nur dann relevant, wenn es ihm gelingt, sie in Probleme und Fragen zu transformieren, die strukturelle Sachverhalte der Interaktion betreffen und von den Interagierenden selbst auf methodische Weise zu lösen sind.

Der dritte Schritt in der Analyse besteht dann darin, den methodischen Apparat zu beschreiben, mittels dessen die Handelnden ihre Interaktion abwickeln können und der dafür sorgt, daß die strukturellen Probleme der Gesprächsorganisation für die Interagierenden "unproblematische Probleme" bleiben.²⁵ Der Anspruch konversationsanalytischer Untersuchungen geht nun dahin, diesen Apparat so zu konstruieren, daß mit ihm nicht nur die Gesprächsdaten, an denen er entwickelt wurde, sondern auch ganz anderes Untersuchungsmaterial abgedeckt werden können. In diesem Sinn ist es ein Ziel der konversationsanalytischen Arbeit, die "anonyme Maschine" (Sacks) zu bestimmen, welche unabhängig von den jeweils besonderen Umständen und Gegebenheiten einer Interaktionssituation im Handeln der Beteiligten immer wieder die Geordnetheit und Strukturiertheit dieser Interaktion hervorbringt.

6. Das Augenmerk konversationsanalytischer Untersuchungen richtet sich nicht allein darauf, für beobachtbare Strukturmerkmale der sprachlichen Interaktion die jeweiligen formalen, methodischen Erzeugungsprinzipien zu rekonstruieren. Menschen bewegen sich in ihren Äußerungen und in ihrem Verhalten nicht wie Züge auf Schienen. Indem sie sich in ihrem Ver-

halten der "Gesprächsmaschine" bedienen, setzen sie zwar bestimmte Strukturzwänge in Kraft, denen sie dann selbst und natürlich auch ihre jeweiligen Interaktionspartner unterworfen sind. (Jemand, der eine Geschichte zu erzählen beginnt, verpflichtet sein Gegenüber zum Zuhören und unterwirft sich gleichzeitig selbst dem Zwang, die Geschichte auch zu Ende zu erzählen.) Doch der tatsächliche Gesprächsverlauf wird nicht allein durch das bestimmt, was in der Interaktion an Strukturzwängen aufgebaut wurde und aufgebaut wird, sondern auch durch das, was die Interagierenden jeweils aus diesen Strukturbedingungen machen. Die von Jefferson (1972, S. 315) eingeführte Unterscheidung zwischen "structural provisions" und "participants' work" (— "where a given segment of talk is the result of the cooperation of those two") bezeichnet genau diesen Sachverhalt. So können sich etwa die Teilnehmer an einem Gespräch häufig zwischen verschiedenen — auch formal beschreibbaren — Handlungsalternativen entscheiden (z.B. ob sie eine Einladung annehmen oder ablehnen), sie können statt der erwarteten Antwort auf eine Frage zunächst eine Gegenfrage formulieren (vgl. Schegloff, 1972, S. 77 ff.), oder sie können durch entsprechende Äußerungen die Expansion eines in Kraft gesetzten Strukturschemas erreichen und so eine für sie unangenehme Äußerungsposition vermeiden (vgl. Jefferson/Schenkein, 1977). — Konversationsanalyse ist meiner Ansicht nach beides: Strukturanalyse und Interaktionsanalyse, wenngleich nicht immer beides zugleich (vgl. zu dieser Problematik, die auch die Frage der Einbeziehung des Kontexts umfaßt, vor allem Button 1977; Moerman 1972a; Sacks/Schegloff/Jefferson, 1974, S. 699; Schegloff, 1972, S. 115; Turner, 1976).

7. Im extremen Gegensatz zur Konversationsanalyse stehen Untersuchungsansätze und -interessen, die an den Texten oder Transkripten, mit denen sie sich beschäftigen, eine Art Rasterfahndung betreiben: das Untersuchungsmaterial unter vorgegebene Kategorien und Unterscheidungen subsumieren und damit als etwas immer schon Bekanntes und Erkanntes traktieren. Demgegenüber wird in der konversationsanalytischen Arbeit darauf beharrt, daß gerade auch die Bildung einer theoretischen Begrifflichkeit nicht anders erfolgen kann als an und aus dem Untersuchungsgegenstand selbst, — durch Anschauung und durch eine Art "analytische Beschreibung", sowie mit Geduld und Augenmaß.

In diesem Prozeß sind zwei Punkte von Bedeutung: Erstens, der Konversationsanalytiker greift in seiner Arbeit zwangsläufig immer wieder auf das intuitive Verständnis zurück, das er als kompetentes Mitglied einer Sprachgemeinschaft von dem als Untersuchungsmaterial vorliegenden Interaktionsgeschehen hat (vgl. hierzu Turner, 1970, S. 177). Seine Aufgabe besteht dann aber darin, gleichsam einen Schritt von seinem intuitiven Ver-

ständnis zurückzutreten und zu explizieren, welche (ethno-)analytischen Mittel und Techniken ihm zu seinem Verständnis verholfen haben (vgl. als exemplarische Studie hierzu Sacks, 1972a). Der zweite bedeutsame Punkt betrifft eine analytische Maxime, die in einem gewissen Widerspruch zu dem eben dargestellten Sachverhalt zu stehen scheint. Diese Maxime besagt, daß sich die Analyse mit den Äußerungen der Interagierenden zu beschäftigen hat und nicht mit den vom Analytiker produzierten Interpretationen und Umschreibungen dieser Äußerungen. Wenn nämlich ein Analytiker zunächst mit seinen eigenen Worten paraphrasiert, was ein Sprecher mit seiner Äußerung hatte sagen wollen, und dann nur noch seine eigene Paraphrase analysiert, begibt er sich der Chance, soziale Organisationsformen in interaktiven Detailzusammenhängen zu entdecken, und er verschenkt im Grunde gerade die analytischen Möglichkeiten, die ihm allein das nicht-imaginierte Untersuchungsmaterial eröffnet. So wäre es etwa, um ein Beispiel zu nennen, ein folgenschwerer Fehler, die unvollständig gebliebene Äußerung eines Sprechers zunächst durch interpretative Annahmen darüber, was der Sprecher hatte sagen wollen, zu vervollständigen. Es wäre nämlich damit bereits die analytisch zu prüfende Möglichkeit ausgeschlossen, daß das Unvollständiglassen einer Äußerung von dem Sprecher als eine kunstvolle, bestimmten interaktiven Zwecken dienende Gesprächstechnik eingesetzt werden kann (vgl. zu diesem Beispiel Schenkein, 1971, Kap. I; Sacks, 1974, S. 342).

Ich will meine Darstellung der analytischen Mentalität der Konversationsanalyse an dieser Stelle beenden. Fortsetzungen, Ergänzungen oder gegenläufige Ansichten zu meiner Darstellung lassen sich finden in Arbeiten, die sich unter theoretisch-methodologischen Gesichtspunkten mit dem Ansatz der Konversationsanalyse (vgl. Coulter, 1979b; Cuff, 1977; Eglin, 1980; Turner, 1970, 1976; Wootton, 1975) oder mit dem Verhältnis der Konversationsanalyse zur Sprechakttheorie (vgl. Streeck,²⁶ Turner, 1968, Kap. II, 1975) bzw. zur traditionellen Soziolinguistik (vgl. Gazdar, 1979) beschäftigen. Einen genaueren Einblick in die Arbeitsweise und in die – wenn man so will – Methodologie der Konversationsanalyse bieten aber auf jeden Fall die materialen Untersuchungen, in denen sich ja auch oft – wenn die Autoren es von der Sache her für erforderlich hielten – methodologische Überlegungen finden. (Sie. etwa zum Rekurs des Analytikers auf sein Alltagswissen Moerman, 1972a; zum Problem der Eindeutigkeit/Ambiguität von Äußerungen Schegloff, 1978a; zum Problem der Identifizierung einzelner Sprecher beim Transkribieren Speier, 1972. Die ausführlichsten Diskussionen methodologischer Fragestellungen der Konversationsanalyse finden sich in der Dissertation von Schenkein, 1971, sowie in den "Lectures" – insbesondere denen des Jahres 1971 – von Harvey Sacks.)

III.

Die folgende Übersicht über die wichtigsten bisherigen Untersuchungsbereiche der Konversationsanalyse muß in verhältnismäßig groben Strichen vorgenommen werden. Das ist zwar – weil Übersichten das eben so an sich haben – nicht sonderlich überraschend, aber dennoch bedauerlich, – bedauerlich vor allem deshalb, weil der mittlerweile entstandene Integrations- und Differenzierungsgrad der konversationsanalytischen Forschung auf diese Weise kaum angemessen darzustellen ist. Um diesen Mangel etwas zu kompensieren, habe ich dort, wo es mir sinnvoll erschien, einzelne Arbeiten zuweilen bei mehreren Untersuchungsbereichen aufgeführt. Von Nutzen dürfte auch sein, wenn ich hier gleich einige Texte zur möglichen Ergänzung meiner Übersicht nenne, – so etwa das Einführungsbuch von Speier (1973), den Nachruf von Coulter (1976) auf Harvey Sacks mit einer Auflistung der von ihm bearbeiteten Forschungsthemen sowie die Darstellung der Konversationsanalyse in Coulthards (1977, S. 52-92) Buch zur Einführung in die Diskursanalyse.²⁷

Die Organisation des Sprecherwechsels im Gespräch

Ein zentrales Thema der Konversationsanalyse, das sich aus ihrem ethnomethodologisch begründeten Interesse an Vollzugsformen und Verlaufsstrukturen ergibt, ist die Ablauforganisation der sprachlichen Interaktion. Dem liegt die Überlegung zugrunde, daß die Gesprächsstrukturen, die sich in und mit den Äußerungen der Gesprächsteilnehmer etablieren, in einem reflexiven Prozeß nun ihrerseits die Rolle und Funktion dieser Äußerungen wesentlich bestimmen. Aufgabe der Analyse ist es daher, die Komponenten zu rekonstruieren, die dafür sorgen, daß die gesprächsstrukturelle Positionierung einer Äußerung deren interaktive Bedeutung so entscheidend prägen kann.

Ausgehend von der Beobachtung, daß Gespräche zumeist eine alternierende Sprecherabfolge aufweisen, d.h. daß die Äußerungen der Beteiligten "Zug um Zug" aufeinanderfolgen, haben Sacks/Schegloff/Jefferson (1974) ein elementares System der Gesprächsorganisation erarbeitet, das insbesondere regelt, welcher Gesprächsteilnehmer an welchen Stellen im Vollzug einer Äußerung als nachfolgender Sprecher in Aktion treten kann bzw. soll. Dieses System ist insofern ein lokal regulativer Apparat, als es mit dem Beginn eines Redezugs in Funktion tritt, in dessen Vollzug den nachfolgenden Sprecher selektiert und die Stellen für einen möglichen Sprecherwechsel festlegt, sowie nach erfolgtem Sprecherwechsel wieder von vorne zu arbeiten beginnt.

Im Zusammenhang mit diesem elementaren System zur Regelung der Äußerungsabfolge (s. hierzu auch Sacks, o.J.) stehen nun Untersuchungen über die Platzierung und interaktive Bewältigung von Gesprächsabschnitten, in denen sich die Äußerungen zweier Sprecher kurzzeitig überlappen (Jefferson/Schegloff, o.J.; Schegloff, 1973), Untersuchungen über die interaktiven Funktionen derartiger Redeüberlappungen (Jefferson, 1973) sowie Untersuchungen über das Vorkommen und die soziale Bedeutung von simultanen Gesprächsphasen, die aufgrund ihrer Platzierung als "Unterbrechungen" charakterisiert werden müssen, in der Mann-Frau-Interaktion (Zimmerman/West, 1975; West/Zimmerman, 1977).²⁸

Die interaktive Konstruktion des einzelnen Redezugs

Konversationsanalytisch wird der "turn", also der einzelne Redezug eines Gesprächsteilnehmers als Grundeinheit der sprachlichen Interaktion eingeführt. Das impliziert jedoch nicht, daß die Entscheidung darüber, wann ein Redezug abgeschlossen ist, vom Sprecher allein getroffen wird. Zwar ist davon auszugehen, daß in der Produktion einer Äußerung in diskreten Abständen Stellen auftauchen, an denen es möglich ist, diese Äußerung als abgeschlossen zu betrachten. Es wäre jedoch — nach Sacks et al. (1974, S. 726 f.) — falsch, "Redezüge als Einheiten zu behandeln, die eine Art Arbeitsteilung implizieren, bei der der Sprecher die Einheit und deren Grenzen bestimmt und es Aufgabe der anderen Beteiligten ist, diese zu erkennen. (...) Der Redezug als eine Einheit wird interaktiv bestimmt."

Wird dieses zentrale Strukturmerkmal der Sprecherwechselorganisation innerhalb von Gesprächen ignoriert, dann müssen natürlich Vorstellungen über die Ablauforganisation der sprachlichen Interaktion entstehen, die von einer Art Dampfmaschinenmodell beherrscht werden: Gespräch ist danach nichts anderes mehr als der Austausch monologisch produzierter, fertig abgepackter Redestücke. Es ist das Verdienst von Charles Goodwin (1977, 1979a), in seinen Untersuchungen gezeigt zu haben, daß entsprechend dem konversationsanalytischen Sprecherwechselmodell nicht nur die Redezugabfolge, sondern gleichsam auch das "Innere" eines Redezugs ein sozial organisiertes und interaktiv kontrolliertes Terrain bildet. Goodwin weist insbesondere auch nach, daß bei der Konstruktion von Redezügen in einer Face-to-face-Interaktion der Blickkontakt zwischen dem Sprecher und einem (potentiellen) Rezipienten eine entscheidende Rolle spielen kann. Andere Untersuchungen zur redezuginternen Organisation beschäftigen sich mit der Frage, ob ein Sprecher die Formulierung seiner Äußerung vielleicht deshalb zu ändern beginnt, weil der Rezipient nicht frühzeitig während der im Entstehen begriffenen Äußerung, d.h. an bestimmten "recognition points" (Jefferson, 1973), eine zumindest minimale Reaktion erkennen läßt (vgl. Bergmann, 1980) bzw. durch sein Schwei-

gen frühzeitig seine ablehnende Haltung indiziert (vgl. Pomerantz, 1975, 1979a).

Die sequenzielle Struktur des Interaktionsgeschehens

Eine Äußerung kann sequenzielle Implikationen haben, insofern sie für den (oder die) nachfolgenden 'turn(s)' festlegt, von welchem Sprecher, mittels welcher Aktivität, über welchen Äußerungstypus o.a. er realisiert werden soll. Bei dieser vorgreifenden sequenziellen Strukturierung spielen sog. Paarsequenzen ("adjacency pairs") eine wichtige Rolle. Hierbei handelt es sich um zwei paarweise aneinandergekoppelte, von zwei verschiedenen Sprechern produzierte Äußerungen, von denen – wie etwa bei der Frage-Antwort-Sequenz oder bei der Paarsequenz der Begrüßung – die Realisierung der ersten eine normative Erwartung im Hinblick auf die unmittelbar nachfolgende Realisierung einer dem initiierten Paarsequenztypus adäquaten zweiten Äußerung erzeugt (s. Schegloff/Sacks, 1973, S. 295 ff.; Sacks/Schegloff/Jefferson, 1974, S. 716 f.; Goffman, 1976; Vuchinich, 1975).

Inhaltlich lassen sich die beschriebenen Interaktionssequenzen nach dem jeweils besonderen Sequenztypus differenzieren, der durch die sequenz-initiierende Sprechhandlung festgelegt ist. Formale Strukturen dieses sequenziellen Geschehens lassen sich bestimmen, wenn man der Frage nachgeht, mit welchen Modifikationen die Interagierenden die einzelnen von dem Sequenzformat vorgegebenen Äußerungspositionen durchlaufen. So haben die Interagierenden etwa die Möglichkeit, vor der Durchführung einer Kernsequenz zum Zweck der Vorankündigung, Einleitung oder Vorbereitung eine Prä-Sequenz vorzuschalten (vgl. Sacks, 1976a; Terasaki, 1976; Schegloff, 1979a, S. 49, 1980; Atkinson/Drew, 1979, S. 141 ff.), mit deren Hilfe sie eventuell sogar eine für sie unangenehme Äußerungsposition vermeiden können. Eine andere Möglichkeit besteht darin, das sequenziell induzierte Erwartungsschema vorübergehend außer Kraft zu setzen, d.h. den Ablauf der Hauptsequenz zu unterbrechen und vor dessen Wiederaufnahme bestimmte Nebensequenzen abzuwickeln (Jefferson, 1972) bzw. kurze Sequenzen einzuschieben, deren Sinn und Zweck es ist, die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Fortsetzung der Hauptsequenz zu schaffen (Schegloff, 1972). Sequenzen, in denen es um Verständigungsprobleme geht, haben typischerweise einen solchen insularen Charakter, da sie ja den Zweck erfüllen, bestimmte Voraussetzungen für die Kommunikation sicherzustellen (s.u.). Daneben besteht noch die Möglichkeit, daß es durch ein entsprechendes Äußerungsverhalten der Interagierenden zur Expansion einer Sequenz insgesamt kommt, was dann z.B. so weit führen kann, daß ein Angebot von Sprecher A und dessen mehrmalige Zurück-

weisung und letztlich Annahme durch Sprecher B ein ganzes Gespräch okkupiert (vgl. Davidson, 1975, S. 38 ff.; Jefferson/Schenkein, 1977).

Gesprächsobjekte: Äußerungsstrukturen und Interaktionssequenzen

Bis heute haben sich konversationsanalytische Arbeiten mit einer Vielzahl von inhaltlich bestimmten "conversational objects" befaßt. Weil ich den Eindruck habe, daß die Konversationsanalyse oftmals allein mit dem von Sacks/Schegloff/Jefferson entwickelten 'turn-taking'-Modell in Verbindung gebracht wird und ihre anderen Untersuchungsobjekte zumeist nur sehr selektiv zur Kenntnis genommen werden, will ich im folgenden aus der Fülle der bearbeiteten Untersuchungsthemen eine kleine Auswahl vorstellen, ohne damit natürlich einen Anspruch der Repräsentativität oder gar Vollständigkeit zu verknüpfen. Konversationsanalytische Arbeiten haben sich beschäftigt –

- mit den besonderen Strukturmerkmalen einzelner Äußerungstypen, wie etwa: Beschwerden (Turner, 1976), Anschuldigungen (Pomerantz, 1978a; Watson, 1978), Fragen (Churchill, 1978; Schegloff, 1978a), "snubs" (Turner, 1970), Wünschen (Wootton, 1978b), Aufzählungen (Jefferson, 1980b), sowie mit bestimmten Präsuppositionen (Sacks, 1975; Coulter, 1979a) bzw. der Eindeutigkeit/Ambiguität (Schegloff, 1978a) von Äußerungen;
- mit den spezifischen Merkmalen einzelner Interaktionssequenzen, wie etwa denen der Identifizierung (Schegloff, 1979a; Schenkein, 1971, 1978c, 1978d), der Fokussierungsaufforderung (Schegloff, 1967, 1968), der Bewertung (Pomerantz, 1975, 1978b, 1979), des Lachens (Jefferson, 1979a, 1979b; Jefferson/Sacks/Schegloff, o.J.; Schenkein, 1972) des "trouble-talk" (Jefferson, 1979b, o.J.), der Wunscherfüllung und Wunschverweigerung (Wootton, 1978a), der Informationsübermittlung (Goldberg, 1975; Terasaki, 1976), des Streitens (M. Goodwin, 1978), des "fishing for" (Pomerantz, 1980), des Provizierens einer zunächst ausgebliebenen Antwort (Pomerantz, 1979b; Bergmann, 1979), des "Dis-Engagement" und "Re-Engagement" im Gespräch (C. Goodwin, 1979b), der metakommunikativen "formulations" (Heritage/Watson, 1979), des Vorwerfens (Drew, 1978; M. Goodwin, 1978);
- mit den sozialen Organisationsweisen einzelner kommunikativer Gattungen, wie etwa: der Beschreibung von Episoden (Twer, 1972), der Sachverhaltsdarstellung (Kallmeyer/Schütze, 1977), der Erzählung im Gespräch (Cuff/Francis, 1978; Jefferson, 1978b; Moerman, 1973; Ryave, 1973, 1978; Sacks, 1971; M. Goodwin, 1978), des "He-said-she-said speech event" von schwarzen Großstadtjugendlichen (M. Goodwin, 1978), dem Erzählen von Witzen (Sacks, 1974, 1978);
- mit den charakteristischen Merkmalen von Interaktionsmodalitäten, etwa denen des Spiels (Speier, 1969), denen der Exaltation (Kallmeyer, 1979b) oder denen der "Dienstleistungsmodalität" in Taxigesprächen (Dietz, 1980);
- mit den spezifischen sozialen Organisationsformen der nicht-verbalen Interaktion (C. Goodwin, 1977, 1979a,b; Heath, 1978, 1980; Schegloff, 1978b; Sudnow, 1972b), sowie

- mit den besonderen kommunikativen Leistungen der Zuhörer und mit den Prozessen der Verständigungssicherung, wie etwa: mit den in die sequenzielle Gesprächsorganisation eingebauten Methoden des Fremdverstehens (Moerman/Sacks, 1971), mit den Strukturen des Fremdverstehens (Sharrock/Katz, 1977) und des Mißverstehens (Schwartz, 1977), mit der Verwendung von Pronomen und deren Bedeutung für die Verständnisabsicherung (Sacks, 1976c; Watson, 1975), mit besonderen Mechanismen, wie etwa dem 'Amplitude Shift Mechanism', mittels derer ein Sprecher seine Kooperativität signalisieren kann (Goldberg, 1978), mit den "poetischen" Mustern der Alltagssprachlichen Kommunikation, die in verblüffenden phonologischen Ähnlichkeiten und lexikalischen Zusammenhängen zu finden sind und die – so die These – die Aufmerksamkeit des jeweiligen Sprechers unter Beweis stellen (Sacks, Lectures 1971; Jefferson, 1978a, 1980b; Coulthard, 1977, S. 88 ff.), sowie mit dem Format und der Platzierung von Hörerreaktionen (Heritage, 1979, 1980; J.M. Atkinson, 1980; C. Goodwin, 1977).

Die übergreifende strukturelle Organisation

Das System zur Regelung des Sprecherwechsels in alltäglichen Gesprächen ist ein lokal regulativer Mechanismus, der immer nur den Übergang von einem Redezug zu einem nachfolgenden organisiert. Dieses System übergreifend wirkt nun parallel eine strukturelle Organisation, die einerseits die Aufgabe hat, den lokal regulativen Mechanismus des Sprecherwechsels in bzw. außer Kraft zu setzen, und die andererseits den Zusammenhalt des Gesprächs, und das heißt: die Entwicklung des Gesprächsthemas unter Kontrolle zu halten hat. Die erste Bestimmung betrifft zunächst einmal die Organisation der Gesprächseröffnungsphase, mit der sich eine Reihe von Arbeiten beschäftigt hat (Atkinson/Cuff/Lee, 1978; Bergmann, 1979; Sacks, 1975, o.J.; Schegloff, 1967, 1968, 1979a; o.J.; Turner, 1970, 1972). Außerdem betrifft diese Bestimmung natürlich auch noch die Organisation der Beendigungsphase von Gesprächen und auch diesem Thema haben sich einige konversationsanalytische Studien gewidmet (Button, 1979; Davidson, 1975, 1978; Schegloff/Sacks, 1973).

Erhebliche Probleme wirft die dritte Komponente dieses Organisationszusammenhangs, die thematische Organisation von Gesprächen auf. Es ist immer noch einigermaßen unklar, was ein Thema ist bzw. konstituiert, und dementsprechend wird es dann auch schwierig, wenn die thematische Organisation von Gesprächen erfaßt und analysiert werden soll. Einer der Gründe für diese Schwierigkeit liegt vermutlich darin, daß hier eine Vielzahl verschiedener Organisationselemente ineinandergreift und das entstandene Endprodukt nur schwer mehr in eindeutiger Weise auf die einzelnen Organisationsaggregate zurückgeführt werden kann. Immerhin gibt es jedoch eine Reihe von Arbeiten, die sich mit einzelnen Aspekten der thematischen Organisation von Gesprächen befassen (Adato, 1971, 1979; Kallmeyer, 1978; Keenan/Schieffelin, 1976; Maynard, 1979; Schegloff/Sacks, 1973; Schenkein, 1971).

Kontextunabhängigkeit und Kontextsensitivität

Das gesprächsorganisatorische System zur Regelung des Sprecherwechsels funktioniert – zumindest nach dem Anspruch seiner Urheber – in seinen Hauptbestandteilen unabhängig vom Kontext der sprachlichen Interaktion, d.h. unabhängig vom Ort und Zeitpunkt des Gesprächsgeschehens und von der Identität der Beteiligten. Dem steht die Beobachtung gegenüber, daß – wie doch gerade Garfinkel immer wieder betont – jede einzelne Äußerung bestimmte kontextuelle und situative Bezüge, also eine indexikale Struktur aufweist. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, daß es gerade die kontextunabhängige Struktur der Gesprächsorganisation ist, die für die Gesprächsteilnehmer, oder besser: für die Gesprächsproduzenten festlegt, wie und wo im Vollzug der sprachlichen Interaktion die Kontextsensitivität sich entfalten kann. An diesem Punkt schlagen konversationsanalytische Autoren nun vor, "daß die häufig beschworene 'Kontextabhängigkeit' in der Weise untersucht werden muß, daß aufgezeigt wird, daß und wie die Interaktionsteilnehmer den Kontext analysieren und das Ergebnis ihrer Analyse bei der Abwicklung ihrer Interaktion anwenden. Wenn man behauptet, daß eine Interaktion kontextsensitiv ist, dann behauptet man damit, daß die Interagierenden kontextsensitiv sind, – und wie und bezogen worauf das so ist, ist ein empirisches Problem, das detailliert untersucht werden kann" (Schegloff, 1972, S. 115). Die Konversationsanalyse stellt sich also die Aufgabe, zu untersuchen, wie und wo die Interagierenden ihre Analyse und ihr Verstehen des Kontexts in ihren Äußerungen zum Ausdruck bringen und damit – reflexiv – den Kontext (re-)produzieren (Sacks, 1976b; Sacks/Schegloff/Jefferson, 1974, S. 699).

Ein wesentliches Prinzip der kontextsensitiven Partikularisierung von Äußerungen besteht nun darin, diese in ihrem Vollzug spezifisch auf ihren jeweiligen Adressaten zuzuschneiden. Wenn ein Sprecher diesem Postulat des rezipientenspezifischen Zuschnitts von Äußerungen ('recipient design': vgl. Sacks/Schegloff, 1979; Sacks/Schegloff/Jefferson, 1974, S. 727) folgen will, muß er vorher allerdings bestimmte Annahmen über das Vorwissen des Rezipienten machen. Hierzu wird er sich bestimmter Personenkategorien und Kategorisierungsregeln bedienen, deren Untersuchung in den Anfangsjahren der Konversationsanalyse einen breiten Raum einnahm (vgl. Sacks, 1966, 1967, 1972a,b, 1975, 1979; M. Atkinson, 1973; Lee, o.J.; Moerman, 1972b; Schegloff, 1972; Sharrock, 1974; Speier, 1970, 1973; Turner, 1968, 1972; Watson, 1975). Der lokale Partikularisierungsmechanismus des rezipientenspezifischen Zuschnitts spielt nun eine wichtige Rolle bei Referenzierungsvorgängen. Leicht kann es hier geschehen, daß der "Zuschnitt" einer Äußerung nicht angemessen ist, da der

Sprecher das Wissen seines Rezipienten entweder über- oder unterschätzt hat. Im Fall der Unterschätzung kann es dann zu einer Beschwerde von Seiten des Rezipienten kommen, während im Fall der Überschätzung zu- meist eine Referenzierungssequenz in Gang kommt (Sacks/Schegloff, 1979; Auer, 1980).

Aus meiner Darstellung ergibt sich, daß für die Konversationsanalyse jedes Gespräch, jeder Gesprächsvorgang einerseits im Hinblick auf seine jeweiligen situativen, ethnographischen Besonderheiten hin untersucht werden kann; andererseits können aber dieselben Gesprächsmaterialien auch "be- trachtet werden mit dem Ziel, aus ihren lokalen Besonderheiten die forma- le Organisation zu extrahieren, in die diese Besonderheiten eingegossen sind" (Schegloff, 1979a, S. 71). Für welche dieser beiden Richtungen, die ja keine sich ausschließenden Alternativen darstellen, sich konversations- analytische Untersuchungen jeweils entschieden haben, ist am besten den zahlreichen Arbeiten selbst zu entnehmen, die sich sprachlichen Interak- tionsvorgängen in spezifischen sozialen Kontexten gewidmet haben: Es gibt Studien über Kind-Kind oder Erwachsene-Kind-Interaktion (M. Good- win, 1978; Speier, 1969, 1970, 1972; Wootton, 1978a,b), über Beschwer- den bei der Polizei (Sharrock/Turner, 1978; Eglin, 1979), über Polizeiver- höre (Watson, 1979), Gerichtsverhandlungen (Atkinson, 1980; Atkinson/ Drew, 1979; Benson/Drew, 1978; Drew, 1978), medizinische Interaktion (Frankel, 1979; Anderson/Sharrock, 1979), Dienstleistungsinteraktion (Merritt, 1976; Frankel, 1977; Dietz, 1980), psychiatrisch/psychothera- peutische Interaktion (Turner, 1972, 1976; Coulter, 1975; Wootton, 1977; Bergmann, 1979), Telefongespräche mit einem Kriseninterventionszen- trum (Watson, 1975) oder einem Zentrum zur Verhinderung von Selbst- morden (Sacks, 1966, 1967, 1972b), schulische Interaktion (McHoul, 1978) sowie Interaktion in der sozialwissenschaftlichen (R.J. Anderson, 1977) und naturwissenschaftlichen (Lynch, 1979) Forschungsarbeit.

Überlagerung verschiedener Organisationsstrukturen

Eine einzelne Äußerung ist in keinem Fall das Ergebnis nur einer einzigen gesprächsorganisatorischen Struktur, sondern immer das Resultat mehrerer — zuweilen konkurrierender — Organisationsstrukturen. Neben den bereits beschriebenen Teilen der "Gesprächsmaschine" und dem Prinzip des rezipientenspezifischen Zuschnitts von Äußerungen, das u.a. die referen- zielle Organisation maßgeblich bestimmt, wurden in den vergangenen Jah- ren vorrangig zwei weitere Organisationsstrukturen ausführlich analysiert: Erstens, eine Organisationsstruktur, die die Initiierung und Ausführung von (Fremd- und Selbst-)Korrekturen innerhalb von Gesprächen bestim- men Regeln und Präferenzen unterwirft (vgl. Schegloff/Jefferson/Sacks,

1977; Schegloff, 1973, 1979b,c; Jefferson, 1974; Jordan/Fuller, 1975; Kallmeyer, 1977; Drew, 1979; Moerman, 1977); und zweitens eine Organisationsstruktur, die festlegt, unter welchen Präferenzbedingungen, in welchem Äußerungsformat, mit welchen sequenziellen Implikationen etc. zustimmende bzw. nicht-zustimmende Äußerungen in einem Gespräch formuliert werden (vgl. Pomerantz, 1975, 1978b, 1979a; Heritage/Watson, 1979; Lynch, 1979, Pt. II). Eine wichtige Aufgabe für die Konversationsanalyse liegt nun nicht nur darin, noch andere gesprächsorganisatorische Strukturen empirisch-analytisch zu bestimmen, sondern auch darin, die spezifischen Muster des Zusammenwirkens verschiedener organisatorischer Strukturen bei der Produktion einer einzelnen Äußerung genauer aufzuklären (vgl. Sacks/Schegloff, 1979; Pomerantz, 1978b; Bergmann, 1980).

IV.

Die Entwicklung des konversationsanalytischen Untersuchungsansatzes blieb in ihren Anfängen zunächst ganz auf die soziologischen Departments einiger weniger kalifornischer Universitäten beschränkt. Zu Beginn der 70er Jahre setzte dann – zögernd und mit dem Bekanntwerden der ethnomethodologischen Arbeiten Garfinkels und Cicourel's – auch eine Rezeption dieser Forschungsrichtung an anderen amerikanischen und kanadischen Universitäten, sowie in Großbritannien und etwas später auch in der BRD ein.²⁹ Auffallend dabei ist, daß diese Rezeption im anglo-amerikanischen Raum hauptsächlich in soziologischen und anthropologischen Fachkreisen vor sich ging, während sie im deutschsprachigen Raum in erster Linie innerhalb der Sprachwissenschaft stattfand.

Plausible Gründe für diese unterschiedliche Rezeptionsweise ließen sich sicher finden. Für die soziologische Seite könnte man etwa anführen, daß es innerhalb der deutschen Nachkriegssoziologie zu keiner Tradition einer qualitativen, ethnographisch-beobachtenden empirischen Forschung kam und man vor lauter Anstrengung, die Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis durch eine immer ausgefeiltere Methodologie abzusichern, die Sache selbst mehr und mehr aus den Augen verlor.³⁰ Wo andererseits die Gründe auf linguistischer Seite zu lokalisieren wären, müssen kompetentere Beobachter als ich beurteilen, – ein Eindruck von mir ist etwa, daß die (Wieder-)Entdeckung der pragmatischen Dimension der Sprache etwa in Gestalt der Sprechakttheorie die Linguisten in der BRD rascher als in anderen Ländern zu empirischen Untersuchungen veranlaßt hat. Wie dem auch sei, ich will mich hier nicht weiter mit den Gründen für die unterschiedliche Rezeptionsweise der Konversationsanalyse abgeben, sondern mit deren Folgen.

Prinzipiell ist es, so denke ich, ziemlich gleichgültig, ob sich nun Sprachwissenschaftler oder Soziologen mit der Analyse der lokalen Produktion von sozialer Ordnung und sozialer Wirklichkeit in der (sprachlichen) Interaktion beschäftigen. Ich meine aber auch, daß aufgrund der genuin soziologischen Tradition dieser Fragestellung Sprachwissenschaftler und Soziologen sich von recht unterschiedlichen Ausgangssituationen her auf dieses Thema zubewegen. Der Einfluß der Sprechakttheorie und eine allgemeine Pragmatisierung vieler sprachwissenschaftlicher Themenbereiche haben zwar dafür gesorgt, daß heute eine große Gruppe von Linguisten sich vorrangig mit Problemen und Aspekten einer Theorie des sozialen Handelns beschäftigt. Aber als Außenstehender wird man hier zumindest zweierlei feststellen: erstens, "daß hier im Grunde Soziologie betrieben wird" (C. Seyfarth)³¹, und zweitens, daß dabei eine auf den Gegenstand "Sprache" bezogene Perspektive immer wieder durchschlägt, was vor allem darin begründet ist, daß sich eingeeübte Beobachtungsweisen und Denkmuster nicht so einfach abschütteln lassen, und daß ganz offensichtlich auch die einschlägigen soziologischen Ansätze nicht entsprechend aufgearbeitet wurden.

Diese Einschätzung mag bereits einige Hinweise darauf geben, weshalb ich der oben geschilderten primär sprachwissenschaftlichen Rezeption der Konversationsanalyse im deutschsprachigen Raum doch eher kritisch gegenüberstehe. So wird es etwa für einen Linguisten mit konversationsanalytischen Interessen zweifellos schwierig werden, immer im Kopf zu behalten, daß sich seine Analyse nicht in erster Linie mit Sprache sondern mit Interaktion zu beschäftigen hat. Er muß sich in seiner Arbeit immer daran orientieren, daß die einzelne sprachliche Äußerung nur der "Gast" (Sacks) in einem Redezug ist. Das aber heißt zunächst einmal, daß ihm sein Wissen über Sprache nichts oder nur wenig bei der konversationsanalytischen Arbeit nützen wird, und es heißt weiter, daß ihm seine linguistischen Denkmuster manchmal geradezu hinderlich sein werden, um einen Blick zu entwickeln für die Prozesse der lokalen, reflexiven Produktion von sozialer Ordnung in der (sprachlichen) Interaktion.³² Vor dem Hintergrund dieses prinzipiellen Vorbehalts will ich im folgenden noch einige Mängel der deutschsprachigen Rezeption der Konversationsanalyse gesondert herausstellen.

Ein grundsätzlicher Kritikpunkt ist, daß einige deutschsprachige Autoren, die in ihren Arbeiten konversationsanalytische Konzepte einführen oder Untersuchungen referieren, ganz offensichtlich die Texte, auf die sie sich beziehen, nur sehr schlampig gelesen haben und daher recht verquere Darstellungen konversationsanalytischer Arbeiten liefern. Da dieser Kritikpunkt allgemeine Sorgfaltspflichten des wissenschaftlichen Arbeitens betrifft, deren Erfüllung man für gewöhnlich auch unterstellen sollen könnte,

bin ich an einer weiteren Erläuterung eigentlich nicht sonderlich interessiert. Weil aber diese Bemerkung, diese unschickliche, die Gesichter einiger Tagungsteilnehmer erröten ließ, will ich meine Behauptung an einem Beispiel konkretisieren und belegen, auch wenn's dabei etwas pedantisch und langweilig wird.

In ihrem Buch "Einführung in die Gesprächsanalyse" gehen Henne/Rehbock³³ auch auf die Struktur der Gesprächseröffnungsphase ein und beziehen sich dabei u.a. auf die von Schegloff (1968) vorgelegte Studie "Sequencing in conversational openings". Die entsprechende Passage lautet folgendermaßen:

"Die spezielle Struktur der Eröffnung von Telefondialogen hat Schegloff (1968) herausgearbeitet. Die a b a b usw.-Distributionsregel (Regel wechselnder Gesprächsschritte) hat er inhaltlich dahingehend spezifiziert, daß von einer Aufforderung-Antwort-Sequenz ('sequence of summons and answer') zu sprechen sei: Der 'Aufforderung' des Anrufers a, durch das Klingelzeichen kommuniziert, entspricht b (wenn er antwortet) z.B. durch Namensnennung und gibt damit eine 'Antwort'. Der Anrufer a selbst ist nunmehr verpflichtet, das Thema anzubieten, dessen Akzeptierung durch b die Gesprächseröffnung beendet. Da diese Akzeptierung durch Rückfragen hinausgeschoben werden kann, spricht Schegloff von der Unabgeschlossenheit ('non-terminality') der Eröffnungsphase, die sich zudem durch Nichtwiederholbarkeit ('non-repeatability') auszeichne (nach dem Motto: angerufen ist angerufen)" (Henne/Rehbock, 1978, S. 21 f.).

Diese Darstellung der Studie von Schegloff ist zwar nicht ganz falsch, es bleibt aber auch nicht viel Richtiges übrig, wenn man sie einmal an Schegloffs Originaltext überprüft. Ich will im folgenden nur einige ins Auge springende Punkte nennen:

1. Bei der Analyse der Eröffnungsphase von Telefongesprächen machte Schegloff die Beobachtung, daß es am unmittelbaren Gesprächsbeginn zu dem regelhaften Ereignis kommt, daß – unabhängig von den situationsexternen Identitäten der Beteiligten – die angerufene Partei (der "Empfänger") als erste spricht. Diese Beobachtung formulierte Schegloff dann um in die Distributionsregel: "the answerer speaks first." Von dieser Distributionsregel ist der Regelapparat zu unterscheiden, der in Zweiergesprächen die alternierende Sprecherabfolge a b a b erzeugt, und den Henne/Rehbock offensichtlich mit der Distributionsregel für erste Äußerungen in Telefongesprächen identisch setzen.

2. Schegloff konnte sich bei seiner Analyse auf einen Korpus von etwa 500 Telefongesprächen stützen, bei denen – bis auf eine Ausnahme – der Beginn der Eröffnungsphase entsprechend der Distributionsregel ablief. Diese eine Ausnahme, bei der nicht der Empfänger sondern der Anrufer als erster sprach, hat Schegloff nun nicht in der üblichen Form einer "deviant case analysis" durch ad-hoc-Erklärungen beseitigt, um auf diese Weise die Gültigkeit der Distributionsregel auch weiterhin behaupten zu können; er hat diesen Ausnahmefall vielmehr zum Anlaß genommen, sein Datenmaterial noch einmal unter der Fragestellung durchzuarbeiten: "Is this best treated as a deviant case, or would a deeper and more general formulation of the opening sequencing reveal properties of the initiation of talk that the distribution rule glosses over". – Als allgemeinere Formulierung für die Struktur der Initiierung von Telefongesprächen schlägt Schegloff dann die "summons-answer sequence" vor, – eine Formulierung, die mit dem Ausdruck "Aufforderung-Antwort-Sequenz" doch recht un-

genau ins Deutsche übertragen wird. (Ausgehend von dem Goffmanschen Begriff der fokussierten Interaktion, "that occurs when persons gather close together and openly cooperate to sustain a single focus of attention, typically by taking turns at talking", möchte ich stattdessen vorschlagen, von einer Sequenz von "Fokussierungsaufforderung" und "Fokussierungsbestätigung" zu sprechen.) Die gleich noch zu erläuternden Strukturmerkmale des Paarsequenztypus der Aufmerksamkeitsfokussierung gestatten es Schegloff nun, die Distributionsregel als eine Spezifizierung und den Ausnahmefall, der damit keiner mehr ist, als eine andere Spezifizierung dieses Sequenztypus zu beschreiben. – Da Henne/Rehbock es versäumen, auf das – für die Methodologie der Konversationsanalyse richtungsweisende – Vorgehen Schegloffs hinzuweisen, kann bei ihnen auch der Paarsequenztypus der Aufmerksamkeitsfokussierung als Spezifizierung der – von Schegloff als "Derivat" charakterisierten – Distributionsregel erscheinen.

3. Als ein Strukturmerkmal der Fokussierungssequenz stellt Schegloff deren "non-terminality" heraus. Darunter ist zu verstehen, daß diese aufmerksamkeitsstrukturierende Interaktionssequenz immer der Vorbereitung oder Einleitung einer nachfolgenden Aktivität des Sequenzinitiators dient und deshalb auch – im Gegensatz zu anderen Paarsequenztypen – nach der Reaktion des Rezipienten nicht abgeschlossen ist. Die Logik dieses Strukturmerkmals der "nonterminality" ist leicht zu erkennen: Die wechselseitige Fokussierung der Aufmerksamkeit zweier Personen ist ja kein sich selbst genügender Interaktionsvorgang, wohl aber eine elementare Voraussetzung für die Entstehung einer sozialen Beziehung und für das (Wieder-)Ingangkommen einer sozialen Interaktion. Die über die zweite Sequenzposition hinausgreifende sequenzielle Implikation dieses Paarsequenztypus manifestiert sich auch darin, daß der Rezipient einer Fokussierungsaufforderung seine Bestätigungsaussage oft in einer Frageintonation (z.B. *Ja?* oder *Bitte?*) realisiert. – Es ist demnach Unfug, wenn Henne/Rehbock unter dem von Schegloff eingeführten Konzept der "nonterminality" den Sachverhalt verstehen, daß in der Gesprächseröffnungsphase die Akzeptierung eines angebotenen Themas "durch Rückfragen hinausgeschoben werden kann".

4. Vollends daneben gerät den Autoren dann noch die Darstellung des zweiten von Schegloff eingeführten Strukturmerkmals der Fokussierungssequenz, deren "non-repeatability". Im Gegensatz zu einer Frage-Antwort-Sequenz, bei der nach erfolgter Antwort sogleich eine weitere Frage-Antwort-Sequenz sich anschließen kann, verhält es sich im Fall der Fokussierungssequenz so, daß nach der Bestätigung einer Fokussierungsaufforderung keine zweite Fokussierungssequenz durch den Sequenzinitiator initiiert werden kann/soll. Fokussierungsaufforderungen können, wenn sie vom Rezipienten nicht bestätigt werden, vom Sequenzinitiator in gleicher oder anderer Form wiederholt werden (der unter Punkt 2 beschriebene "Ausnahmefall", der zunächst nur als "Verletzung" der Distributionsregel erschien, stellt ein solches Ereignis dar). Hat aber ein Gesprächsteilnehmer seinem Partner bestätigt, daß er – seiner Aufforderung folgend – auf ihn hinorientiert ist, dann ist für ihn eine erneute Fokussierungsaufforderung seines Partners eine inadäquate Handlung (oder auch ein Zeichen dafür, daß seine Bestätigungsaussage nicht bei seinem Partner angekommen ist). – Wenn also Henne/Rehbock schreiben, daß sich die Eröffnungsphase "durch Nichtwiederholbarkeit ('non-repeatability') auszeichne (nach dem Motto: angerufen ist angerufen)", dann mögen sie sich zwar dabei vielleicht etwas gedacht haben (auch wenn mir schleierhaft bleibt, was), mit Schegloffs präzise analytisch bestimmtem Konzept

der "nonrepeatability" hat es jedenfalls nichts zu tun.*

Die Kritik der schlampigen deutschsprachigen Rezeption der Konversationsanalyse könnte sowohl an einigen anderen Stellen in Henne/Rehbocks Buch als auch an Arbeiten anderer Autoren weiter belegt werden. Aber das würde nichts bringen und wäre der Mühe nicht wert: es geht mir ja nicht darum, akribisch die Fehler anderer Leute aufzulisten, für mich manifestieren sich vielmehr in diesen Ungenauigkeiten und Schlampigkeiten ein Verständnis und ein Habitus des wissenschaftlichen Arbeitens, die völlig unvereinbar sind mit dem Genauigkeitsanspruch, der Gegenstandstreue und der besonderen analytischen Mentalität der Konversationsanalyse. Daß bei dieser Konstellation immer wieder mal Arbeiten entstehen, denen es an jeglichem Verständnis für die Besonderheiten des konversationsanalytischen Ansatzes mangelt, ist nicht weiter überraschend. Wer etwa unter Bezugnahme auf konversationsanalytische Texte damit beginnt, Sprecherwechselvorgänge zu kodieren, um einen korrelativen Zusammenhang zwischen "Turn-Taking Verhalten und sozialem Rang" zu errechnen,³⁴ oder wer – wie der Herausgeber eines Sammelbandes mit "Arbeiten zur Konversationsanalyse" in seiner Einleitung – aus dem Lehnstuhl heraus deklariert, wann eine sprachliche Interaktion kein Gespräch mehr ist und also auch kein Gegenstand der Analyse mehr sein kann³⁵, der läßt zumindest eines erkennen: daß für ihn der konversationsanalytische Untersuchungsansatz ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Daß es um die deutschsprachige Rezeption der Konversationsanalyse nicht ganz so schlimm bestellt ist, wie meine bisherigen Formulierungen vermuten lassen, ist in erster Linie ein Verdienst des "Konversationsanalyse"-Artikels von Kallmeyer/Schütze (1976). Die Autoren liefern eine kenntnisreiche Darstellung des Gegenstandsbereichs und der Ziele der konversationsanalytischen Forschung und informieren auch kompetent über einige grundlegende Arbeiten dieser Forschungsrichtung. Dennoch habe ich Einwände gegen diesen Artikel, – Einwände, die sich gegen einzelne Punkte richten, aufgrund derer mir der Artikel insgesamt als nicht ganz schuldlos an der gegenwärtigen, wenig erfreulichen Rezeptionssituation erscheint. Im folgenden kann ich nur zwei dieser Punkte kurz ansprechen.

* Vgl. hierzu die "Erwiderung an J.R. Bergmann" von H. Henne und H. Rehbock im Anschluß an diesen Beitrag.

Da ist zunächst einmal die von den Autoren propagierte "‘verallgemeinerte’ Anwendung des Etiketts ‘Konversationsanalyse’ auch auf alle andern schon vorhandenen oder sich in Zukunft noch entwickelnden Ansätze zur Erforschung natürlich produzierter Alltagskommunikation unter dem Gesichtspunkt kommunikativer Interaktion" (1976, S. 4). Ich denke, daß ich nicht der einzige bin, der diese generalisierende Verwendung der Bezeichnung "Konversationsanalyse" als unglücklich empfindet. In der Tat wird damit ja eine begriffliche Unschärfe produziert, ohne daß hierfür irgendeine erkennbare Notwendigkeit bestand oder dies irgendeinen greifbaren Gewinn gebracht hätte. Ganz im Gegenteil: Es wurde dadurch allen möglichen Etikettenschwindeleien Vorschub geleistet und die inflationäre Verwendung der Bezeichnung "Konversationsanalyse" so stark angeheizt, daß sie heute im deutschsprachigen Raum kaum mehr eine Aussagekraft besitzt.

Mein Haupteinwand betrifft jedoch nicht diese Bedeutungsgeneralisierung einer Bezeichnung, die letztlich ja nur die Funktion eines Lageretiketts erfüllt, sondern bezieht sich darauf, daß ein charakteristisches Strukturmerkmal der analytischen Mentalität der Konversationsanalyse in der Darstellung von Kallmeyer/Schütze keine angemessene Beachtung findet. Ich habe in meinem Beitrag an mehreren Stellen betont, daß konversationsanalytische Untersuchungen immer von real abgelaufenen Interaktionsvorgängen ausgehen, von dort ihre Fragen beziehen, die sie wiederum am Material zu beantworten suchen. Konversationsanalytische Untersuchungen sind gewissermaßen bedingungslos ans Konkrete gebunden, und in dieser analytischen Haltung liegt ein wesentlicher Teil ihres ethnomethodologischen Erbes.

Kallmeyer/Schütze sehen zwar diese "methodologische" Struktur des (im engeren Sinn) konversationsanalytischen Ansatzes, aber sie wissen damit nichts anzufangen und behandeln sie wie eine etwas peinliche Randerscheinung, die man – nachdem man einmal kurz die Nase über sie gerümpft hat – am besten ignoriert. Der entscheidende Punkt meiner Kritik ist nun nicht, daß Kallmeyer/Schütze schlicht von der "‘empiristischen’ Konversationsanalyse im Stile von Harvey Sacks" sprechen, ohne auch nur den Versuch zu machen, etwas genauer zu erläutern, was es mit diesem "Empirismus" auf sich hat. Entscheidend ist vielmehr, daß die Konversationsanalyse bei Kallmeyer/Schütze in einer Abgeschlossenheit, mit einer Systematik und auf einem Theorienniveau vorgestellt wird, die von den Konversationsanalytikern selbst für ihre Arbeiten nie beansprucht worden sind. Das muß an sich kein Problem sein, führt hier aber zu zwei fatalen Konsequenzen.

Zum einen erscheint die Konversationsanalyse bei Kallmeyer/Schütze in einer von oben nach unten verlaufenden Perspektive, wodurch die beschriebenen Untersuchungen – entgegen ihrer eigenen von unten nach oben verlaufenden Forschungslogik – oft den Charakter von empirischen Überprüfungen theoretisch-systematisch entwickelter Fragen annehmen. Das zeigt sich etwa darin, daß die in dem Artikel zitierten Transkriptionsausschnitte immer nur der Illustration von theoretisch eingeführten Begriffen oder Sachverhalten dienen und zu keinem Zeitpunkt als Untersuchungsmaterial präsentiert werden, aus dem sich die Analyse erst entwickelt hat. Hier sind Kallmeyer/Schütze nicht mehr weit von der schlechten Praxis entfernt, theoretische Überlegungen und Analysen statt wie früher mit selbsterfundenen Beispielen jetzt mit Transkriptionsausschnitten zu bebildern.

Zum andern wird durch die systematisierende Darstellungsweise bei Kallmeyer/Schütze die Konversationsanalyse gleichsam domestiziert. Das kompromißlose Festhalten und Verfolgen von Spuren im Empirischen führt in den konversationsanalytischen Arbeiten immer wieder dazu, daß die scheinbar festliegenden Grenzen des Untersuchungsbereichs überschritten werden, daß scheinbar Unzusammenhängendes zusammengeführt wird und Entlegenes plötzlich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Das Unsystematische und Unabgeschlossene, das Ungeschützte und Riskant-Artistische, das Fragmentarische, Labyrinthhafte und Antiakademische der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, das diese Forschungsrichtung in eine so enge Nachbarschaft zu den Arbeiten Georg Simmels und des späten Wittgenstein rückt, wird in dem ordnenden, rezeptiven Zugriff von Kallmeyer/Schütze kommentarlos eliminiert. Bei ihnen wird gleichsam das "Verrückte", das Aus-dem-wissenschaftlichen-Rahmen-Fallende der Konversationsanalyse stillschweigend re-normalisiert. Kallmeyer/Schütze haben die Konversationsanalyse aufs Niveau gebracht, – jetzt kann sie schauen, wie sie da wieder runterkommt.*

Für mich ist – das zum Schluß – die Konversationsanalyse indirekt auch ein politisches Unternehmen. Sie hat Zugang gefunden zu dem, was Walter Benjamin einmal in Bezug auf den Film als "das Dynamit der Zehntelse-

* Vgl. hierzu eine Stellungnahme von Werner Kallmeyer in seinem Beitrag in diesem Band unten S. 124, Anm. 1.

kunde" bezeichnet hat. Und sie ist nicht darauf aus, Theorien wie Gesetze zu "erlassen" und dann nur noch zu kontrollieren, ob sich die Leute auch wirklich so verhalten, wie die Theorie postuliert. "Konversationsanalyse" – das bedeutet für mich auch eine Form des wissenschaftlichen Arbeitens, die direkt gerichtet ist gegen die immer zahlreicher werdenden wissenschaftlichen Definitions- und Taxonomierungspolizisten, die – kaum daß sie Fuß auf ein fremdes Eiland gesetzt haben – sofort damit beginnen müssen, den Verkehr zu regeln.

Anmerkungen

- 1 Daraus ergibt sich folgende Zitierweise: Arbeiten, die in die Bibliographie zur ethnomethodologischen Konversationsanalyse aufgenommen wurden, werden in Kurzform (mit Autorennamen, Erscheinungsjahr, Seitenangabe) zitiert. Für alle anderen Texte finden sich die vollständigen bibliographischen Angaben im Anmerkungsenteil.
- 2 Über den Ursprung des Begriffs "Ethnomethodologie" gibt Garfinkel selbst Auskunft in: "The origins of the term 'ethnomethodology'", in: Roy Turner (1974, S. 15-18).
- 3 S. etwa die klassische Studie von Charles Frake, *The diagnosis of disease among the Subanon of Mindanao*, in: *American Anthropologist*, 63 (1961), S. 113-132.
- 4 Thomas Luckmann, Einleitung, in: Alfred Schütz, *Das Problem der Relevanz*, Frankfurt/M. 1971, S. 18.
- 5 Vgl. hierzu etwa die kritischen Bemerkungen von Thomas Luckmann, *Phänomenologie und Soziologie*, in: Sprandel, Walter/Richard Grathoff (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 196-206, sowie die Diskussion von Harold Garfinkel u.a., *Panel: When is phenomenology sociological?*, in: *The Annals of Phenomenological Sociology*, Vol.II, Dayton (Ohio) 1977, S. 1-40.
- 6 Interessant ist hier, daß bereits Alfred Schütz den Methodenbegriff in diesem außerwissenschaftlichen Sinn gebrauchte, als er schrieb: "... ist von großer Wichtigkeit, denn sie weist auf die Methode hin, deren sich sowohl die Technik des Lebens als auch, freilich in begrifflich verfeinerter Weise, die verstehende Soziologie zur Erforschung der Motive des fremden Ichs bedient", in: Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Wien 1960 (1. Aufl. 1932), S. 180.
- 7 Von der "local, endogenously audiovisual production of social order" spricht Garfinkel in dem noch unveröffentlichten Buchmanuskript "A manual for studies of naturally organized ordinary activities" (1976).
- 8 S. Harold Garfinkel, *Passing and the managed achievement of sex status in an intersexed person*, in: H.G., *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N.J. 1967, S. 116-185.

- 9 S. das bereits zitierte Buchmanuskript Garfinkels, *A manual for studies of naturally organized ordinary activities* (1976).
- 10 Harold Garfinkel, *What is ethnomethodology?*, in: H.G., *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N.J. 1967, S. 1, u. S. 9. Das Konzept der "Vollzugswirklichkeit" und das Problem der Reflexivität praktischer Beschreibungen und Erklärungen habe ich ausführlich dargestellt in einer Monographie über Garfinkels Ethnomethodologie (Ms.).
- 11 Das Konzept der Indexikalität wird diskutiert bei Garfinkel, Harold/Harvey Sacks (1970).
- 12 Diese oft als Forschungsmethode mißverstandenen Demonstrationsexperimente werden geschildert in: Harold Garfinkel, *A conception of, and experiments with 'trust' as a condition of stable concerted actions*, in: O.J. Harvey (ed.), *Motivation and social interaction*, New York 1962, S. 187-238, sowie: Harold Garfinkel, *Studies in the routine grounds of everyday activities*, in: H.G., *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N.J. 1967, S. 35-75.
- 13 David Sudnow, *Passing on: The social organization of dying*, Englewood Cliffs, N.J. 1967; dt.: *Organisiertes Sterben*, Frankfurt/M. 1973.
- 14 Aaron V. Cicourel, *Cognitive sociology*, Harmondsworth 1973; dt.: *Sprache in der sozialen Interaktion*, München 1975.
- 15 Meine Übersetzung. Die Publikation einer deutschsprachigen Auswahl einiger grundlegender konversationsanalytischer Texte ist z.B. in Vorbereitung.
- 16 An Versuchen, die Ethnomethodologie Garfinkels und die Konversationsanalyse auseinanderzuidividieren, hat es nicht gefehlt. Man vgl. etwa die Diskussion zwischen Phillips (1978) und Heritage (1978).
- 17 Dieses "unique adequacy requirement", das wohl am besten als ein Näheungsideal zu verstehen ist, wurde von Garfinkel in dem Manuskript "A manual for studies of naturally organized ordinary activities" (1976) entwickelt und etwa von Michael Lynch (1979, S. 10 ff.) aufgegriffen.
- 18 S. Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang: Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt/M. 1976, S. 45. Auf die Verwandtschaft und die Gegensätze zwischen dem Ansatz Paul Feyerabends und dem der Ethnomethodologie kann ich hier nicht eingehen. Erwähnen möchte ich aber noch einen Ausspruch, der offensichtlich auch Marcel Mauss viel Freude bereitete: "Die, die eine Wissenschaft nicht betreiben können, schreiben ihre Geschichte, diskutieren ihre Methode oder kritisieren ihre Geltungsansprüche" (Marcel Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, Bd. II, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978, S. 147).
- 19 Daß gegen die konversationsanalytischen Autoren "nicht zuletzt auch wegen des theoretischen Desinteresses oder der Verweigerung methodologischer Grundlagendiskussion" (...) "der Vorwurf eines verkleideten und undurchschauenden neuen Positivismus" erhoben wird, muß vor diesem Hintergrund schon merkwürdig erscheinen. Daß dieser Vorwurf von einem sonst nicht gerade einfältigen Beobachter der sozialwissenschaftlichen Landschaft stammt (Hans-Georg Soeffner, Vorwort, in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 2), ist wohl nur auf das Halbwissen zurückzuführen, das sich im deutschsprachigen Raum in Bezug auf die Konversationsanalyse ausgebreitet hat. Vgl. hierzu auch unten Abschnitt IV.

- 20 Georg Simmel, *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin 1968 (1. Aufl. 1908), S. 15 f.
- 21 Vgl. hierzu besonders den Abschnitt "Ethnography and conversational analysis" in: Atkinson, J. Maxwell/Paul Drew (1979, S. 22-33).
- 22 Der Einsatz von Video- und Filmaufzeichnungen in der soziologischen Forschungsarbeit wird ethnomethodologisch reflektiert etwa von Bellman, Beryl L./Bennetta Jules-Rosette, *A paradigm for looking: Cross-cultural research with visual media*, Norwood, N.J. 1977.
- 23 Dort finden sich auch einige ökonomische, von Charles Goodwin entwickelte Vorschläge zur Notation des Blickverhaltens in der Interaktion. — Im übrigen möchte ich noch anmerken, daß das Transkribieren nicht eine bloße Dreckarbeit ist, sondern eine wichtige Funktion bei der Ausbildung eines "analytischen Blicks" einnehmen kann.
- 24 S. Sacks, *Lectures*, S'70, Nr.6; W'71, Feb.19.
- 25 Zum Konzept der "unproblematischen Probleme" s. auch Berger, Peter/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt/M. 1970, S. 27.
- 26 S. Jürgen Streeck, *Speech acts as interaction: A critique of Searle*, in: *Discourse Processes*, 3 (1980), S. 133-154.
- 27 Kurze Übersichtsdarstellungen lassen sich etwa auch finden bei Arthur W. Frank, *Reality construction in interaction*, in: *Annual Review of Sociology*, 5 (1979), S. 167-191; Howard Schwartz/Jerry Jacobs, *Qualitative sociology: A method to the madness*, New York 1979, S. 340-352, sowie in: E.C. Cuff/G.C.F. Payne (eds.), *Perspectives in sociology*, London 1979, S. 141-151.
- 28 Eine Diskussion und Kritik des konversationsanalytischen Modells der Sprecherwechselorganisation findet sich bei Cicourel (1977) und Schütze (1975, S. 881-910).
- 29 S. für die britische Situation: J.C. Heritage/D.R. Watson, *Recent developments in the sociology of language in Britain*, in: *Sociolinguistics Newsletter*, 7:3 (1976), S. 3-6.
- 30 Man halte sich hier nur den sog. Positivismusstreit in der deutschen Soziologie der 60er Jahre vor Augen.
- 31 S. die Sammelbesprechung von Constans Seyfarth, *Handlungstheorien: Zur Krise eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas*, in: *Soziologische Revue*, 2 (1979), S. 380.
- 32 Man vgl. hierzu die Kritik Schegloffs (1979b, S. 282) am herkömmlichen Sprachbegriff.
- 33 Helmut Henne/Helmut Rehbock, *Einführung in die Gesprächsanalyse*, Berlin/New York 1979.
- 34 Chr. Rasper u.a., *Die Beziehung zwischen Turn-Taking Verhalten und sozialem Rang: Ein Modellversuch zur praktischen Anwendbarkeit eines turn-taking Systems*, in: *Linguistische Berichte*, 56 (1978), S. 1-22.

- 35 Jürgen Dittmann, Einleitung — Was ist, zu welchen Zwecken und wie treiben wir Konversationsanalyse, in: J.D. (Hrsg.), *Arbeiten zur Konversationsanalyse*, Tübingen 1979, S. 1-43.

Bibliographie zur ethnomethodologischen Konversationsanalyse*

- Adato, Albert (1971): On the sociology of topics in ordinary conversation: An investigation into the tacit concerns of members for assuring the proper conduct of everyday activities. Dissertation, University of California, Los Angeles, 1971 (UM: 72-11874).
- (1979): Unanticipated topic continuations, in: *Human Studies*, 2 (1979), S. 171-186.
- Anderson, Digby C. (1978): Some organizational features in the local production of a plausible text, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 8 (1978), S. 113-135.
- Anderson, Robert J. (1977): Research activities and professional practices, in: *Analytic Sociology*, 1.1 (1977).
- Anderson, Robert J./Wes W. Sharrock (1979): Aspects of the distribution of work tasks in medical encounters. Manuskript, University of Manchester, Engl. 1979.
- Atkinson, J. Maxwell (1980): Displaying neutrality: Observations on the design and placement of receipt by small claims court arbitrators. Manuskript, Centre for Socio-Legal Studies, Oxford, 1980.

*** Einige Benutzungshinweise:**

1. Bei unveröffentlichten Manuskripten habe ich immer diejenige Universität angegeben, an welcher nach meinem Wissen der/die Autor/in derzeit beschäftigt ist.
2. Dissertationen sind in der Regel — als Microfilm oder als Xerographic Copy — erhältlich bei University Microfilm International, Ltd., 18 Bedford Row, London, W.C., 1R 4EJ, England. Die entsprechende Bestellnummer findet sich jeweils in Klammern hinter der Sigle "UM".
3. Die beiden Zeitschriften "Pragmatics Microfiche" und "Analytic Sociology" sind Microfiche Journals. "Pragmatics Microfiche" ist erhältlich über Oxford Microfilm Publications Ltd., Wheatsheaf Yard, Blue Board Street, Oxford OX1 4EY, und "Analytic Sociology" ist erhältlich über Wes W. Sharrock, Department of Sociology, University of Manchester, Manchester M13 9PL, England.

(Stand: August 1980)

- Atkinson, J. Maxwell/Paul Drew (1979): *Order in court: The organization of verbal interaction in judicial settings*, London 1979.
- Atkinson, Mick A. (1973): *Some practical uses of 'a natural lifetime'*. Manuskript, University of Manchester, Engl. 1973.
- Atkinson, M.A./E.C. Cuff/J.R. Lee (1978): *The recommencement of a meeting as a member's accomplishment*, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 133-153.
- Auer, Peter (1980): *Referenzierungssequenzen: Ein Beitrag zur Ethno-Konversationsanalyse des Referierens*. Manuskript, Universität Konstanz, 1980.
- Benson, Doug/Paul Drew (1978): "Was there firing in Sandy Row that night?": Some features of the organization of disputes about recorded facts, in: *Sociological Inquiry*, 48 (1978), S. 89-100.
- Bergmann, Jörg R. (1979): *Interaktion und Exploration: Eine konversationsanalytische Studie zur sozialen Organisation der Eröffnungsphase von psychiatrischen Aufnahmegesprächen*. Dissertation, Universität Konstanz, 1979.
- (1980): *Frage und Frageparaphrase: Aspekte der redezuginternen und sequenziellen Organisation eines Äußerungsformats*, in: P. Winkler (Hrsg.), *Methoden der Analyse von Face-to-face-Situationen*, Stuttgart 1980, S. 128-142.
- Button, Graham (1977): *Remarks on conversational analysis*, in: *Analytic Sociology*, 1.2 (1977).
- (1979): *No-close closings*. Manuskript, Plymouth Polytechnic, Engl. 1979.
- Churchill, Lindsey (1978): *Questioning strategies in sociolinguistics*, Rowley, Mass. 1978.
- Cicourel, Aaron V. (1977): *Discourse, autonomous grammar, and the contextualized processing of information*, in: D. Wegner (Hrsg.), *Gesprächsanalysen*, Hamburg 1977, S. 109-158.
- Coulter, Jeff (1975): *Perceptual accounts and interpretive asymmetries*, in: *Sociology*, 9 (1975), S. 385-396.
- (1976): *Harvey Sacks: A preliminary appreciation*, in: *Sociology*, 10 (1976), S. 507-512.
- (1979a): *Beliefs and practical understanding*, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 163-186.
- (1979b): *The social construction of mind: Studies in ethnomethodology and linguistic philosophy*, London 1979.
- Coulthard, Malcolm (1977): *An introduction to discourse analysis*, London 1977 (S. 52-92).
- Cuff, E.C. (1977): *Some features of production accounting in the analysis of 'conversational materials'*, in: *Analytic Sociology*, 1.4 (1977).

- Cuff, E.C./D.W. Francis (1978): Some features of 'invited stories' about marriage breakdown, in: *International Journal of the Sociology of Language*, (1978), S. 111-133.
- Davidson, Judy A.V. (1975): Ending structures in conversation. Dissertation, University of California, Irvine, 1975 (UM: 76-07253).
- — (1978): An instance of negotiation in a call closing, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 123-133.
- Dietz, Gerhard-Uhland (1980): *Konversationsanalyse von Taxigesprächen – unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenhangs von Situationsbedingungen und Interaktionsmodalitäten*. Manuskript, Universität Bielefeld, 1980.
- Drew, Paul (1978): Accusations: The occasioned use of members' knowledge of 'religious geography' in describing events, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 1-21.
- — (1979): Adult's corrections of children's mistakes: A response to Wells, 'Adult-child interaction at home and at school'. Manuskript, University of York, Engl. 1979.
- Eglin, Peter (1979): Calling the police: Some aspects of the interactional organization of complaints in crime reporting, in: *Analytic Sociology*, 2.2 (1979).
- — (1980): Culture as method: Location as an interactional device, in: *Journal of Pragmatics*, 4 (1980), S. 121-135.
- Frankel, Richard (1977): Between client and server: Aspects of the organization of conversational exchange during service. Dissertation, University of New York, 1977.
- — (1979): Microanalysis and the medical encounter: An exploratory study. Manuskript, Wayne State University, Mich. 1979.
- Garfinkel, Harold/Harvey Sacks (1970): On formal structures of practical actions, in: J.C. McKinney/E.A. Tiryakian (eds.), *Theoretical sociology*, New York 1970, S. 337-366; dt.: Über formale Strukturen praktischer Handlungen, in: Weingarten/Sack/Schenkein (Hrsg.), *Ethnomethodologie: Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Frankfurt/M. 1976, S. 130-176.
- Gazdar, Gerald (1979): Class, 'codes', and conversations, in: *Linguistics*, 17 (1979), S. 199-211.
- Goffman, Erving (1976): Replies and responses, in: *Language in Society*, 5 (1976), S. 257-313; dt.: Erwiderungen und Reaktionen, in: Hammerich/Klein (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags (Sonderheft 20 der KZfSS)*, Opladen 1978, S. 120-176.
- Goldberg, JoAnne (1975): A system for the transfer of instructions in natural settings, in: *Semiotica*, 14:3 (1975), S. 269-296.
- — (1978): Amplitude shift: A mechanism for the affiliation of utterances in conversational interaction, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 199-218.
- Goodwin, Charles (1977): Some aspects of the interaction of speaker and hearer in the construction of the turn at talk in natural conversation. Dissertation, University of Pennsylvania, 1977 (UM: 7806587).

- Goodwin, Charles (1979a): The interactive construction of a sentence in natural conversation, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 97-121.
- — (1979b): Notes on the organization of disengagement within conversation. Manuskript, University of South Carolina, 1979.
- Goodwin, Marjorie H. (1978): Conversational practices in a peer group of urban black children. Dissertation, University of Pennsylvania, 1978 (UM: 7823723).
- Hatch, D.J. (1977): The analysis of cultural objects: Organizational and referential parameters of utterance design, in: *Analytic Sociology*, 1.4 (1977).
- Heath, Christian C. (1978): On non-spoken activity episodes in social interaction, in: *Sociolinguistics Newsletter*, 9.2 (1978), S. 27-29.
- — (1980): Establishing co-presence. Manuskript, University of Surrey, Engl. 1980.
- Heritage, John C. (1978): Aspects of the flexibilities of language use: A reply to Phillips, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 79-103.
- — (1979): A 'news' receipt token and its placement in some sequential environments. Manuskript, University of Warwick, Coventry, Engl. 1979.
- — (1980): Aspects of reciprocity to tellings and its pursuit. Manuskript, University of Warwick, Coventry, Engl. 1980.
- Heritage, John C./D. Rod Watson (1979): Formulations as conversational objects, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 123-162.
- Jefferson, Gail (1972): Side sequences, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 294-338.
- — (1973): A case of precision timing in ordinary conversation: Overlapped tag-positioned address terms in closing sequences, in: *Semiotica*, 9 (1973), S. 47-96.
- — (1974): Error correction as an interactional resource, in: *Language in Society*, 2 (1974), S. 181-199.
- — (1978a): What's in a 'nyem'?, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 135-139.
- — (1978b): Sequential aspects of storytelling in conversation, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 219-248.
- — (1979a): A technique for inviting laughter and its subsequent acceptance/declination, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 79-96.
- — (1979b): On the organization of laughter in talk about troubles. Manuskript, University of Manchester, 1979.
- — (1980a): The abominable *Ne?*: An exploration of post-response pursuit of response. Manuskript 1980 (in diesem Band).

- Jefferson, Gail (1980b): List-construction as a task and resource. Manuskript, University of Manchester, 1980.
- — (o.J.): Preliminary notes on closing off troubles talk. Manuskript, University of Manchester, o.J.
 - — (o.J.): On 'trouble-premonitory' response to inquiry. Manuskript, University of Manchester, o.J.
- Jefferson, Gail/Harvey Sacks/Emanuel Schegloff (o.J.): Notes on laughter in the pursuit of intimacy. Manuskript, University of Manchester, o.J.
- Jefferson, Gail/Emanuel Schegloff (o.J.): Sketch: Some orderly aspects of overlap in natural conversation. Manuskript, University of Manchester, o.J.
- Jefferson, Gail/Jim Schenkein (1977): Some sequential negotiations in conversation: Unexpanded and expanded versions of projected action sequences, in: *Sociology*, 11 (1977), S. 87-103; wieder abgedruckt in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 155-172.
- Jordan, Brigitte/Nancy Fuller (1975): On the non-fatal nature of troubles: Sense-making and trouble-managing in *Lingua Franca* talk, in: *Semiotica*, 13 (1975), S. 11-31.
- Kallmeyer, Werner (1977): Verständigungsprobleme in Alltagsgesprächen: Zur Identifizierung von Sachverhalten und Handlungszusammenhängen, in: *Der Deutschunterricht*, 29.6 (1977), S. 52-69.
- — (1978): Fokuswechsel und Fokussierungen als Aktivitäten der Gesprächskonstitution, in: R. Meyer-Hermann (Hrsg.), *Sprechen — Handeln — Interaktion*, Tübingen 1978, S. 191-241.
 - — (1979a): Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen, in: W. Frier/G. Labrousse (Hrsg.), *Grundfragen der Textwissenschaft*, Amsterdam 1979.
 - — (1979b): "expressif eh ben dis donc, hein' pas bien' " — Zur Beschreibung von Exaltation als Interaktionsmodalität. Manuskript, Institut für deutsche Sprache, Mannheim 1979.
- Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1976): Konversationsanalyse, in: *Studium Linguistik*, 1 (1976), S. 1-28.
- — (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: D. Wegner (Hrsg.), *Gesprächsanalysen*, Hamburg 1977, S. 159-274.
- Keenan, Elinor Ochs/Bambi B. Schieffelin (1976): Topic as a discourse notion: A study of topics in the conversations of children and adults, in: C. Li (ed.), *Subject and topic*, New York 1976, S. 335-384.
- Lee, John R. (o.J.): Innocent victims and evil-doers. Manuskript, University of Manchester, o.J.
- Lynch, Michael (1979): Art and artifact in laboratory science: A study of shop work and shop talk in a research laboratory. Dissertation, University of California, Irvine, 1979 (UM: 7913962).

- Maynard, Douglas (1979): Placement of topic changes in conversation. Manuskript, University of California, Santa Barbara, 1979.
- McHoul, Alexander (1978): The organization of turns at formal talk in the classroom, in: *Language in Society*, 7 (1978), S. 183-213.
- Merritt, Marilyn (1976): On questions following questions in service encounters, in: *Language in Society*, 5 (1976), S. 315-357.
- Moerman, Michael (1972a): A little knowledge, in: S. Tyler (ed.), *Cognitive anthropology*, New York 1972, S. 449-469.
- (1972b): Analysis of Lue conversation: Providing accounts, finding breaches, and taking sides, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 170-228.
 - (1973): The use of precedent in natural conversation: A study in practical legal reasoning, in: *Semiotica*, 9 (1973), S. 193-218.
 - (1977): The preference for self-correction in a Tai conversational corpus, in: *Language*, 53 (1977), S. 872-882.
- Moerman, Michael/Harvey Sacks (1971): On "understanding" in natural conversation. Manuskript, University of California, Los Angeles, 1971.
- Phillips, John (1978): Some problems in locating 'practices', in: *Sociology*, 12 (1978), S. 55-77.
- Pomerantz, Anita (1975): Second assessments: A study of some features of agreements/disagreements. Dissertation, University of California, Irvine, 1975 (UM: 76-07256).
- (1978a): Attributions of responsibility: Blamings, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 115-121.
 - (1978b): Compliment responses: Notes on the cooperation of multiple constraints, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 79-112.
 - (1979a): Agreeing and disagreeing with assessments: Some features of preferred/dispreferred turn shapes, in: *Analytic Sociology*, 2.2 (1979).
 - (1979b): Pursuing a response. Manuskript, University of California, Los Angeles, 1979.
 - (1980): Telling my side: 'Limited access' as a fishing device. Manuskript, University of California, Los Angeles, 1980.
- Psathas, George (ed.) (1979): *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979.
- Ryave, Alan Lincoln (1973): Aspects of story-telling among a group of "mentally retarded". Dissertation, University of California, Los Angeles, 1973 (UM: 73-18649)
- (1978): On the achievement of a series of stories, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 113-132.

- Sacks, Harvey (1964-72): Lectures. Unveröffentl. Abschriften von aufgezeichneten Vorlesungen, University of California, Irvine/Los Angeles, 1964-1972. (Transkribiert und mit einem Index versehen von Gail Jefferson).
- (1966): The search for help: No one to turn to. Dissertation, University of California, Berkeley, 1966 (UM: 67-05155).
 - (1967): The search for help: No one to turn to, in: E. Schneidman (ed.), Essays in self destruction, New York 1967, S. 203-223.
 - (1971): Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen, in: R. Kjolseth/F. Sack (Hrsg.), Zur Soziologie der Sprache (Sonderheft 15 der KZfSS), Opladen 1971, S. 307-314.
 - (1972a): On the analyzability of stories by children, in: J.J. Gumperz/D. Hymes (eds.), Directions in sociolinguistics, New York 1972, S. 325-345; wieder abgedruckt in: R. Turner (ed.), Ethnomethodology, Harmondsworth, Engl. 1974, S. 216-232.
 - (1972b): An initial investigation of the usability of conversational data for doing sociology, in: D. Sudnow (ed.), Studies in social interaction, New York 1972, S. 31-74.
 - (1973): On some puns: with some intimations, in: R.W. Shuy (ed.), Report of the 23rd annual round table meeting on linguistics and language studies, Washington 1973, S. 135-144.
 - (1974): An analysis of the course of a joke's telling in conversation, in: R. Bauman/J. Sherzer (eds.), Explorations in the ethnography of speaking, New York/London 1974, S. 337-353.
 - (1975): Everyone has to lie, in: M. Sanches/B. Blount (eds.), Sociocultural dimensions of language use, New York 1975, S. 57-79.
 - (1976a): Paradoxes, pre-sequences and pronouns, in: Pragmatics Microfiche, 1 (1976).
 - (1976b): On formulating context, in: Pragmatics Microfiche, 1.7 (1976).
 - (1976c): Tying techniques, in: Pragmatics Microfiche, 2.1 (1976).
 - (1978): Some technical considerations of a dirty joke, in: J. Schenkein (ed.), Studies in the organization of conversational interaction, New York 1978, S. 249-269.
 - (1979): Hotrodder: A revolutionary category, in: G. Psathas (ed.), Everyday language: Studies in ethnomethodology, New York 1979, S. 7-14.
 - (o.J.): Aspects of the sequential organization of conversation. Buchmanuskript, o.J.
- Sacks, Harvey/Emanuel Schegloff (1979): Two preferences in the organization of reference to persons in conversation and their interaction, in: G. Psathas (ed.), Everyday language: Studies in ethnomethodology, New York 1979, S. 15-21; dt.: Zwei Präferenzen in der Organisation personaler Referenz in der Konversation und ihre Wechselwirkung, in: U. Quasthoff (Hrsg.), Sprachstruktur – Sozialstruktur: Zur linguistischen Theoriebildung, Königstein, Ts. 1978, S. 150-157.

- Sacks, Harvey/Emanuel Schegloff/Gail Jefferson (1974): A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation, in: *Language*, 50 (1974), S. 696-735; in leicht veränderter Form wieder abgedruckt in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 7-35.
- Schegloff, Emanuel A. (1967): *The first five seconds: The order of conversational openings*. Dissertation, University of California, Berkeley, 1967 (UM: 68-05814).
- (1968): Sequencing in conversational openings, in: *American Anthropologist*, 70 (1968), S. 1075-1095; wieder abgedruckt in: J.J. Gumperz/D. Hymes (eds.), *Directions in sociolinguistics*, New York 1972, S. 346-380, und: J. Laver/S. Hutcheson (eds.), *Communication in face to face interaction*, Harmondsworth, Engl. 1972, S. 374-405.
 - (1972): Notes on a conversational practice: Formulating place, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 75-119; wieder abgedruckt in: P.P. Giglioli (ed.), *Language and social context*, Harmondsworth, Engl. 1972, S. 95-135.
 - (1973): Recycled turn beginnings: A precise repair mechanism in conversation's turn-taking organization. Manuskript, University of California, Los Angeles, 1973.
 - (1978a): On some questions and ambiguities in conversation, in: W.U. Dressler (ed.), *Current trends in textlinguistics*, Berlin/New York 1978, S. 81-102.
 - (1978b): Some relationships between the temporal organization of hand gesture and aspects of the organization of speech production, deixis, and place/space reference in conversational interaction. Manuskript, University of California, Los Angeles, 1978.
 - (1979a): Identification and recognition in telephone conversation openings, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 23-78.
 - (1979b): The relevance of repair to syntax-for-conversation, in: T. Givón (ed.), *Syntax and semantics*, Vol. 12: *Discourse and syntax*, New York 1979, S. 261-286.
 - (1979c): Repair after next turn. Manuskript, UCLA, 1979.
 - (1980): Prefaces to prefaces, or: 'Can I ask you a question?'. Manuskript, UCLA, 1980.
 - (o.J.): The social organization of conversational openings. Buchmanuskript, UCLA, o.J.
- Schegloff, Emanuel/Harvey Sacks (1973): Opening up closings, in: *Semiotica*, 8 (1973), S. 289-327; leicht gekürzt wieder abgedruckt in: R. Turner (ed.), *Ethnomethodology*, Harmondsworth, Engl. 1974, S. 233-264.
- Schegloff, Emanuel/Gail Jefferson/Harvey Sacks (1977): The preference for self-correction in the organization of repair in conversation, in: *Language*, 53 (1977), S. 361-382.

- Schenkein, James N. (1971): Some methodological and substantive issues in the analysis of conversational interaction. Dissertation, University of California, Irvine, 1971 (UM: 72-14665).
- (1972): Toward an analysis of natural conversation and the sense of 'heheh', in: *Semiotica*, 6 (1972), S. 344-377.
 - (1978a): (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978.
 - (1978b): Sketch of an analytic mentality for the study of conversational interaction, in: Schenkein (1978a), S. 1-6.
 - (1978c): Identity negotiations in conversation, in: Schenkein (1978a), S. 57-78.
 - (1978d): An introduction to the study of 'socialization' through analyses of conversational interaction, in: *Semiotica*, 24 (1978), S. 277-304.
 - (1979): The radio raiders story, in: G. Psathas (ed.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S. 187-201.
 - (1980): A taxonomy for repeating action sequences in natural conversation, in: B. Butterworth (ed.), *Language production, Vol.1: Speech and talk*, New York 1980, S. 21-47.
- Schütze, Fritz (1975): *Sprache soziologisch gesehen*. Bd. II, München 1975.
- Schwartz, Howard (1977): Understanding 'misunderstanding', in: *Analytic Sociology*, 1.3 (1977).
- Sharrock, Wes W. (1974): On owning knowledge, in: R. Turner (ed.), *Ethnomethodology*, Harmondsworth, Engl. 1974, S. 45-53.
- Sharrock, Wes W./Bruce A. Katz (1977): Playing with other minds, in: *Analytic Sociology*, 1.2 (1977).
- Sharrock, Wes W./Roy Turner (1978): On a conversational environment for equivocality, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*, New York 1978, S. 173-197.
- Speier, Matthew (1969): The organization of talk and socialization practices in family household interaction. Dissertation, University of California, Berkeley, 1969 (UM: 70-13174).
- (1970): The everyday world of the child, in: J. Douglas (ed.), *Understanding everyday life*, Chicago 1970, S. 188-217.
 - (1972): Some conversational problems for interactional analysis, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 397-427.
 - (1973): How to observe face-to-face communication: A sociological introduction, Pacific Palisades, Cal. 1973.
- Sudnow, David (1972a): (ed.) *Studies in social interaction*, New York 1972.
- (1972b): Temporal parameters of interpersonal observation, in: D. Sudnow (1972a), S. 259-279.
- Terasaki, Alene K. (1976): Pre-announcement sequences in conversation, University of California, Irvine, 1976 (Social Science Working Paper, No. 99); gekürzt in: *Analytic Sociology*, 1.4 (1977).

- Turner, Roy (1968): Talk and troubles: Contact problems of former mental patients. Dissertation, University of California, Berkeley, 1968 (UM: 69-10402).
- (1970): Words, utterances, and activities, in: J. Douglas (ed.), *Understanding everyday life*, Chicago 1970, S. 169-187; wieder abgedruckt in: R. Turner (1974), S. 197-215.
 - (1972): Some formal properties of therapy talk, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 367-396; dt.: Einige formale Eigenschaften des therapeutischen Gesprächs, in: Auwärter/Kirsch/Schröter (Hrsg.), *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*, Frankfurt/M. 1976, S. 140-190.
 - (1974): (ed.), *Ethnomethodology: Selected readings*, Harmondsworth, Engl. 1974.
 - (1975): Speech act theory and natural language use, in: *Pragmatics Microfiche*, 1.1 (1975).
 - (1976): Utterance positioning as an interactional resource, in: *Semiotica*, 17.3 (1976), S. 233-254.
- Twer, Sheldon (1972): Tactics for determining persons' resources for depicting, contriving, and describing behavioral episodes, in: D. Sudnow (ed.), *Studies in social interaction*, New York 1972, S. 339-366.
- Vuchinich, Samuel (1975): Some members' solution to the problem of relevance in conversation. Dissertation, University of Michigan, 1975 (UM: 76-04909).
- Watson, D. Rod (1975): Calls for help: A sociological analysis of telephoned communications to a crisis intervention centre. Dissertation, University of Warwick, Coventry, Engl. 1975.
- (1978): Categorization, authorization and blame-negotiation in conversation, in: *Sociology*, 12 (1978), S. 105-113.
 - (1979): Some features of the elicitation of confessions in murder interrogations. Manuskript, University of Manchester, 1979.
- West, Candace/Don H. Zimmerman (1977): Women's place in everyday talk: Reflections on parent-child interaction, in: *Social Problems*, 24 (1977), S. 521-529.
- Wootton, Anthony (1975): Dilemmas of discourse: Controversies about the sociological interpretation of language, London 1975.
- (1977): Sharing: Some notes on the organization of talk in a therapeutic community, in: *Sociology*, 11 (1977), S. 333-350.
 - (1978a): The management of grantings and rejections by parents in request sequences. Manuskript, University of York, 1978.
 - (1978b): The organization of initial request turns by children. Manuskript, University of York, 1978.
- Zimmerman, Don H./Candace West (1975): Sex roles, interruptions and silences in conversation, in: B. Thorne/N. Henley (eds.), *Language and sex: Difference and dominance*, Rowley, Mass. 1975, S. 105-129.

Parturiunt montes ...

Erwiderung an J.R. Bergmann

von H. Henne und H. Rehbock

Wir können J.R. Bergmann dreifach dankbar sein: dafür, daß er das Halbdunkel seines mündlichen Orakelspruchs über die Rezeptionsarbeit einer deutschsprachigen Einführung in die Gesprächsanalyse nunmehr mit einer voluminösen Detailkritik auflichtet; daß er mit diesem Licht einen Absatz von 14 Zeilen auszeichnet, der so viel Ehre eigentlich nicht beansprucht hat; vor allem aber, daß er uns – obzwar in stacheliger Verpackung – einen Korrekturhinweis für unsere zweite Auflage übermittelt.

1. Bergmann muß sich den Vorwurf oberflächlicher Lektüre gefallen lassen, wenn er behauptet, wir hätten in dem von ihm inkriminierten Absatz zwei unterschiedliche Regeln "identisch gesetzt": die "Regeln wechselnder Gesprächsschritte", die Schegloff "formula ababab" nennt und wir "abab usw. - Distributionsregeln" nennen, sowie Schegloffs "distribution rule for first utterances", die wir als Spezialfall der grundlegenden "summons-answer-sequence" in unserer Skizze nicht zu behandeln hatten. Im Sinne dieser unerwähnten Regel kann deshalb unsere semantisch zutreffende und referentiell erhellende Verwendung eines gebräuchlichen linguistischen Terminus eigentlich nicht mißverstanden werden. Damit wird auch die Unterstellung Bergmanns hinfällig, wir würden übergeordnete Regeln aus ihren Derivaten ableiten ("spezifizieren").

2. Zu einem sachlichen Fehler hingegen führte unser Bemühen um raffende Formulierungen bei der Erwähnung der "non-terminality": Sie wurde fälschlich mit Erweiterungs- und Beendigungsbedingungen der S-A-Sequenz kontaminiert, die Schegloff unter dem Stichwort "terminating rules" diskutiert.

3. Auf einen stilistischen Aspekt weisen Bergmanns Ausführungen zur "non-repeatability" hin: Offenbar ist das "Motto: angerufen ist angerufen" in seiner Bedeutung nicht so bekannt oder eindeutig, daß es geeignet wäre, einen Sachverhalt, zu dessen Darlegung Bergmann immerhin einhundertvierundzwanzig Wörter benötigt, allen Lesern hinreichend transparent zu machen.

Wir haben nicht den Eindruck, mit diesen Bemerkungen Bergmanns kraftmeierisch präsentierte Kritik herunterzuspielen; es steckt halt nicht mehr darin als ein nützlicher Hinweis, deren wir uns viele wünschten. Die große Gebärde im Vortrag war wohl eher ein Schatten im Orakeldampf.

The Abominable *Ne?*

An Exploration of Post-Response Pursuit of Response

1. The Abominable *Ne?*: Post-Response-Initiation Response-Solicitation

In 1978 Jörg Bergmann of the University of Konstanz came to work in California and brought with him some tapes and transcripts of German conversation. One of the tapes was an intake interview between a psychiatrist, a candidate patient, and her husband. We worked together on a segment of that tape, in the course of which I noticed a phenomenon which struck me as very odd. A Response Solicitation, *Ne?*, roughly translated as *Right?*, occurred (1) well after completion of the utterance to which it might belong as a Tag Question, and (2) in the course of a coparticipant's talk. Following is a fragment of Bergmann's original transcript, and a very free translation.

(1.1.a.) [Br.Prl.2.]

- Herr B.: Nö=datt hat ji mi' dem
Herr B.: eijindich en Glaub'n gar nisch zu tun wenn ich den ganz'n
Frau B.: [Ja:a::
Herr B.: Tach von morijens bis: a:ms auch noch in de' Nacht
(*)
Herr B.: (j)a dōrt kni-je und be(i)te,
Frau B.: [Ja natür-]
Frau B.: Ja:.. ja rich hab-]
Herr B.: und mach da Schbirre:nsgiss=
Frau B.: =Was heisst ich knie'e und be(i)te
Herr B.: ne,
(*)
Frau B.: E-mein Gott iss j'auch imma bei mia=

(1.1.b) [Free translation]

- Herr B.: It has nothing at all to do with real belief if all
day long from morning to evening and through the night
('hh) [I kneel and pray.
()
Frau B.: Yea:h, well I have ()
Frau B.: and make a nui::sance,=
Herr B.: =Whuddiyuh mean I kneel an d pray.
Frau B.: → [Right?
Herr B.: e-my God is always with me

My intuitive sense of such an object as *Right?* was that it belongs directly appended to an utterance, as a Tag Question:

(1.2) [BC:IV:B:9]

B.C.: because he's too cotton pickin' lazy, to take advantage
 → of them. Right?

Caller: Ri:ght.

or, if it occurs at some distance from that utterance, then there has been a silence; i.e., a prior speaker is soliciting a response which has so far been slow in coming.

(1.3) [Agorio:126]

Lorenz: because (-) we are not going to be here untih- til ten
 fifteen or something like that.

 → (1.3)

Lorenz: → Ri:ght?

 (0.4)

Vera: Right.

But in Fragment (1.1) the object occurs neither directly appended to its utterance, nor after some silence has elapsed. It appears to be soliciting a response when, in fact, recipient has started to respond; in effect, ignoring recipient's talk.

The production of a Response Solicitation, post-initiation of Response struck me as a particularly nasty device whereby a prior speaker might attempt to counter, override, interrupt, an 'unfavorable' response. It struck me not only as nasty, but as alien; something we Americans simply do not do, and just the sort of thing the Aryan mentality would devise.

There was, of course, the possibility that this (ab)use of the Response Solicitation was a quirk of this particular speaker. Bergmann decided to go through his collection of conversations to see if he could find any other instances. As it turned out, he did not have very far to go. This same intake interview opens with an instance of a Response Solicitation (in this case, *Is das zutreffend?*, roughly translated as *Is that correct?*), which occurs post-initiation of Response. Here it is used by the interviewing psychiatrist as a counter to an unfavorable response by the candidate patient. Following is Bergmann's original transcript, and a very free translation.

(1.4.a) [Br.Prl.2.1.r]

Dr. F.: () grad Nachricht, (0.8) (Ihnen) nich
 ganz gut gu:t geht
 Frau B.: Ja:: also das ist dann die Ansicht
 Dr. F.: → Is' das zu treffen -d?
 Frau B.: dess Herrn Doktor Hollmann
 Dr. F.: A rja
 Frau B.: also meine ist es nicht
 Dr. F.: Ihre isses nich t
 Frau B.: Nein:n

(1.4.b) [Free translation]

Dr. F.: () I understand (0.8) () that you're
 not feeling very well.
 Frau B.: Yea::h well that is t h e opinion
 Dr. F.: → Is that correc t?
 Frau B.: of Doctor Hollmann
 Dr. F.: Uh huh
 Frau B.: but it isn't mine.
 Dr. F.: It isn't your s
 Frau B.: No:

And again, for this type of Response Solicitation, my intuition as to its proper placement was that it belonged either in Tag position or post-gap position, both of which are instantiated in the following fragment.

(1.5) [OU:45:2B:JPD]

Counsel: No:w (0.7) February fou:rteenth of nineteen seventy
 five you were (0.3) you were down at th- in Boston.
 → Is that (•) is that right?
 Witness: Ye:s,
 Counsel: And you went to a:: uh (1.0) eh:: you went to a ba:r
 in Boston.
 → (0.4)
 Counsel: → Is that correct?
 (1.2)
 Witness: It's a club

The discovery of another instance of a Post-Response-Initiation Response Solicitation by a different speaker (i.e., Fragment 1.4), indicated that this device was not just a quirk of one particular speaker. Given that I was prepared to treat it as a quirk of an entire culture, it became incumbent upon me to see if, in fact, we Americans never do such a thing. This generated a search through some 5,000 pages of transcribed conversations, looking for Response Solicitations at a distance from their utterance, starting up in the course of a recipient's talk. The search turned up three strong candidate instances, one exquisitely ambiguous

candidate instance, and a range of related phenomena. Following are the four American candidate instances of the Abominable *Ne*?

In Fragment (1.6), James is the superintendent of an apartment building where someone has damaged the front door. Apparently one of the tenants is responsible for the damage. Mike and Vic know who he is, but do not know his name. They are offering descriptions from which James is trying to identify the man. The fragment starts up at a point where James has just made an Nth attempt to identify the man.

(1.6) [Frankel:US:1:63]

Mike: It's the guy with the bicycles. Him and his wife they go two bicycles the grey haired fellow,

James: Well he musta got the music shop there in the store.

Mike: → Right?

Vic: And he's got a kid.

(0.6)

Vic: No.

Mike: Nonono not Frank-

James: That's not him.

In Fragment (1.7) two men are reminiscing about time they spent in Naples. One of them, Tony, briefly visited Naples on a tour of duty in the marines. The other, Jay, lived there for a year or so. Jay is describing the place he used to live. Tony is having difficulty locating it, and Jay has engaged in an attempt to pinpoint it.

(1.7) [Adato:VI:4-6]

Jay: you know where I-La Galleria is,

Tony: Yeah.

Jay: and the San Carlo Opera House,

Tony: Yeah.

Jay: Okay. (0.3) You know, right nearby there's- that church with the dome,

(1.9)

Jay: Piazza Treh- (T)iesta in Trento I think it was called-

Tony: Well I don't really

remember names,

Jay: Okay.

Tony: It's been years.

Jay: Okay, I thought that-

(1.3)

Jay: () La Galleria, R:right across the street from the Galleria is the San Carlo Opera House. Correct?

(1.4)

Jay: Just a little bit away from the San Carlo Opera House,
about a half a block, is- the- the pah- Pallazzo
Raya [leh.

Tony: [Uh huh,

Jay: The Royal Palace.

Tony: The Royal Pa[ace.

Jay: → [Ri:ght?

(0.4)

Jay: Across the street, from the Royal Palace, is this big
church. Ri:ght?

(0.8)

Tony: [()-

Jay: [(You remember now?

Fragment (1.8) occurs in the course of a storytelling. One of the recipients, Paul, produces a contribution-cum-heckle, which is met with the Post-Response-Initiation Response Solicitation.

(1.8) [Goodwin:Meat:15]

Andy: and if I do something she's gonna scream. I get in
trouble.

Paul: hhheh-heh He:y [(he'll probably come) down=¹

Andy: [heh

Paul: =with a shot [gun and blow your he]ad off.

Andy: → [R i g h t? You know?]

(.)

Andy: So I said . . .

Now we come to the ambiguous candidate Abominable. Specifically it fulfills only one of the two prescriptive features. While the Response Solicitation does start up in the course of a recipient's talk, it does not occur at a distance from its utterance, but in the standard Tag position.

(1.9) [BC:I:G:96:r]

Caller: Because he could not understand, how a man who does things
the like of which Powell did,

B.C.: No dear he could understand and he was angry: about it.=

Caller: = [(He was-

B.C.: The questions=

Caller: = [(That's it.

B.C.: → [were large.] ly rhetor[ic a l.] Were they not?]=

Caller: [Well tha] t's what I mean]=

Caller: =He couldn't understand.=

B.C.: =Oh he could understand it he just didn't like it.

That is, the unbroken utterance, *The questions were largely rhetorical. Were they not?* stands as an instance of Statement + Tag-Positioned Response Solicitation (cf. Fragment 1.5, *you were down at th- in Boston. Is that (.) is that right?*).

occurrence of Post-Response Pursuit of Response. Following are some of the results of that inquiry.

II. Prompting: Response-Solicitation produced Post-Completion of Response

The search for American instances of the Abominable *Ne?*; i.e., for Post-Response-Initiation Response Solicitation turned up a related phenomenon. It is nowhere near as rare, and nowhere near as nasty as the Abominable. While it has the Response Solicitation occurring at a distance from its utterance, and while there is some intervening talk by a coparticipant, that intervening talk constituting some version of a Response, (1) the response is very short; is itself no more than a token, and (2) the Response Solicitation occurs after completion of that token. Following are some, but not all, of the discovered instances of that phenomenon.

(2.1) [GTS:V:71-72]

Dan: Your only basic problem as far as direction: (0.6) as originally stated, was getting you into Art Center.

Roger: → Mm hm.

Dan: → Ri:ght? =

Roger: =That still is the thing.

(2.2) [Whitacre:902A:JPW:2]

Janet: Guess why I'm calling.

Larry: I know cause I didn't do my math.

Janet: Well- how would I know, I wasn't at the school today.

$$(0.7)$$

Larry: → Oh:.

(0.4)

Janet: → Right?

Larry: Right, =

Janet: =hhh But I am calling about math.

(2.3) [CDHQ:II:276:r] ((Coparticipants are working with a map))

Craig: Could you- um show- Do you know where we are right now,
Marty: n-Ye:ah? I'm gonna show you just where we a:re now let
me see, we're right up here.

Craig: Yeah,

Marty: on:: four six six two Parkin- Parkinson. Right around there.

Yeah.

Craig: → LYeah.

Marty: → Right?

Craig: Right.

Marty: Cause I was out- Cause I been ferrying back and forth between here and Dickson Barrack.

(2.4) [BC:II:R:144]

Caller: It was a good thing, it was a very great thing. It w-
in fact the greatest thing the world has ever known, at
its time .

B.C.: → Mm hm?

Caller: → Right?

B.C.: Mm hm

(2.5) [Frankel:TC:1:27:S]

Shirley: Look it's an apartment with a bedroom a kitche:n, a:nd,
(*) a bathroom just like a hundred other apartments.

Geri: → Yeah.=

Shirley: → =Right?h

Geri: Yeah

(2.6) [FD:III:52]

Caller: But the only thing now I wonder if it's- it's the best
thing for me to do is to watch and see if there's any
smoke comes out of any of the of the uh cracks.

Desk: → Right.

Caller: → Is that it?

Desk: Right.

(2.7) [Rose:Fairmount:II:6]

Carol: She didn't look at it as Marvin being her friend.

Lorrie: → Lr: Right.

Carol: → Di:d she.

Lorrie: Right.

While the Abominables characteristically have Response Solicitations intersecting a response-in-progress, this phenomenon has a Response Solicitation produced after a coparticipant has relinquished the floor. The Response Solicitation, then, occurs in a proper next turnspace rather than introducing upon a turn in progress.

Further, these short, token responses can qualify as Continuers; objects with which a resipient indicates that he sees that a prior speaker has more to say, and invites him to go on with it (such objects as *Yeah*, *Right*, *Uh huh*, *Mm hm*, *Oh*, etc.).³ Thus a most benign characterization of the Post-Response-Completion Response Solicitation is that it is exhibiting that although the recipient may have taken it that prior speaker was not yet finished, he was indeed finished, and it is now recipient's turn to do some extended talk. That is, the Post-Response-Completion Response Solicitation can be characterized as re-relinquishing the floor; technically, as being used as a Turn-Exit Device when turn-transfer has not been adequately accomplished.⁴

We can begin to locate the sort of Prompting work done by the Post-Response-Completion Response Solicitation by noticing that such an object can occur in the course of a single turn at talk, as a Pivot between two utterance components, as in the following fragments.

James: heh heh, 'hh 'It's a funny thi:ng. ' You know, (0.4) they
→ did that while I was gone. RIGHT? I WASN'T EVEN IN THE
BUILDING.

Roger: Cause I like to set my- according to Mister Cheibel, set
→ myself up, with the odds against me. Right? That's what
you were getting to.

In the Bergmann materials, we find an Abominable usage of that format; i.e., a Post-Response-Initiation deployment of one or another segments of the three-part 'single turn'. In a single segment we find, first, a Post-Gap Response Solicitation → Post-Response-Initiation Bringing Home the Point (see the first set of bracketed arrows), and then a Post-Response-Initiation Solicitation + Bringing Home the Point (see the second set of bracketed arrows). Following is Bergmann's original transcript, and then a very free translation.

Herr B.: Man darf dat nich iba-trraib'n
(0.3)

61

Herr B.: =Do:chch wail Du dat gan [z gewalti] ch i:battraibst
 Frau B.: [Ga:r nich]

(•)

Frau B.: Nein ich übatreibe n-icht

Herr B.: [Nö=da] tt hat ji mi' dem

Herr B.: eijjintlichen Glaub'n gar nischt zu tun ...

(2.10.b) [Free translation]

Herr B.: You shouldn't exaggerate it.

(0.3)

(): e-hhh=

Herr B.: → =Right?

Frau B.: → I'm n^ot exaggerating at all.=

Herr B.: → [That's the point.

Herr B.: =Yes you do, you are exaggerating it tremendously.

Frau B.: [Not at all.

(•)

Frau B.: → No, I'm not exaggerating.

Herr B.: → [Ri:ght? it has nothing at all to
do with real belief ...

We can also find instances of the milder, Post-Response-Completion deployment of this Pivotal Response Solicitation. That is, following a mere token response, we find the Response Solicitation + Bringing Home the Point, as in the following fragments.

(2.11) [GTS:V:52]

Roger: But it was never offered to you, or a field was never offered that interests you.

(2.0)

Jim: → Yeh

Roger: → Right? That's the basic problem.

(2.12) [BC:II:R:50:S]

B.C.: He was then tried, in Israel.

Caller: → Right,

B.C.: → Right? A country that did not even exist at the time the crimes were committed.

Given the possible retrospective-prospective character of the Response Solicitation, its use in the candidate instances of Prompting; i.e., in Fragments (2.1)-(2.7) may be marking the pointedness of a prior utterance which has been treated by its recipient as no more than something to be acknowledged. Further, having marked its pointedness, projecting as a relevant and expectable next activity, Bringing Home the Point. But in these instances, specifically leaving it to the recipient to do that work; i.e., to now exhibit that he has taken the point.

That is, given an 'inadequate' initial response to a point-laden prior utterance, the Post-Response-Completion Response Solicitation can be (1) marking that there is a point to be taken, and (2) offering the recipient a next opportunity to show that he has taken the point. And the recipient can show that he has taken the point by producing some appropriate talk in his next turn.

Now, in the great bulk of interchanges in which this form of Prompting occurs, that a recipient has taken the point is demonstrated formally, by means of an unfolding series of activities. This issue is considered in detail in Section III. But rarely is there an explicit uttering of what the initially 'missed' point of the prior utterance might have been, and thus of what, in particular, the Post-Response-Completion Response Solicitation might have been pursuing.

It is only in Fragment (2.1) that we find a recipient explicating the point of a prior utterance. As it happens, that point is part of a larger pursuit, which is explicitly available in an expanded segment. The interchange occurs in the course of a group therapy session for teenagers. One of the patients complains that nothing has been accomplished. In the ensuing discussion the therapist attempts to bring the patient to acknowledge that something has, in fact, been accomplished.

(2.1) [GTS:V:71-72:Expanded Fragment]

Roger: Alright we've been here now how many weeks? (0.7) How long you been working on this problem, (0.4) I've opened
→ my mouth so many times, and we haven't got nowhere.

((approximately 38 lines omitted))

Dan: Your only basic problem as far as direction: (0.6) as originally stated, was getting you into Art Center.

Roger: → Mm hm,

Dan: → Ri:ght? =

Roger: → =That still is the thing.

Dan: Are we gonna get you through there, or no:t.

Roger: [[()]-

Dan: Are you gonna get your self through there.

Roger: [Yes,

Dan: Oka:y,

(1.0)

Dan: → Then something has been accomplished. And maybe you understand some things that are functioning also, (0.6) at ho:me.

(1.0)

- Dan: which may have contributed to some of the things that-
that uh went on in- (0.3) that-that stopped you: from
functioning as well as you could.
- Roger: *Mm hm, *

The patient's Prompt-elicited uptake of the prior utterance is contentious (*That still is the thing* disputing either a proposal that the patient is complaining about something other than the *basic problem*, or an implication that that problem has been resolved; i.e., the past-tensing of *was getting you into Art Center*). And it is the therapist himself who eventually proposes the success of their enterprise (embedding that announcement in further talk, thus not providing a place in which confirmation by the patient is due, and if not offered then observably absent). In a range of ways, then, the therapist's pursuit of the patient's acknowledgment of success does not achieve its optimum outcome. Nevertheless, this interchange is transparent for the fact that a Post-Response-Completion Response Solicitation can be engaged in pursuit of some specifiable outcome.

Such an understanding of the work of Post-Response-Completion Response Solicitation can be turned to materials which are far less transparent. Following is an exercise exploring that aspect of Prompting, attempted on Fragment (2.3). The focal interchange takes place at a Civil Defense Headquarters during a hurricane. There has been a lull, and these two people, Marty, a stranger to the area and a civilian, and Craig, the teenage son of the C.D. Commander, get into conversation. They go through a range of topics, including some of Craig's problems in his English Literature course, Marty offering helpful hints. Eventually they turn to the wall map, and Craig puts Marty to a test.

(2.3) [CDHQ:II:276:r]

- Craig: → Could you- um show- Do you know where we are right now,
Marty: n-Ye: ah? I'm gonna show you just where we are now let
me see, we're right up here.
- Craig: Yeah,
Marty: on:: four six six two Parkin- Parkinson. Right around
there
- Craig: → [Yeah.
Marty: → Right?
Craig: → Right.
Marty: Cause I was out- Cause I been ferrying back and forth
between he::re an::d Dickson Barrack.

In finer detail, Craig has initiated and abandoned a pass/fail test question, *Could you show-*, which he replaces with the more equable *Do you know where we are...* which has, as one of its appropriate responses, something like *No. Where are we?* Marty, however, re-invokes the pass/fail status of

the question by retrieving the initial wording, in *I'm gonna show you...*. That is, he exhibits that he is specifically 'taking a test'.

At the least, then, Craig's mere acknowledgment, while it indicates that the answer is not incorrect, in no way appreciates the fact that a test has been posed and successfully passed. Thus, the Post-Response-Completion Response Solicitation in this case may be providing a next opportunity for a proper appreciation of a successful passing of a test.

But there may be more to this pursuit. And it may bear on Marty's re-invoking the stronger, pass/fail version of the test. This civilian and stranger to the area has apparently been helping out by *ferrying* people around. He has been at least useful, perhaps courageous. (And apparently it is in the course of this activity that he became competent with the map.)

Now, such information as that he has been helping out, were it simply volunteered, might be recognizably self-congratulatory. And there are systematic constraints on such an activity.⁵ A test situation, however, is one in which such information may be appropriately delivered; indeed, it may be specifically occasioned. That is, passing a test can be an occasion for praise by the tester, and praise by the tester can be an occasion for a display of modesty by the testee.⁶ And in this case, the display of modesty could be of the *It's nothing, really* genre; i.e., an account of how the competence with the map is just a byproduct of some *ferrying back and forth*.

Or, such information might specifically be requested; i.e., the one who posed the test, who can have expected failure and be surprised by success, may proceed to ask how the information was acquired. The fact that one had been *ferrying back and forth* could then be produced as a solicited account.

Thus, the Post-Response-Completion Response Solicitation in this case, by referring its recipient back to the prior utterance with an indication that its point should be found and exhibited, may be pursuing, not only the appreciation due to the successful passing of a test, but the sequelae of such an appreciation, which could occasion the discharging of some otherwise transparently self-congratulatory information.

Notice that, in an activity analogous to that of Fragment (2.1), the pursuer eventually volunteers the critical item. Earlier I noted that were such information "simply volunteered", it might be recognizably self-congratulatory. In this case, the information is not "simply volunteered". It is formatted as an account, with *Cause..*, although as the

sequence has run off, there has been no call for either a display of modesty or a solicited account.

In finer detail, we can notice the repetition of *Cause* across a revision; i.e., *Cause I was out* — *Cause I been ferrying back and forth*. My own data searches, and the work of colleagues focussing on the structures of self-repair⁷, indicate that such turn-initial items as *Well*, *Because*, *So*, etc. etc. tend massively to be dropped in the revised recycle. The standard repair format applied to this revision would yield, *Cause I was out* — *I been ferrying back and forth*. The utterance as it actually occurs, is thus, systematically 'overbuilt' for its character as an account; i.e., may be actively defending against its recognizability as volunteered self-praise and emphasizing its status as a test-occasioned account.

Such an exercise as the foregoing indicates that the Post-Response-Completion Response Solicitation can be accomplice to some rich and intricate interactional negotiations. And in such materials we find recurrently that negotiations which can be expressed, and thus accounted for, in turn-taking terms as [Completed Turn → Continuer → Turn Exit Device] can be expressed in interactional terms as [Point-Laden Utterance → Mere Acknowledgment → Pursuit of the Point].

That the negotiations can be sensibly expressed and accounted for in turntaking terms may bear on the sensed 'benignness' of Prompting in comparison to the sensed 'nastiness' of the Abominables. In turntaking terms, the Abominable has a Turn Exit Device positioned 'interruptively' in the course of a response which is not in the first place relinquishing the floor to a prior speaker. The expression [Completed Turn → Response-in-Progress → Turn Exit Device] is not a reasonable account. On its occurrence, such an interchange does not recommend itself to a turn-taking-systematics account.

Thus, someone confronted with such a series of actions (be it recipient or analyst) is directed by it towards an interactional account as the relevant, sensible account; i.e., is directed to seek and find what one participant is recognizably 'doing to' another. In contrast, Promptings' negotiations can be reasonably expressed and adequately accounted for in terms which do not lead to finding that something interactional is 'being done'. In this way, the sensed 'nastiness' of the Abominables and the relative 'benignness' of the Promptings may be a product of the design of the devices and the alternative accounts which they invoke.

III. On the Effectiveness of Abominables and Promptings

Although the Abominables may be designedly recognizably 'doing something to a coparticipant', a striking feature of these interchanges is that the device seems to be altogether ineffective.

Specifically, the Post-Response-Initiation Response Solicitation is positioned recognizably 'interruptively' in the course of a coparticipant's talk. It can then be observed that the coparticipant's talk is not interrupted, but continues at least to a first completion point. And, subsequently, there is nothing which might stand as 'the solicited response'. We can review the relevant fragments with that issue in mind.

(1.1,b) [Br.Prl.2,JPB:S:Free Translation]

Frau B.: → Whuddiyuh mean I kneel an-d pray.
 Herr B.: → Right?
 Frau B.: → e-my God is always with me. He is even with me through the night.

(1.4,b) [Br.Prl.2,1,r.: Free Translation]

Frau B.: → Yea::h well that is rt h e opinion,
 Dr. F.: → Is that correct?
 Frau B.: → of Doctor Hollmann
 Dr. F.: → Uh-rhuh
 Frau B.: → But it isn't mine.

(1.6) [Frankel:US:I:63]

James: → Well he musta got the music shop there in the store.
 Mike: → Right?
 Vic: → And he's
 got a kid.
 (0.6)

Vic: No.
 Mike: Nonono not Frank-

(1.7) [Adato:VI:4-6]

Tony: → The Royal Parlace.⁸
 Jay: → Ri:ght?
 (0.4)

Jay: Across the street . . .

(1.8) [Goodwin:Meat:15]

Paul: He'll probably come () down with a
 → shot gun and blow your head off.
 Andy: → R i g h t? You know?
 (·)
 Paul: So I said . . .

(1.9) [BC:1:G:96:r]

Caller: → Well that's what I mean, he couldn't understand.
B.C.: [Were they not?]
B.C.: =Oh he could understand it he just didn't like it.

The 'interruptively' positioned Post-Response-Initiation Response Solicitation of the Abominables recurrently appears to have no relevant effect upon the utterance it intersects. We find neither 'interruption' nor 'the solicited response'.

In contrast, the Post-Response-Completion Response Solicitation of the Promptings appear to have some effect. Specifically, the Solicitation is followed by an utterance which can stand as 'the solicited response'. Again, we can review the relevant fragments with that issue in mind.

(2.1) [GTS:V:71-72]

Roger: Mm hm,
Dan: Right?=
Roger: → =That still is the thing.

(2.2) [Whitacre:902A:JPW:2]

Larry: Oh. (0,4)

Janet: Right?
Larry: → Right.

(2.3) [CDHQ:II:276:r]

Craig: Yeah.
Marty: Right?
Craig: → Right.

(2.4) [BC:II:R:144]

B.C.: Mm hm?
Caller: Right?
B.C.: → Mm hm

(2.5) [Frankel:TC:1:27:S]

Geri: Yeah.=
Shirley: =Right?h
Geri: → Yeah

(2.6) [FD:III:52]

Desk: Right.
Caller: Is that it?
Desk: → Right.

(2.7) [Rose:Fairmount:II:6]

Lorrie: r: Right.
Carol: Di:d she.
Lorrie: → Right.

However, the fact that, massively, these post-Response-Solicitation utterances are no more than an acknowledgment token, brings them into close convergence with an altogether contrasting type of activity. In this activity-type, a Second Acknowledgment Token does not constitute a Solicited Response, but a Recycle of what turned out to have been a 'premature' prior response.

Simply: A response which turns out to have occurred prior to completion of an ongoing utterance is recycled upon completion of that utterance. While a sizeable collection of instances was yielded by the search for the Abominable *Ne?*, only a few are shown here, with a disproportionate number involving Response-Solicitations. (See also, Fragments 1.10 and 1.11.)

(3.1) [Agorio:2:141]

Martinez: He's you know becoming even mo:re (0.4) more cautious
than befo:re.
Rose: → Mm-hm,
Rose: → Mm-hm,

(3.2) [Schenkein:11:70]

Ellen: Just on the straight. (·) of the fabric.
Lori: → Yeah.
Lori: → Yeah.

(3.3) [Krakowski:D&R:10]

Leslie: Do you think it's gonna make any difference to me if
you said Friday or next week or two weeks from now?
Steven: → NO!
Steven: → NO!

(3.4) [IPD:ND:11:114]

Desk: Fortieth and Boulevard right?
Caller: → Uh huh,
Caller: → Uh huh,

(3.5) [P356:11:1]

Desk: Twenty one, forty four Argyle. (·) Right?
Caller: → Yes.
Caller: → Yes.

(3.6) [Reilly:16]

Dora: Oh she has a great big station wagon doesn't she
Inez: → Yeah.
Inez: → Yeah,

(3.7) [Goodwin:GR:35]

- Ron: The supermarket is a- is a standard place to gossip
 (though) [isn't it,]
Beth: → Yea:h,
Beth: → Yeah,

Such a configuration re-positions a 'premature' response such that it now occurs, properly, post-completion of a current utterance. Specifically, the repeated token can be exhibiting that the 'premature' response is deemed still adequate to the eventual utterance-in-toto; that such subsequent material as ...*of the fabric*, or ...*or two weeks from now?* or *Right?* or *Doesn't she?* or *Isn't it*, is inconsequential; is itself inadequate to a revised response, and simply requires some turn-taking-organizational work which can be accomplished with a properly positioned repeat of the 'premature' response.

Indeed, it appears that a speaker who has started up early, who now wishes to be observably taking the appended materials into account, marks that some subsequent token is not a re-positioned prior response, but is a next-positioned, new response. And this is done, simply enough, by producing a recognizably different item. So, for example, in the following fragment, we find a particularly consequential Response Solicitation, marked for its consequence by its recipient.

(3.8) [GTS:I:1:48:r]

- Dan: This was one of the reason that A:1 of course was so
 upset last week. I think.
 (0.7)
Roger: Lost his identity?
 (1.4)
Dan: He had certain viewpoints on things.
 (1.0)
Dan: → And something ha: [p p e n e d] [didn't it.
Al: → Yeah, . [M-hm'
 (0.3)
Al: → Oh yah,
 (1.2)
Dan: (I think) he's very hesitant to talk about it,

In this case, a coparticipant is volunteering confirmation in the course of talk a b o u t him. That confirmation ('*Yeah*', '*M-hm*' — the degree-sign ['] indicates low amplitude) overlaps a Tag-positioned Response Solicitation which is doing a specifiable job, redirecting the talk t o him. And in this case we find, not a recognizable re-positioned Recycle of a prior, overlapped acknowledgment token, but a recognizable next-positioned Response which takes into account the Response Solicitation and its work;

i.e., we find not another 'Yeab', or 'M-hm', but another class of activity, *Qb Yab*, which is not only a recognizable 'change', but is in itself markedly 'responsive'.⁹

It appears, then, that at least in some specifiable circumstances, the powerful relevance of sheer next-positionedness becomes weakened¹⁰, and can be undercut or enhanced, by means of repetition or change, respectively.

Consider the following two fragments in which a same speaker, in two different conversations, with two different coparticipants, is given a similar piece of news, in a similar format. The format can be expressed as [Good Fortune + Price Tag].

(3.9) [NB:IV:10:51]

- Holly: and she gave me the most beautiful swimsuit you've ever seen in your life.
 Emma: Gave it to you?
 Holly: Yeah.
 Emma: → Aw::r:::
 Holly: → L A twenty two dollar one.
 Emma: → L Aw::::.

(0.6)

Emma: Well you've given her a lot in uh your day Holly,

(3.10) [NB:II:2:1]

- Nancy: I got a rai:se.
 Emma: → Goo:ud.
 Nancy: → Yeh two dollars a week.
 Emma: → Oh wo:w.
 Nancy: L Uh:::! heh heh heh!
 Emma: L What are you gonna do with it all.

In Fragment (3.9) the price-tag component is treated by its recipient as inadequate to revised response, with a repeat of the response to the good-fortune component. In Fragment (3.10) the price-tag component is marked as adequate to revised response, with a recognizably new and markedly 'responsive' item (cf. Fragment 3.8).

Subsequent talk in each fragment supports this analysis. In Fragment (3.9) the good-fortune component, *She gave me the most beautiful swimsuit* is adequately referred to by, and is adequate to, the subsequent *Well you've given her a lot in your day*, which does not specifically address the price-tag component. On the other hand, in Fragment (3.10) the good-fortune component, *I got a raise* is adequately referred to by, and is adequate to the subsequent *What are you gonna do with it*, but is

inadequate to *with it ALL*, which specifically addresses the price-tag component, *two dollars a week*.

Thus, while in Fragment (3.9) the recipient constructs her consecutive utterances such that the price-tag component is (1) marked as, and (2) subsequently exhibited to be inconsequential, in Fragment (3.10) she constructs her consecutive utterances such that the price-tag component is (1) marked as, and (2) subsequently exhibited to be, consequential.

Now, Prompting appears to constitute a circumstance in which the power and relevance of sheer next-positionedness becomes weakened. This is because there is an acute convergence between the way the Promptings run off (see Fragments 2.2-2.7) and the way the overlap-occasioned re-positioned Recycles run off (see Fragments 3.1-3.7).

Specifically, it may become quite unclear as to whether the Post-Response-Completion Response Solicitation is operating as a sheer Turn-Exit Device, analogous to the Tag-Positioned Response Solicitation, or is pointing to the inadequacy of the initial response and attempting to occasion some revision. Equally, it may become unclear as to whether recipient's subsequent talk constitutes a next-positioned, revised Response, informed by the prior Response Solicitation, or merely a re-positioned Recycle, occasioned by, but marking the inconsequence of some intervening talk.

It appears that this possible ambiguity is oriented to and managed by the relative shape of the two consecutive acknowledgment tokens. A coparticipant who wishes to be seen as having been informed by the Post-Response-Completion Response Solicitation can produce a second acknowledgment token which is observably not the same as; i.e., not a possible recycle of, the earlier acknowledgment token. Further, he can produce it so that it is equally observably the same as; i.e., is specifically locating, the immediately prior Response Solicitation. This is the procedure used in Fragments (2.2) and (2.3).

(2.2) [Whitacre:902A:JPW:2]

L: Oh:.
 [-] (0.4)
 J: Ri:ght?
 L: [+]
 Ri:ght.

(2.3) [CDHQ:II:276:r]

C: Yeah.
 M: [-] Right?
 C: [+]
 Right.

Roughly, this [-] / [+] Configuration orients to the weakness of sheer next-positionedness, and works to defend against the possible recognizability of the second acknowledgment token as a non-informed, re-positioned Recycle, and to enhance its status as an informed, next-positioned Response.

I want to make an observation which, at this point, stands as a possible mere curio; potentially no more than an artifact of the current corpus. The two instances in which a recipient produces this [-] / [+] Configuration are those in which the recipient is an incumbent in the Membership Categorization Device category 'Child', and the prior speaker, an incumbent in the category 'Adult'.¹¹ Further, in both cases, the categories 'Student' and 'Teacher' appear to be relevant. In Fragment (2.2) Janet is Larry's math tutor, and in Fragment (2.3) Marty has been offering advice about an English Literature course. That is, it just so happens that in both instances, the participants can be characterized in terms of a Superordinate/Subordinate relationship.

It is possible that with the use of the [-] / [+] format, the recipient is specifically invoking that relationship as the account of his behavior; i.e., is recognizably saying what he sees that his superordinate wishes him to say, and no more than that.

In a consideration of another pair of Superordinate/Subordinate categories, Master/Slave, Harvey Sacks points out that in the Pre-Civil War Southern United States, a slave was required to agree with any utterance made by a master. One consequence was that slaves were seen to be "evasive" and "deceitful". Further, "there were some negative consequences for the masters, in that they could never find out what they wanted to know."¹²

The [-] / [+] Configuration manipulates sequence and tokens to achieve recognizable Informed Uptake with no explicit demonstration of how the prior utterance was adequate to more than the initial response. Further, it may be invoking the Superordinate/Subordinate relationship as the account for the revised response. Literally, "Whatever you say, Boss." If this constitutes a successful outcome of the pursuit engaged in by the Post-Response-Completion Response Solicitation, it is a meagre one.

The remaining cases of Prompting, including those shown here, are even less 'successful'. A coparticipant who wishes to convey that the prior utterance was indeed inadequate to anything more than it initially got, but who does not wish to move into active dispute, can produce a second acknowledgment token which is observably not the same as; i.e., is specifically not locating, the immediately prior Response Solicitation.

Further, he can produce it so that it is equally observably the same as; i.e., a possible recycle of, the first acknowledgment token. This is the procedure used in Fragments (2.4)-(2.7).

(2.4) [BC:II:R:144]

BC: [+] Mm hm?
 C: [-] Right?
 BC: [-] Mm hm

(2.5) [Frankel:1:TC:1:27:S]

G: [+] Yeah,=
 S: [-] =Right?h
 G: [-] Yeah

(2.6) [FD:III:52]

D: [+] Right.
 C: [-] Is that it?
 D: [-] Right.

(2.7) [Rose:Fairmount:II:6]

L: [+] r:Right.
 C: [-] Di:d she.
 L: [-] Right.

Roughly, this [+]/[-] Configuration relies upon the strength of next-positionedness to achieve that the second acknowledgment token is not, unequivocally, the respositioned Recycle its sheer repetition would otherwise define it as. The work done in these cases tends to reaffirm the adequacy of an initial, no-uptake response, and the inadequacy of the prior utterance to a different order of response. In effect, it is observably declining to take issue with the Post-Response-Completion Response Solicitation's proposal that the prior utterance warranted more than a mere acknowledgment.

Thus, while in comparison to the absolute zero effectiveness of the Abominables, Prompting can be seen as at least achieving some small measure of success, the foregoing considerations suggest that it is a drastically meagre one. Having noticed the absence or meagreness of success of the Post-Response-(Initiation or Completion) Response Solicitations, that very noticeability can be seen as a feature of the phenomenon. That is, this version of a Response Solicitation is produced as something to which its recipient ought to defer, and which, then, can observably fail at achieving, or can observably achieve only minimal deference.

At least in part, the observable success/failure derives from a characterizable activity performed by the Post-Response-(Initiation or Comple-

tion) Response Solicitation. The Response Solicitation is fully occupied by marking the pointedness of a prior, completed utterance, and proposing that a recipient should now exhibit that he has taken the point of that prior utterance. But, crucially, the Response Solicitation does nothing whatsoever to explicate the point of that prior utterance.

Now this is a rather special sort of activity, given that a recipient has just committed himself to a response; i.e., is in the course of proffering, or has just proffered, the results of his analysis of that prior utterance. The Response Solicitation informs a recipient that his response is/was inadequate, but provides no further materials from which the recipient might construct an 'improved' analysis. The defect is specifically located as residing in the recipient's analysis, and not within the prior talk, which is re-offered as adequate, as it stands.

At best, the Post-Response-(Initiation or Completion) Response Solicitation sets up a guessing-game or test. At worst it constitutes a complaint or rebuke; i.e., an insistence that a coparticipant behave differently, which virtually no grounds provided for revised behavior except that this speaker deems that revision is called for. Small wonder that the device is so massively unsuccessful.

IV. Post-Response-(Initiation or Completion) Recompletion: An Alternative

It turns out that there is an alternative type of pursuit device, one which may or may not be 'successful' in the interactional terms of the Response Solicitations, but one which does not in the first place operate in those terms. This alternative type of pursuit device operates in terms of a turn-taking organizational procedure which has as its first-order observable task the sheer completion of an utterance in progress.

This device can operate for an utterance which in fact has not reached completion when response is initiated. (In the interests of economy, this phenomenon will not be considered here.) It can also operate for an utterance which had achieved completion prior to initiation of response, but which is retroactively exhibited to have been incomplete and thus potentially response-inadequate at the point that a response was initiated. The following example may serve as a proto-type.

(4.1) [BA/Core:I:RD:32]

Marcus: Uh incidentally how many people, are in this A Program.
Ed: Oh God I don't know I can uh
Marcus: Well I mean is it a matter of, at any one time a few dozen, a few hundred,

- Ed: → I would say what, two or three hundred Bill?
 Bill: → Uh,
 Bill: → I would say,
 Ed: → statewide?
 Bill: I would say, statewide, app-between two fifty and three hundred.

The Post-Response-Initiation Recompletion specifically provides material via which the recipient might construct a revised analysis of the utterance in question; the potential defect is located within that prior utterance, which is now displayed to have been response-inadequate. Notice in this case that the Post-Recompletion response starts out with a repeat of the initial response; i.e., tends to converge with the phenomenon of re-positioned Recycling and thus mark the inadequacy of the Recompletion to a revised response. After the repeat of his own prior utterance, however, the recipient specifically incorporates the Recompletion component into his response, thus strongly exhibiting it to be consequential. This particular [+]/[-] → [+] Configuration may achieve a display that the recipient had initially been addressing just that aspect, independent of the Post-Response-Initiation Recompletion, while acknowledging the legitimacy, reasonableness, etc., of the 'interruptively'-positioned information.

Now, the legitimacy of such a procedure can be exploited in ways which strongly resemble both Abominables and Promptings, as in the following two fragments, respectively.

(4.2) [LC:1:LC trans] ((re joining a coffee boycott))

- Basil: → They've had their worst crop and they're making the most profit.
 Milt: → Yeah but [₁
 Basil: → than they've ever made be [₁fore.
 Milt:
 Milt: I think that coffee bothers me.

In this case, the uneasy fit between *they're making the most profit*, and *than they've ever made before*, provides access to the sheer 'interruptive' deployment of this Recompletion component. Notice further that while "statewide?" is a substantive clarification or specification, *than they've ever made before* is at best a Simulacrum. It has the form, but not the substance of 'additional information'. Note, as well, that this Abominable use of the Recompletion device is as unsuccessful as is the Abominable Response Solicitation; i.e., the coparticipant simply goes on with his 'interrupted' utterance.

(4.3) [NB:II:4:4] ((Nancy has met a man who lives up north and who has entree to officer's clubs down south, where Nancy lives,))

- Nancy: And apparently he just simply hasn't, been, interested
 in,
 Emma: Mmhm,
 Nancy: doing, a lot of dating, and, he said now I might have
 a, a reason to, you know, get down there.
 Emma: Gee wouldn't that be nice?
 Nancy: Yah he said they really treat you real nice.
 Emma: → Well goo::d,
 Nancy: → at those places,
 Emma: → Oh:: I'm glad.

In this case, the Prompt-like Post-Response-Completion Recompletion *at those places* (again, a Simulacrum), gets a revised, and markedly 'responsive' *Oh:: I'm glad*. (Cf. Fragment 3.8 *Oh yah* and Fragment 3.10 *Oh wo:w*.) However, the Prompt-elicited response is utterly equivocal in terms of a taking of the point of the prior utterance.

It appears that the Prompt-like Recompletion is in aid of some rather touchy disambiguation. Roughly, there are two converging alternatives. One is Circumstantial and 3rd-party assessable (i.e., how nice for him); that he might have a reason to get down there (to the locale of the officer's clubs). The other is Relational and 2nd-party assessable (i.e., how nice for you); that he might be asking Nancy out on dates. The former alternative is actualized in an utterance, but that utterance is overlapped by a response to what could well be a projection of the latter alternative. That is, *Gee wouldn't that be nice?* which overlaps get down there, might well be assessing something like *start dating again*. Thus, the assessment might constitute an undesirable Relational how-nice-for-you when what is being proposed is a Circumstantial how-nice-for-him.

Thus, the Post-Response-Completion Recompletion *at those places* may be a second attempt to elicit a response which explicitly locates and addresses the Circumstantial, 3rd-party assessable overlapped alternative, e.g., something like *Oh he really should get down there*. While the Prompt-elicited response charmingly resolves the for-him/for-you dilemma with 'how nice for me' (i.e., *Oh:: I'm glad*), it no more explicitly takes the pursued point than do those acknowledgment tokens which follow the Prompting Response Solicitations.

A feature which distinguishes Post-Response-(Initiation or Completion) Recompletion from Post-Response-(Initiation or Completion) Response Solicitation, then, is that the syntactic structure with which the Re-completions are formatted is capable of carrying various types of in-

formation (as in Fragment 4.1) which can engender a shifted response, or at least of carrying information simulacra (as in Fragments 4.2 and 4.3) which can at least occasion and warrant a shifted response.

In either case, the Recompletion can provide that the revised response, should it occur, is not observably a repair of an inadequate prior response, but constitutes a next relevant activity; a response occasioned by some new information. Indeed, if anything, the 'fault' is located in the prior utterance, which, although it was response-inadequate, gave the appearance of response-readiness.

On occasion, we find a much more interesting task being undertaken by a Post-Response Recompletion. Roughly, the prior utterance is not being 'clarified', but, under the auspices of 'additional materials', a drastic shift is achieved; that shift engendered by and responsive to information available in the response now underway.

That is, it appears that something is said in full expectation of a particular sort of response. The subsequent response is not what was expected. But it is not treated by a prior speaker as inadequate to the utterance. Rather, it is treated as informative. The result is a Recompletion component which may rather drastically alter the so-far thrust of the prior, completed utterance; that alteration accomplished as a syntactically coherent next component of a still-ongoing utterance, such that, at its end, the utterance turns out to be what the recipient was obviously making of it. Following is a most obvious instance.

(4.4) [SBL:2:1:7:7]

- Bea: I'm reading a bu- some of our conversation made me think,
I'm reading one of uh Harold Sherman's books.
Maude: Mm hm,
Bea: I think we read one, one time, about life after death or something,
Maude: Mm hm,
Bea: And uh this is How To Make uh E.S.P. Work For You.
Maude: Mm hm,
Bea: → And it's excellent.
Maude: → Well, when you get through- with it,
Bea: → L And he talks about=
Maude: → =Is it your book?
Bea: No, Eloise uh brought it by . . .

In this case, a recipient appears to be shortcutting a recognizable Offer Sequence. Recurrently such a sequence is produced over a series of moves in which an object is introduced, promoted, and eventually explicitly offered. Here, in what may constitute a display of intimacy and understanding of where the sequence is leading; i.e., a display of the

between-us-dispensability of a formal 'offer' component, the recipient provides acceptance after introduction and promotion (i.e., in this case, after the book is named and then assessed as *excellent*), but in the absence of an explicit, formal, 'offer' component. The attempt at an intimate dispensing of the formalities turns out to be a misapprehension; i.e., this was not an offer sequence, but something like a recommendation. As it happens, the speaker is not in a position to offer the book; it is not hers to lend, in the first place.

And in this case, at the point where it becomes unequivocally clear that an acceptance-of-an-offer is underway, a Post-Response-Initiation Re-completion is deployed; one which utterly disattends the acceptance-in-progress and simply goes on to describe the book. No sooner is the Re-completion initiated, then the recipient moves to exhibit an understanding of its import, with *Is it your book?*

In this case, then, an utterance which might on first inspection be seen as a rather rude 'interruption', turns out to be deeply sensitive to, and informed by, a misguided display of intimacy via a misunderstanding of what the prior talk was doing. Further, this fragment shows us that co-participants can and do utilize such a procedure; specifically, that a recipient can see and use the information provided by a Post-Response-Initiation Re-completion to revise their analysis of the prior talk.

With this obvious instance in hand, we can turn to a far more delicate interchange.

(4.5) [SBL:2:5:9:10]

- Gloria: And I said well gosh I-I'm not gonna leave them if I don't
want to,
 Bea: Mm hm(hh)hh
 Gloria: And, but uh Bea. uh my gosh it'll- it costs a fortune to
 get those big things moved over there.
 Bea: └ I know. it would be,
 Gloria: Uh huh, and I had a (└ You should uh-),
 Bea: └ You should uh-
 Bea: → Listen that could be a job for Terry.
 Gloria: → Uh:: We'll he seems to be-
 Bea: → └ and his station wagon.
 Gloria: → Oh he couldn't get them in.
 Bea: Oh, he couldn't,
 Gloria: Uh uh.
 Bea: Uh huh,
 Gloria: Uh::: I phoned to the um (1.0) uh (2.0) Oh I had a letter
 or note form p-Peg uh Hazel.
 Bea: Oh did you?
 Gloria: Uh-huh, and uh
 Bea: └ What does she say.

Gloria: Well, she uh says she was in a rest home and she was trying to make a battle to try to get on her feet . . .

A roughest sense of the interchange is as follows. A suggestion is made, which its speaker takes to be adequate as it stands. Specifically, why this particular party is being recommended for the job is available in the sheer naming; no explicit account is deemed necessary. However, upon the occurrence of recipient's *Uh::*, speaker discovers that recipient is having some sort of difficulty, and locates that difficulty as a fault of the suggestion in its current form; i.e., discovers that the account was perhaps not, after all, available in the sheer naming, but ought to be stated. Whereupon, the account is appended to the suggestion as a syntactically coherent next component, such that the utterance, at its (next) completion point, will be response-adequate.

Just such a series of activities appears to be occurring in the following fragment.

(4.6) [W:PC:1:(1):41]

- Katie: We went (·) to: uh:m: (0.2) tch 'hh (0.6) thē: uh
 → Schooner at (·) Newtonworth Sca:les,
 (0.2)
 Nan: → Ehh::m::
 Katie: → Out the:re.
 Nan: 't 'hhrh
 Katie: → Like the other si:de of Ki:rkham.
 (0.2)
 Nan: yEhh::m:: 't I'm just trying to pla:ce it.

Here, the 'search' item *Ehh::m::* is understood as marking some difficulty in locating a named place, and is intersected by a Post-Response-Initiation Recompletion; first the Simulacrum *Out the:re*, an item which in form if not in substance, attempts to aid in the search, and second, some possibly useful information, *Like the other si:de of Ki:rkham*. Similarly, in Fragment (4.5), the 'search' item *Uh::*, may be understood as marking some difficulty, e.g., in locating why, of all people, Terry is being recommended, and is followed by the Post-Response-Initiation Recompletion *and his station wagon*, which could be useful. And in this case, immediately upon completion of the now-adequate recommendation, the recipient, with no indication of difficulty, produces a reply, *Oh he couldn't get them in*.

Now this sense of the interchange may, in fact, capture an achieved observable formulation of their business. That is, the participants have co-constructed a series which can and should be understood by reference to, say, an initially inadequately expressed, then clarified suggestion.

But under the auspices of that achieved formulation, a rather different order of business may be underway. Following is a revised understanding of the interchange.

Again, a suggestion is offered in what its speaker takes to be, as between these two participants, a perfectly adequate form, with the account available in the naming. The account consists of a combination of Relational and Circumstantial features; i.e., this fellow who happens to own a station wagon stands in such a relationship to recipient that it is appropriate for her to enlist his aid.¹³ In its current form, the suggestion is 'weighted' towards the Relational aspect.

And the suggestion, in its current form, is indeed adequate. The problem is, it has happened to stumble upon a Relational Trouble; that is, whatever the situation was that provided for the taken-forgranted enlistability of this 3rd party's aid, some difficulties seem to have arisen. That such is the case is discoverable in the response-so-far; i.e., in the *Uh::s, We[ll]*.

As it happens, a range of Troubles are initiated with various 'delay' items (e.g., long in-breaths, 'search' tokens, etc.) plus *Well*. Following is a single representative instance.

(4.7) [Frankel:TC:I:1:25]

Shirley: hhh Have you guys made plans to see each other
 again?
Geri: → L'hhhhh We:ll? (0.4) t' hhhh (·) Uh::m, (·) 'k 'hhhh
 As it looks no:w . . . ((there are obstacles))

And we have already seen that with very little 'substantive' material to go on, coparticipants can discover what the issue is, and can present their analysis of it, as in Fragment (4.4), in which the recipient of a Post-Response-Initiation Recompletion offers her analysis of its import vis-a-vis a recommendation misapprehended as an offer.

In the case at hand; i.e., Fragment (4.5), the prior speaker appears to be using the same device she uses in Fragment (4.4); i.e., given recipient's response-so-far she is able to discover that there is a problem, and what it might be, but rather than presenting her analysis of it, she moves to forestall its emergence. While in Fragment (4.4) *And he talks about...* simply disattends that an acceptance-of-an-offer is underway and goes on with a description of the book, in Fragment (4.5) *and his station wagon* reverses the weighting from Relational to Circumstantial. It both accounts for the suggestion as in no way addressing what has turned out to be a Relational Trouble (most grossly, this speaker is not to be seen as doing some delicate snooping by suggesting this 3rd party, thereby,

e.g., checking out some information she had gotten elsewhere), and permits just the sort of Circumstantially-based rejection it subsequently gets. In effect, *and his station wagon* proposes that the stumbled-upon Trouble was just that; it was not being inquired into, and it need not be told.

Recipient, who has hesitantly embarked on a Relationally-based rejection of the suggestion, now siezes the opportunity to produce a Circumstantially-based rejection, aborting the possible Troubles-telling. That is, whatever *Uh::, Well be seems to be-* was developing into, is abandoned.

The subsequent talk is congruent with this analysis. That rather detailed and lengthy consideration will not be presented here. Roughly, it appears that once the stumbled-upon character of the Trouble and possible snoop aspect of the Relationally-weighted suggestion have been remedied, a negotiation is undertaken as to whether the Trouble, now having arisen, shall in fact be told. Over a series of moves the result is that the Trouble remains untold, and the interrupted topic out of which the Trouble emerged (continuation of which might provide for its re-emergence) is abandoned for other matters entirely.

Again, then, an utterance which on first inspection might appear to be a rather rude 'interruption' turns out to be deeply sensitive to, and informed by, the shape of a response-so-far.

V. Post-Response-(Initiation or Completion) Response Solicitation and Recompletion as Systematic Alternatives

The foregoing considerations suggest that not only are Post-Response Recompletions distinctive from Post-Response Response Solicitations in the capacity of the former to engender or occasion-and-warrant a shifted response by providing additional information or simulacra thereof, but in that they can exhibit a sensitivity to, and respond to the import of, an unfavorable response-initiation. That is, not only can a prior utterance be 'clarified', but it can be utterly revised by reference to the character of the response.

It is this potential information-richness and flexibility which sharply distinguishes the Recompletions from the Response Solicitations. The latter are fully occupied by marking the pointedness of a prior utterance, neither 'clarifying' nor 'revising' by reference to an unfavorable response, but rather, placing the burden of change fully on a marked-as-offending recipient.

It appears that these sharply differentiated methods for dealing with an unfavorable response stand in alternation to each other, in two different senses. One is Aggregate-Distributional, the other, Sequential.

As to the Aggregate-Distributional sense of 'alternative'; across the current collection of conversations, there is a skewed distribution, most dramatically with regard to the Response Solicitation *Right?*. This item shows up repeatedly and in its various positions (Tag, Post-Gap, Post-Response-Completion (Prompting) and the rare Post-Response-Initiation Abominables) in several substantial sets of conversations, and absolutely never occurs, in any of its positions, in other equally substantial sets. Most roughly, then, whatever work *Right?* in its various positions can do, we find that whole corpses of conversation manage perfectly well without it.

Further, in one corpus, several hours of formal negotiations, there is a single occasion on which *Right?* is brought into play. And that is in the final recorded session, just as the negotiations are beginning to break down and overtly belligerent talk is beginning to occur. Following is a condensed version of the materials.

(4.8) [BA/Core:V:63-66: Condensed Not to be used for Analysis]

- Ed: And the only thing that we have had, was this whole question, of all the different kinds of statistics that uh [Name of Organization] decided that we, damn well had to give them. Now, this is where we stand.
- Marcus: ^LAlright now,
- Marcus: Basically then, the three major things that uh we're concerned with, is good faith, on the part of each other.
- Ed: → Right?
- Marcus: → Right,
- Ed: The second thing that we're concerned with, there is an issue, on, (0.3) providing statistical data.
- Ed: → Right,
- Marcus: And the third thing, is the, acknowledgment, of an agreement.
- () : ((sigh))
- Marcus: → between the groups, Right?
(pause)
- Ed: Let me point out that after the demonstrations up on Martindale Street. There was no agreement signed,
- Barton: → Listen I'm sick and tired of going through this same discussion, meeting after meeting . . .

While the deployment of *Right?* is designedly inoffensive (in the interests of economy a detailed analysis will not be shown here), the fact that it is brought into play after hours of negotiation in which it was not

used, and occurs just as breakdown is underway (specifically, following the belligerent *that we damn well had to give them* and itself followed by *Listen I'm sick and tired...*) points to (1) a sort of work *Right?* and other Response Solicitations might be regularly engaged in; i.e., invoking the presence of, or potential for hostile interaction, and (2) the other sense in which the potentially rich and flexible Recompletions stand in alternation to Response Solicitations; i.e., Sequentially.

That is, most roughly, a range of Response Solicitations may occur when, or upon their occurrence propose that, other methods have been tried and have failed, and now rather more drastic measures are warranted.

A review of two fragments shown as instances of Abominables and one shown as an instance of Prompting, yields a clearly serial relationship between the two types of pursuit; i.e., between Post-Response Response Solicitations and Post-Response Recompletions. In each of the three fragments, just prior to the Response Solicitation (see arrows 3) that speaker has used the device of Post-Response Recompletion (see arrows 2).

(1.1.b) [Br.Prl.2.JPB:Free Translation]

Herr B.: 1 → if all day long from morning to evening and through the night ('hh) [I kneel and pray.

Frau B.: ()

Frau B.: → Yea:h, well I have ()

Herr B.: 2 → and make a nuisance.=

Frau B.: → =Whuddiyuh mean I kneel and pray.

Herr B.: 3 → Right?

(1.7) [Adato:VI:4-6]

Jay: Just a little bit away from the San Carlo Opera house,

1 → about a half a block, is- thē- thē pah- Pallazzo

Raya^{leh},

Tony: → Uh huh,

Jay: 2 → The Royal Palace.

Tony: → The Royal Palace.

Jay: 3 → Right?

(2.3) [CDHQ:II:276:r]

Marty: 1 → we're right up here.

Craig: → Yeah,

Marty: 2 → on:: four six six two Parkin- Parkinson, Right around the re.

Craig: → Yeah.

Marty: 3 → Right?

In each case an initial pursuit (arrows 1) is met with an unfavorable response, whereupon prior speaker produces a potentially useful Re-completion (in Fragment 1.1 *and make a nui::sance* which brings home the practical consequences of the prior-named activities, in Fragment 1.7 the possibly helpful translation from Italian to English, and in Fragment 2.3 the address-specification which serves as an additional measure of expertise). In each case the possibly useful Recompletion, which might occasion a shift in response-type, is met with unfavorable response (in Fragment 1.1 the belligerent *Whuddiyuh mean I kneel and pray*, in Fragment 1.7 the non-place-recognizing repetition, and in Fragment 2.3 another mere acknowledgment token). It is then, and perhaps specifically, designedly-recognizably 'only then'; i.e., upon the failure of two prior attempts to elicit a favorable response, that the non-informative, recipient-blaming, possibly hostilities-implicative Response-Solicitation is deployed.

In these fragments, then, the use of the Post-Response Response Solicitation may be systematically-observably warranted by reference to the local context in which it occurs. It is an Nth in a series of events. In this regard, Fragment (1.4) becomes interesting.

(1.4,b) [Br.Prl.2.1,r:Free Translation]

Dr. F.: () I understand (0.8) () that you're
not feeling very well.
Frau B.: Yea::h well that is t h e opinion,
Dr. F.: Is that correct?

This fragment consists of the opening moments of an intake interview at a psychiatric hospital. For the purposes of this consideration I am assuming that these two participants are unacquainted; that this fragment catches the early moments of their coming into a state of interaction. In such a circumstance, the immediate deployment of what may recurrently constitute an Nth-and-Alternative Pursuit Device (in this case, the psychiatrist's *Is that corre*ct?) is of particular interest. Further, it may be characterized as observably warranted.

In the brief consideration of Fragment (4.4) it was noted that while some conventional sequences are recurrently permitted to play out fully, they can be shortcut. That is, one needs only a 'part' to see the shape of the whole, and to respond then and there. And in the considerations of prior speaker's activities in Fragments (4.4) and (4.5) it was noted that upon the discovery of some emerging problem, moves can be made to forestall its development. Roughly, then, in Fragment (1.4), the unfavorable response may be then-and-there seen, not as an appropriate,

locally-generated answer to the prior question, but as a fully adequate index and premonitor of predictable, chronic belligerence; i.e., as an informative 'part' of a specifiable whole.

Now, it is one thing to make such a formulation of a coparticipant's activities, and another to make such a move as has been done here. For one, the immediate move to an otherwise Nth-and-Alternative device can inform this recipient that her activities are being monitored in just such terms; i.e., as an index of belligerence. And in that case, we have here an analogy of the sort of intimacy-display mentioned by reference to Fragment (4.4); a display that such a situation holds that both parties can be taken to understand each other perfectly well, without need of such 'formalities' as the playing out of an elaborated sequence via which the status of some activity becomes formally explicated. In effect, a diagnosis has been achieved, and that it has been achieved has been conveyed to the candidate patient.¹⁴

Further, the deployment of the Post-Response-Initiation Response Solicitation may offer the recipient an opportunity to re-open the negotiations by producing a display of extraordinary docility. That is, were she to do what, at least in the current corpus is never done; i.e., out off her response-in-progress and exhibit attention to the Response Solicitation, she could show that the import of the Response Solicitation has been understood, and that her behavior is modifiable by reference to such an understanding. As it happens, she does what everybody does; i.e., continues her response-in-progress, virtually uninterrupted. By doing what anybody would do, but doing it in these rather special circumstances, she may be seen as confirming the diagnosis which may result in her being taken on as a patient.

Thus, we have come full circle. A device which was initially characterized as gratuitously nasty turns out to be, at least in some materials, clearly available as a 'last resort' after a series of milder attempts to achieve the object of a pursuit (and its 'first resort' usage in Fragment 1.4 suggests other interesting ways in which it may be warranted and non-gratuitously used). And, while in sheer turn-taking terms the device appears to be utterly ineffective, it may warn a recipient that his activities are disapproved of. While recurrently such a warning may be no more than a momentary pique, submerged in subsequent talk, there can be occasions when it has enormous, if not immediately apparent, consequence.

Notes

- 1 The equal-sign [=] indicates no break in continuity.
- 2 For considerations of *Well* as an 'unfavorable' response, see, for example, Harvey Sacks, Fall 1967 Lecture 13, page 16, and Anita Pomerantz, *Agreeing and Disagreeing with Assessments: Some Features of Preferred/Dispreferred Turn Shapes*, MS, 1976.
- 3 For a consideration of Continuers, see Harvey Sacks, Spring 1971 May 24, pages 1-5.
- 4 For a consideration of Turn-Exit Devices, see Sacks, Schegloff and Jefferson, *A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation*, in *Language*, Vol 50, No 4, 1974, page 718 Section (c).
- 5 See Anita Pomerantz, *Compliment Responses*, in J. Schenkein (ed.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, Academic Press, Inc., New York, 1978, pages 88, ff.
- 6 Pomerantz notes: "Recipients of praise are subject to self-praise avoidance, or modesty constraints." See "Compliment Responses", *ibid*, page 96. She goes on to exhibit instances of 'modesty' as "an achievement", page 110, footnote 13.
- 7 Anthony Wootton and Paul Drew, University of York (private communication).
- 8 Note that overlapped speakers can and do cut off immediately upon onset of overlap. For example:
- (a) [JG:1:8:5]
- Marge: → Now this is your private number Mister Ha-n-
Hanson: ↳ No: that's...
- (b) [SBL:2:1:8:3]
- Faye: You know, depending on what you eat,
Bea: → Well, ↳ t-
Faye: ↳ I don't like to get in a flap about it, but...
- 9 John Heritage of the University of Warwick argues about *Ob*, that "the particle is used to propose that its producer has experienced some kind of change in his or her locally current state of knowledge, information, orientation or awareness." See A 'News' Receipt Token and its Placement in some Sequential Environments, a paper presented at a Sociology Language Group meeting, University of York, December, 1979.
- 10 Throughout his lectures, Harvey Sacks stresses the powerful relevance of next-positionedness. See, for example, Fall 1967 Lecture 13 pages 4-11, Fall 1967 Lecture 14, pages 15-18, and Fall 1971 Lecture 2, pages 5-8. He notes the particular relevance of next-positionedness for acknowledgment tokens, which are understood by reference to an immediately preceding unit (Fall 1967 Lecture 14, page 17).

- 11 For a consideration of Membership Categorization Device categories, see Harvey Sacks, On the analyzability of stories by children, in J.J. Gumperz and D.H. Hymes (eds.), *Directions in Sociolinguistics*, Holt, Rinehart and Winston, 1972.
- 12 See Harvey Sacks, Winter 1970 Lecture 4, pages 21-22.
- 13 For a consideration of 'relational' categories vis-a-vis enlisting aid, see Harvey Sacks, *The Search for Help: No One to Turn To*, in E. Schneidman (ed.), *Essays in Self-Destruction*, 1967.
- 14 Jörg Bergmann has some interesting considerations of the rapidity with which a decision to accept or reject a candidate patient is made, in a paper presented at, and to be included in the volume generated by, the SSRC/BSA International Conference on Practical Reasoning and Discourse Processes, Oxford, July 1979.

Aushandlung und Bedeutungskonstitution

Gegenstand der folgenden Darstellung ist die aktuelle Bedeutungskonstitution in der Interaktion, d.h. die Konstitution von Bedeutungen als Leistung der Beteiligten im Vollzug der Interaktion. Der Bedeutungsbegriff ist dabei noch ganz undifferenziert zu verstehen im Sinne von "mit einer Äußerung verbundene Interpretation". Es soll teilweise zwar auch das Verhältnis von Sachverhaltsrepräsentationen in einer Äußerung und ihrer interaktiven Funktion behandelt werden, aber nicht systematisch, sondern nur soweit die Beispielanalyse das erforderlich macht. Die Aufmerksamkeit richtet sich stattdessen auf den Zusammenhang von Mustern und Regeln für die Konstitution von Aktivitätskomplexen (z.B. Gesprächsabschnitten) einerseits und den Verfahren der Verständigung und der Kooperation andererseits. Dabei stellen sich u.a. folgende Fragen:

— Wie werden komplexe Bedeutungen aufgebaut, welche Komponenten spielen dabei eine Rolle und wie ist deren Beziehung zueinander? Die prinzipielle Realitätssensitivität von Kommunikation bedeutet, daß alle konstitutiven Eigenschaften der "sozialen Welt" in der Interaktion präsent sind und im Prozeß der Bedeutungszuschreibung eine Rolle spielen. Es lassen sich dementsprechend eine Reihe von Aspekten der Interaktionskonstitution unterscheiden, wie Gesprächsorganisation, Handlungskonstitution, Sachverhaltsdarstellung, Konstitution sozialer Identitäten und Beziehungen, Interaktionsmodalitäten usw. Es handelt sich dabei um Konstitutionsaspekte, deren Realisierung in sich bereits relativ komplex ist, und die darüber hinaus in komplizierter und variabler Weise aufeinander bezogen sind.¹

— Wie verhalten sich die Wissensbestände und Relevanzsysteme der Beteiligten zueinander, und wie werden die durch die Subjektivität der Erfahrung prinzipiell gegebenen Divergenzen in der Interaktion überwunden? Die hinreichende Übereinstimmung der Relevanzsysteme ist eine notwendige Voraussetzung für Interaktion, und zugleich ist der Aufbau und die Angleichung von Relevanzsystemen und Wissensbeständen faktisch auch Ergebnis von Interaktion. Über die unauffällige Abwicklung entsprechender Aktivitäten im Rahmen der routinemäßigen Verständigungs- und Kooperationsprozesse hinaus gibt es spezialisierte Formen, die insbesondere im Fall von Interaktionsproblemen eingesetzt werden.²

– Wie ist das Verhältnis zwischen subjektiver und sozialer Bedeutung? Sozial wird eine Bedeutung dadurch, daß sie in den gemeinsamen Verständigungsprozeß eingebracht wird. Sie ist als wechselseitig, bzw. als geteilt anzusehen, wenn beide Beteiligten Kontrolle auf die Bedeutungszuschreibung ausüben. Von dieser sozialen Bedeutung zu unterscheiden ist alles das, was ein Sprecher oder Hörer an zurückgehaltener subjektiver Bedeutung mit einer Äußerung verbinden kann. Durch die Existenz von zurückgehaltenen, subjektiven Interpretationen ist die Wechselseitigkeit der Bedeutungszuschreibung der Gefahr von Brechungen ausgesetzt. Es gibt offensichtlich vielfältige Interessen, derartige Brechungen aufrechtzuerhalten und zu fördern; auf der anderen Seite gibt es jedoch auch Verfahren, diese Brechungen in Rechnung zu stellen und so zu verarbeiten, daß sie wieder in den Verständigungsprozeß einbezogen werden.³

Bei der Bearbeitung derartiger Fragen wird sehr schnell klar, daß man es mit Zusammenhängen zu tun hat, die aspektreich sind und ganze Interaktionssituationen überspannen. Die folgende Darstellung soll in erster Linie an einem Beispielfall die Spannweite derartiger Zusammenhänge verdeutlichen und plausibel machen. Diese Absicht bringt allerdings für die Darstellung zwei Beschränkungen mit sich: zum einen kann das bei der Analyse benutzte Wissen von Mustern und Regularitäten der Interaktionskonstitution (das durch umfangreichere gesprächsanalytische Untersuchungen erworben wurde) nicht systematisch entwickelt werden, sondern wird ad hoc eingeführt; und zum anderen können aufgrund der zu behandelnden Materialmenge die Analysen z.T. nur überblickartig vorgeführt werden.⁴

Der Zusammenhang von Aushandlung und Bedeutungskonstitution soll zunächst an einem kleineren Textausschnitt in seinen allgemeineren Zügen aufgezeigt werden (1). Dann soll eine spezifische Turbulenz aus der Anfangsphase des Beispieltextes analysiert (2) und in Beziehung gesetzt werden zu Besonderheiten des weiteren Interaktionsverlaufs (3).

1. Einige Eigenschaften der Bedeutungs- und Interaktionskonstitution

Zu den grundlegenden Eigenschaften der Bedeutungskonstitution gehört zum einen die Indexikalität aller Äußerungen, d.h. die Rückgebundenheit an die Bedingungen ihrer Verwendung, und zum anderen die wechselseitige Beteiligung der Interaktionspartner an Austauschprozessen, welche so angelegt sind, daß dabei die Aushandlung von Interpretationen erfolgt. Diese Eigenschaften sollen zunächst am Beginn des Beispielgesprächs demonstriert werden.

Das Gespräch ist in den für die vorliegende Darstellung relevanten Teilen im Anhang wiedergegeben. Einzelne, genauer zu analysierende Ausschnitte werden jeweils zusätzlich in die Darstellung eingeschoben. Der hier zunächst folgende Abschnitt enthält die formale Gesprächseröffnung mit der wechselseitigen Begrüßung (1,1/2), die Einführung eines Anliegens (ab 1,1 – die zweite Anrede von A wird fest und mit fallender Intonation gesprochen; es handelt sich dabei um eine Eröffnungsform, welche die Einführung des Anliegens vorbereitet), die Verhandlung von zwei möglichen Anliegen und die Festlegung einer Reihenfolge (1,12-14). Der Ausdruck *dieser Max Ernst*, den A in 1,5 im Zusammenhang mit der Verdeutlichung seines Anliegens verwendet, bezieht sich auf eine kleine Reproduktion einer Graphik von Max Ernst, für die A bei seinem letzten Besuch Interesse gezeigt hatte; S hatte damals das Blatt selbst nicht zeigen können.

- 1, 1 A: Tag Herr Schumann Herr Schumann,
2 S: (im Hintergrund) (...) ham Sie mal wieder was-
3 A: ja- ja und nein, es is so.s erstmal wollt ich...ich
4 S: erstanden'
5 A: bin noch in Ihrer Schuld, & Sie hatten mir mal diesen Max Ernst
6 S: ja
7 A: da mitgegeben. Sie entsinnen sich, mb
8 S: ja ich habe das Blatt, wollen Ses
9 S: mal sehn' ja mhm
10 A: (expressiv) aha.das is ja schön. ja ich würds gern mal sehn'+..meine.ich.
11 A: hat heute morgen.n nochmal
12 S: wollen wa erstmal Ihre Sachen machen oder..
13 S: soll ichs Ihnen ersma zeigen,
14 A: nee zeigen wa erstmal das Blatt, ..

Ein wesentlicher Aspekt der Situationsgebundenheit ist, daß die Beteiligten ihre Äußerungen in andere Strukturen einbetten, die als Rahmen fungieren, d.h. mit denen bestimmte Aktivitätserwartungen und Interpretationsvorgaben verbunden sind. Als solche Rahmen werden ganz unterschiedliche Strukturen benutzt, und zwar sowohl in der aktuellen Situation verankerte als auch situationsübergreifende Strukturen.⁵ Zu

den im Beispielfall relevanten Einbettungsstrukturen gehört einmal die Situation "Galerie" und die damit verbundenen Rahmenbedingungen für die Beteiligungsrollen und die typischerweise zu realisierenden Handlungskomplexe. Weiter ist die gemeinsame Interaktionsgeschichte relevant. Die Bezugnahme erfolgt besonders explizit bei A in 1,3-7 (*Sie batten mir mal diesen Max Ernst da mitgegeben*), aber schon die Äußerung von S in 1,2/4 enthält entsprechende Elemente (*mal wieder*), und das gleiche gilt für die Äußerung von S in 1,8. Zu den Bezugsstrukturen gehören schließlich auch die Identität und die soziale Beziehung der Beteiligten. Über das hinaus, was durch die Typik der Situation für die Beteiligung als Muster vorgegeben ist (Galerist, Kunde), beziehen sich A und S auf bestimmte Voraussetzungen wie die Bekanntheit miteinander oder die Einstufung von A als ein "besonderer, vertrauter Kunde" (über dessen Gewohnheiten und Interessen dem Galeristen einiges bekannt ist und der auch Anrecht auf eine spezifische Behandlung hat).

Derartige Rahmenstrukturen werden nicht nur als Folie im Sinne einer Voraussetzung benutzt, sondern sie werden durch die Bezugnahme auch im aktuellen Vollzug mit hergestellt. Zu diesem Vorgang gehört, daß bestimmte Interpretationen von Merkmalen der aktuellen Situation (z.B. der soziale Ort "Galerie") bzw. von anderen, insbesondere historischen Situationen (z.B. daß bei einem früheren Kontakt der Beteiligten eine Interaktionsfortsetzung in Aussicht gestellt worden ist) als für die Definition des aktuellen Interaktionszusammenhangs relevant eingeführt und implizit oder explizit in den Aushandlungsprozeß einbezogen werden. In der interaktiven Verarbeitung werden sowohl die Interpretationen der Bezugssituationen als auch ihre Relevanz für die Definition des vorliegenden Interaktionszusammenhangs behandelt, d.h. bestätigt, infrage gestellt usw. Das Ergebnis dieser Behandlung sind dann Voraussetzungen, die tatsächlich gültig sind für die Interpretation der Äußerungen, mit denen zusammen sie eingeführt worden sind, und die insofern als Verständigungs- und Handlungsgrundlage dienen können.

Man kann z.B. am vorliegenden Fall gut beobachten, wie eine typische Galerieszituation hergestellt wird, indem die Beteiligten ihre Äußerungen so gestalten, daß sie genau in diesen Rahmen passen und ihn ausfüllen. Schon mit den ersten Äußerungen machen A und S klar, daß es sich um einen geschäftlichen Kontakt handelt und daß die situationsspezifischen Rollen Galerist und Kunde in Kraft sind. Und zwar wird zum einen das Vorbringen des Anliegens sofort, d.h. ohne Expansion der Kontaktherstellung in Angriff genommen (1,1/2). Weiter entspricht die Äußerung von S *ham Sie mal wieder was erstanden* (1,2/4), in welcher eine Hypothese über das Anliegen von A formuliert wird, einer

für derartige Situationen typischen Aufforderung zum Vorbringen des Anliegens in Kombination mit einer spezifischen Manifestation der Interaktionsbereitschaft (vgl. Formulierungen wie *Sie wünschen bitte* bzw. *womit kann ich dienen*). Darüberhinaus enthalten alle Formulierungen des Anliegens die Referenz auf Bilder als typische Geschäftsobjekte von Galerien. Mit der Äußerung *ham Sie mal wieder was erstanden* bezieht sich S auf den verpackten Gegenstand unter dem Arm von A und interpretiert ihn als Bild; er benutzt dabei die gemeinsame Interaktionsgeschichte als Folie (A hat schon wiederholt Bilder zu ihm gebracht, und zwar zum Rahmen). In den folgenden Äußerungen ist die Referenz auf Kunstgegenstände dann noch expliziter (*diesen Max Ernst da in 1,5/7; das Blatt in 1,8*): Schließlich beziehen sich die Beteiligten auf Vorgänge, welche typische Aktivitäten im Rahmen "Galerie" darstellen, nämlich auf das Zeigen und das Beschaffen von Bildern.

Die indexikale Einbettung kann in der Interaktion sehr verschieden behandelt werden, und zwar in Abhängigkeit davon, inwieweit dabei auf selbstverständliche Voraussetzungen zurückgegriffen werden kann bzw. inwieweit die Bezugsstrukturen in ihrer Spezifik oder in ihrer Geltung infrage gestellt und deshalb zum Interaktionsgegenstand gemacht werden. Eine typische Form in Anfangsphasen von Interaktionen ist die andeutende indexikale Einbettung, wie sie auch im Beispielfall vorliegt. Die Bezugsstrukturen werden dabei nur sehr unvollständig, und zwar tendenziell in minimaler Weise repräsentiert, und durch diese Behandlung wird ihr Status als (mehr oder minder selbstverständliche) Voraussetzung markiert.

1.2 Bemerkungen zur Aushandlung

Das Konzept 'Aushandlung' beinhaltet zunächst einmal, daß Folgen von Vorschlägen und Reaktionen ablaufen, an deren Endpunkt eine als gemeinsam angesehene Interpretation bzw. Bedeutung steht.⁶ Derartige Aushandlungen sind am auffälligsten im Zusammenhang mit divergenten Situationsdefinitionen bzw. divergenten Interpretationen von Äußerungen. Es ist jedoch davon auszugehen, daß im Prinzip alle Vorgänge gemeinsamen Handelns von derartigen Aushandlungen betroffen sind. Das Prinzip dabei ist, daß Bedeutungen identifizierbar gemacht und wechselseitig akzeptiert werden. Wesentlich für diesen Vorgang sind zwei Prinzipien der Bildung von Aktivitätszusammenhängen:

- Die vorgreifende Aktivitätsfestlegung; d.h. die Beteiligten benutzen ihre Äußerungen dazu, für eine oder mehrere Folgeäußerungen Interpretationsvorgaben und Aktivitätsverpflichtungen zu schaffen;

– die rückgreifende Bezugnahme; d.h. die Beteiligten benutzen ihre Äußerungen dazu, Beziehungen zu vorausgehenden Äußerungen oder Äußerungskomplexen herzustellen, ggf. die von diesen eingeführten Vorgaben zu behandeln und auf diese Weise mehr oder minder deutlich eine Interpretation dieser Bezugsäußerung zu manifestieren.

Durch das Zusammenwirken dieser beiden Prinzipien wird die Bedeutung, welche die Beteiligten einer bestimmten Äußerung zuschreiben, zumindest bis zu einem gewissen Grade kontrollierbar.

Als eine Grundstruktur von Aushandlungsprozessen ist ein Komplex von vier aufeinander bezogenen Äußerungen von zwei alternierenden Sprechern anzusehen. Im Verlauf dieser Sequenz haben beide Sprecher die Möglichkeit, ihre Interpretationen der eigenen und der Partneräußerungen zu manifestieren und zu zeigen, inwieweit sie mit den Interpretationen ihrer Äußerungen durch den Partner einverstanden sind. Eine derartige Folge von vier Äußerungen wird im vorliegenden Fall durch die Äußerungen von S in 1,2, A in 1,3, S in 1,12/13 und A in 1,14 konstituiert:

– S führt in 1,2 bestimmte Relevanzen für eine Reaktion von A ein, d.h. er schafft einen Rahmen für eine Folgeäußerung, welche als Voraussetzung eine Interpretation dieser ersten Äußerung von S enthält. Und zwar formuliert S eine Hypothese über das Anliegen von A. Diese Äußerung wird ohne Nachdruck und abwartend gesprochen; die Konstruktionsweise ist durch eine vorzeitige Lücke und ein nachgeschobenes Schlußelement gekennzeichnet (*wieder was-.. erstanden*) Diese Kombination von Sprechweise und Konstruktion ist charakteristisch für das Auslaufen einer Äußerung als Einladung zur Redeübernahme. Vom Aktivitätstyp her handelt es sich um eine Einladung zur Richtigstellung, welche in dieser Position als Einladung zur Einführung des Anliegens fungiert.

– A behandelt diese Vorgabe durch seine Äußerung in 1,3, d.h. er verhält sich zur Aktivitätsverpflichtung und der damit verbundenen Interpretationsaufgabe. Er beginnt mit der Manifestation seines Anliegens; nach der partiellen Richtigstellung (*ja und nein*) erfolgt eine komplexe und noch einmal gesondert eingeleitete (*es ist so*) Darstellung seines Anliegens; dabei wird ein weiteres Anliegen zumindest als möglich in Aussicht gestellt (*erstmal wollt ich*). Indem A die vorgegebenen Aktivitätsverpflichtung behandelt, baut er zwangsläufig eine Interpretation der Äußerung von S in seine Äußerung ein. Er manifestiert, daß er die Vorgängeräußerung so interpretiert, daß S ihm ein Anliegen in Bezug auf den fraglichen Gegenstand unterstellt; diese Interpretation wird von A bestätigt, zumindest wird sie nicht ausgeschlossen. A behandelt die in-

haltliche Definition jedoch als jetzt nicht relevant; dabei bezieht er sich auf eine Reihenfolge möglicher Anliegen.

– Diese Äußerung von A wird im folgenden von S verarbeitet, und dabei zeigt auch S an, welche Interpretation seiner ersten Äußerung er bei A nunmehr voraussetzt und ob er diese Interpretation akzeptiert. Und zwar behandelt S in 1,12/13 die von A akzeptierten Teile seiner Interpretation in affirmativer Weise und nimmt dabei das Noch-nicht-Definiertsein des Anliegens in seine Repräsentation des Sachverhaltes auf, und zwar durch die Verwendung des Ausdrucks *Ihre Sachen*; außerdem wird auch die von A durch *erstmal* angedeutete Reihenfolge affirmativ behandelt durch die Alternativfrage (*wollen wa erstmal ... oder soll ich erstmal*).

– A akzeptiert und bestätigt diese Interpretation, indem er sie in seiner Äußerung voraussetzt. Er tut dies manifest, indem er seine Äußerung genau in den durch die Alternativfrage vorgegebenen Rahmen einpaßt.

Diese vierschrittige Sequenz entspricht dem Grundmuster der impliziten oder strukturellen Verständigungssicherung. Wichtig für die Verständigungssicherung ist dabei, daß die relevanten Bedeutungen bzw. Bedeutungskomponenten mehrfach und unter Beteiligung beider Partner präsentiert werden. Die beiden wesentlichen Aspekte dieses Vorgangs sind, daß Bedeutungen spezifiziert werden (u. zwar wird u.a. festgelegt, welche Bedeutungskomponenten relevant sind, inwieweit sie zu spezifizieren sind und in welche Kontexte sie einzuordnen sind) und daß mögliche Interpretationen zu tatsächlichen, d.h. akzeptierten und insofern sozialen Interpretationen werden. Implizit bzw. strukturell ist dieser Vorgang, weil dazu nicht eine spezialisierte Sequenz benutzt wird, die ausschließlich oder in erster Linie dem Ziel dient, die Interpretation einer Äußerung zu klären, sondern weil vielmehr die Aushandlung in den Aktivitätsgang eingebaut ist. Jede Äußerung gilt auch als Schritt in der Bearbeitung des gerade verfolgten Handlungszusammenhangs. Die Bedeutungsaushandlung unterliegt damit auch dessen Realisierungsbedingungen (z.B. der Progression der Handlungsschritte). Das äußert sich einmal in einer vielfach komplexen Verzahnung verschiedener Aushandlungsstränge (so ansatzweise ja auch im vorliegenden Beispiel) und zum anderen in der Selektivität der Behandlung: Das Herausarbeiten von Interpretationsergebnissen ist immer verbunden mit dem Ausblenden bestimmter Bedeutungskomponenten, die auch angesprochen worden sind, die aber nicht weiter bearbeitet werden. Die Selektion wird gesteuert durch die Handlungsrelevanzen, welche die Beteiligten einführen bzw. für ihre Aktivitäten als gültig ansehen.

Verständigungsprozesse sind generell als zielgebunden anzusehen: Es kommt für die Beteiligten darauf an, eine für ihre jeweiligen praktischen Zwecke hinreichend abgesicherte soziale Bedeutung zu konstituieren.⁷ Von den Zielsetzungen ist abhängig, inwieweit und in welcher Weise die Interpretation einer Äußerung Interaktionsgegenstand wird und inwieweit für die Beteiligten die offenen Bedeutungsstrukturen auffüllungsbedürftig sind. Die jeweiligen praktischen Zwecke nun werden zumindest zu einem Teil durch die Art des übergreifenden Interaktionszusammenhanges, die Rolle der betreffenden Äußerung in diesem Zusammenhang und die an dieser Stelle zu erfüllenden Interaktionsaufgaben bestimmt. Derartige Relevanzsetzungen sind jedoch immer auch Gegenstand des Interaktionsverlaufs selbst, so daß sich im Vollzug der Bedeutungsaushandlung Verschiebungen, Divergenzen, Sprünge usw. ergeben können.

Im vorliegenden Beispiel wird die gemeinsame Durchführung eines Handlungskomplexes vorbereitet. Dazu gehört, daß dieser Handlungskomplex vorgreifend verdeutlicht und dann ratifiziert wird.⁸ Damit haben sich die Beteiligten dann auf bestimmte Aktivitätsverpflichtungen eingelassen. Solche vorgreifenden Verdeutlichungen sind stets relativ offen, d.h. es wird nur eine Rahmenstruktur erkennbar gemacht, welche jedoch die Spezifik des anvisierten Handlungskomplexes enthält. Die weitreichende Wirkung der Ratifizierung bedingt das Interesse der Beteiligten daran zu klären, worauf sie sich denn einlassen. Insbesondere müssen alle Aspekte, mit denen "kritische" Interaktionsaufgaben verbunden sind, welche besondere Risiken oder Chancen beinhalten, zumindest im Ansatz klar sein; in jedem Fall steigt sonst das Risiko von Turbulenzen in der Interaktion bis hin zum Scheitern der gemeinsamen Handlungen. Im Fall des ersten Anliegens wird die Festlegung der Spezifik des Handlungsschemas auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, damit werden zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch die Anforderungen an die vorgreifende Verdeutlichung weitgehend außer Kraft gesetzt, und insofern genügt auch eine unspezifische Kennzeichnung (*Ihre Sachen*). Als dieses Anliegen in einer späteren Phase tatsächlich in Angriff genommen werden soll, wird es dann noch relativ aufwendig definiert als "Begutachten eines Bildes" und gesondert ratifiziert.

Aufgrund der Selektivität des Aushandlungsprozesses ist mit der Behandlung von bestimmten Bedeutungskomponenten stets auch die Nichtbehandlung anderer Komponenten verbunden. Das führt jedoch in den meisten Fällen nicht zu Problemen. Vielmehr gibt es für die so anfallenden "Reste" verschiedene routinemäßige Verarbeitungsformen. Dazu gehören:

- die Übernahme in die Menge der selbstverständlichen Voraussetzungen, welche durch die Bezugsstrukturen der indexikalen Einbettung als hinreichend abgesichert gelten können und über die deshalb eigentlich nicht gesprochen zu werden braucht;
- die manifeste Behandlung als irrelevant im vorliegenden Zusammenhang, womit sich unter Umständen die Ankündigung einer späteren Behandlung verbinden kann;
- die Überführung in eine "offene Reserve" von Elementen, auf die je nach Interaktionsentwicklung zurückgegriffen werden kann, ohne daß dafür vorab eine Verpflichtung eingeführt wird.

2. Eine Turbulenz in der Vorbereitung eines Handlungskomplexes

- 1, 3 A: [ja- ja und nein, es is so.s erstmal wollt ich...ich
 4 S: [erstanden'
 5 A: [bin noch in Ihrer Schuld, & Sie hatten mir mal diesen Max Ernst
 6 S: [ja
 7 A: [da mitgegeben. Sie entsinnen sich, mh
 8 S: [ja ich habe das Blatt, wollen Ses
 9 S: [mal sehn' ja mhm
 10 A: [(expressiv) aha.das is ja schön. ja ich würds gern mal sehn'+...meine.ich.
 11 A: [hat heute morgen.n nochmal
 12 S: [wollen wa erstmal Ihre Sachen machen oder..
 13 S: [soll ichs Ihnen erstma zeigen,
 14 A: [nee zeigen wa erstmal das Blatt, ..

Die Vorbereitung des unmittelbar in Angriff zu nehmenden Anliegens ("Max Ernst") erstreckt sich über die Äußerungen von A in 1,5, B in 1,8, A in 1,10, B in 1,12 und A in 1,14. Die Aushandlung ist etwas komplexer, weil S die Äußerung von A in 1,7 unterbricht, wenn auch an einer Stelle möglicher Redeübergabe, die offensichtlich für begleitende, sich unterordnende Beteiligungsformen des Hörers vorgesehen ist. In der Äußerung von A steht die Manifestation des Anliegens noch aus. S greift A vor und formuliert seinerseits ein mögliches Anliegen (1,8). A akzeptiert (zumindest vorläufig) in 1,10 die Initiative von S und die Behandlung seiner eigenen Initiative, und er akzeptiert auch (in 1,14), daß in den Folgeäußerungen nur noch die Reihenfolge der Anliegen verhandelt und dabei eine hinreichende Definition des anvisierten Handlungskomplexes vorausgesetzt wird (vgl. S in 1,12). Für das Anliegen Max Ernst vollziehen die Beteiligten an dieser Stelle tatsächlich die vorbereitende Aushandlung, und damit sind auch alle Anforderungen an die entsprechenden Vorbereitungsaktivitäten in Kraft. Für den Beobachter nun ist das Verhältnis zwischen den Initiativen von A (*ich bin noch in Ihrer Schuld*) und von

S (*ich habe das Blatt*) nicht ohne weiteres klar. Es erhebt sich die Frage, ob das nicht auch für die Beteiligten gilt und ob für sie (oder für einen von ihnen) das Aushandlungsergebnis *zeigen wir das Blatt* nicht ein unterspezifiziertes Minimalprogramm darstellt, welches die Stellungnahme zu kritischen Punkten des anvisierten Handlungskomplexes gerade ausklammert. In diesem Fall hätten die Beteiligten – aus welchen Gründen auch immer – eine wesentliche Anforderung an die vorgreifende Verdeutlichung nicht erfüllt. Der weitere Interaktionsverlauf bestätigt diesen Verdacht, und deshalb soll noch einmal etwas genauer geklärt werden, in welcher Weise die Beteiligten den anvisierten Handlungskomplex repräsentieren und wie z.B. die dabei verwendeten Ausdrücke *noch in der Schuld des anderen sein, das Blatt haben* oder *das Blatt sehen wollen* interpretiert werden können.

Von welcher Art die historische Situation ist, auf welche sich die Beteiligten beziehen, muß bei der Analyse aus dem Interaktionsverlauf unter Zuhilfenahme von Kenntnissen über typische Merkmale der Situation "Galerie" geschlossen werden. Darüber hinaus entstehen im Laufe des vorliegenden Gesprächs jedoch auch Handlungszusammenhänge, welche wohl dem Typ nach der Bezugssituation ähneln; und zwar ist die stufenweise Entwicklung einer Verkaufssituation zu beobachten (5,35 bis 8,7 und 18,32 bis 21,30). Charakteristisch ist dabei eine sehr genaue Differenzierung zwischen einzelnen Stadien, die sich insbesondere hinsichtlich ihrer Verbindlichkeit für die Beteiligten unterscheiden. Es beginnt mit einer Phase des offenen, das heißt noch relativ ungezielten und unverbindlichen Präsentierens von und des Interesses für ausgestellte Objekte (5,35 bis 8,7). Diese Phase endet mit dem Aussondern einzelner Objekte, die den Kunden in spezifischer Weise interessieren; das heißt der Kunde bildet Präferenzen heraus. Eine zweite Phase kann man als Vorverhandlung bezeichnen (18,32 bis 21,30). In dieser Phase wird geklärt, inwieweit ein prinzipielles Kaufinteresse besteht ("A: (schnell, eifrig) *ja wenn Sie noch mal wieder so was hätten, Sie entsinnen sich, ich hatte da im letzten Jahr son Ackermann bei Ihnen gekauft, in diese Richtung*" 18,32 bis 18,35). Damit bekommen alle Aktivitäten des Präsentierens und des Interesses bereits einen kaufbezogenen Charakter: Es handelt sich jetzt um Aktivitäten von Angebot und Nachfrage. Das äußert sich u.a. darin, daß nicht nur die präsentierten Objekte bewertet werden (z.B. *interessante Sachen* 6,28), sondern auch das Angebot (*und ich glaube, die Bilder sind auch den Preis wert, ne also das halt ich für (...)* *dann wirklich für realistisch auch, ne* 19,37-40). In dieser Phase werden die Voraussetzungen für die endgültige Kaufverhandlung geklärt bzw. geschaffen: S hat das Blatt nicht vorrätig, könnte es aber besorgen

(20,3 ff). A muß sich die Sache daraufhin ernsthaft überlegen (20,18-21). A hätte die finanziellen Möglichkeiten (*das ist auch . Ich meine das ist auch im Rahmen dessen was ich eventuell eben erschwingen könnte, nicht ja* (21,3 bis 8)) In der Vorverhandlung entstehen noch keine Verbindlichkeiten. Der kritische Punkt für den Übergang zur Kaufverhandlung ist im vorliegenden Fall die Beschaffung des Blattes. Dafür ist ein expliziter Auftrag des Kunden erforderlich; das Beschaffen der Ware wird als eine Vorleistung behandelt, die nicht mehr im Rahmen der unverbindlichen Vorverhandlung liegt. Dieser Übergang zur tatsächlichen Kaufverhandlung wird im Beispielgespräch noch aufgeschoben (S: *Können Sie ja mal überlegen, ne'* 20,39/40).

Mit der Abfolge der Phasen verändert sich im übrigen die Verwendungsweise und die Bedeutung von Bewertungen, wobei Ausdrücke wie *interessant*, *Interesse haben* bzw. *interessieren* geradezu als Schlüssel fungieren. In der ersten Phase handelt es sich im wesentlichen um die Zuschreibung von Objekteigenschaften (z.B. *interessante Sachen* 6,28). In der zweiten Phase werden Einstellungen des Kunden herausgearbeitet (z.B. S: *Ich meine ich weiß nicht äh.. ob Sie der Bremer interessiert* 19,34/35) und am Ende der Vorverhandlung, nachdem die Voraussetzungen einer Kaufverhandlung geklärt sind, wird das Bekunden von Interesse als Aktivität definiert, welche die Phase der verbindlichen Verhandlung initiiert (S: *ich meine wenn es Sie interessiert* 21,15 — dann und nur dann würde S versuchen, das Blatt zu besorgen).

In analoger Weise ändert sich auch der Charakter des Präsentierens. In allen Phasen finden entsprechende Aktivitäten statt. Im ersten, noch ganz offenen Durchgang werden teils unaufgefordert, teils aufgefordert, in jedem Fall tentativ Objekte präsentiert, und zwar tendenziell mehrere bzw. viele und auch sehr unterschiedliche (vgl. z.B. handelsübliche Formulierungen wie *breites Angebot* oder *große Auswahl*). In der Phase der Vorverhandlung wird die Präsentation auf eine möglichst überschaubare Menge von Objekten eingeschränkt, wobei tendenziell ein zentrales Objekt mit Alternativen konfrontiert wird. Schließlich findet auch in der Kaufverhandlung selbst in der Regel eine Präsentation statt, und zwar zur abschließenden Identifikation und Überprüfung des Objekts (vgl. z.B. eine Formulierung wie *gekauft wie gesehen*). In dieser letzten Phase wird im Prinzip nur noch das Kaufobjekt präsentiert.

Wie der Vergleich mit anderen Materialien zeigt, ist dieser Ablauf in vieler Hinsicht typisch.⁹ Der Handlungskomplex ist relativ gestreckt und am Übergang zur letzten Phase vorläufig angehalten; natürlich gibt es andere, auf eine schnelle Kaufentscheidung hin orientierte Fälle, bei denen die

Unterscheidung zwischen Vorverhandlung und definitiver Verhandlung verschwindet. Und es gibt natürlich zu einzelnen Komponenten Alternativen; zum Beispiel gibt es anstelle oder neben der Vorleistung des Verkäufers auf expliziten Auftrag des Kunden hin auch die Vorleistung des Verkäufers auf eigene Gefahr. Damit ändert sich im Zweifelsfall die Ablaufstruktur; aber auch für diese Varianten sind dieselben Entscheidungspunkte der Handlungsprogression relevant.

Man kann A und S unterstellen, daß sie in der Vorbereitung des Handlungskomplexes "Max Ernst" von einem entsprechenden Musterwissen Gebrauch machen, und kann deshalb ihre Äußerungen auf eine solche Handlungsstruktur projizieren. Die von A thematisierte Vorleistung (*diesen Max Ernst da mitgeben*) gehört mit einiger Wahrscheinlichkeit in den Zusammenhang "Herausbilden eines spezifischen, auf ein Objekt konzentrierten Interesses", d.h. an die Grenze zwischen offenem Präsentieren und Vorverhandlung. Weniger klar ist der Zusammenhang zwischen der Bezugssituation und dem Beschaffen des Blattes durch S. Dadurch, daß S nicht von sich aus das Anliegen Max Ernst initiiert und daß er durch die Form *wolln Ses mal sehen* die Präsentation als nicht vorstrukturiert und relativ beliebig darstellt, manifestiert er, daß er nicht auf expliziten Auftrag hin gehandelt hat. Andererseits stellt das Beschaffen des Blattes eine Vorleistung dar, die in typischer Weise mit dem Übergang zu einer verbindlichen Verkaufssituation verbunden sein kann. Insofern ist der Zusammenhang von zusätzlicher Vorleistung und Bezugssituation für die Definition der gegenwärtigen Situation in jedem Fall von Bedeutung. Zum Beispiel taucht damit die Frage auf, in welcher Weise und an welcher Stelle des Ablaufs A denn Interesse bekundet hatte und in welchen Zusammenhang S das zu seiner weiteren Vorleistung bringt. Davon ist abhängig, welcher Charakter der vorgeschlagenen Präsentation und dem von A geäußerten Interesse zugeschrieben wird.

Die Unklarheit in der Interpretation der Bezugsstrukturen gewinnt an Bedeutung, weil die Perspektiven von A und S auf diese Bezugsstrukturen ziemlich deutlich mögliche Divergenzen aufweisen; und die Bezugsperspektiven sind dafür ausschlaggebend, in welcher Weise an diese Situation angeknüpft werden soll und welche Eigenschaften gegebenenfalls als Vorstrukturierung im gegenwärtigen Zusammenhang gültig sein sollen. Zu den Mitteln, mit denen die Bezugsperspektive ausgedrückt wird, gehört die Kennzeichnung von Eigenschaften der aktuellen Situation als Ergebnis bzw. Folge der Bezugssituation sowie die Bewertung von Beteiligungsleistungen, Aushandlungsergebnissen und Erwartungen in diesem Zusammenhang. A und S kennzeichnen beide die aktuelle Situation als Folge bzw. Fortsetzung der Bezugssituation (*ich bin noch in Ihrer Schuld*

bzw. *ich habe das Blatt*). Sie verwenden jedoch unterschiedliche Bewertungen. A stellt seine eigene Beteiligungsrolle als belastet dar (*Schuld*); die Fortsetzung hat damit den Charakter einer moralischen Verpflichtung ('etwas in Ordnung bringen müssen'). Die Äußerung von S dagegen beinhaltet eine positive Bewertung der Fortsetzung: die Bedingungen sind besonders günstig, die aktuelle Situation bietet die Chance zur Fortsetzung. Die Divergenz der Bewertungen wird nicht weiter behandelt, vielmehr übernimmt A die positive Bewertung der Situation: "(expressiv) *aha, das is ja schön, ja ich würds gern mal sehn*".

Die bisherige Analyse hat gezeigt, daß zwischen den Initiativen von A und S u.U. signifikante Unterschiede bestehen, daß die Divergenzen nicht weiter bearbeitet werden und daß Voraussetzungen, welche vermutlich zur Interpretation des akzeptierten Ergebnisses notwendig sind, nicht eingeführt werden. Es handelt sich hier um eine durch Aushandlungsverzicht gekennzeichnete Turbulenz im Interaktionsverlauf, die mit unterschiedlichen Problemen für die Bedeutungskonstitution verbunden sein kann:

– Zum einen kann die Situation ungenügend definiert sein, indem die Vorbereitung des Handlungskomplexes nicht die Definitionsanforderungen erfüllt. Ungenügend definierte gemeinsame Handlungen bringen das Risiko von Orientierungs- und Interpretationsproblemen mit sich, wenn aufgrund einer sich herausbildenden Aktivitätsprogression Aktivitäten zu vollziehen sind, die durch die Rahmendefinition nicht mehr abgedeckt sind. Offene Programme bieten jedoch auch bestimmte Vorteile und sind ein gängiges Mittel der Interaktion. Ein entscheidender Vorteil ist, daß sie den Eintritt in das gemeinsame Handeln gewährleisten können ('fangen wir erst mal an'), wobei alles das, was in der Vorbereitung nicht ausgehandelt werden kann oder soll, in die Aushandlungsprozesse der Durchführung verschoben werden kann. So wird sehr häufig verfahren, wenn Divergenzen in den übergreifenden Handlungsorientierungen absehbar sind, aber auch wenn keine ausgeprägten Handlungsorientierungen bestehen und sich die Beteiligten "der Situation aussetzen" ('mal sehen, was sich entwickelt'). Das Aushandlungsergebnis im vorliegenden Fall ist interpretierbar als ein solches Minimalprogramm für den Beginn, wobei A und S das Muster durchaus in unterschiedlichem Sinne verwenden könnten. Die Darstellung der Situation als Chance und die Betonung der Offenheit (*mal sehen*) durch S entspricht eher einer Einladung, "sich der Situation einfach auszusetzen" – ein Muster, das sicher zu den routinemäßigen professionellen Strategien von S gehört. Für A gilt vermutlich eher das vorläufige Ausklammern von divergierenden Handlungsorientierungen; das Anfangsprogramm ist dabei akzeptabel,

wenn es das eigene Anliegen nicht ausschließt oder besser sogar als Teil des eigenen Handlungsprogramms fungieren kann. Der Vorteil eines derartigen Verfahrens nun läuft auf Zeitgewinn hinaus; d.h. es wäre von daher nicht erwartbar, daß die Durchführung des Handlungskomplexes mit der Verhandlung der Divergenzen beginnt.

— Weiter können Verständigungsprobleme unterschiedlicher Art auftreten. Für A könnte z.B. ein Problem darin bestehen, sich damit konfrontiert zu sehen, daß S für ihn unerwartete Voraussetzungen macht, deren Interpretation und Bewertung kompliziert sind und unter Umständen eine Überprüfung der eigenen Voraussetzungen notwendig macht (A müßte z.B. in Rechnung stellen, daß die frühere Interaktion uneindeutig war und daß er selbst vielleicht mehr oder minder bewußt bestimmte Interpretationen seiner Äußerungen in Kauf genommen hat, von denen er sich jetzt distanzieren müßte). Diese Art von Interpretationsunsicherheit wäre eine erhebliche Beeinträchtigung der Verständigungsgrundlage und müßte als solche behandelt werden. Ein anderes Verständigungsproblem ergibt sich, wenn eine Interpretationsdivergenz auf Grund eines Mißverständnisses besteht. Im vorliegenden Fall ist das Mißverständnis möglich, daß S die Äußerung von A *ich würds gern mal sehen* so versteht, daß A damit bestimmte Implikationen der Äußerung von S (über die Bezugssituation und die Art des Anschlusses daran) akzeptiert und bestätigt. A, der sein Anliegen ja noch nicht formulieren konnte (so daß er nicht davon ausgehen kann, daß S bereits "auf dem laufenden" ist), hat die Möglichkeit, die Gefahr eines derartigen Mißverständnisses zu erkennen, und gemäß den Anforderungen der Verständigungssicherung hätte er die Aufgabe, möglichst schnell etwas zur Verhinderung bzw. zur Reparatur zu unternehmen. Die Anwendung von Verfahren der Verständigungssicherung ist in ihren Auswirkungen auf den Sequenzverlauf also gegenläufig zum Muster des vorläufigen Aussparens.¹⁰

— Schließlich besteht an dieser Stelle möglicherweise ein Kooperationsproblem, das daraus resultiert, daß einer der Beteiligten oder beide strategisch handeln bzw. sich dies unterstellen. So könnte A dem S unterstellen, daß er mit seiner Eilfertigkeit eine andere als eine im Sinne von S günstige Situationsdefinition verhindert — und sei es nur ganz routinemäßig. Weiter könnte A den Verdacht haben, daß S eine die Verkaufsinteressen begünstigende Interpretation der Interaktionsgeschichte unter-schieben will. Die Situation könnte damit Eigenschaften einer Falle bekommen: dem verlockenden Angebot zur Präsentation des Max Ernst kann A sich kaum widersetzen, und damit läuft er Gefahr, in Zugzwang zu geraten. Auch A können vielleicht in analoger Weise Strategien unterstellt werden, aber es ist wohl im bisherigen Gesprächsverlauf für S kein

Auslöser für den Strategieverdacht gegeben. Generell gilt, daß das Auftauchen von Strategieverdacht dazu führt, daß die angewendeten Verfahren der Bedeutungskonstitution nicht mehr verläßlich erscheinen, schon gar nicht ihre laxe und "unordentliche" Anwendung. Vor allem in Verbindung mit der Interpretationsunsicherheit hinsichtlich wichtiger Voraussetzungen (wie die gemeinsame Interaktionsgeschichte), die in der aktuellen Situation nicht ohne weiteres kontrolliert werden können, ergibt sich die Gefahr einer ernststen Störung der Interaktionsgrundlage: Die Beteiligten können nicht mehr voneinander erwarten, daß sie ihre Interpretationen in hinreichender Weise aneinander angleichen. Für die Behandlung derartiger Störungen reichen die normalen Verfahren der manifesten Verständigungssicherung nicht mehr aus, weil auch sie unter den Störungsverdacht fallen.

3. Die Problembehandlung im Interaktionsverlauf

Der weitere Interaktionsverlauf zeigt, daß die vorläufig angenommenen Probleme für die Beteiligten tatsächlich behandlungsbedürftig sind. Die Behandlung ist dementsprechend relativ komplex und weit gespannt.

Im folgenden sollen einige Besonderheiten des Interaktionsverlaufs im Hinblick auf die Behandlung der genannten Probleme hin analysiert werden. Es handelt sich dabei um

- das Einschieben von Aktivitäten im näheren Kontext, welche als Beitrag zur Verständigungssicherung interpretierbar, aber nicht so deklariert sind: strategisch verdeckte Verständigungssicherung (3.1);
- die aufwendige Herstellung eines Interaktionsablaufs, welcher der Vorstellung der normalen Realisierung eines Handlungsschemas entspricht: Normalitätskonstituierender Handlungsvollzug (3.2);
- die Expansion des Handlungskomplexes durch Hintergrundinformationen zu den jeweiligen Handlungsbedingungen, Präferenzen und Erwartungen: Aufdecken der Beteiligungsperspektive (3.3);
- das Einschieben eines anderen Handlungskomplexes, in welchem A und S aus unverfänglichem Anlaß in einer situations- und rollenspezifischen Weise interagieren: Demonstration der Realität einer normalen Welt (3.4).

3.1 Verdeckte Verständigungssicherung

Im Übergangsbereich zwischen Vorbereitung und Durchführung des gemeinsamen Handlungskomplexes unternimmt A zwei Initiativen zur Einführung von Hintergrundinformationen, welche für eine spezifische Interpretation des ausgehandelten vagen Programms wesentlich sind: Er führt Informationen über seine eigenen Handlungsbedingungen ein

(1,15 - 22), und er versucht, etwas über die Hintergründe von S zu erfahren (1,31 - 2,11). In beiden Fällen handelt es sich um mögliche Aktivitäten der Verständigungssicherung, deren Durchführung jedoch auch wieder von den üblichen Verfahren der Verständigungssicherung signifikant abweicht.

(a) *komm eben doch nich dazu das zu kaufen*

- 1, 14 A: [nee zeigen wa erstmal das Blatt, ..
 15 A: [würd doch gern ma sehen- wie das so im Original ausfällt'..
 16 S: [mhm
 17 A: [äh...komm eben doch nich (schneller, leiser) dazu das zu kaufen
 18 A: [das is doch.übersteigt doch meine Möglichkeiten & was hatten Sie
 19 S: [(leise)mhm (leise) mhm
 20 A: [gesagt 4500' ach 2950. (schneller, leiser) ich meine das
 21 S: [nein. 2950,
 22 A: [is zwar immer noch ne ganze Menge & is doch n schönes Blatt, ja
 23 S: [mhm
 24 S: [is n schönes Blatt, ne' ..ich hatts im Rahmen der Rahmen is. da
 25 A: [(...)
 26 S: [muß ichs jetzt auch wieder rein' den hat hier jemand..i ka..putt

Ein Ansatz von A, Hintergrundinformationen einzuführen, liegt vermutlich schon in 1,10/11 vor (*meine. ich. bat heute morgen . n nochmal*). Dieser Versuch wird vorzeitig von S unterbrochen, und man kann deshalb nur vermuten, daß die ansatzweise Darstellung von Hintergrundinformationen etwas mit der Spezifik des anvisierten Handlungsschemas zu tun hat. Eindeutig wird dieser Zusammenhang dann in der Sequenz 1,15-22. A knüpft hier an seine expressive Äußerung des Interesses an der Repräsentation an (*aba. das is ja schön. ja ich würds gern mal sehen* 1,10). A spezifiziert jetzt das Interesse, wobei die Formulierung *wie das so im Original ausfällt* zunächst hinsichtlich der Definition des Handlungskomplexes noch ganz offen ist. Erst die Fortsetzung enthält die "kritische" Information "Kaufverzicht". Der Übergang zu diesem Äußerungssegment wird als Fortsetzung auf derselben Ebene markiert (vgl. die Fortsetzungsintonation am Ende des ersten Segments; außerdem liegt kein Kontrast in der Sprechweise am Beginn des neuen Segments vor). Auf diese Weise wird eine Verbindung in der Art einer Begründung/Plausibilisierung hergestellt, etwa im Sinne von 'ich möchte das Bild wenigstens mal gesehen haben, weil ich es doch nicht kaufen kann'. Damit ist eine entscheidende Information zum Verständnis der vorausgehenden Interessebekundung und auch zum Akzeptieren der Initiative von S gegeben: Es handelt sich nicht um potentielles Kaufinteresse, sondern das Interesse eines kunstverständigen und kunstliebenden Kunden (das heißt des "besonderen Kunden"). Die Äußerung von A hat die Eigenschaft einer Aktivität der Verständigungssicherung, und zwar einer Verstehenshilfe, insofern sie eine Bezugsäußerung

identifizierbar macht (durch Wiederaufgreifen), zu dieser Bezugsäußerung interpretationsrelevante Informationen gibt und insofern sie dies an einer für Verstehenshilfe typischen Position tut: so früh wie möglich nach der Wahrnehmung eines Problems, in jedem Fall möglichst vor der Durchführung von Folgeaktivitäten, welche die Interpretation der Bezugsäußerung zur Voraussetzung haben. Die Äußerung von A ist an der frühestmöglichen Stelle nach der von S initiierten Sequenz zur Reihenfolge der Anliegen plaziert und vor der manifesten Hinwendung zur ausgehandelten Präsentation — das erfolgt erst in 1,22 mit *doch n schönes Blatt*.

Der Äußerung von A fehlt allerdings die eindeutige Markierung als Verstehenshilfe, wie sie zum Beispiel durch die manifeste Zuschreibung eines (möglichen) Verstehensproblems gegeben wäre (z.B. in der Art von *nicht daß Sie denken ich wollte das kaufen*) oder durch die manifeste Zuschreibung einer Verarbeitungsaufgabe (z.B. durch ein nachgestelltes *nich*). Weiter markiert A diese Sequenz wie einen Einschub, der an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden soll, und damit bietet er auch S keine Positionen für Aktivitäten der manifesten Verarbeitung im Sinne einer Verständigungshilfe. Das zentrale Markierungsmittel in diesem Zusammenhang ist die Sprechweise. Ab *dazu* in 1,17 ist die Sprechweise bis 1,20 "schneller werdend, leiser, in einem Zug", das heißt ohne Binnensegmentierung. Es handelt sich hier um eine typische Form der Relevanzrückstufung, wie sie bei Einschüben benutzt wird.¹¹ Für derartige Einschübe nun gilt auf Grund der Relevanzrückstufung, daß sie von vornherein als im Umfang begrenzt anzusehen sind, das heißt insbesondere nicht über das erforderliche Minimum hinaus expandierbar sind. Im Verlauf dieser Sequenz nun entsteht eine Expansion, welche das Format des Einschubs zu sprengen droht. Diese Expansion wird ausgelöst durch die Frage von A *was hatten Sie gesagt 4500* (1,18/20), welche als eine Form der Rückversicherung fungieren könnte und dann z.B. eine leicht in das Format des Einschubs zu integrierende Bestätigung von S provozieren könnte. Durch die Korrektur von S (*nein, 2950* 1,21) entsteht jedoch eine Komplikation, welche weitere, bei der Einleitung des Einschubs nicht überschaubare zusätzliche Aktivitäten erforderlich macht und die sich auch unmittelbar in der Sprechweise niederschlägt. Die Korrektur von S wird "kräftig" gesprochen, und die Verarbeitung in Form einer Übernahme der Korrektur durch A (1,20) korrespondiert mit dieser Sprechweise: Sie wird in normaler Lautstärke und mit normalem Tempo realisiert. Im Anschluß daran ist die Sprechweise jedoch wieder "leiser, schneller"; das heißt A markiert seine Äußerung wieder im Sinne der eingeschobenen Nebensequenz, und er beendet die Nebensequenz mit dieser Äußerung, ohne auf die Komplikation weiter einzugehen. Das be-

deutet, daß er das Format der Nebensequenz auf Kosten der Behandlung der Komplikation durchhält. Der von A auf diese Weise manifestierte Verzicht auf Behandlung entspricht im Prinzip dem Muster des Aufschiebens von Interaktionsgegenständen zugunsten eines minimalen Anfangsprogramms. Man kann deshalb davon ausgehen, daß A an dieser Stelle die beiden einander widersprechenden Verfahrensweisen, nämlich der Verständigungssicherung einerseits und des Ausklammerns andererseits zu einer spezifischen Interaktionsfigur verbindet, welche man vielleicht als verdeckte Verstehenshilfe bezeichnen kann. Diese Interaktionsfigur läuft darauf hinaus, zwar in der Art einer Andeutung die notwendigen Informationen zu geben, zugleich jedoch ihre manifeste Verarbeitung zu verhindern und die Tatsache zu übergehen, daß es sich um eine für die Definition des Handlungszusammenhanges relevante Information handelt.

(b) *ham Sie eventuell noch n andern Interessenten dafür*

- 1, 30 A: L ja'
- 31 A: ah so, „ham Sie eventuell noch n andern Interessenten,dafür daß
- 32 A: Sie sichs- sozusagen auf das Risiko hin haben kommen lassen' ..
- 33 S: äh
- 2, 1 A: würde mich ma interessieren ob es jemanden gibt hier in Mün-
- 2 S: ja-
- 3 A: ster der sich da wohl so für interessiert, mhm mhm
- 4 S: ja und- ja und nein (.....)
- 5 S: ja und nein.also ich habe jemanden (stockend) der auch
- 6 S: drauf...reflektiert so äh+ aber sonst also.n direkten
- 7 A: mhm
- 8 S: Kunden. Käufer hab ich nich.nein, ich hab mich nur einfach
- 9 A: tja
- 10 S: entschlossen es dann doch mal zu kaufen ne' (schnell) finden Sies schön
- 11 A: (überlegend) ja.ja
- 12 S: ja' mhm mhm
- 13 A: finds n sehr schönes Blatt, ich meine...es entspricht seiner

Die Entfernung dieser Initiative von A (1,31ff) zur Handlungsschemavorbereitung ist schon relativ groß. Sie liegt nach dem manifesten Eintritt in die Durchführung des Handlungsschemas, und zwar nach einem ersten Äußerungspaar der Bewertung (*schönes Blatt* 1,22 und 24) und einer Sequenz, in welcher S Hintergrundinformationen zu einem Präsen-tationsmangel gibt (das Blatt ist nicht im Rahmen). Diese Hintergrund-information kann jedoch als Brücke zur Äußerung von S *ich habe das Blatt* (1,8) dienen, insofern *ich hatts im Rahmen* als eine Spezifizierung zum "Haben des Blattes" gelten kann. Insofern erscheint es möglich, die Äußerung von A in 1,31 als Verstehensfrage in Bezug auf die Äuße-rung von S in 1,8 zu interpretieren. Das Verstehensproblem betrifft da-

bei der Beziehung zwischen der Vorleistung von S und der Interaktionsgeschichte; zu klären wäre dabei insbesondere, inwieweit die früheren Interessebekundungen von A Anlaß für die Vorleistung gewesen sein könnten – Anlaß können für S auch Aktivitäten unterhalb der Schwelle des expliziten Auftrags gewesen sein, die aber im Zusammenhang mit dem Status von A als "besonderer Kunde", dessen Interessen bekannt sind und in bevorzugter Weise bedient werden, trotzdem handlungsauslösend sind. Die mit der Konstruktion der Entscheidungsfrage von A verbundene inhaltliche Vorgabe kann als eine Verstehenshypothese interpretiert werden, und zwar daß er ja doch wohl nicht der Anlaß gewesen sein könne, jedenfalls nicht der alleinige Anlaß. Damit ist außer der Bezugsäußerung auch die problematische Verstehensoperation identifizierbar und schließlich auch die Verstehensanforderung, die durch die Aufgabe der Verdeutlichung der Handlungsschemaspezifik bestimmt wird.

Aber auch in diesem Fall wird die Äußerung manifest nicht als Verständigungssicherung deklariert, vielmehr löst sie A aus diesem Bezugszusammenhang noch explizit heraus, indem er als Motiv der Frage nachträglich ein "generelles Interesse" an der Kundschaft des Galeristen, das heißt allgemein an seiner geschäftlichen Situation und an den möglicherweise "gleichgesinnten Kunden" angibt. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird dieses Interesse an der Gesamtsituation "Galerie" als ein Spezifikum des "besonderen Kunden" erkennbar. Auf diese Weise wird ein zumindest ansatzweise von der unmittelbaren Handlungsfunktionalität abgehobenes und der Tendenz nach entsprechend entlastetes Interaktionschema initiiert, das von S auch in korrespondierender Weise wie eine Nebensequenz behandelt wird. Seine Beteiligungsweise ist kooperativ, aber seine Aktivitäten sind durch eine wenig engagierte und stellenweise beiläufige Sprechweise im Sinne der Relevanzrückstufung markiert; diese Sprechweise wird nur unterbrochen durch den "initiativen Ton" in 2,5, der als Markierung der Rückkehr in die zentrierte Interaktion fungiert, nachdem S sich zwischenzeitlich Aktivitäten im Zusammenhang mit der Präsentation des Blattes zugewandt und durch die murmelnde Sprechweise "Abwesenheit" markiert hatte. Mit der Relevanzrückstufung der gesamten Beteiligung von S korrespondiert auch, daß er die Sequenz über das erforderliche Maß hinaus nicht expandiert, sondern in markanter Weise zur Präsentation und ästhetischen Würdigung des Bildes zurückleitet.

Daß an dieser Stelle, wo die Behandlung der primären – und divergierenden – Handlungsinteressen ansteht, ein derartig abgehobener Aktivitätskomplex durchgeführt wird, der aber für die primären Handlungsinteressen unmittelbar relevant ist, erscheint auffällig. Die Initiative von A be-

kommt dadurch einen "scheinheiligen", strategischen Charakter, und das-
selbe gilt für die Beteiligung von S: Sie erscheint ausweichend. Unter die-
sen Umständen nun erhebt sich die Frage, wie verlässlich denn die an der
Oberfläche A entlastende Auskunft von S ist (*ich hab mich nur einfach
entschlossen, es dann doch mal zu kaufen, ne 2,8/10*), und inwiefern in
dieser strategisch gebrochenen Weise die Verständigungsgrundlage wieder
hergestellt werden kann.

3.2 Normalitätskonstituierender Handlungsvollzug

Es gelingt A und S im folgenden, einen Interaktionsverlauf herzustellen,
der ihnen die Bewältigung ihrer Interessendivergenzen gestattet und in den
sie alle relevanten Voraussetzungen einbringen und zum Interaktionsgegen-
stand machen können. Und zwar führen sie einen Handlungskomplex vom
Typ Vorverhandlung durch. Die entscheidenden Schritte sind dabei auf
der Seite von A die Aktualisierung seines vorfabrizierten Kaufverzichts in
Form von Unentschiedenheit und auf der Seite von B die Anpassung und
Erneuerung seines Angebots in der Art eines "freibleibenden Angebots".

(a) *ich könnte das allenfalls über ne längere Ratenzahlung hin finanzie-
ren.*

- 2,21 S: [also.im einzelnen..mhm.. werds ma gleich in den (.....)
22 A: [(leise)(.....) (kräftig) ja weil sehn Sie
23 S: [reinlegen
24 A: [äh.ich könnte das allenfalls äh über ne..über ne längere
25 A: [Ratenzahlung hin finanzieren ich hab einfach nich- die 2950
26 S: [(kurz) mhm
27 A: Mark' hab ich nich parat' ..nee.ich wüßte garnich wie.. wir
28 A: [das ..das machen müßten,nich'
29 S: [also wenn Sie- wenn Sie das äh.woll.ren diese Raten,
30 S: [ja' äh wäre mir das recht.das könnten Sie also,
31 A: [ja- (schnell) ich bin auch
32 A: [garnich sicher ob ich das will.das is eben das Problem,+
33 S: [ja also
34 S: [(lacht.) das(..)
35 A: [jaja.ob ich dafür jetzt im Augenblick 2950
36 A: [Mark ausgeben will' äh da kommen jetzt so andere Prioritäten
37 S: [mhm'
38 A: [dazu so- daß wir auch mal bauen wollen eventuell und dann spart
39 S: [(leise) mhm ja

Die Äußerung von A in 2,22 enthält eine formal ganz eindeutige aber in-
haltlich nicht spezifizierte Bezugnahme (*ja weil sehn Sie*). Derartige Be-
zugnahmen verweisen im allgemeinen auf einen Beteiligungsstrang, und
zwar auf den jeweiligen Stand in der Abwicklung der zur Beteiligungsrolle
gehörenden Aktivitäten. Der von A verfolgte Aktivitätsstrang bezieht sich

in erster Linie auf seinen Kaufverzicht, und als Anknüpfungspunkt kommt die erste Manifestation des Kaufverzichts infrage (*komm eben doch nicht dazu das zu kaufen das is doch, übersteigt doch meine Möglichkeiten* 1,17/18). Nun liefert A in 2,24-28 nicht einfach eine Begründung, sondern er stellt eine "extreme Lösung" dar: *ich könnte das allenfalls über ne //...// längere Ratenzahlung bin finanzieren* (2,24/25). Auf diese Weise reaktiviert A zumindest ansatzweise die Entscheidungssituation. Zu einer solchen Reaktivierung gehört, daß die Entscheidungssituation an einem Punkt *v o r* der Entscheidung dargestellt wird, wobei allerdings die Entscheidung als eine Tendenz in die Darstellung eingehen kann. Häufig wird dabei so etwas wie Entscheidungsunsicherheit oder Entscheidungsnot durch Schwanken oder auch Widersprüchlichkeit des Verhaltens in der aktuellen Situation manifestiert. Die Reaktivierung schafft u.a. die Möglichkeit, eine Entscheidung als "schweren Entschluß" oder ähnlich zu definieren; auf der anderen Seite sind damit aber natürlich auch Eingriffsmöglichkeiten des Partners verbunden. S nutzt diese Chance zu einer Anpassung seines Angebots an die veränderten Bedingungen (*wenn Sie das wollten diese Raten* 2,29), und damit ist die Möglichkeit eröffnet, den laufenden Handlungskomplex doch noch als Kaufverhandlung zu definieren. Diese Möglichkeit wird durch die Reaktion von A dann eindeutig ausgeschlossen (*ich bin auch gar nicht sicher ob ich das will, das ist eben das Problem*), und S vollzieht diese Korrektur mit ("ja also (lacht) das ..)" 2,33/34).

(b) *Wenn Sie sich dazu entschließen wollen und können*

- 4, 1 S: [ja also 2950 war der.Erscheinungspreis jetzt,ne' ich hatte Ihnen
 2 A: [ja ja ja
 3 S: [ja das damals gezeigt,ne' ich hab das auch noch irgend-
 4 A: [ja Sie hattens mir gezeigt
 5 S: [wo liegen also diese ganzen- (leise) Unterlagen (...)
 6 A: [Sie würden- das wäre
 7 S: [der wäre noch gültig,jaja,
 8 A: [der Preis der immer noch gültig ist ja
 9 S: ..und äh wenn Sie sich dazu...äh entschließen wollen' und
 10 S: können also ohne Ihnen...könnten Sies also auch zu diesem Preis
 11 S: natürlich dann auch über dies Abzahlen haben, ne' s is dann
 12 A: [mhm-
 13 S: so für mich wirts natürlich sicherlich auch schwierig jetzt
 14 S: vom Objekt her alleine so etwas...äh zu verkaufen,nä' zumal.

In 4,9-11 greift S seine Angebotsaktivitäten wieder auf mit seinem modifizierten Angebot, das sowohl die schon vorher eingebrachte neue Bedingung (Abzahlung; 2,29/30) als auch eine weitere neue Bedingung beinhaltet (Erscheinungspreis – an sich schon eine Vergünstigung – gilt auch

für Ratenzahlung). Die Formulierung des Angebots enthält eine sehr markierte Repräsentation der bedingenden Faktoren auf seiten von A (*wenn; wollen; können*). Das Angebot ist explizit, aber ganz unaufdringlich; es wird eindeutig als offenes Angebot markiert (vgl. auch die abgebrochene Formulierung *also ohne Ihnen...*). Damit korrespondiert im übrigen, daß S nach der Angebotsformulierung ohne markante Zäsur zu einer plausibilisierenden Darstellung von Hintergrundinformationen übergeht; d.h. er "erspart" A an dieser Stelle den Reaktionszwang. Von 4,2 - 12 hat die Beteiligung von A insgesamt den Charakter von kooperativen, teilweise expandierten Rezeptionsaktivitäten, die von formalen Rezeptionssignalen bis zu Aktivitäten der Verständigungssicherung in Form einer Rückfrage reichen; diese Rückfrage (4,6-8) wird mit fallender Intonation und wenig expressiv gesprochen — sie kann auf keinen Fall als Manifestation eines spezifischen Interesses an dem Angebot gewertet werden. Auf diese Weise trägt A zur Konstitution des Aktivitätskomplexes bei, ohne jedoch eigene Impulse für die Handlungsprogression zu geben: A nimmt zum Angebot nicht Stellung; die Offenheit der Situation wird bekräftigt.

(c) *ich werd mal sparen müssen damit ich mir den Max Ernst kaufen kann*

- 8, 4 S: [garnich viel solcher Dinge gemacht hat,ne' und so mit diesem
 5 A: [mhm
 6 S: [ausgesparten Akt und so.es is ganz reizvoll,ne'
 7 A: [ja'... (leise) tja+..ich
 8 A: [werd mal sparen müssen damit ich mir den Max Ernst kaufen kann'
 9 S: [(munter) ja
 10 S: [ja (munter) (ernst) mhm
 11 A: [ich hab auch schon angefangen' ähm..Herr Schumann.vor
 12 A: [Weihnachten muß ich sicherlich nochmal zu Ihnen kommen aber-
 13 S: [ja'
 14 A: [ich hab jetzt (..) ma ne ganz.ne etwas andere Sache' passen

Die Korrespondenz der Initiativen von A und S ebenso wie die kooperative Beteiligung von beiden an den entsprechenden Aktivitätskomplexen zeigt, daß sie das Handlungsschema tatsächlich gemeinsam als Vorverhandlung definieren. Diese gemeinsame Definition wird in der Auflösung noch einmal bestätigt. Die Auflösung ist relativ komplex und in einigen Eigenschaften erklärungsbedürftig. Sie wird in zwei Stufen vollzogen: in 8,7-11 wird der Handlungskomplex "Max Ernst" und in 8,11-12 ein zweiter, inzwischen eingeschobener Handlungskomplex vom Typ "offene Präsentation und Interessenbekundung" aufgelöst. Darüber hinaus hat die erste Auflösung zwei Teile. Der erste Teil (vgl. das Zitat in der Über-

schrift) repräsentiert den Handlungskomplex verhältnismäßig explizit in Verbindung mit einem Ausblick in eine offene Zukunft (*ich werd mal sparen müssen*). Diese Art des Zukunftsbezuges ist auch ein konstitutives Element von Vorverhandlungen (vgl. oben S.). Die Modalität dieses Segments wird als "unernst" markiert, und zwar zum einen durch die Wendung *werd mal sparen müssen* und zum anderen durch die Sprechweise. Die Modalität wird auch von S offensichtlich so interpretiert und akzeptiert, wie die halb lachende Sprechweise des *ja* in 8,10 zeigt, welche sehr deutlich mit der ganz ernstesten Sprechweise des folgenden *mbm* kontrastiert. Der Gebrauch einer unernsten Modalität ist ein charakteristisches Auflösungsphänomen, das als eine Form der Relevanzrückstufung anzusehen ist. Darüber hinaus manifestiert die unernste Brechung der Zukunftsperspektive noch einmal die Tendenz von A zum Kaufverzicht.

Der zweite Teil der ersten Auflösung (*ich hab auch schon angefangen* 8,11) dagegen wird ernst gesprochen, auf jeden Fall fehlt eine Markierung als unernst, und sie wird auch von S nicht mehr als unernst behandelt. Weiter ist die Situationsdarstellung *ich hab auch schon angefangen* im Sinne einer positiven Tendenz zu interpretieren: sie drückt so etwas wie eine Vorentscheidung aus. Diese Repräsentation der Verhandlungssituation ist durch den vorausgegangenen Handlungskomplex nicht gedeckt und steht im Widerspruch zum ersten Teil der Auflösung. Es handelt sich vermutlich um eine Form der Kontamination, bei der sich verschiedene Zusammenhänge überlagern, und zwar die unernste Auflösung des Komplexes "Max Ernst" und die ernste Auflösung des eingeschobenen zweiten Handlungskomplexes (*vor Weihnachten muß ich sicherlich nochmal zu Ihnen kommen* 8,11/12). Derartige Überlagerungen sind an sich gar nicht einmal so selten, hier ist jedoch ein kritischer Punkt des ganzen Handlungskomplexes betroffen: die Äußerung könnte u.U. sogar als Affront verstanden werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist bemerkenswert, daß die eigentümliche Äußerung "glatt" verarbeitet wird, d.h. z.B. ohne Korrektur, aber auch ohne offensichtliches stillschweigendes Übergehen wie im Falle von Peinlichkeiten. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß A und S ihre Probleme der Bedeutungskonstitution bis zu dieser Stelle im wesentlichen gelöst haben. Die anfangs möglicherweise noch bestehende Unklarheit hinsichtlich des gemeinsamen Handlungsschemas ist durch weitere Definitions- und Aushandlungsprozesse bewältigt. Und die Tatsache, daß A eine scherzhaft gebrochene Bekräftigung seiner Tendenz zum Kaufverzicht zur Konstitution der Auflösung einsetzen kann, läßt darauf schließen, daß auch das möglicherweise bestehende Kooperationsproblem hinreichend bearbeitet worden ist. Nun hat die reine Tatsache, daß die Realisierung einer erwartungsgemäßen Aktivitätsprogression gelingt, schon

prinzipiell den Wert der Normalitätsherstellung¹²; im folgenden Fall erfolgt die Durchführung des Handlungskomplexes jedoch relativ gestreckt, sie wird wiederholt durch "unverfängliche" Aktivitäten (wie die ästhetische Würdigung des Bildes) unterbrochen und dann erneut durch Initiativen in Gang gebracht, die dann wiederum z.T. von ihren Urhebern abgebrochen werden (vgl. z.B. 2,10; 2,23; 3,16; 3,29). Damit erhebt sich die Frage, inwieweit eine derartige Handlungsschemadurchführung zur Normalitätsherstellung ausreicht und inwieweit nicht darüberhinaus spezifische Aktivitäten, zu denen die Handlungsschemadurchführung Gelegenheit gibt, wesentlich daran beteiligt sind.

3.3 Aufdecken der Beteiligungsperspektiven

- 2, 30 S: [ja' äh wäre mir das recht.das könnten Sie also,
 31 A: [ja- (schnell) ich bin auch
 32 A: [garnich sicher ob ich das will.das is eben das Problem,+
 33 S: [ja also
 34 S: [(lacht.) das(..)
 35 A: [jaja.ob ich dafür jetzt im Augenblick 2950
 36 A: [Mark ausgeben will' äh da kommen jetzt so andere Prioritäten
 37 S: [mhm'
 38 A: [dazu so- daß wir auch mal bauen wollen eventuell und dann spart
 39 S: [(leise) mhm ja
- 3, 1 A: [man natürlich auch dafür- und dann äh.bleibt für derarti-
 2 S: [mhm
 3 A: [ges denn doch nich mehr so viel übrig,nech
 4 S: [(leise) mhm+ jaja ich meine es is das
 5 S: [versteh ich schon,ne' ..is eben einfach das Problem daß man das
 6 S: [ja dann auch-..äh sozusagen ganz nebenher kaufen-
 7 A: [das is es .
 8 S: [muß,ne' dadurch-.. wird einem nichts anderes abgenommen, ne'
 9 A: [ich meine jaja-
 10 A: [und äh-..ich weiß nich ob Sie das wußten.meine-is ja nn zeitlang
 11 A: [war meine Frau noch berufstätig und dann.jetzt is sie im Augen-
 12 A: [blick nich mehr berufstätig und da blieb dann.etwas mehr übrig
 13 S: [mhm'
 14 A: [so insgesamt,nich' das is ne-..äh im Augenblick nich mehr
 15 S: [mhm mhm.ja klar,ne'
 16 A: [der Fall' ach jetzt machen Sies ma rein' in n Rahmen
 17 S: [mhm ja es war
- 4, 11 S: [natürlich dann auch über dies Abzahlen haben, ne' s is dann
 12 A: [mhm-
 13 S: [so für mich wirts natürlich sicherlich auch schwierig jetzt
 14 S: [vom Objekt her alleine so etwas-..äh zu verkaufen,nä' zumal.
 15 S: [Max Ernst dann ja doch wirklich n ganz.speziellen,
 16 S: [Sammler braucht&n Chagall is irgendwo viel dekorativer eh
 17 S: [also . und wird dann glaub ich schon eher gekauft,
 18 A: [jaja. ja'ja, wie is das überhaupt.

- 4, 19 A: ich mein, der in der Größenordnung, äh, is das so... schon jen-
 20 A: [seit der Größenordnung dessen was Sie so umsetzen normalerweise
 21 S: [im
 22 A: [weise normalerweise mhm... ich entsinne
 23 S: [im wesentlichen ja, äh normalerweise schon,

Im Rahmen der strategisch verdeckten Verständigungssicherung sind nur ansatzweise Hintergrundinformationen zu den Handlungsbedingungen von A und S eingeführt worden. Im Verlauf des dann gemeinsam konstituierten Handlungskomplexes nun werden diese Punkte erneut aufgegriffen und in zwei Expansionen jeweils von den Beteiligten gemeinsam bearbeitet. Die erste dieser Expansionen (2,35-3,16) liefert weitere Klärungen zu den Handlungsbedingungen von A, und zwar in Fortsetzung von *komm eben doch nicht dazu das zu kaufen das is doch, übersteigt doch meine Möglichkeiten* 1,17-18). Und die zweite Expansion (4,11-17, ggf. sogar bis 5,35) liefert Informationen zur Lage von S in Fortsetzung von *ich hab mich nur einfach entschlossen es dann doch mal zu kaufen* (2,8-10). Jetzt aber handelt es sich nicht mehr um reine Verständigungssicherung, sondern um die Bearbeitung des Kooperationsproblems. Die beiden Aktivitätskomplexe sind handlungsfunktional eingebunden. Sie liefern Plausibilisierungen, und zwar einerseits zum Kaufverzicht von A und andererseits zur Erneuerung des Angebots von S. Sie tragen darüber hinaus jedoch Züge einer spezifischen Interaktionsfigur, die man "Offenlegung" nennen kann.¹³ Charakteristische Merkmale derartiger Offenlegungen sind

– Es werden Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten in ihrer Begrenztheit und Standpunktgebundenheit dargestellt (z.B. Schwächen, Blößen). Und es wird Einblick in nicht ohne weiteres zugängliche Bereiche gegeben ("Blick hinter die Kulissen"). Diese Merkmale treffen im vorliegenden Fall zu. Die Hintergrundinformationen von A tragen Züge einer "privaten Enthüllung", insofern sie die familiäre Situation und die in unserer Kultur vielfach verborgen gehaltene Erwerbssituation betreffen. Und die Hintergrundinformation von S ist in vergleichbarer Weise "persönlich", insofern sie geschäftliche Schwierigkeiten betrifft.

– Das Auftreten von Offenlegungen ist häufig mit Markierungen eines Schwellenübertritts verbunden; d.h. es besteht ein Kontrast zu vorausgehenden Aktivitätskomplexen, in denen bestimmte Informationen gerade zurückgehalten oder bestimmte Aktivitäten verweigert worden sind, die jetzt Gegenstand der Offenlegung werden, und am Übergang zur Offenlegung wird das Aufgeben der Widerstände markiert. Im vorliegenden Beispiel wird die Komplikation zu Beginn nicht sehr deutlich als Störung markiert, und dementsprechend ist zwar ein Kontrast zwischen den Formen

der Nichtbehandlung in der Phase der verdeckten Verständigungssicherung und den Offenlegungen festzustellen, der Schwellenübertritt vollzieht sich jedoch relativ unauffällig und eher gleitend. Dazu trägt wesentlich bei, daß sie jeweils gut vorbereitet bzw. abgesichert sind. So baut A seine Offenlegung ab *ich bin auch gar nicht sicher ob ich das will, das ist eben das Problem* (2,31/32) über die Einführung des Prioritätenproblems (2,36/38) bis zur "privaten" Mitteilung über die Berufstätigkeit seiner Frau und die Erwerbslage schrittweise auf, und S reagiert von Anfang an kooperativ und verstehend (*jaja ich meine es is das versteh ich schon* 3,4/5). Der Übergang zur Offenlegung von S ist noch unauffälliger; das hängt einmal wohl mit der kooperativen Beteiligung von A an der vorausgehenden Erneuerung des Angebots zusammen, zum anderen sicher mit der Tatsache, daß es sich um eine zweite, mit einer ersten korrespondierenden Offenlegung handelt.

Die Merkmale der Offenlegung sind im vorliegenden Beispiel wenig markant realisiert. Die Gesamtheit der konstituierenden Aktivitäten läßt jedoch erkennen, daß die Beteiligten die Interaktionsfigur als Offenlegung definieren. Eine wesentliche Rolle spielt dabei die Beantwortung einer ersten Offenlegung mit einer korrespondierenden zweiten und die kooperative Verarbeitung im Sinne einer Verstehensdemonstration (S gegenüber A) bzw. des demonstrativen Interesses für die Welt des anderen – wie A es gegenüber S manifestiert (4,18-5,35). Offengelegt werden an solchen Stellen die Beteiligungsperspektiven. Damit ist gemeint, daß die Beteiligten zeigen, in welcher Weise ihre Identität tangiert ist, d.h. in welchen Eigenschaften sie durch den Interaktionsvollzug betroffen sind. Charakteristisch dafür ist die Kombination von handlungsfunktionaler Anbindung und "Tiefe" der Darstellung von Welt (z.B. als Biographie oder als Lebenswelt). Diese Stellen liefern wesentliche Elemente der Konstitution von Identitäten und sozialen Beziehungen. So manifestiert A mit der Darstellung seiner finanziellen Beschränkungen, die sich ja durch Situationsveränderungen ergeben haben, daß er sich weiterhin als "seriös in Geschäftsdingen" definiert (vgl. auch die Betonung dieses Punktes an späteren Stellen, zuletzt in der Äußerung *ich meine das ist auch im Rahmen dessen was ich eventuell eben erschwingen könnte, nich ja ... zugebenermaßen, nich* (21,5-7). S seinerseits führt z.B. in seiner Offenlegung die Kategorie "spezieller Sammler" ein, welche in Verbindung mit dem vorliegenden Interaktionszusammenhang A (als Interessent für Max Ernst) die Qualität eines "besonderen Kunden" zuschreibt.

Die Offenlegung der Beteiligungsperspektiven ist ein wesentliches Mittel zur Behandlung von Kooperationsstörungen. Die Beteiligten stellen sich offen und inoffensiv dar. Sie verhalten sich damit in manifest nicht-strategischer Weise, und sie geben die Grundlagen ihrer eigenen Interpretationsprozesse preis. Der Partner ist damit eingeladen, diese Interpretationsprozesse nachzuvollziehen. Auf diese Weise wird das gestörte Interaktionsgeschehen, bei dem ja die Verfahren der Bedeutungskonstitution z.T. nicht mehr funktionierten, rückwirkend transparent gemacht; und die Beteiligten machen zugleich klar, auf welche Voraussetzungen sie sich auch bei ihrer weiteren Interaktionsbeteiligung stützen. Damit sind alle Bedingungen für die Wiederherstellung der Verständigungsgrundlage gegeben. Der Normalisierungserfolg wird im übrigen im vorliegenden Beispiel auch sofort dadurch angezeigt, daß als Abschluß der Offenlegungen kooperativ und selbstverständlich vollzogen wird, was in der Phase der verdeckten Verständigungssicherung scheiterte: die Beschäftigung mit der geschäftlichen Situation von S im Sinne eines "Blicks hinter die Kulissen", wie er dem "besonderen Kunden" gestattet ist und ihm wohl auch zusteht.

3.4 Demonstration der Realität einer normalen Welt

Mit der zuletzt analysierten Sequenz ist die Bearbeitung des Handlungskomplexes "Max Ernst" zu Ende. Es folgt eine lange Sequenz (5,35-8,7), in der ein Handlungskomplex vom Typ "offenes Präsentieren und Interessebekunden" (vgl. oben S. 98f.) durchgeführt wird und an die sich dann erst die Auflösung des Handlungskomplexes "Max Ernst" anschließt. Diese Sequenz ist nicht unmittelbar funktional in den vorgeordneten Handlungskomplex eingebunden, es werden hier jedoch Aktivitäten durchgeführt, welche die gerade wieder gesicherten Definitionen der Identitäten und der sozialen Beziehung als Voraussetzung haben und die diese Definitionen praktizieren. A und S agieren als Kunde und Galerist, und sie manifestieren die spezifischen Eigenschaften, welche für ihre Identitäten und für ihre soziale Beziehung definierend sind. In diesem Zusammenhang fallen einige Phänomene besonders auf:

– Die finanzielle Größenordnung der ins Auge gefaßten Objekte wird von A gleich zu Anfang angesprochen (5,39) und auch im weiteren Verlauf stets im Auge behalten (*das ist natürlich wesentlich teurer dann, nicht* 7,13). A behandelt stets von sich aus die Preisfrage und zeigt damit eine Orientierung an seinen eigenen finanziellen Möglichkeiten. Er manifestiert damit, daß er ein wesentliches Situationsmerkmal kennt und respektiert ('eine Galerie ist kein Museum'), und zugleich zeigt er damit, daß er weiterhin als "echter", ernstzunehmender Kunde anzusehen ist. Diese Eigenschaft wird in der Auflösung des Handlungskomplexes dann auch noch

einmal bestätigt (*vor Weihnachten muß ich sicherlich noch einmal zu Ihnen kommen* 8,11/12).

– A manifestiert Eigenschaften des "besonderen Kunden", und zwar Kenntnis des Künstlers (6,17), kompetente Bewertungen (z.B. 6,17; 7,10/11), Kenntnisse von künstlerischen Techniken (6,33 ff.) und er beweist seinen Sinn für das Besondere, indem er ohne Umschweife das herausragende Objekt herausfindet und sich dafür besonders interessiert (vgl. auch die Betonung des Sonderstatus dieses Objektes durch S: *kriegt man doch mal selten so was in die Hand, ne* 8,1/2).

– S manifestiert ein professionelles Selbstbild durch sein Interesse an "besonderen Objekten" und durch den Stolz auf seine Fähigkeit, solche Objekte zu beschaffen (*dann hab ich ihm dies eine abgehandelt er war richtig wollte es behalten'* 7,37-8,1). Dieses professionelle Selbstbild war offensichtlich auch die Folie für sein Präsentationsangebot am Beginn des Gesprächs (*ich habe das Blatt*) und für seine Art angesichts eines geplatzten Geschäfts Haltung zu bewahren (*ich hab mich nur einfach entschlossen es dann doch mal zu kaufen, ne* 2,8/10).

Indem A und S die Eigenschaften als selbstverständlich gegeben und zu akzeptieren praktizieren, die vorher in ihrer Gültigkeit gefährdet schienen, beweisen sie sich, daß die Normalität ihrer Welt gesichert ist: sie können tatsächlich die selbstverständlichen Voraussetzungen machen, welche sie bei der indexikalen Einbettung ihrer Aktivitäten benutzen. Und daß dies wirklich so ist, demonstrieren sich A und S durch eine spezifische Form der sehr manifesten, bereitwilligen, fast eifrigen Erfüllung ihrer Beteiligungsaufgaben. Der Interaktionsstil der Sequenz ist insgesamt "entlastet"; es gibt keine Verzögerungen und keine Aufschübe, welche durch Verweigerungen bedingt wären; beide Beteiligten wirken vielmehr sehr engagiert und bereitwillig. Signifikant ist in diesem Zusammenhang, daß S sofort, d.h. ohne jedes Zögern das von A andeutungsweise definierte neue Schema im Sinne von "offenes Präsentieren und Interessebekunden" definiert und ratifiziert (5,34-38); weiter führt S die Aktivitäten der Präsentation sehr bereitwillig und umfassend aus; A seinerseits initiiert die eingehendere Würdigung eines Objektes "ohne Umschweife", und S beteiligt sich mit einer von ihm selbst initiierten Expansion (eine Hintergrundgeschichte zur Herkunft des besonders interessierenden Objekts). Insgesamt kommen keine manifesten Steuerungen durch den Partner vor, wie z.B. Fragen oder andere aufwendige Aktivitäten, mit denen der Partner "zu etwas gebracht werden soll".

Zum Schluß noch eine Bemerkung zur Auflösung des Handlungskomplexes "Max Ernst" und zur Interpretierbarkeit von Äußerungen, die nicht den Normalformerwartungen entsprechen. Das Segment *ich hab auch schon angefangen* widerspricht den Normalformerwartungen aufgrund der eigentümlichen Kontamination. Eine solche Äußerung ist an sich behandlungsbedürftig, der abweichende Charakter der Äußerung wird im vorliegenden Fall jedoch nicht behandelt. Die Erklärung ist wohl in dem Umstand zu suchen, daß eine hinreichend gesicherte Verständigungsgrundlage gestattet, auch nicht der Normalform entsprechende Aktivitäten "still", d.h. unter Verzicht auf eine weitere Aushandlung zu verarbeiten, und zwar können sie entweder als mißglückt, aber nicht hinreichend relevant für eine Behandlung an dieser Stelle eingestuft und insofern "übersehen" werden; oder aber sie können produktiv unter Einsatz bestimmter Interpretationsverfahren so verarbeitet werden, daß die entscheidende Konstitutionsaufgabe, welche mit der Äußerung bearbeitet werden sollte, erfaßt wird. Eine kooperative und verständnisvolle Verarbeitung der vorliegenden Äußerung könnte darauf hinauslaufen, sie als Manifestation der Identitätsdefinition zu interpretieren und zwar im Sinne von 'ich bin weiterhin ein interessierter und ernstzunehmender Kunde'. Damit eine solche Interpretation möglich wird, müßte die Äußerung aus dem Zusammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden Äußerung herausgelöst und in einen anderen Kontext integriert werden, wie er durch die folgende zweite Auflösung dann nahegelegt wird. Ob S eine solche Interpretation leistet, ist nicht feststellbar; durch sein aufmerksames Rezeptionssignal zeigt er jedoch seine Bereitschaft zu entsprechenden Verstehensoperationen für "ungewöhnliche Fälle" an.

Anhang: Beispieltext

Transkriptionserläuterungen

Es handelt sich um ein relativ einfaches Transkriptionssystem, das gewählt wurde, um das überblickartige Erfassen auch von längeren Textstrecken zu ermöglichen.

.	= ganz kurzes Absetzen innerhalb einer Äußerung
**	= kurze Pause
***	= mittlere Pause
(Pause)	= lange Pause
mh,mhm	= Pausenfüller, Rezeptionssignal, eingipflig bzw. zweigipflig
achso,	= Senken der Stimme
achso-	= Stimme in der Schwebel
achso'	= Heben der Stimme

<u>sicher</u>	= auffällige Betonung
<u>sicher</u>	= gedehnt
(Lachen), (geht raus)	= Charakterisierung von nichtsprachlichen Vorgängen
(schnell) weiß ich +	= Charakterisierung der Sprechweise; gilt bis zum Äußerungsende, zu einer neuen Charakterisierung oder bis zu + .
&	= auffällig schneller Anschluß
(..), (...)	= unverständlich
(kommt es?)	= nicht mehr genau verständlich, vermuteter Wortlaut
A: [ne' (schnell)] finden Sie	
S: [jaha]	= parallel zu lesende Zeilen, ggf. mit zusätzlichen Kennzeichnungen der Gleichzeitigkeit zur Korrektur von Verschiebungen, die durch das Schriftbild oder eingeschobene Charakterisierungen bedingt sind.

Besuch beim Kunsthändler

(S: Kunsthändler, A: Besucher)

- 1, 1 A: [Tag Herr Schumann Herr Schumann,
2 S: [(im Hintergrund) (...) ham Sie mal wieder was-
3 A: [ja- ja und nein, es is so.s erstmal wollt ich-..ich
4 S: [erstanden'
5 A: [bin noch in Ihrer Schuld, & Sie hatten mir mal diesen Max Ernst
6 S: [ja
7 A: [da mitgegeben, Sie entsinnen sich, mh
8 S: [ja ich habe das Blatt, wollen Ses
9 S: [mal sehn' ja mhm
10 A: (expressiv) aha.das is ja schön. ja ich würds gern mal sehn'+..meine ich.
11 A: [hat heute morgen.n nochmal
12 S: [wollen wa erstmal Ihre Sachen machen oder..
13 S: [soll ichs Ihnen erstma zeigen,
14 A: [nee zeigen wa erstmal das Blatt, ..
15 A: [würd doch gern ma sehen- wie das so im Original ausfällt'..
16 S: [mhm
17 A: [äh...komm eben doch nich (schneller, leiser) dazu das zu kaufen
18 A: [das is doch übersteigt doch meine Möglichkeiten & was hatten Sie
19 S: [(leise)mhm (leise) mhm
20 A: [gesagt 4500' ach 2950. (schneller, leiser) ich meine das
21 S: [nein. 2950,
22 A: [is zwar immer noch ne ganze Menge & is doch n schönes Blatt, ja
23 S: [mhm
24 S: [is n schönes Blatt, ne' ..ich hatts im Rahmen der Rahmen is. da
25 A: [(...)
26 S: [muß ichs jetzt auch wieder rein' den hat hier jemand..i ka..putt
27 A: [ja'
28 S: [geschmissen'.. (nich ham die jetzt grade wiedergebracht?) ..da kann
29 S: [ichs mal gleich wieder reintun das . wäre fast schon kaputtgegangen
30 A: [ja'
31 A: [ah so, ..ham Sie eventuell noch n andern Interessenten.dafür daß

- 32 A: [Sie sichs- sozusagen auf das Risiko hin haben kommen lassen' ..
 33 S: [äh
- 2, 1 A: [würde mich ma interessieren ob es jemanden gibt hier in Mün-
 2 S: [ja-
 3 A: [ster der sich da wohl so für interessiert, mhm mhm
 4 S: [ja und- ja und nein (.....)
 5 S: [ja und nein.also ich habe jemanden (stockend) der auch
 6 S: [drauf...reflektiert so äh+ aber sonst also,n direkten
 7 A: [mhm
 8 S: [Kunden. Käufer hab ich nich.nein, ich hab mich nur einfach
 9 A: [tja
 10 S: [entschlossen es dann doch mal zu kaufen ne' (schnell)| finden Sies schön
 11 A: [(überlegend) ja.ja|
 12 S: [ja' mhm mhm
 13 A: [finds n sehr schönes Blatt . ich meine...es entspricht seiner
 14 A: [..seinen letzten Bildern.auch in diesem. OEuvre-Katalog
 15 A: [is ja ein ähnliches...(überlegend) von der...Struktur her
 16 S: [mhm'
 17 A: [ähnliches Bild drin'+ (schnell)| ich weiß nich ob Sie das vor
 18 S: [(schwach) mhm'..|
 19 A: [Augen haben diesen OEuvre-Katalog den...(.)
 20 S: [(leise)so genau nich ich..
 21 S: [also.im einzelnen..mhm.. werds ma gleich in den (.....)
 22 A: [(leise)(.....) (kräftig) ja weil sehn Sie
 23 S: [reinlegen
 24 A: [äh.ich könnte das allenfalls äh über ne...über ne längere
 25 A: [Ratenzahlung hin finanzieren ich hab einfach nich- die 2950
 26 S: [(kurz) mhm
 27 A: [Mark' hab ich nich parat' ..nee.ich wüßte garnich wie... wir
 28 A: [das ..das machen müßten,nich'
 29 S: [also wenn Sie- wenn Sie das äh.woll.ten diese Raten,
 30 S: [ja' äh wäre mir das recht,das könntn Sie also,
 31 A: [ja- (schnell) ich bin auch
 32 A: [garnich sicher ob ich das will,das is eben das Problem,+
 33 S: [ja also
 34 S: [(lacht.) das(..)
 35 A: [jaja.ob ich dafür jetzt im Augenblick 2950
 36 A: [Mark ausgeben will' äh da kommen jetzt so andere Prioritäten
 37 S: [mhm'
 38 A: [dazu so- daß wir auch mal bauen wollen eventuell und dann spart
 39 S: [(leise) mhm ja
- 3, 1 A: [man natürlich auch dafür- und dann äh.bleibt für derarti-
 2 S: [mhm
 3 A: [ges denn doch nich mehr so viel übrig,nech
 4 S: [(leise) mhm+ jaja ich meine es is das
 5 S: [versteh ich schon,ne' ..is eben einfach das Problem daß man das
 6 S: [ja dann auch...äh sozusagen ganz nebenher kaufen-
 7 A: [das is es .
 8 S: [muß,ne' dadurch... wird einem nichts anderes abgenommen, ne'
 9 A: [ich meine jaja-

- 10 A: und äh..ich weiß nicht ob Sie das wußten.meine-.is ja dd zeitlang
 11 A: war meine Frau noch berufstätig und dann.jetzt is sie im Augen-
 12 A: blick nich mehr berufstätig und da blieb dann.etwas mehr übrig
 13 S: [mhm'
 14 A: [so insgesamt,nich' das is ne-..äh im Augenblick nich mehr
 15 S: [mhm mhm.ja klar,ne'
 16 A: [der Fall' ach jetzt machen Sies ma rein' in n Rahmen
 17 S: [mhm ja es war
 18 S: [nämlich so.es war in diesem Rahmen' und weil es mir einfach
 19 A: [ja
 20 S: zu teuer auch is'..und äh dann brachte dieser Lieferant dieser
 21 S: Glasrahmen . mir Rahmen und warfs kaputt, und jetzt hat
 22 A: [(leise) ja ach so
 23 S: [er mir eben den Rahmen wiedergebracht, und da hab ichs reingetan,
 24 A: [ja
 25 A: [(sehr leise) ah ja
 26 S: [(leise) da solls dann auch erstma wieder rein ,
 27 A: [das äh gewinnt durch den Rahmen aber durchaus noch, dann..
 28 S: [(leise) mhm
 29 A: vor dem schwarzen Hintergrund'
 30 (12 Sek. Pause)
 31 A: (leise) aja,
- 4, 1 S: [ja also 2950 war der.Erscheinungspreis jetzt,ne' ich hatte Ihnen
 2 A: [ja ja
 3 S: [ja das damals gezeigt,ne' ich hab das auch noch irgend-
 4 A: [ja Sie hattens mir gezeigt
 5 S: [wo liegen also diese ganzen- (leise) Unterlagen (...)
 6 A: [Sie würden- das wäre
 7 S: [der wäre noch gültig,jaja,
 8 A: [der Preis der immer noch gültig ist ja
 9 S: ..und äh wenn Sie sich dazu-..äh entschließen wollen' und
 10 S: können also ohne Ihnen-..könnten Sies also auch zu diesem Preis
 11 S: [natürlich dann auch über dies Abzahlen haben, ne' s is dann
 12 A: [mhm-
 13 S: so für mich wirts natürlich sicherlich auch schwierig jetzt
 14 S: vom Objekt her alleine so etwas-..äh zu verkaufen,nä' zumal.
 15 S: Max Ernst dann ja doch wirklich n ganz.speziellen,
 16 S: Sammler braucht&n Chagall is irgendwo viel dekorativer eh
 17 S: [also . und wird dann glaub ich schon eher gekauft,
 18 A: [jaja. ja'ja, wie is das überhaupt.
 19 A: ich mein.der.in der Größenordnung.äh..is das so..schon jen-
 20 A: [seits der.Größenordnung dessen was Sie so umsetzen normaler-
 21 S: [im
 22 A: [weise normalerweise mhm..ich entsinne
 23 S: [im wesentlichen ja,äh normalerweise schon,
 24 A: [mich Sie hatten hier ja mal hier-..äh so einige Braques
 25 A: [hängen' sind Sie- das da sind Sie keinen von losge-
 26 S: [mhm keinen,keinen, nee
 27 A: [worden' die warn ja eh ich weiß
 28 S: [die warn aber auch- (sehr leise) zu teuer,ne'

- 29 A: [also das war ja dieser eine Hermeskopf, na 10000 so den fand
30 S: [mh
31 A: [ich so ganz besonders schön seiner Zeit
32 S: [mh mhm jaja (leise) nee da hab ich
33 S: [kein Blatt von verkauft
34 A: [(leise) also aha (lauter, eifrig) ja es könnte ja, ich
35 A: [hätte mal gedacht daß vielleicht... zum Beispiel die, die Galerie
36 A: [hier in Münster . das Museum ma irgendwas kauft, aber die
37 S: [mh
38 A: [kommen nicht auf den Gedanken, achso
39 S: [(leise) ach die ham auch kein Geld, ne'
- 5, 1 S: [die ham ja so (...) wech- mini-
2 A: [ham Sie ne Vorstellung was die fürn Etat haben'
3 S: [mal, (...) Tausender nur also sag'n
4 A: [achso... die kaufen also garnich'
5 S: [wer mal... ich weiß nich aber äh
6 A: [(erstaunt) ja wie kommen die denn zu
7 A: [ihren Beständen dann' Stiftungen'
8 S: [(zögernd) naja s Wesentliche sind ja+
9 S: [Stiftungen- und dann äh kauft ja immer mal der Kunstverein ja
10 A: [mh
11 S: [auch etwas, stiftet was, und äh diese Dinge die letzten Neuan-
12 A: [mh
13 S: [kauft beispielsweise den Max Ernst den sie ma gekauft ham da
14 S: [hat ja das Land Nordrhein-Westfalen da doch die... große Summe
15 S: [gezahlt, ne' und da bleiben dann... (leise) weiß nich ich
16 A: [ja, achso
17 S: [glaub die... ich will nichts Verkehrtes sagen aber, die 40 oder
18 S: [60000 Mark haben im Jahr'
19 A: [chso das is natürlich nich der Rede
20 A: [wert, ja- da kann man nicht viel mit machen
21 S: [nein . sie ham natürlich n größeren Etat aber sie haben
22 S: [ja, viel Personalkosten inzwischen auch durch die vielen Leute
23 A: [ja
24 S: [die sie haben und natürlich auch... Versicherungs- Transport-
25 A: [jaja
26 S: [kosten, das is ja sehr wesentlich heute auch, ne' und also die
27 A: [jaja mh
28 S: [ham keinen großen Etat,
29 A: [mh, na is klar das leuchtet mir ein ich
30 A: [mein damit kann man (das nich machen?)
31 S: [da is nich, da is nich viel drin nein nein, da is
32 S: [manch eine Privatgalerie glaub ich äh großzügiger- ausgestattet
33 A: [(schwach) ja
34 S: [finanziell, ja, hatten Sie die
35 A: [(leise) mh, mh, jaja sicher (darf ich ma'?)
36 S: [gesehn' nein, ne' mh
37 A: [(leise) nee die seh ich jetzt zum erstenmal, das..

- 38 S: [also dies sind einige der (.....)
 39 A: [in welcher Größenordnung, mit was, befassten
- 6, 1 A: [die sich denn interessante
 2 S: [Atlantis, die kosten im Schnitt 360, 380 bis 390
 3 S: [Mark es sind zehn Blätter' nein
 4 A: [Blätter das ist ne, kann man das bloß komplett äh kaufen
 5 A: [(...) mhm
 6 S: [können Sie einzeln kaufen aber, drei Blätter fehlen, also
 7 S: [hier sind alle abgebildet (..) ..das ist ja noch da' ..das ist
 8 A: [mhm'
 9 S: [da' ..das auch' ..das fehlt, das hab ich verkauft könnte man unter
 10 A: [(...) ja jaha
 11 S: [Umständen aber noch einzeln ham, das ist auch da' das steht da' ..
 12 S: [das fehlt', da ist hier die Kupferplatte' ja es ist
 13 A: [mhm' ..schöne Reihe'
 14 S: [ne also, ne bemerkenswerte- ..das hängt ja auch noch da'
 15 A: [mhm
 16 S: [ja und das kleine steht dahinten, also drei fehlen ne'
 17 A: [(..) (6 sek. Pause) inspirationsreicher Mann doch, nech' der Bremer-
 18 S: [ja nu ist er-
 19 S: [wirklich ne', also hier sind die Einzelpreise- ..die Mappe kostet,
 20 S: [komplett 2800 Mark, ja, Herr Schneider, 390
 21 A: [mhm, Gerhard Schneider, mhm
 22 S: [Mark' (leise) das' ..dieses finde ich auch ganz reizvoll+ (schnell) ob-
 23 S: [wohl sind eigentlich alle sch, vielleicht dieses ist son, be-
 24 S: [sonders- ..vielleicht- (.....) mhm
 25 A: [ja, mit den Hieroglyphen, auf mögliche Hiero-
 26 A: [Hieroglyphen, ..ja so, mhm' ... mhm wieviel Auflage
 27 S: [so 340 350, ja'
 28 A: [hat die Mappe' 100' ah ja... (sehr leise) interessante Sachen+
 29 S: [(...) 100 Exemplare,
 30 S: [(schnell) ja das sind also+ wirklich kann man sagen sehr reizvolle
 31 S: [und auch qualitativ gute Blätter ne' sind ja also enorm von.
 32 S: [von der Phantasie her, ne' ... (flüsternd) (.....)
 33 A: [ja' ...ja also so
 34 A: [ganz- ..äh ganz geschickt' das sind doch Lithos, nech'
 35 S: [nee Radie-
 36 S: [rungen sind aber- (eifrig) ja es
 37 A: [ja ich wollt grade sagen Radierungen es sieht aus'
 38 S: [sieht aus- das sind Originale, ..das ist ne- n Aquarell.
 39 A: [da- ja es ist doch radiert
- 7, 1 S: [nein das sind Aquarelle Pa- ja mit
 2 A: [äh das ist doch die Bleistift wollt ich
 3 S: [Bleistift und Farbstift, ne' das gehört
 4 A: [doch sagen ja das ist nämlich was anders ah ja
 5 S: [auch nicht in diese Reihe, das hab ich äh bekommen
 6 A: [dann jaja ah sehn Sie (..) ich wollte
 7 S: [können- mhm nein nein, dies hat
 8 A: [grade sagen wie kommt der Effekt zustande'
 9 S: [also jetzt äh damit nichts zu tun
 10 A: [mhm' ... (kurz) mhm+ ..jaha' ..das find

- 11 A: ich nämlich wieder ganz besonders-..auch ganz besonders gut,
 12 S: [mh (....) das kostet 1350
 13 A: [das is natürlich wesentlich teurer dann,nich' jaja
 14 A: [mhm
 15 S: [mit dem Rahmen so,ne'...er arbeitet an den sieben Totsünden,
 16 S: ..und hatte sich also erstmals jetzt so im letzten Jahr mit
 17 S: Aquarellen befaßt'..und.daraus ist dies jetzt n Blatt,..
 18 A: [da sieht
 19 A: man ma wie von der .zeichnerischen Fähigkeit & hier der
 20 A: Mann is ja.äh nun.zeichnerisch außerordentlich fähig,nich'
 21 A: also bis ins Detail',und.von der Fähigkeit her kann er dann
 22 A: [auch an .alte Vorstellungen anknüpfen & ich meine .diese.äh
 23 S: [mhm
 24 A: ..diese Details erfordern natürlich eben doch ne Fähigkeit im
 25 A: [Detail zu zeichnen die (stockend) jetzt nich so+ jeder so be-
 26 S: [mhm
 27 A: [herrscht,nich' und die- ja'
 28 S: [mhm ..ich finds so ganz reizvoll,ne' es is so-..
 29 S: [etwas äh was so äh ganz..(leise) interessant ist.+
 30 A: [(leise) was soll das denn da sein, ..hach
 31 A: [blick ich natürlich nich durch was das sein soll,
 32 S: [i- ich muß sagen ich auch nicht
 33 S: [aber das is ne.im Grunde genommen.ich.hatte also bei
 34 A: [aber das is egal
 35 S: [Schneider diese Mappe gekauft' und er hatte also nur zwei Exem-
 36 A: [ja
 37 S: [plare, ..zwei also.äh zwei Aquarelle überhaupt,naja dann hab
 38 A: [mh
 39 S: ich ihm dies eine abgehandelt' er war richtig.wollte es
- 8, 1 S: behalten'.und äh.weil im Grunde genommen-..kriegt man dann doch
 2 S: [selten mal sowas in die Hand,ne' zumal er bisher auch noch
 3 A: [mhm
 4 S: [garnich viel solcher Dinge gemacht hat,ne' und so mit diesem
 5 A: [mhm
 6 S: [ausgesparten Akt und so.es is ganz reizvoll,ne'
 7 A: [ja'... (leise) tja+..ich
 8 A: [werd mal sparen müssen damit ich mir den Max Ernst kaufen kann'
 9 S: [(munter) ja
 10 S: [ja (munter) (ernst) mhm
 11 A: [ich hab auch schon angefangen' ähm..Herr Schumann.vor
 12 A: [Weihnachten muß ich sicherlich nochmal zu Ihnen kommen aber-
 13 S: [ja'
 14 A: [ich hab jetzt (..) ma ne ganz.ne etwas andere Sache' passen
 15 S: [ja'
 16 A: Sie mal auf ich will Ihnen ma was zeigen'..ich hab hier.das

Anmerkungen

- 1 Dieser Fragenkomplex entspricht einem relativ weiten Programm der Gesprächs- bzw. Interaktionsanalyse, das in unterschiedlichen Forschungsrichtungen entwickelte Aspekte zu integrieren versucht, um der Komplexität der Interaktionskonstitution gerecht zu werden (vgl. z.B. Kallmeyer/Schütze 1976, Kallmeyer 1978). Dieses Forschungsprogramm unterscheidet sich aufgrund des weiten Rahmens von der relativ reduktionistischen amerikanischen Konversationsanalyse einerseits und andererseits aufgrund der ethnomethodologischen und interaktionstheoretischen Basis von einer Reihe von eher sprechakttheoretisch oder handlungstheoretisch orientierten linguistischen Ansätzen. Die Erweiterung des Programms darf nicht bedeuten, daß methodische Standards, wie sie z.B. die Konversationsanalyse entwickelt hat, vernachlässigt werden (allerdings sind die im engeren Sinne konversationsanalytischen Verfahrensweisen mit Sicherheit ergänzungsbedürftig), und die ethnomethodologische und interaktionstheoretische Ausrichtung darf nicht bedeuten, daß die linguistischen Beschreibungsstandards vernachlässigt werden. Es gibt sicher in dieser Hinsicht noch manches Defizit. Ich halte deshalb den stellenweise zu beobachtenden Rigorismus hinsichtlich einer reinen konversationsanalytischen Lehre (vgl. etwa Schenkein 1976, S. 421, Anm. 1, Schenkein 1978 und insbesondere Bergmann 1981 – in diesem Band) für sachlich nicht gerechtfertigt und wissenschaftspolitisch für ungeschickt, weil die damit verbundene Abschottung die mühsam errungene Interdisziplinarität wieder gefährdet.

Da mein Beitrag von vorn herein nicht als eine allgemeine theoretische Auseinandersetzung angelegt war und ich für die Auseinandersetzung mit der Stellungnahme von Bergmann zur mißbrauchten Konversationsanalyse (in diesem Band) nicht die Fußnoten mißbrauchen möchte, vertage ich meine eigene Bestandsaufnahme auf eine bessere Gelegenheit. Nur – Jörg, woher weißt du, worüber ich wie lange die Nase rümpfe?

- 2 Die entscheidenden Stichworte sind in diesem Zusammenhang Reziprozitätskonstitution (Angleichung der Relevanzsysteme, Austauschbarkeit der Standpunkte) und Kooperativität. Vgl. hierzu die "Klassiker" Garfinkel 1963 und 1973, Cicourel 1975 sowie Grice 1975; weiter die zusammenfassenden Darstellungen in Schütze 1975 sowie Kallmeyer/Schütze 1975; schließlich neuere Untersuchungen zur Kooperationsstruktur in Gesprächen in Bliesener/Nothdurft 1978, Schwitalla 1979 und Kallmeyer 1979.
- 3 In diesem Zusammenhang ist zum einen an das strategische Handeln zu denken, dann an die starke Reglementierung der Interaktionsbeteiligung in institutionellen Situationen, weiter an den Fundus von stillschweigenden Voraussetzungen, die normalerweise gerade nicht Interaktionsgegenstand werden, sofern sich die Beteiligten als kompetente Gemeinschaftsmitglieder behandeln; dann gehören hierher auch die situationsübergreifenden Orientierungen, biographischen Hintergründe, Aspekte der Identitätskonstitution usw., die im Zweifelsfall subjektiv präsent sind und steuernd wirken, die aber z.B. durch die handlungsfunktionale Ausrichtung der Interaktion verdrängt oder durch die situationsspezifischen Regeln für die Entfaltung von sozialer Präsenz blockiert werden; und schließlich ist auch an Kompetenzunterschiede und Defizite wie verminderte Zurechnungsfähigkeit usw. zu denken. Konversationsanalytisch erfäßbar werden derartige Brechungen, insoweit sie von den Beteiligten in Rechnung gestellt und zumindest indirekt in den Konstitutionsprozeß einbezogen werden.

- 4 Ich bin mir bewußt, daß ein solches Verfahren riskant ist und leicht mit einer oberflächlichen Interpretation verwechselt werden kann. Ich halte es aber durchaus für berechtigt und notwendig, das Ineingreifen unterschiedlicher Analyseaspekte immer wieder präsent zu machen, um der Gefahr einer Beschränkung auf spezifische technische Probleme zu begegnen. Das Interesse der Linguistik an der Gesprächs- bzw. Interaktionsanalyse ist ja wesentlich durch die Absicht bedingt, die Komplexität der natürlichen Sprachverwendung empirisch zu erfassen, und sei es auch zunächst noch relativ grob und holistisch. Bei meiner Analyse stütze ich mich insbesondere auf die in Kallmeyer 1977, 1978, 1979 sowie 1981 dargestellten Vorarbeiten.
- 5 Neben der linguistischen Tradition der Behandlung der Situationsgebundenheit, die sich mit Begriffen wie Deixis, Kontext, Kotext, Situation, Vorwissen, Horizont usw. verbindet (vgl. z.B. Kallmeyer 1974; Scherner 1979), gibt es den Strang der ethnomethodologischen Forschung, die noch verschiedener die Unaufhebbarkeit der Indexikalität und den dynamischen Charakter des Verhältnisses von Äußerung und Einbettung betont: eine Äußerung konstituiert die Voraussetzungen, unter denen sie zu interpretieren ist, immer auch mit (vgl. Garfinkel/Sacks 1976 sowie Bergmann 1981).
- 6 Das Konzept der Aushandlung stammt aus der Interaktionsforschung; vgl. Scheff 1968; Schmitz 1979; Schumann 1979.
- 7 Die Vorstellung von der Rückbindung des Verständigungsprozesses an die derzeitigen praktischen Zwecke ist von Schütz (1962) übernommen; vgl. auch Kallmeyer/Schütze 1975.
- 8 Die Vorstellung, daß die gemeinsame Durchführung von Handlungskomplexen nur verläßlich funktionieren kann, wenn dies vorab ausgehandelt wird (was natürlich unterschiedlich realisiert und strategisch gebrochen sein kann), entspricht dem hier verfolgten interaktionstheoretischen Konzept (im Unterschied zu handlungstheoretischen Ansätzen; vgl. z.B. Rehbein 1977). Zur Darstellung der Vorbereitung von Handlungskomplexen vgl. auch Kallmeyer/Schütze 1976 und Kallmeyer 1978.
- 9 Die Darstellung der Handlungsstruktur stimmt in vielem überein mit Freigang 1979. Vgl. auch die Analyse eines Verkaufsgesprächs in Henne/Rehbock 1979, 160 ff., mit der die hier dargestellte Analyse in einer Reihe von Punkten kompatibel ist.
- 10 Zur sequentiellen Organisation von "Reparaturen" vgl. Schegloff/Jefferson/Sacks 1977 sowie Jefferson 1974. Zur Konzeption der Verständigungssicherung, die ich hier zugrundelege, vgl. auch Kallmeyer 1977 und 1980.
- 11 Zu "side sequences" vgl. Jefferson 1972 und zur Relevanzrückstufung bzw. -hochstufung bei Einschüben vgl. Kallmeyer 1978.
- 12 Die Normalitätsherstellung durch Vollzug ist ein Aspekt der Reflexivität von Interaktion (vgl. Garfinkel 1967, S. 35 ff. und Cicourel 1975, S. 13 ff.). Das ist letzten Endes auch die Basis der Verständigungssicherung, und zwar nicht nur der impliziten, sondern auch der expliziten: der entscheidende normalisierende Akt ist die Rückleitung in den vorgeordneten und durch die explizite Verständigungssicherung unterbrochenen Aktivitätsstrang.
- 13 Zur "Offenlegung" als ein entscheidendes Normalisierungsmittel in Konfliktsfällen vgl. Kallmeyer 1979, 79 ff.

Literatur

- Bergmann, Jörg (1981): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in diesem Band.
- Bliesener, Thomas/Werner Nothdurft (1978): Episodenschwellen und Zwischenfälle. Zur Dynamik der Gesprächsorganisation. Hamburg 1978.
- Cicourel, Aaron V. (1975): Sprache in der sozialen Interaktion. München 1975. Englisch Original: Cognitive Sociology. Language and Meaning in Social Interaction. Harmondsworth 1973.
- Freigang, Helmut (1979): Aktivitäten der Entscheidungsfindung in Verkaufsgesprächen. Zur Konversationsanalyse eines komplexen Interaktionsschemas. Magisterarbeit Bielefeld 1979.
- Garfinkel, Harold (1963): A Conception of and Experiments with Trust as a Condition of Stable Concerted Action; in: Harvey (ed.), Motivation and Social Interaction, New York 1963, S. 187-238.
- (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs (N.J.) 1967.
- (1973): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen; in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1973, S. 189-262.
- Garfinkel Harold/Harvey Sacks (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen; in: Weingarten, E./F. Sack/J. Schenkein (Hg.), Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt 1976, S. 130-176. Englisch Original: On Formal Structures of Practical Actions; in: J.C. McKinney/E.A. Tiryakian (ed.), Theoretical Sociology, New York 1970, S. 337-366.
- Grice, H. Paul (1975): Logic and Conversation; in: Cole P./J. Morgan (ed.): Speech Acts (Syntax and Semantics, vol. 3), New York 1975.
- Henne, Helmut/Helmut Rehbock (1979): Einführung in die Gesprächsanalyse. Berlin 1979.
- Jefferson, Gail (1972): Side Sequences; in: Sudnow, D. (ed.), Studies in Social Interaction, New York 1972, S. 294-338.
- (1974): Error Correction as an Interactional Resource; in: Language in Society 2 (1974), S. 181-199.
- Kallmeyer, Werner (1975): Situation; in: Kleines Lexikon der Linguistik, Linguistik und Didaktik 18 (1974), S. 161-164.
- (1977): Verständigungsprobleme in Alltagsgesprächen. Zur Identifizierung von Sachverhalten und Handlungszusammenhängen; in: Der Deutschunterricht 29, 6 (1977), S. 52-69.
- (1978): Fokuswechsel und Fokussierungen als Aktivitäten der Gesprächskonstitution; in: Meyer Hermann, R. (Hg.), Sprechen — Handeln — Interaktion, Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zu Texttheorie, Sprechaktheorie und Konversationsanalyse, Tübingen 1978, S. 191-241.

- Kallmeyer, Werner (1979): Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen; in: Frier, W./G. Labrousse (Hg.), *Grundfragen der Textwissenschaft. Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte* (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 8) Amsterdam 1979, S. 59-109.
- (1981): *Verfahren der Verständigungssicherung*. Manuskript, Mannheim 1981.
- Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1975): Konversationsmaximen/Interaktionspostulate; in: *Kleines Lexikon der Linguistik, Linguistik und Didaktik* 21 (1975), S. 81-84.
- Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1976): Konversationsanalyse; in: *Studium Linguistik* 1 (1976), S. 1-28.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart 1977.
- Scheff, Thomas (1968): Negotiating Reality: Notes on Power in the Assessment of Responsibility; in: *Social Problems* 16, 1 (1968), S. 3-17.
- Schegloff, Emanuel/Gail Jefferson/Harvey Sacks (1977): The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation; in: *Language* 53 (1977), S. 361-382.
- Schenkein, Jim (1976): Letzte Bemerkungen zur Ethnomethodology; in: Weingarten, E./F. Sack/J. Schenkein (Hg.), *Ethnomethodologie, Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt 1976, S. 416-424.
- (1978): Sketch of an Analytic Mentality for the Study for Conversational Interaction; in: Schenkein, J. (ed.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, New York 1978, S. 1-6.
- Scherner, Maximilian (1979): Nichttextualisierte Verstehensvoraussetzungen als sprachwissenschaftliches Problem; in: Bülow, E./Schmitter, P. (Hg.): *Integrale Linguistik. Festschrift für Helmut Gipper*. Amsterdam 1979, S. 319-357.
- Schmitz, H. Walter (1979): Zur Analyse von Aushandlungsprozessen in polizeilichen Vernehmungen von Geschädigten und Zeugen; in: Soeffner, H.G. (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 24-37.
- Schütz, Alfred (1962): *Collected Papers*, vol. I. Den Haag 1962.
- Schütze, Fritz (1975): *Sprache soziologisch gesehen*. München 1975.
- Schumann, Karl F. (1979): Aushandeln von Sachverhalten innerhalb des Strafprozesses; in: Soeffner, H.G. (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 10-23.
- Schwitalla, Johannes (1979): Nonresponsive Antworten; in: *Deutsche Sprache* 3 (1979), S. 193-211.

Zur pragmatischen Fundierung semantischer Strukturen am Beispiel der Dialoglogik

Das gegenwärtige Interesse an pragmatischen Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke – ihrer kommunikativen Funktion – hat in Verbindung mit dem Versuch, Abgrenzungskriterien gegenüber ihren semantischen Eigenschaften – ihrer repräsentativen Funktion – anzugeben, dazu geführt, zwei miteinander konkurrierende Forschungsstrategien zu verfolgen:

- (a) den Frege-Weg einer Semantisierung der Pragmatik und
- (b) den Wittgenstein-Weg einer Pragmatisierung der Semantik.

Im ersten Falle werden die sprachlichen Ausdrücke mit speziellen Ausdrücken für die Umstände ihrer Äußerung, insbes. Zeit und Ort, indiziert. Dazu müssen die semantischen Relationen, insbes. Referenz und Sinn, also Benennen und Unterscheiden, bereits zur Verfügung stehen, was durch Rückgriff auf die moderne Logik geschieht. Es wird nämlich die Fregesche Satzanalyse benützt, die darauf beruht, den mathematischen Argument-Funktionszusammenhang so auf – zunächst elementare – Sätze anzuwenden, daß ein Prädikatsausdruck zum Ausdruck einer Aussagefunktion mit den Subjektausdrücken als ihren Argumenten bzw. Argumentausdrücken erklärt wird, was dazu führt, neben den logischen Partikeln grundsätzlich nur Nominatoren (singular terms) und Prädikatoren (general terms) zu berücksichtigen. In der generativen Semantik ist daraufhin die in der generativen Transformationsgrammatik angenommene Tiefenstruktur eines Satzes konsequenterweise mit dessen logischer Struktur identifiziert worden.

Im zweiten Fall werden die Bedeutungsbeziehungen aus Sprachhandlungen im Kontext der übrigen Handlungen, also den möglichen kommunikativen Funktionen menschlicher Handlungszusammenhänge in bis heute noch nicht hinreichend analysierten Schritten gewonnen. Bei Wittgenstein wird dafür in den "Philosophischen Untersuchungen" das Konzept der Sprachspiele entwickelt, das bislang bei den Sprechaktheoretikern nur zögernde Aufnahme gefunden hat, vermutlich deshalb, weil, insbes. bei J.L. Austin und J.R. Searle, die klassische logische Analyse, die im propositionalen Gehalt einer Äußerung gesucht wird und sich eines Frege'schen Aufbaus bedient, als Grundlage nicht preisgegeben werden soll, Semantik um Pragmatik nur ergänzt wird.

Ich vertrete hier den Wittgenstein-Weg (eine zusammenfassende Darstellung in meinem Essay "Sprachphilosophie", in: Lexikon der Germanistischen Linguistik, hrsg. H.P. Althaus u.a., Tübingen 21980), wobei die Dialoglogik ein Testfall war, nämlich im harten Kern der Semantik, bei der synsemantischen Behandlung der logischen Partikeln, die Pragmatisierung als sinnvoll, also verständnisfördernd vorzuführen. Das logische Schließen selbst dann als eine praktische Anwendung logisch-semantischer Strukturen aufzufassen, war nie zweifelhaft, eher ließe sich fragen, ob nicht eben diese der Praxis vorausliegenden semantischen Strukturen wie sie in den Wahrheitswerttabellen für die logischen Partikeln üblicherweise notiert sind, ihrerseits erst aus einer Argumentationspraxis zu gewinnen sind. Genau so ist die Dialoglogik weithin – und die Terminologie ihrer Verfasser hat dieses Verständnis noch befördert (vgl. die Zusammenfassung der bisherigen Entwicklung und ihrer Resultate in: P.Lorenzen/K. Lorenz, Dialogische Logik, Darmstadt 1968) – verstanden worden (zuletzt in C.F. Gethmanns "Protologik. Untersuchungen zur formalen Pragmatik von Begründungsdiskursen", Frankfurt 1979): sie galt und gilt als ein Versuch, mit den in ihr verwendeten Spielregeln eine Argumentationspraxis zu explizieren, der es erlaubt, die sonst grundsätzlich als undefiniert zu belassenen Begriffe inhaltlicher wie auch logischer Wahrheit explizit und präzise zu definieren. Mit dieser Unterstellung, die Dialogspielregeln explizierten das – vorsystematische – Argumentieren oder sollten es doch wenigstens tun, ist die Frage nach einer pragmatischen Fundierung semantischer Strukturen, hier: der logischen Partikeln, auf die These zugeschnitten worden, daß eine pragmatische Rechtfertigung oder > Begründung < der Logik, insbesondere eine pragmatische Rechtfertigung oder > Begründung < der bislang nicht hinreichend diskutierten Spielregeln in der dialogischen Fassung der Logik, damit gleichwertig sei, in der Theorie des logischen Schließens Argumentationsprobleme (zunächst) des Alltags und (dann) auch der Wissenschaft zu lösen. Solange nun der in dieser These ausgedrückte Zusammenhang selbst aber noch nicht hinreichend rekonstruiert sei, können die Begründungen für die Dialogspielregeln notgedrungen den Bereich bloß interner, an scheinbar allein formalen Problemen – z.B. spieltheoretischer Darstellbarkeit – orientierten und deshalb zurecht willkürlich erscheinenden Überlegungen nicht verlassen. Der Kern dieses Einwands, wie am deutlichsten in der "Protologik" von Gethmann herausgearbeitet worden ist, kann als Syntaxverdacht gegenüber der von der Dialoglogik beanspruchten Pragmatisierung der Semantik (am Beispiel der logischen Partikeln) gedeutet werden. Die spieltheoretische Behandlung der Logik wäre ähnlich der am Anfang der modernen Logik stehenden kalkültheoretischen Behandlung ein syntaktischer Zugriff zu semantischen Problemen, insbes. zum Wahrheitsbegriff, und nicht, wie beansprucht,

ein Paradebeispiel für eine gelungene pragmatische Behandlung semantischer Probleme. Kein Wunder daher, so fährt die Kritik fort, daß der performative Aspekt einer mit dem Ziehen gemäß den Spielregeln aktualisierten Sprechhandlung undeutlich und in seiner für die gesuchte pragmatische Rechtfertigung der fraglichen Regel entscheidenden Rolle unaufgedeckt geblieben ist.

So richtig es nun ist, den der Spieltheorie entlehnten begrifflichen Rahmen für den dialogischen Aufbau der Logik nicht unbesehen als einen zugleich auch argumentationstheoretisch ausgewiesenen Rahmen hinzunehmen, so voreilig ist es, die Dialogführung selber, also eine Partie um eine Aussage nach den Dialogspielregeln, mit Begründungen oder auch nur Begründungsversuchen für diese Aussage zu identifizieren. Es war ja gerade der entscheidende Kunstgriff des dialogischen Ansatzes in der Logik, ein Aussagen charakterisierendes entscheidbares Prädikat zur Verfügung zu stellen, das an die Stelle der nicht generell – für alle Aussagebereiche – als entscheidbare Prädikate einführbaren 'wahr' bzw. 'falsch' treten kann: Aussagen sollen wenigsten dialogdefinit sein, wenn sie schon nicht als wertdefinit (zweiwertig) oder auch nur beweisdefinit (verifizierbar) bzw. widerlegungsdefinit (falsifizierbar) charakterisierbar sind. Diese Forderung ist mit der im spieltheoretischen Aufbau möglich gewordenen strikten Trennung von parteibezogenen und strategiebezogenen Überlegungen durchgesetzt worden: Gewinn und Verlust sind – relativ zu einer beendeten Dialogführung – entscheidbare Prädikate über der Anfangsbehauptung, Wahrheit und Falschheit hingegen – als Gewinnenkönnen bzw. Verlierenmüssen unabhängig von der Dialogführung des Partners strategiebezogen und nicht mehr parteibezogen erklärt – im allgemeinen Fall natürlich nicht. Als Folge dieser Trennung zwischen Parteebene und Strategieebene wird es weiterhin möglich, eine begriffliche Differenzierung zwischen Sinnbestimmung und Geltungssicherung für Aussagen vorzunehmen, die traditionell ausgeschlossen war, weil der Sinn einer Aussage, d.i. der von ihr dargestellte Sachverhalt, grundsätzlich nicht anders zu erklären war als durch die Angabe der Wahrheitsbedingungen für diese Aussage. Das pragmatische Fundament für die Sinnbestimmung einer Aussage, durch die möglichen Argumentationen in einer Dialogführung um diese Aussage präzisiert (Parteebene!) ist damit deutlich vom pragmatischen Fundament für die Geltungssicherung einer Aussage, durch die Argumentationen über die Dialogführungen mit dem Ziel, die Existenz einer Gewinnstrategie nachzuweisen, charakterisiert (Strategieebene!), unterschieden. Im ersten Fall geht es um Semantik, die natürlich als pragmatisch fundiert behandelt wird, während nur im zweiten Fall es ausdrücklich auch um Pragmatik im herkömmlichen Sinne geht. Allerdings muß man dann die vieldiskutierte

Zweideutigkeit unberücksichtigt lassen, die sich darin zeigt, daß das für die Geltungssicherung zentrale Prädikat 'wahr' nicht nur (epistemologisch) als 'verifiziert' bzw. 'verifizierbar' gelesen werden kann, sondern (ontologisch) seinerseits wiederum auf eine semantische Basis – das Wahr-Sein – für die pragmatische Verwendung – das Als-wahr-Erkennen – zu verweisen scheint. Diese Zweideutigkeit – sie läßt sich schon in antiken Texten, die sich mit Sprache beschäftigen, nachweisen (z.B. im Streit um den Status der Logik zwischen Stoa und Peripatos) – verdankt ihre moderne Wirksamkeit Frege, der 'wahr' sowohl semantisch wie pragmatisch benützt: semantisch nämlich ist Wahrheit eine der beiden möglichen Bedeutungen eines Gedankens, pragmatisch aber wird im Urteil, also in der Behauptung eines Gedankens, die Anerkennung seiner Wahrheit vollzogen. Bedeutet jedoch ein Gedanke das Falsche, so sieht man, daß der mit einer Behauptung erhobene Wahrheitsanspruch nicht mit seiner Einlösung verwechselt werden darf. Freges Gleichbehandlung der assertorischen Sätze bzw. ihres Inhalts, d.i. ihres Gedankens, mit den Gegenstandsnamen läßt den von ihm selbst hervorgehobenen entscheidenden Unterschied unberücksichtigt, daß ein Gedanke noch zur Beurteilung ansteht, Namen hingegen nur eine semantische, keine unmittelbar pragmatische Rolle spielen. Von Wahrheit sowohl in semantischer wie in pragmatischer Hinsicht zu sprechen – Frege beruft sich auf die Notwendigkeit, die bloße Annahme der Wahrheit von ihrer Anerkennung unterscheiden zu müssen – mag der Grund dafür gewesen sein, daß der Ausdruck 'A' durchweg syntaktisch als Satzzeichen auftritt, obwohl ›Einwortsätze‹ (naheliegende Beispiele dafür gewesen wären, an derselben Zeichengestalt einen Wortaspekt (=semantischen Aspekt) – Zeichen in ihrer repräsentativen Funktion – und einen Satzaspekt (= pragmatischer Aspekt) – Zeichen in ihrer kommunikativen Funktion – zu unterscheiden. Und zu beachten ist, daß von einer Zeichengestalt als Wort ebensowenig sein Sinn abgelöst werden kann – es wäre kein Wort, kein verständliches Sprachzeichen mehr (obwohl ein als Wort vermutetes Lautschema auf seinen Sinn hin befragt werden kann) – wie von einer Zeichengestalt als Aussage ihre Geltung abgetrennt werden kann – sie wäre keine Aussage, kein verlässliches Sprachzeichen mehr (obwohl natürlich auch hier der bloße Geltungsanspruch auf seine Einlösbarkeit hin befragt werden kann). *Wahr* ist daher kein Prädikator zur Unterscheidung von Aussagen, ebensowenig wie *sinnvoll* ein Prädikator zur Unterscheidung von Prädikatoren ist, außer eben über bloßen Zeichengestalten, sie als Aussagen bzw. als Wort qualifizierend. Das aber war trotz der zusätzlichen verwirrenden Verwendung von 'wahr' (neben 'sinnvoll') im semantischen Zusammenhang bereits der Inhalt von Freges großartiger Einsicht in die Explizierbarkeit von Wahrheit allein im pragmatischen Zusammenhang.

Es wäre nun vergeblich, durch eine Definition deutlicher zu machen, was unter 'wahr' zu verstehen sei. Wollte man etwa sagen: "Wahr ist eine Vorstellung, wenn sie mit der Wirklichkeit übereinstimmt", so wäre damit nichts gewonnen, denn, um dies anzuwenden, müßte man in einem gegebenen Falle entscheiden, ob eine Vorstellung mit der Wirklichkeit übereinstimme, mit andern Worten: ob es wahr sei, daß die Vorstellung mit der Wirklichkeit übereinstimme. Es müßte also das Definierte selbst vorausgesetzt werden. Dasselbe gälte von jeder Erklärung von dieser Form: "A ist wahr, wenn es die und die Eigenschaften hat, oder zu dem und dem in der und der Beziehung steht". Immer käme es wieder im gegebenen Fall darauf an, ob es wahr sei, daß A die und die Eigenschaften habe, zu dem und dem in der und der Beziehung stehe. Wahrheit ist offenbar etwas so Ursprüngliches und Einfaches, daß eine Zurückführung auf noch Einfacheres nicht möglich ist. Wir sind daher angewiesen, das Eigentümliche unseres Prädikats durch Vergleichung mit anderen ins Licht zu setzen. Zunächst unterscheidet es sich von allen anderen Prädikaten dadurch, daß es immer mit ausgesagt wird, wenn irgend etwas ausgesagt wird. Wenn ich behaupte, daß die Summe von 2 und 3 5 ist, so behaupte ich damit, daß es wahr ist, daß 2 und 3 5 ist (...). Die Form des Behauptungssatzes ist also eigentlich das, womit wir die Wahrheit aussagen, und wir bedürfen dafür des Wortes 'wahr' nicht. Ja, wir können sagen: selbst da, wo wir die Ausdrucksweise "es ist wahr, daß" anwenden, ist eigentlich die Form des Behauptungssatzes das Wesentliche. (Logik, in: G. Frege, Nachgelassene Schriften, hrsg. H. Hermes u.a., Hamburg 1969, S. 139f).

Kehren wir mit dieser Einsicht zum Unterschied partiebezogener von strategiebezogener Überlegungen in der Dialoglogik zurück, so können wir diesen Unterschied terminologisch so auffassen, daß neben der Explikation der *A r g u m e n t a t i o n s m ö g l i c h k e i t e n* um eine Aussage eine davon verschiedene Explikation der *B e g r ü n d u n g s m ö g l i c h k e i t e n* für eine Aussage *a u f g r u n d* der gegebenen Argumentationsmöglichkeiten erforderlich ist. Es wird dann deutlich, daß die angemahnte Rechtfertigung für die Dialogspielregeln sowohl global – als Rahmenregel – wie lokal – als Argumenterregel, darunter insbes. die Partikelregeln – mit der Rechtfertigung für Begründungsmöglichkeiten, z.B. durch logisches oder auch inhaltliches Schließen, nämlich von Aussagen, den Hypothesen, auf eine andere Aussage, die These, nicht verwechselt werden darf.

An der Behandlung der Implikationen oder Wenn-dann-Aussagen, also der hypothetischen Urteile der Tradition, in Zeichen: $A \leq B$, läßt sich der Zusammenhang und der Unterschied von Argumentation und Begründung in ausgezeichneter Weise deutlich machen. Man muß dazu nur diejenigen Fälle, in denen Implikationen begründend verwendet werden, von denjenigen Fällen unterscheiden, in denen sie begründungsbedürftig bzw. begründungsherausfordernd verwendet werden, beide Male in Zusammenhang, wo über die Geltung des Implikans A nichts bekannt ist.

Nehmen wir das Beispiel C (\Rightarrow Wenn N's Rasensprenger angestellt ist, dann ist N zuhause), so kann C begründend für 'N ist zuhause' eingesetzt sein, nämlich dadurch, daß etwas \rangle Sichtbares \langle , das Rasensprengen, aufgrund einer notwendigen Verknüpfung, eben C, als \rangle Zeichen \langle für etwas \rangle Unsichtbares \langle verwendet wird (diese semiotische Terminologie geht auf die Logik der Stoa zurück), es kann aber C auch begründungsherausfordernd bzw. begründungsbedürftig eingesetzt sein und wird dann etwa durch die Aussage D (\Rightarrow Wenn N fortgeht, dann stellt N den Rasensprenger ab) begründet, und zwar unter Benützung des dann seinerseits begründenden $D \Leftarrow C$, wobei C die Struktur $A \rightarrow B$ hat mit $A \approx N$'s Rasensprenger ist angestellt und $B \approx N$ ist zuhause.

Im zweiten Fall ist D, ebenso wie C im ersten Fall, unmittelbar durch einen Handlungszusammenhang bzw. das Wissen um ihn begründet, also praktisch und nicht mehr theoretisch. Man könnte dies durch eine pragmatische, also synthetische, Prädikatorenregel:

N's Fortgehen \Leftarrow N's Rasensprenger abstellen

ausdrücken, im Unterschied zu semantischen, also analytischen, Prädikatorenregeln, wie sie als terminologische Zusammenhänge oder Bedeutungs-postulate in Wörterbüchern auftreten oder eigens vereinbart sein können, und die in besonderen, allgemein auf einen Sprachgebrauch in Alltag oder Wissenschaft bezogenen Fällen sich natürlich auch begründend heranziehen lassen.

Ein nur begründender Wenn-dann-Satz, der also nicht seinerseits begründungsherausfordernd oder begründungsbedürftig verwendet wird, muß nun seinerseits einen argumentativen Sinn bekommen, der im komplexen Fall nicht unmittelbar durch pragmatische oder gar semantische Prädikatorenregeln repräsentiert werden kann. Dieser argumentative Sinn eines begründend verwendeten Wenn-dann-Satzes soll durch eine *D i a l o g b e d i n g u n g* für die Behandlung eines Satzes der Form $A \rightarrow B$ eingefangen werden:

Wer $A \rightarrow B$ behauptet, verpflichtet sich zur Verteidigung mit der Behauptung B auf den Angriff A; diese (zunächst nur potentielle) Verteidigungspflicht soll nicht eher aktuell werden, als A seinerseits auf endlich viele Gegenangriffe verteidigt worden ist.

Wird diese Dialogbedingung akzeptiert, so ergeben sich zusammen mit den unproblematischen Dialogspielregeln für die übrigen logischen Partikeln diejenigen parteibezogenen Argumentationsregeln um Aussagen, die den argumentativen Sinn einer Aussage in der Dialoglogik ausmachen.

Sie stellen daher diejenige pragmatische Basis bereit, auf die in strategiebezogenen Argumentationen, also Begründungen, mit dem Ziel, die Geltung einer Aussage zu sichern – sie wird dann nicht begründend sondern begründungsbedürftig bzw. begründungsherausfordernd verwendet – zurückgegriffen werden muß.

Konstitutionsprobleme und Prinzipien einer kommunikativen Grammatik

- 0. Vorbemerkung
- 1. Die Problemstellung
- 2. Grammatik und Pragmatik
- 2.1 Keine Beziehung oder Identifizierung?
- 2.2 Zwischenbilanz
- 2.3 Beziehung über sukzessive Zwischenschritte?
- 2.4 Erneute Zwischenbilanz
- 2.5 Beziehung durch Definition von kommunikativ-pragmatischen Funktionen
- 3. Prinzipien einer kommunikativ-funktionalen Grammatik
- 3.1 Form, Inhalt und Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel
- 3.2 Der Typ der kommunikativ-pragmatischen Funktion
- 3.2.1 Begriffseinführung und linguistische Beschreibungsebene
- 3.2.2 Kategorien der Sprechhandlungsebene
- 3.2.3 Subkategorisierung der kommunikativ-pragmatischen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel
- 3.2.4 Aussagetypen einer kommunikativ-funktionalen Grammatik

0. Vorbemerkung

Ich bin aufgefordert worden, einen 'eher theoretischen' Beitrag über kommunikative Grammatik zu liefern, und möchte dieser Forderung nachkommen, indem ich zunächst der Frage nach der Legitimation eines solchen Grammatiktyps nachgehe. Deshalb der Begriff 'Konstitutionsprobleme' im Titel. Kurz umreißen werde ich dann die Kategorien und den Aufbau eines Typs von kommunikativer Grammatik, den ich in früheren Veröffentlichungen 'kommunikativ-funktionale Grammatik' genannt habe. Dabei wird der Schwerpunkt auf der Definition von Kategorien für kommunikativ-pragmatische Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel liegen, denn diese Kategorien werden aus Kategorien der Sprechhandlungsebene abgeleitet, und ich unterstelle, daß bei einer Tagung zum Thema 'Dialogforschung' dieser Ebene das Hauptinteresse der meisten Teilnehmer gelten wird.

1. Die Problemstellung

Mit zunehmender Berücksichtigung kontextueller und intentionaler Faktoren bei der Sprachbeschreibung stellt sich in der Sprachwissenschaft die Frage nach dem Verhältnis von Grammatik und Sprechhandlungs-

bzw. Sprachverwendungstheorien auf radikale Weise neu. Denn den Aussagen der Grammatiktheorien und Grammatiken steht ein ganzer Komplex von Theorien und Beschreibungen der Sprachverwendung und des sprachlichen Handelns weitgehend unvermittelt gegenüber, wobei zugleich klar ist, daß zwischen Grammatik und, wie ich einmal der Kürze halber sagen möchte: 'Pragmatik' systematische Beziehungen hergestellt werden sollten.

Zur Illustration des unvermittelten Gegenüber von Grammatik und Pragmatik soll der folgende kleine Gesprächsausschnitt herangezogen werden¹: B hat C angerufen, um sich mit C zu verabreden, muß aber hören, daß C bereits zum Dinner eingeladen worden ist.

B: (1) *Tja, gut, dann zieh Dich an, geh los und sammel was von der Gratisnahrung zusammen,*

(2) *und wir sehen uns ein andermal, Judy.*

C: (3) *Ist gut, Jack.*

B: (4) *Tschüs!*

C: (5) *Tschüs!*

Bei einer traditionell-grammatischen Analyse ist Teil (1) des ersten Sprecherbeitrags von B ein Aufforderungssatz, genauer ein Befehlssatz (Duden-Grammatik 1973, § 1162) mit drei Imperativ-Verbformen; will man die 'inhaltbezogenen' Implikationen vermeiden, würde man also von einem Imperativsatz sprechen. Teil (2) ist ein Aussagesatz, ein Deklarativsatz, ebenso (3), der erste Sprecherbeitrag von C. Schegloff/Sacks 1973, S. 313, von denen dieser Text stammt, halten eine solche – von ihnen nur angedeutete – Analyse allenfalls in einem "technisch-syntaktischen Sinne" für nicht abstrus. Für sie weist (1) zwar gewisse imperativische Züge auf, aber diese zählen ihrer Meinung nach nicht. Vielmehr ist ihrer Meinung nach B's Äußerung als Ganze eine Beendigungs-Einleitung, und C stimme nicht einer Aufforderung, sich zum Ausgehen anzuziehen, zu, sondern einer Einladung, das Gespräch zu beenden. Daß aber die Äußerungen als Beendigungs-Einleitung und -Zustimmung zu interpretieren seien, folge, so Schegloff und Sacks, aus ihrer Stellung im Gespräch. Nach Auffassung von Schegloff und Sacks sind also die grammatische und die pragmatische Analyse nicht nur zwei getrennte Dinge, sondern sie sind nach ihrer Auffassung sogar inkompatibel. Für die ethnomethodologische Konversationsanalyse mag das eine Feststellung sein, nach der man zur Tagesordnung übergehen kann. Sprachwissenschaftler dagegen werden es bei diesem Befund nicht bewenden lassen wollen.

Ich werde im folgenden deshalb der Frage nachgehen, von welcher Art die Beziehung zwischen Grammatik und Pragmatik sein kann. Dabei ver-

stehe ich unter 'Grammatik' soviel wie 'Beschreibung bzw. Theorie einzelsprachlicher morphosyntaktischer Ausdrucksmittel', unter 'Pragmatik' soviel wie 'Beschreibung bzw. Theorie der Sprachverwendung und des sprachlichen Handelns'.

2. Grammatik und Pragmatik

2.1 Keine Beziehung oder Identifizierung?

Wenn man erstens konstatiert, daß eine grammatische Analyse, wie die soeben angedeutete, beziehungslos neben einer pragmatischen Analyse steht, sich damit aber zweitens nicht zufrieden geben will, dann kann man eine radikale Konsequenz ziehen und fordern, Grammatik müsse so betrieben werden, daß die grammatische Analyse und die pragmatische Analyse mehr oder weniger zusammenfallen. Die Forderung nach einer vollständigen Identifizierung erhebt Spiewok 1977 in seinem Programm einer – wie er sagt – "umfassenden" kommunikativen Grammatik. Sie soll das "ganze Bedeutungsspektrum einer Sprache erfassen" (ebd., S. 140); sie soll "die sprachlichen Mittel zusammenstellen, die zur Realisierung bestimmter Bedeutungen oder Bedeutungsrelationen eingesetzt werden können" – und zwar "nach ihrem [der sprachlichen Mittel; J.D.] Funktionswert gegliedert" (womit 'funktionale Stile' gemeint sind) (ebd., S. 141); sie soll den "unmittelbaren Bezug zur Rede, zum sprachlichen Gestalten" haben (ebd., S. 140), und sie soll mit dieser "kommunikationsbezogenen Zielbestimmung" (ebd., S. 139) zugleich didaktische Grammatik sein, die die Mittel für das "Lösen kommunikativer Aufgaben" (ebd.) bereitstellt.

Weniger weit geht dagegen Heringer 1978: Zwar meint auch er, die Zeit sei reif für die Entwicklung einer kommunikativen Grammatik. Diese gehe von der Erkenntnis aus, daß es Kommunikationsprobleme gebe, und sie solle nun systematisch Methoden entwickeln und lehren, wie man solche Probleme ausräumen könne, sie sei eine Art Sprachpflege. Als Beispiel für einen Aussagenzusammenhang dieser kommunikativen Grammatik führt er die Behandlung sogenannter Ergänzungssätze an, die er am Problem des Berichtens über Handlungen anderer festmacht (A sagt: *Ich komme.*, B sagt: *A hat versprochen zu kommen.*) Aber – und hier befindet sich Heringer, wenn ich ihn recht verstehe, in einem Gegensatz zu Spiewok – die kommunikative Grammatik ist als anwendungsorientierte Grammatik konzipiert, neben der sehr wohl wissenschaftliche Grammatiken existieren können, für die eigene Beurteilungskriterien gelten. So beruht in der Tat z.B. die Behandlung der Ergänzungssätze² bei Heringer auf einem dependenzgrammatischen Modell,

erweitert um Termini für Handlungsbeschreibungen und semantische Operatoren (insbesondere für 'Folgerung'). Während also für Spiwok Grammatik und Pragmatik identisch werden sollen, fallen sie für Heringer (zumindest zunächst) nur insoweit zusammen, als es kommunikative Probleme gibt, "die im Zusammenhang mit grammatischen Erscheinungen stehen"³.

Sicher wäre eine vollständige Identifizierung von Grammatik und Pragmatik die eleganteste Lösung des Problems, aber zwei Argumente sprechen dagegen:

- (1) Grundsätzlich gilt es zunächst, zwei Aspekte sprachlicher Kommunikation zu unterscheiden, die ich mit Helbig 1979, S. 12 f., kurz den 'Tätigkeitsaspekt' und den 'Systemaspekt' nennen möchte. Was ist damit gemeint? Man wird nicht leugnen wollen, daß sich Sprache in phylogenetischer Sicht im Miteinanderhandeln (Interaktion) gebildet hat; ebenso unumstritten ist, daß Primärsprache in ontogenetischer Sicht interaktiv erworben wird. Aber man kann andererseits nicht leugnen, daß die einzelsprachliche Morphosyntax sich, in phylogenetischer Sicht, gegenüber dem Tätigkeitsbereich bis zu einem bestimmten Grad verselbständigt, oder, um diese beliebte Metapher zu gebrauchen: verdinglicht; so kommt es, daß – in ontogenetischer Sicht – die einzelsprachliche Morphosyntax dem Kind gleichsam vorgeführt wird, daß sie "zwar aktiv reproduziert, aber nicht gänzlich neu produziert" (Braunroth u.a. 1975, S. 232) wird. D.h., Sprache qua Morphosyntax weist in ihrer Struktur und in ihrer Strukturveränderung durchaus quasi-autonome Züge auf, die unter dem Stichwort 'Systemaspekt' zusammengefaßt seien.⁴ Dieses Argument werde ich im folgenden noch einmal aufgreifen.
- (2) Morphosyntaktische Regeln sind jeweils an eine Einzelsprache oder eine ihrer Varietäten gebunden. Es besteht aber kein Grund anzunehmen, daß die Beherrschung pragmatischer Regeln und die Existenz pragmatischer Phänomene in eben dieser Weise an soziale Gruppen mit identischen Sprachen oder Sprachvarietäten gebunden ist. Wenn wir mit Schegloff und Sacks unterstellen, daß die Beendigungs-Einleitung eine regelgeleitete Aktivität ist, dann ist der kleine, aus dem Amerikanischen übernommene Gesprächsausschnitt (vgl. oben, Abschnitt 1) ein Beleg dafür: Wir können ihn und die Analyse von Schegloff/Sacks ohne weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragen. Solche pragmatischen Regeln haben, mit Glinz 1973, S. 27 zu reden, prinzipiell "übereinzelsprachlichen" Charakter.

Ich bin bisher das Problem der Identifizierung von Grammatik und Pragmatik einseitig so angegangen, als könne es nur um eine Ausweitung des grammatischen Gegenstandsbereichs gehen. Man könnte aber umgekehrt aus linguistischer Sicht auch fordern, die Betrachtung von sprachlicher Kommunikation unter dem Tätigkeitsaspekt sei auf die Analyse einzelsprachlich-grammatischer 'Indikatoren' pragmatischer Zusammenhänge als Bestandteilen des Sprachsystems zu reduzieren. Abgesehen davon, daß auch hiergegen die prinzipielle Übereinzelsprachlichkeit pragmatischer Sachverhalte und Regeln als Argument angeführt werden kann, die ein solches Vorgehen zumindest unökonomisch erscheinen läßt, verkennt eine solche Forderung offenbar ein wesentliches Charakteristikum kommunikativ-pragmatischer Phänomene: Letztere sind keineswegs an die Existenz einzelsprachlicher morphosyntaktischer Indikatoren gebunden, d.h., es gibt keine 1:1-Entsprechung zwischen dem sprachlich an der Oberfläche Realisierten und dem, was unter dem Tätigkeitsaspekt vom Sprecher intendiert und vom Hörer verstanden wird. Deshalb hat gegen ein solches Programm Helbig 1979 im Anschluß an Motsch vorgebracht, nicht alle pragmatisch-kommunikativen Faktoren hätten einen solchen Indikator an der Oberfläche, nur ein Teil der Sprechhandlungen sei durch explizite Indikatoren signalisiert (ebd., S. 27). Er illustriert das am Beispiel der Modalverb-Verwendung:⁵ In der Äußerung von

(6) *Er muß nach Berlin fahren.*

hat *müssen* die Funktion der deontischen Modifikation, in der Äußerung von

(7) *Er muß krank sein.*

dagegen die der doxastischen Modalisation, es drückt eine bestimmte propositionale Einstellung des Sprechers aus. Das heißt, um der Verwendungsweise von *müssen* in (7) gerecht zu werden, braucht es eine Theorie der propositionalen Einstellungen (die ihrerseits auf höchst unterschiedliche Weise realisiert sein können), also keine einzelsprachlich-morphosyntaktische Theorie, sondern eine 'pragmatische'.

2.2 Zwischenbilanz

Ziehen wir nun eine Zwischenbilanz, so ist festzuhalten: Gegen eine Identifizierung von Grammatik und Pragmatik spricht

1. die Tatsache der relativen Autonomie des Systemcharakters gegenüber dem Tätigkeitscharakter von Sprache;
2. die Einzelsprachlichkeit bzw. Varietätenspezifität der morphosyntaktischen Phänomene und Regeln, im Gegensatz zur prinzipiellen (wenn auch nicht in jedem Fall faktischen) Übereinzelsprachlichkeit der kom-

munikativ-pragmatischen Phänomene und Regeln;

3. die Tatsache, daß, mit Helbig zu reden, keineswegs alle 'pragmatisch-kommunikativen Faktoren', die unter dem Tätigkeitsaspekt relevant sind, in einer 1:1-Relation durch einzelsprachliche Ausdrucksmittel indiziert werden.

Als eine Möglichkeit, die Beziehung zwischen Grammatik und Pragmatik zu definieren, bleibt zunächst das problemorientierte Vorgehen bei Heringer. Ich möchte dies im vorliegenden Beitrag nicht näher diskutieren, sondern die Frage nach weiteren möglichen Arten der Beziehungsdefinition behandeln.

2.3 Beziehung über sukzessive Zwischenschritte?

Kurz diskutieren möchte ich nun die Frage, ob die Beziehung zwischen Grammatik und Pragmatik derart hergestellt werden kann, daß man eine lückenlose Sukzession von Zwischenschritten postuliert. Wahrscheinlich ist es beim heutigen Stand der Sprechaktheorie, der Implikaturentheorie, der Methode des 'praktischen Schließens' und der Konversationsanalyse bereits möglich, für beliebige Gesprächsausschnitte eine Analyse, ausgehend von einem grammatischen Befund, schrittweise auf immer komplexere Ebenen der Pragmatik voranzutreiben.

Für den Gesprächsausschnitt aus Abschnitt 1 möchte ich dies vereinfacht und idealtypisch folgendermaßen andeuten: (1) ist ein Imperativsatz, weshalb wir die Hypothese haben können, es handele sich um einen Sprechakt vom Direktiv-Typ. Obwohl es naheliegend zu sein scheint, zwischen der Äußerung eines Imperativsatzes und dem Sprechakt-Typ 'Auffordern' eine enge Verbindung anzunehmen, zeigen sich bei näherem Hinsehen doch Schwierigkeiten. Eine 'ernsthafte' und 'aufrichtige' Aufforderung setzt voraus, daß der Aufgeforderte, in unserem Gesprächsausschnitt also Judy, nicht für Aufgeforderten und Auffordernden, also Jack, offensichtlich im weiteren Gang der Dinge ohnehin die Handlung bzw. die Handlungen von sich aus ausführen wird, zu der/denen er aufgefordert wird.⁶ In unserem Beispielgespräch ist aber den Beteiligten – ebenso wie dem Leser – klar, daß Judy, wenn nicht genau, so doch im Prinzip von sich aus das tun wird, was Jack ihr in (1) prädiziert. Offenbar ist also diese 'Aufforderung' zu einer Handlung, die der Aufgeforderte ohnehin tun wird, redundant und irrelevant in Hinsicht auf die handlungshaften Konsequenzen der Kommunikationssituation. Warum macht jemand in einem Gespräch aber etwas in einer Hinsicht Redundantes und Irrelevantes? Gerade um durch die scheinbare Verletzung der Relevanzmaxime (im Sinne von Grice) dem Kommunikationspartner etwas an der es mitzuteilen, das dieser dann in Form

einer konversationellen Implikatur (Grice 1975; S. 45) erschließt. In unserem Fall könnte etwa in dem Moment, in dem Judy erkennt, daß Jack nicht meint, was er sagt, ihr Wissen um die Regeln der Beendigungseinleitung aktiviert werden, was das korrekte Verstehen ermöglicht.

Solch rationale Rekonstruktionen von Verstehensprozeduren sind sicher ein wichtiger pragmatischer Untersuchungsbereich. Aber unser Problem – die Bestimmung der Beziehung zwischen Grammatik und Pragmatik – ist damit nicht gelöst. Offenbar verläuft auch im Falle dieser Rekonstruktion die Interpretation des Gesprächsausschnitts im Grunde wie bei Schegloff und Sacks gegen die grammatische Analyse, denn diese leitet uns zunächst schlicht in die Irre: Jack intendiert ja mit seinem Imperativsatz gar keine Aufforderung, und das, was er intendiert, könnte er auch mit der Äußerung *andere* Ausdrucksmittel erreichen. Wir müssen also bei unserer rationalen Rekonstruktion alles daransetzen, um von der falschen Fährte, auf die uns die grammatische Analyse gesetzt hat, wieder *abzukommen*. Hinter der Schwierigkeit, die die Rekonstruktion des Verstehens der Äußerungen Jacks birgt, steht ein allgemeines Prinzip, das ich als 'Prinzip der relativen Beliebigkeit der morpho-syntaktischen Konstruktion im Hinblick auf den Tätigkeitsaspekt' bezeichnen möchte.

Glinz 1978, S. 112 ff. formuliert das damit Gemeinte für die Beziehung zwischen Morphosyntax, bzw. genauer: in seiner Terminologie 'Morphostruktur', und Satzbedeutung, genauer: 'Nomostruktur', in starker Zuspitzung, wenn er (ebd., S. 115) sagt, die Morphostruktur könne "einen bloßen *grammatischen Mechanismus* darstellen, der für die *Korrektheit* der betreffenden Äußerung einzuhalten" sei, "der aber für die *Gesamtbedeutung* [...] und damit für das Verstehen und den sachlichen Kommunikationserfolg *keine Rolle*" spiele.

Im übrigen fragt es sich, ob sich die Kommunikationspartner im alltäglichen Gespräch tatsächlich – wie Linguisten und Sprachphilosophen bei der rationalen Rekonstruktion – durch Äußerungen wie die Jacks zuerst auf eine falsche Fährte locken lassen und dann ebenfalls das Verstehen mühsam *rational konstruieren*, oder ob sie nicht vielmehr über einen komplexeren Regelapparat verfügen, mittels dessen sie Äußerungen von Anfang an *auch pragmatisch*, also tatsächlich *mehrdimensional*, interpretieren. Die neuere Diskussion um das Verstehen der sogenannten indirekten Sprechakte (unter anderem Meyer-Hermann 1976 und auch Bemerkungen von Wunderlich 1976, S. 61 f.) deutet darauf hin, daß die Geltung dieses, wie ich es nennen

möchte, 'Prinzips des mehrdimensionalen Zugriffs der Verstehenstätigkeit' mehr und mehr anerkannt wird. Eine 'mentalistische' Interpretation der These von der sukzessiven Verbindung zwischen Grammatik und Pragmatik, die als Modell des Verstehensvorgangs bzw. der Verstehenstätigkeit naheläge und, wie mir scheint, etwa von Schaefer 1972, S. 70 vertreten wird⁷, würde, so ist zu folgern, ein falsches Bild von dieser Tätigkeit suggerieren. Das Verstehen konkreter Äußerungen wird vom Hörer gerade *n i c h t* sukzessiv entlang der Ebenen Grammatik-Semantik-Pragmatik prozediert, sondern gewissermaßen in mehrdimensionalen Zugriffen.⁸ Einschätzungen der konkreten Kommunikationssituation aufgrund von Kenntnissen handlungssystematischer Art zum Beispiel sind von vornherein für den Verstehensakt präsent und wirken auf sprachsystematisch angeleitete Interpretationen von vornherein determinierend ein. Das gilt für direkte Kommunikation prinzipiell; allerdings könnte man die Vermutung haben, daß der "Zuhörer einer schwierigen wissenschaftlichen Darlegung" tendenziell stärker sukzessive verfährt, während der "Zuhörer eines Stammtischgesprächs" tendenziell stärker ganzheitlich verfährt (vgl. Wunderlich 1976, S. 64). Das Sukzessionsmodell der Verstehenstätigkeit dürfte, wenn immer es explizit oder stillschweigend verwendet wird, letztlich nach der Vorstellung eines kontextfrei gedachten Lesevorgangs, oder besser dann: Entzifferungsvorgangs, gebildet sein, trifft aber so auch auf den alltäglichen Leseakt nicht zu. Kurz: Die Linearität der graphischen wie auch der phonetischen Repräsentation von Sätzen darf nicht zum Postulat der Linearität der Verstehenstätigkeit extrapoliert werden.

2.4 Erneute Zwischenbilanz

Gegen das Postulat einer Verbindung von Grammatik und Pragmatik über eine Sukzession von Zwischenschritten spricht das 'Prinzip der relativen Beliebigkeit der morphosyntaktischen Konstruktion natürlicher Sprachen hinsichtlich des Tätigkeitsaspekts'. Dieses Prinzip mag in der Anwendung auf den Einzelfall, etwa der Äußerung eines Imperativsatzes *a l s* Aufforderung, überspitzt erscheinen. Tatsächlich ist aber nicht zu leugnen, daß auch eine solche Äußerung nur unter bestimmten kommunikativ-pragmatischen Bedingungen als Aufforderung interpretiert werden darf – und diese Bedingungen sind für die Interpretationstätigkeit der Teilnehmer sogleich präsent: Es gilt das 'Prinzip des mehrdimensionalen Zugriffs der Verstehenstätigkeit'.

2.5 Beziehung durch Definition von kommunikativ-pragmatischen Funktionen

Mein Vorschlag, die Beziehung zwischen Grammatik qua Morphosyntax und Pragmatik zu definieren, geht nun dahin, kommunikativ-pragmatische Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel, das sind Ausdruckseinheiten und Kategorien, herauszuarbeiten. Das heißt, ich gehe davon aus, daß es morphosyntaktische Ausdrucksmittel bzw. spezifische Verwendungsweisen solcher Mittel gibt, die die Verstehenstätigkeit dadurch in bestimmte Richtungen leiten, daß sie auf 'kommunikativ-pragmatische Faktoren' im Sinne von Helbig Bezug nehmen. Solche bzw. so verwendete Ausdrucksmittel erfüllen eine kommunikativ-pragmatische Funktion, und ich nenne die hier vorgeschlagene Variante einer kommunikativen Grammatik deshalb 'kommunikativ-funktionale Grammatik'.

In der so verstandenen Variante einer kommunikativen Grammatik geht es also letztlich um die Beschreibung einzelsprachlicher morphosyntaktischer Ausdrucksmittel, wie in der traditionellen Grammatik auch (so weit diese nicht 'rationalistisch' orientiert war). Aber es geht nicht um eine Beschreibung unter dem Systemaspekt allein, sondern um die Beschreibung der morphosyntaktischen Ausdrucksmittel u n t e r d e m T ä t i g k e i t s a s p e k t.

Zunächst muß die kommunikativ-pragmatische Funktion mit ihren Subfunktionen von anderen Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel unterschieden werden (Abschnitt 3.1). Sodann gilt es, den Typ der kommunikativ-pragmatischen Funktion kategorial zu erfassen (Abschnitt 3.2).

3. Prinzipien einer kommunikativ-funktionalen Grammatik

3.1 Form, Inhalt und Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel

Ähnlich wie Weigand 1978 gehe ich davon aus, daß die morphosyntaktischen Ausdrucksmittel durch Abstraktionsprozesse über 'Ausdruckstypen' gewonnen werden; dabei sind Ausdruckstypen des genaueren für das Deutsche 'phonemische Ausdrücke', 'Zero-Elemente', 'syntaktische Ausdrücke bzw. Ausdruckskomponenten' und 'suprasegmentale Merkmale'. Resultat solcher Abstraktionsprozesse sind dann erstens morphologische Kategorien wie Tempus, Numerus usw., zweitens 'freie Formen' wie z.B. Konjunktionen und andere Partikeln, drittens syntaktische Kategorien wie z.B. 'Satztyp' (als Abstraktion der Oberflächenerscheinung Reihenfolge oder Intonation (vgl. Weigand 1978, S. 18)). Des weiteren gehe ich davon aus, daß die morphosyntaktischen Ausdrucksmittel unterschiedli-

che Funktionen haben, wobei jeweils zusätzlich unterstellt werden soll, daß morphosyntaktische Ausdrucksmittel prinzipiell polyfunktional sein können.⁹ Drittens gehe ich davon aus, daß der Begriff 'Funktion' vom Begriff des Inhalts oder der grammatischen Bedeutung morphosyntaktischer Ausdrucksmittel unterschieden werden sollte.¹⁰ Hier folge ich der Argumentation von Kaznelson 1974, S. 24 f. u.ö., der zu Recht bemerkt, auch morphosyntaktische Ausdrucksmittel hätten einerseits eine 'Bedeutung' im Sinne der Semantik (bei Kaznelson 'kategoriale Bedeutung' genannt), z.B. 'Plural' beim Nomen; andererseits könne sich diese kategoriale Bedeutung aber "in die Komponente einer syntaktischen Form" verwandeln. So wird, nach Kaznelson, in der Kongruenz von Adjektiv und Nomen "der Plural, im Adjektiv wiederholt, ein formales Mittel für den Ausdruck des syntaktischen Zusammenhangs der Determination mit dem Determinandum".¹¹ Daraus ist zu schließen, daß zunächst grob zwischen inhaltlichen und formalen Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel unterschieden werden muß.

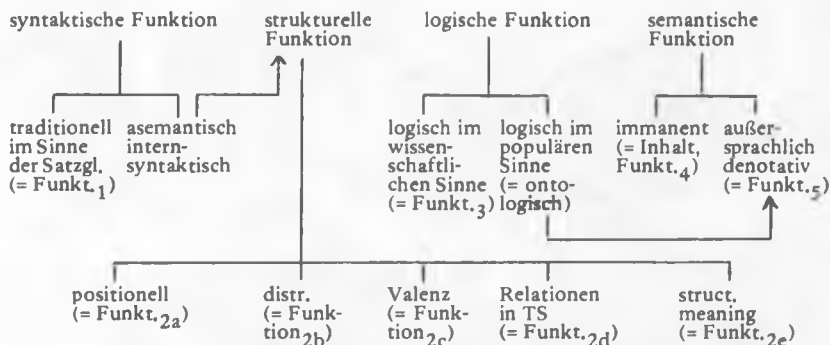
Abb. 1:



Im nächsten Schritt muß nun diese Grobeinteilung verfeinert werden. Vorschläge hierzu liegen unter anderem von W. Schmidt 1969, Helbig 1968, 1979, Suchsland 1975 und Weigand 1978 vor.

An der eher extensiv angelegten Funktionenunterscheidung bei Helbig 1968, S. 285 kann man sehen, wie in diesem frühen Stadium der Diskussion einerseits auf Differenzierung Wert gelegt, andererseits aber Objektbezogenes mit Theoriespezifischem ('structural meaning', Funktion_{2e}) und gar Metatheoretisches ('logisch im wissenschaftlichen Sinne', Funktion₃) zusammengenommen wird.

Abb. 2:



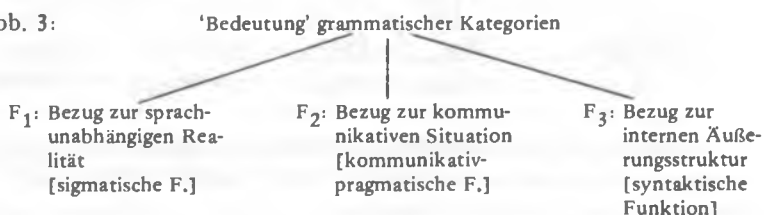
Im übrigen ergibt sich hier ein Problem: Offenbar intendiert Helbig eine prinzipielle Gegenüberstellung von Form und Funktion.¹² Diese Gegenüberstellung wird jedoch dort durchbrochen, wo er von 'strukturell-syntaktischer Funktion' spricht (Funktion_{1,2}): Kongruenz zum Beispiel ist eine Relation, und "syntaktisch-relationale Elemente" sind, wie Weigand 1978, S. 110 (im Anschluß an W. Schmidt) zu Recht bemerkt, als Ausdruckseinheiten zu klassifizieren, mithin der Seite der *F o r m* zuzurechnen. Dazu sei noch einmal auf die in dieser Hinsicht exakte Rede-weise Kaznelsons verwiesen, der davon spricht, eine 'kategoriale Bedeutung' könne sich in die Komponente einer syntaktischen Form *v e r w a n d e l n*. Meines Erachtens ist dies aber kein Grund, den Terminus 'Funktion' in diesen Fällen zu vermeiden (wie das Weigand 1978, S. 110 tut, wenn sie den konsequenten, aber etwas umständlichen Ausdruck "Kombination flexivisch-syntaktischer Ausdrucksmittel" gebraucht). Vielmehr kann man durchaus weiterhin von 'strukturell-syntaktischer Funktion' sprechen, muß nur in Kauf nehmen, daß man dann – z.B. im Fall der Kongruenz – Erscheinungen erfaßt, die der kategorialen Ebene der Form angehören. Ich habe das in der Graphik zu Kaznelsons Unterscheidung von 'formaler' und 'inhaltlicher' Funktion durch die gestrichelte Linie und die Kante in das Feld der 'Form' anzudeuten versucht. Dieses Problem muß auch bei den folgenden Funktionenunterscheidungen immer mitgedacht werden, was aber nicht explizit geschehen soll.

Aus heutiger Sicht und für unseren Zusammenhang besonders interessant ist, daß Helbig hier noch keine separate 'kommunikative Funktion' ansetzt (in welcher Definition auch immer), sondern 1968, S.285 pauschal bemerkt: "Daraus [aus dieser Funktioneneinteilung; J.D.] ergibt sich eine Einsicht in die qualitative Vielschichtigkeit der Funktionen, die sämtlich

– wenn auch in sehr verschiedener Art – Anteil am kommunikativen Prozeß haben.”

Anders Suchsland 1975, S. 321: Für die morphologischen Kategorien (“des Numerus, der Person, des Tempus, des Kasus usw.”) fordert er eine Unterscheidung “hinsichtlich ihres Bezuges zur sprachunabhängigen Realität, zur kommunikativen Situation und zur internen Äußerungsstruktur”. Diese Unterscheidung gilt ihm als Voraussetzung dafür, “dem Problem der ‘Bedeutung’ grammatischer Kategorien” näherzukommen (ebd.).

Abb. 3:



Die Kurzbezeichnungen in den eckigen Klammern stammen von mir, J.D.; ‘sigmatisch’ verwende ich – im Sinne von G. Klaus – für die Relation Zeichengestalt – Objekt der Widerspiegelung, da Suchsland m.E. diese Relation im Auge hat.

Die kommunikativ-pragmatische Funktion erläutert er (ebd., S. 322) u.a. anhand der Kategorie des (bestimmten und unbestimmten) Artikels:

“Die Kategorie des *A r t i k e l s* bezieht sich in ihrer inhaltlichen Hauptfunktion, der Aktualisierung von Bestimmtheit oder Unbestimmtheit der Substantive auf die kommunikative Situation, speziell auf das ‘Vorwissen des Hörers’ darin: *ein X* ist ‘ein bestimmtes X, von dem der Sprecher annimmt, daß es der Hörer noch nicht kennt’, *das X* ist ‘ein bestimmtes X, von dem der Sprecher annimmt, daß es dem Hörer schon bekannt ist’; und der (obligatorische) Übergang von *ein X* zu *das X* bei der Verflechtung von Sätzen zum Text macht genau den Wechsel von Unbestimmtheit zu Bestimmtheit für den Hörer aus der Sicht des Sprechers deutlich”.

Da Suchsland 1975, S. 321 auf den Bezug der morphosyntaktischen Kategorien zur internen Äußerungsstruktur nicht näher eingeht, in diesem Zusammenhang aber unter anderem W. Schmidts 1969, S. 146 Behauptung referiert, “daß nicht alle grammatischen Formen und manche nicht immer Bedeutung tragen”, gehe ich davon aus, daß auch er Phänomene wie die Kongruenz im Auge hat. Mit W. Schmidt (ebd.):

“So haben z.B. die grammatischen Kategorien *G e n u s*, *N u m e r u s* und *K a s u s* des Adjektivs sekundären Charakter, sie finden sich beim Adjektiv nur aufgrund des Formprinzips [!] der Kongruenz und bewirken deshalb keine semantische Überlagerung oder Modifikation der lexikalischen

Bedeutung der Adjektive [was ansonsten gerade die Aufgabe der morphologischen Kategorien ist; J.D.J.]"

Diese Funktionenunterscheidung Suchslands übernimmt dann wiederum Helbig 1979, S. 26 wenn er ausführt:

"Daß die morphosyntaktischen Kategorien eine ganze Skala von Funktionen haben oder doch haben können, ist theoretisch mehrfach gezeigt worden. Man muß mindestens unterscheiden hinsichtlich ihres Bezuges zur internen Äußerungsstruktur (syntaktische Funktion), zur sprachunabhängigen Realität (semantische Funktion) und zur kommunikativen Situationen [zu kommunikativen Situationen/zur kommunikativen Situation?; J.D.J] (kommunikativ-pragmatische Funktion)."

Abb. 4:



Unterstellen wir zunächst, daß auch Helbig sich mit 'syntaktisch' auf die bei W. Schmidt angedeuteten Phänomene der Form-Ebene bezieht¹³, so ist klar, daß diese Funktionenunterscheidung nicht befriedigen kann. Zunächst muß von der 'syntaktischen' Funktion auf der Form-Ebene, die ich im folgenden kurz als 'formal-syntaktische Funktion' bezeichne, ein Funktionstyp abgegrenzt werden, der 'textuell-syntaktisch' genannt sei.

Abb. 5:

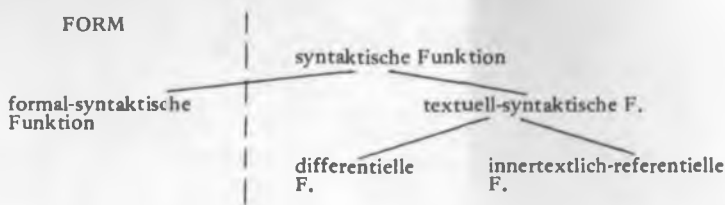


Im Gegensatz zur formal-syntaktischen Funktion geht es dabei um Relationen im morphosyntaktischen Bereich, die nicht mehr 'rein' formal sind, sondern bereits unmittelbaren Bezug zum Inhalt haben, indem sie

1. entweder bedeutungsdifferenzierend,
2. oder, durch innertextliche Referenz, bedeutungsdefinierend wirken.

Die erste Subfunktion sei, mit einem Terminus von Weigand 1978, S. 8, als 'differentielle Funktion', die letztere als 'innertextlich-referentielle Funktion' bezeichnet.

Abb. 6:



Die differentielle Funktion sei an folgendem Beispiel demonstriert ¹⁴:
Im Syntagma

kleine Kinder

differenziert *-e* das homonyme Flexiv des Nomens, *-er*, dahingehend, daß die Bedeutung 'Genitiv' ausscheidet. Wie man sieht, gilt zwar, mit W. Schmidt (vgl. oben), daß Genus, Numerus und Kasus beim Adjektiv in der Kongruenz keine semantische Überlagerung oder Modifikation der lexikalischen Bedeutung der Adjektive bewirken. Insoweit kann man sagen, sie hätten, bezüglich des Adjektivs, nur formal-syntaktische Funktion. Aber es muß berücksichtigt werden, daß sie gegebenenfalls eine Disambiguierung der möglichen semantischen Funktionen homonymer Flexive des Nomens bewirken – und damit einer Ausdruckseinheit, die ihrerseits die Bedeutung des lexikalischen Morphems 'überlagert oder modifiziert', ja daß sie unter Umständen homonyme Lexeme disambiguieren (vgl. *ein großer Mohr/ein großes Moor; sie kommen/sie kommt* und weitere Beispiele bei Weigand 1978, S. 112, 114 ff.).

Die innertextlich-referentielle Funktion sei, wieder mit Weigand 1978, S. 117, anhand des folgenden Beispiels illustriert:

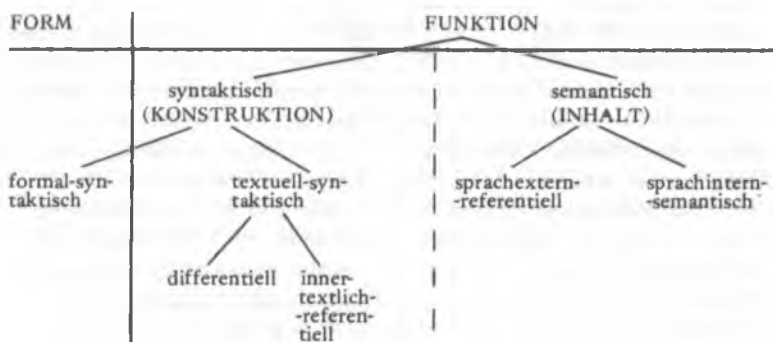
Der Bauer und seine Söhne besuchen die Ausstellung. Sie zeigen ihm ein neues Gerät.

Hier liegt der Fall von 'Pronominalreferenz' des Genus (*sie, ihm*) und zugleich des Numerus vor, der vom Verb (*-en*) auf die Proform (*sie*) übertragen wird. ¹⁵

Wenden wir uns nun der semantischen Funktion morphosyntaktischer Kategorien im Sinne von Helbig zu, so zeigt sich hier die Notwendigkeit einer Differenzierung. Die Einschränkung von 'semantisch' auf die Definition 'Bezug zur außersprachlichen Realität' bei Suchsland 1975, S. 26 wird zwar dem Faktum der 'kategorialen Bedeutung' gerecht. Mit Werner 1969, S. 99: "'Plural', 'Konjunktiv', 'männlich' (*er* statt *sie*), *bringen* (in *zum Abschluß bringen*) haben selbstverständlich auch mit Außer-

sprachlichem zu tun und tragen genauso 'Bedeutungen' [wie die 'Lexeme'; J.D.].” Aber man muß berücksichtigen, daß es sich bei diesen Bedeutungen immer um **Konstruktionsbedeutungen** handelt. Wenn wir einerseits behaupten können, daß z.B. die Pluralallomorphe “sprachexterne Bedeutung” (Wunderlich 1974, S. 236) – etwa ‘Mehrzahl’ oder ‘Vielheit’ – haben¹⁶, so müssen wir uns andererseits klarmachen, daß sie diese Bedeutung nur relativ zu einem Lexem besitzen; die Bedeutungsangabe muß deshalb genauer lauten: ‘**mehr als ein Exemplar** von der Art, die in der ersten Position der Konstruktion bezeichnet wird’.¹⁷ Das Phänomen der Konstruktionsbedeutung ist aber nicht mehr unter dem Begriff der ‘sprachexternen Bedeutung’ von Ausdrucksmitteln allein zu fassen, sondern zusätzlich unter dem Begriff der “sprachinternen Bedeutung” (Wunderlich 1974, S. 237), ist wissenschaftlich also als Thematisierung des Verhältnisses von Bedeutungen zueinander zu handhaben. Es ergibt sich folgende Übersicht:

Abb. 7:



(Diese Abb. unterschlägt allerdings die Beziehung zwischen der textuell-syntaktischen und der sprachintern-semantischen Funktion.)

3.2 Der Typ der kommunikativ-pragmatischen Funktion

3.2.1 Begriffseinführung und linguistische Beschreibungsebene

Mit der Thematisierung der kommunikativ-pragmatischen Funktion wende ich mich nun, nachdem deutlich geworden sein dürfte, was alles **nicht** ihr Gegenstand ist, der kommunikativ-funktionalen Grammatik zu. Die Wahl des Terminus ‘kommunikativ-pragmatisch’ kann mit dem Hinweis gerechtfertigt werden, daß die morphosyntaktischen Ausdrucksmittel einer Einzelsprache jedenfalls kommunikative Funktion haben, insofern als ihre Funktionen (einschließlich der syntaktischen und se-

mantischen) Kommunikation mittels Einzelsprachen allererst ermöglichen. Demgegenüber meint 'kommunikativ-pragmatische Funktion' den Bezug morphosyntaktischer Ausdrucksmittel zu kommunikativ-pragmatischen Faktoren, wie zum Beispiel zum (vom Sprecher unterstellten) Vorwissen des Hörers (vgl. die Analyse des Artikelgebrauchs bei Suchsland; vgl. oben, Abschnitt 3.1).

Mit dem Typ der kommunikativ-pragmatischen Funktion bewegen wir uns auf einer anderen linguistischen Beschreibungsebene als mit den bisher behandelten Typen. Bisher war die einfache Redeweise sinnvoll, die morphosyntaktischen Ausdrucksmittel *h ä t t e n* die und die Funktion. Diese Funktionen lassen sich auflisten und, vergleichbar Lexikoneinträgen, den Kategorien unmittelbar zuordnen. So z.B. der Kategorie 'Plural' die sprachextern-referentielle Funktion des Ausdrucks von 'Mehrzahl' bzw. die sprachintern-semantische Funktion des Ausdrucks von 'mehr als ein X'; der Kategorie 'Genus' die formal-syntaktische Funktion in der Herstellung von Kongruenz, dazu in bestimmten Syntagmen die differentielle Funktion (*das Moor/der Mohr*) und in bestimmten Kotexten innertextlich-referentielle Funktion (*Die Frau und der alte Mann bewundern die Spieldose. Er nimmt sich vor, ihr eine zu schenken.*)¹⁸ Immer bewegen wir uns dabei auf der Ebene der morphosyntaktischen Kategorien selbst bzw. auf der Ebene der Textkonstitution, verstanden als morphosyntaktischer Kotext-Ebene, d.h., als Ebene der Abfolge von Kategorien in zwei oder mehr Sätzen. Kurz: Wir bewegen uns auf der Ebene der Ausdruckseinheiten einer Sprache. Mit der Thematisierung der kommunikativ-pragmatischen Funktion wechseln wir dagegen auf die Ebene der *Ä u ß e r u n g e n* über, wobei eine Äußerung als eine 'Instanz' oder Realisierung eines 'Ausdrucks' (einer Ausdruckseinheit) aufzufassen ist.¹⁹ Denn die kommunikativ-pragmatische Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel analysieren heißt ja, letztere in Bezug zu kommunikativ-pragmatischen Faktoren zu setzen, also letztlich zur Kommunikationssituation. In Kommunikationssituationen verständigen wir uns erst mit Äußerungen, nicht schon mit Sätzen. Betrachten wir also morphosyntaktische Ausdrucksmittel unter dem Aspekt ihrer kommunikativ-pragmatischen Funktion, so müssen wir als weitere Analyseebene die der Äußerungen einführen, auf der als Einheiten die *s p r a c h l i c h e n H a n d l u n g e n* von Kommunikationspartnern anzusetzen sind. Die Folge ist, daß sich kommunikativ-pragmatische Funktionen *z u n ä c h s t* lediglich den konkreten Vorkommen von Ausdruckseinheiten bzw. Kategorien zuschreiben lassen. Ich komme darauf in Abschnitt 3.2.4 zurück.

Ebene der AUSDRUCKKEINHEITEN		Ebene der ÄUSSE- RUNGEN
FORM	FUNKTION	
	syntaktisch (KONSTRUKTION) semantisch (INHALT)	kommunikativ-pragma- tisch (SPRACHL.HANDLUNG)
formal-syntaktisch	sprach-extern-referentiell sprach-intern-semantisch	
textuell-syntaktisch		
differenziell		
inner-textlich-referentiell		

A: *Ich fahre dich jetzt nach Hause.*
B: *Hast du denn einen Führerschein?*

3.2.2 Kategorien der Sprechhandlungsebene

151

Teildisziplinen der Linguistik in Betracht, die das sprachliche Handeln zum Gegenstand haben, also insbesondere Sprechakttheorie, Sprechintentionentheorie und Konversationsanalyse.

In Anlehnung an meinen Vorschlag in Dittmann 1976a, S. 177 f. unterscheide ich für grammatische Zwecke drei Dimensionen des sprachlichen Handelns, die mit den Kategorien

- Sprechhandlungstyp,
- Einstellungsaspekt und
- Verknüpfungsaspekt sprachlicher Handlungen

bezeichnet seien.

Mit der Kategorie 'Sprechhandlungstyp' ist erfaßt, daß jede konkrete sprachliche Handlung als Realisierung eines Typs sprachlicher Handlung angesehen werden muß, der mit Termini wie 'Behauptung', 'Aufforderung', 'Frage', 'Antwort' usw. beschrieben werden kann. Sprechhandlungstypen sind

1. alle 'illokutiven Typen' im Sinne der Wunderlichschen Sprechaktsemantik²²,
2. alle 'konditionalen Sprechakte' (auch 'pragmatisch bestimmte Sprechakttypen' genannt) wie Ratschlag, Warnung, Drohung usw. im Sinne der Wunderlichschen Sprechakttheorie (vgl. Wunderlich 1976, S. 119 f., S. 175 ff.),
3. sequentiell determinierte Sprechhandlungstypen wie z.B. 'Antwort', die einerseits nur in bezug auf ihre Stellung in einer Sprechhandlungssequenz definiert werden können (z.B. Frage — Antwort), die andererseits durch den Vollzug von Sprechakten unterschiedlicher illokutiver Typen realisiert werden (z.B. Antworten durch Behauptungen, Feststellungen, Beschreibungen usw. — also durch alle Repräsentativa, aber auch durch einige Direktiva und andere).²³

Die zweite Dimension ist der Einstellungsaspekt sprachlicher Handlungen. Damit ist zweierlei gemeint: Mit dem Vollzug jeder sprachlichen Handlung drückt der Sprecher *e r s t e n s* eine bestimmte Einstellung zum Inhalt, genauer: zum propositionalen Gehalt seiner Äußerung aus. Dementsprechend gilt es, Typen 'propositionaler Einstellungen' zu unterscheiden.

Wunderlich (1976, S. 73 f.) führt in einem vorläufigen Vorschlag eine Reihe von sogenannten Funktoren an, durch die propositionale Einstellungen ausgedrückt werden, nämlich epistemische (z.B. 'wissen'), doxastische (z.B. 'glauben'), normative (z.B. 'müssen'), motivationale (z.B. 'wün-

schen'), intentionale (z.B. 'wollen'), präferentielle (z.B. 'vorziehen'), evaluative (z.B. 'schlecht finden'), expectative (z.B. 'erwarten'), und parative (z.B. 'können') Funktoren.²⁴

Bezüglich des Skopus solcher 'Funktoren' scheint, trotz des Terminus 'propositionale Einstellung', das letzte Wort noch nicht gesprochen: In der Äußerung von

(1) *Fritz hat bestimmt gestern das Buch mitgenommen.*

liegt eine propositionale Einstellung vom doxastischen Typ ('glauben') vor. Skopus ist die Proposition. In völlig korrekter Weise kann der Satz fortgeführt werden:

(2) *... und es inzwischen versetzt..*

Die im zweiten Teil des Satzes ausgedrückte Proposition liegt ebenfalls im Skopus des Funktors. Das ändert sich sogleich, wenn die zweite Proposition in einen syntaktisch selbständigen Satz gefaßt wird:

(3) *Er hat es inzwischen verkauft.*

(3) ist, unter Voraussetzung der doxastischen Einstellung, als Folgeäußerung pragmatisch abweichend, denn die Äußerung dieses Satzes würde als Behauptung verstanden. Wird durch diese Überlegung schon deutlich, daß sich der Skopus des Funktors nicht einfach als 'die Proposition' angeben läßt, sondern auch syntaktische (und semantische) Gegebenheiten (hier: der Syntax und Semantik des Adverbials *bestimmt*) eine Rolle spielen, so zeigt folgendes Beispiel, daß sogar unter Umständen *textuelle Eigenschaften* von Sequenzen berücksichtigt werden müssen. Wenn A zu B sagt

(4) *C behauptet doch tatsächlich, daß D ihn bestohlen habe.,*

so drückt A damit Zweifel an der Richtigkeit der Aussage im Objektsatz aus. Führt A nun fort:

(5) *Nur D könne ihm einen größeren Geldbetrag aus dem Schreibtisch genommen haben.,*

dann bleibt auch hier die geäußerte Proposition im Skopus des 'epistemischen' Funktors (*doch tatsächlich*) als Ausdruck des Zweifels, obwohl hier durch die Verwendung des Konjunktiv I lediglich 'Redewiedergabe' explizit indiziert ist. Die Geltung eines Funktors kann sich somit über eine ganze Textpassage erstrecken – deren konstituierendes Merkmal hier also 'indirekte Rede' mit dem Funktor im Bereich des *verbum dicendi* ist. Es ist deshalb sinnvoll, vorsichtshalber bezüglich des propositionalen Gehalts noch einmal zwischen einem 'P-propositionalen' und einem

‘T-propositionalen Gehalt’ zu unterscheiden, mit ‘P’ für ‘Proposition’ und ‘T’ für ‘Text’.

Wie man anhand solcher Beispiele wie (1)/(2) und (4) deutlich sieht, kann der Sprecher zugleich mit der propositionalen Einstellung eine Einstellung zu oder eine Unterstellung in bezug auf eine Person P ausdrücken, wenn auf P referiert wird: So impliziert die propositionale Einstellung in (1) eine Unterstellung des Sprechers in bezug auf Fritz. Im Grenzfall kann sich dementsprechend die propositionale Einstellung auf den/die Kommunikationspartner beziehen, so wenn A zu C sagt

(6) *Du willst also tatsächlich behaupten, B habe dich bestohlen?!*

In (6) liegt wiederum die propositionale Einstellung vom epistemischen Typ vor (A bezweifelt die Wahrheit der ausgedrückten Proposition), zugleich aber definiert A damit seine Einstellung in bezug auf den Kommunikationspartner C: Er drückt aus, daß er C bezüglich des in (6) ausgedrückten Sachverhaltes nicht glaubt – was praktisch einem Dissens auf der *Beziehungsebene* gleichkommt. Die wechselseitige Unterstellung von Glaubwürdigkeit – bis zum Beweis des Gegenteils – ist bekanntlich eine elementare beziehungsdefinierende Aktivität der Kommunikationspartner.

Damit ist bereits der *zweite* Bereich, den es unter die Dimension ‘Einstellungsaspekt’ zu fassen gilt, angesprochen: die Einstellungen bzw. Unterstellungen gegenüber den Kommunikationspartnern. Den Bereich dieser Einstellungen und Unterstellungen möchte ich, mit dem Begriff von Watzlawick u.a. 1969, S. 53 ff., als ‘Beziehungsaspekt’ der menschlichen Kommunikation bezeichnen.²⁵

Wenn sich also eine bestimmte propositionale Einstellung auf einen Kommunikationspartner übertragen läßt, wie in (6), dann sind der Einstellungsaspekt qua propositionale Einstellung und der Einstellungsaspekt qua Beziehungsaspekt unmittelbar aufeinander bezogen: Die propositionale Einstellung vom epistemischen Typ des Zweifelns zieht auf der Ebene des Beziehungsaspekts die Interpretation nach sich, daß hier ein Dissens bezüglich der Wahrhaftigkeitsunterstellung der Kommunikationspartner vorliegt.

Jedoch kann jede sprachliche Handlung gemäß einer jeweiligen Ausprägung des Beziehungsaspekts interpretiert werden. Wiederum offensichtlich ist das für sprachliche Handlungen mit bestimmten propositionalen Gehalten, wie etwa

(7) *Du bist ein Rindvieh.*

(8) *Ich liebe dich.,*

die man mit Holly 1979, S. 11 'beziehungsbezogene Sprechhandlungen' nennen kann.²⁶

Ebenso offensichtlich ist das für alle Äußerungen mit Propositionen, in denen auf den/die Kommunikationspartner referiert wird, denn dabei wird schon durch Anredeformen (*Mein lieber Meier; Herr Meier; lieber Otto* usw.) bzw. -pronomina (*Du* vs. *Sie* in den verschiedenen Varianten usw.) eine Einstellung auf der Beziehungsebene signalisiert. Schließlich kann man aber auch davon ausgehen, daß zumindest prinzipiell jede Äußerung in einem Gespräch Anteil an der Beziehungsdefinition hat, daß also jede sprachliche Handlung auch einen Beziehungsaspekt in diesem Sinne aufweist.

Hinsichtlich des Einstellungsaspekts qua Beziehungsaspekt muß man wiederum zwischen zwei Ebenen unterscheiden. Ohne das Problem hier ausführlich diskutieren zu können, sei doch bemerkt, daß z.B. der Gebrauch von Anredeformen sich einerseits aus längerfristig bestehenden sozialen Beziehungen der Kommunikationspartner, den 'sozialen Rollen', ableiten läßt, Beziehungen, die auch in Begriffen wie 'Langzeitrolle', 'Position', 'Status' usw. gefaßt werden können, daß andererseits der Gebrauch solcher Formen die soziale Rollenverteilung aber bestätigt bzw. sogar etablieren hilft. Dagegen mögen z.B. beziehungsbezogene Sprechhandlungen häufig eher mit den 'Interaktionsrollen'²⁷ der Kommunikationspartner in Verbindung zu bringen sein, so wenn, bei durchgehen der Verbalisierung der sozialen Beziehung qua soziale Rolle durch die Anredeform 'Vorname' und die Anredepronomina der zweiten Person Singular ein Beziehungskonflikt durch eine Äußerung wie (7) thematisiert wird.

Einen ersten Vorschlag zur systematischen Kategorisierung des Beziehungsaspekts macht Sager 1980, wenn er im Rahmen seiner – zur Sprechakttheorie komplementären – Kontakttheorie einen collokativen und einen connexiven Teilakt der vollständigen sprachlichen Handlung unterscheidet, wobei das "Moment der Partnerorientiertheit" in Kommunikation durch verschiedene Typen collokativer Akte beschrieben werden soll, während die connexiven Akte als Spezifizierungen der Beziehungsdimension aufgefaßt werden. Insgesamt gewinnt Sager 12 collokative und 16 connexive Typen, mit denen er den Beziehungsaspekt sprachlicher Handlungen vollständig erfassen will. Beispiele für connexive Typen sind etwa die emotionale Connexion, mit der Paraphrase 'Ich kommuniziere mit dir auf der Basis unserer Gefühle', die ethische Connexion mit der Paraphrase 'Ich kommuniziere mit dir auf der Basis unserer moralischen Wertvorstellungen', die assoziative Connexion mit der Paraphrase 'Ich möchte

mehr von dir', die dissoziative Connexion mit der Paraphrase 'Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben' usw.. Wenngleich über die Kategorisierung im einzelnen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein dürfte, zeigt Sager doch, daß die Gewinnung von Kategorien des Beziehungsaspekts auf eine nicht-beliebige, nachvollziehbare Weise möglich ist.

Die d r i t t e Dimension sprachlichen Handelns ist der Verknüpfungsaspekt der sprachlichen Handlung. Der Verknüpfungsaspekt ist keineswegs etwas, was über eine sprachliche Handlung auch noch ausgesagt werden kann, sondern er erfaßt eine wesentliche Eigenschaft jeder sprachlichen Handlung selbst: sprachliche Handlungen sind prinzipiell, keineswegs akzidentell, Bestandteile von Handlungssequenzen. Allerdings sind gewisse Abstufungen der Relevanz des Verknüpfungsaspekts für die Interpretation sprachlicher Handlungen erkennbar. So ist es im Beispielgesprächsausschnitt von Abschnitt 1 erst die Stellung in einer Sequenz sprachlicher Handlungen, die es, wie Schegloff und Sacks zeigen, erlaubt, Jacks Äußerung als 'Beendigungseinleitung' zu interpretieren. Ohne Berücksichtigung des Verknüpfungsaspekts ist also Jacks Äußerung nicht adäquat zu verstehen.²⁸ Dasselbe gilt für die jeweils zweiten Äußerungen in solchen "adjacency pairs" (Schegloff/Sacks 1973, S. 295) wie Frage — Antwort. Die Charakterisierung einer sprachlichen Handlung als Antwort besagt, daß der Verknüpfungsaspekt, aus welchen Gründen auch immer, für primär relevant gehalten wird, während die Charakterisierung des Sprechhandlungstyps qua illokutiver Akt (z.B. 'Behauptung') als sekundär relevant betrachtet wird. Ich habe deshalb oben auch zugelassen, daß der Sprechhandlungstyp *s e q u e n t i e l l* determiniert sein kann. Adjacency pairs dieser Art sind z.B. auch Behaupten — Bestreiten und Vorwerfen — Rechtfertigen. Entsprechende umfangreichere Sequenzen sind z.B. Frage — Nachfrage — Antwort — Antwort und Behaupten — Bestreiten — Begründen. Franck 1979, S. 62 ff. spricht hier von 'I/R-Sequenzen', weil sie jedenfalls aus 'initiativen' und 'reaktiven Zügen' bestehen; adjacency pairs sind dann ein Spezialfall von I/R-Sequenzen.

Aber auch für sprachliche Handlungen außerhalb solcher I/R-Sequenzen gilt die Relevanz des Verknüpfungsaspekts, nur wird er dann normalerweise nicht zur (extrakommunikativen) Definition des Typs der sprachlichen Handlung herangezogen. Jede Äußerung schränkt prinzipiell die Klasse möglicher Folgeäußerungen ein (so wie sie umgekehrt zur ko-kontextuellen Interpretation des Sinns der Vorgängeräußerungen beiträgt). Der Grund dafür kann unter Rückgriff auf Grice' Konversations-Maximen geklärt werden, und zwar genauer: auf das Kooperations-Prinzip, das besagt:

“Gestalte deinen Gesprächsbeitrag so wie es in dem Stadium des Gesprächs, in dem du ihn leistest, vom wechselseitig akzeptierten Zweck oder der Richtung des Gesprächs gefordert wird” (Grice 1975, S. 45; Übersetzung von mir; J.D.).

Durch den Hinweis auf den Zweck oder die Richtung des Gesprächs impliziert dieses Kooperationsprinzip eine Konsistenzforderung, die für dialogische und monologische Kommunikation Geltung besitzt. Die Konsistenzforderung ist mit ein Grund für die Probleme, die Gesprächsteilnehmer damit haben, ein alltägliches Gespräch zu beenden (denn die Beendigung ist die stärkste Form einer Verletzung der Konsistenzforderung, weshalb eigens Techniken zur Bewerkstelligung der Beendigung existieren²⁹); sie ist aber auch mitverantwortlich für die Schwierigkeiten, die Gesprächsteilnehmer im alltäglichen Gespräch beim Themenwechsel zu bewältigen haben (denn der Themenwechsel ist tendenziell ebenfalls eine Verletzung der Konsistenzforderung, weshalb auch beim Themenwechsel bestimmte Techniken – z.B. die Äußerung von ‘Gliederungssignalen’ – angewendet werden³⁰).

Sprechhandlungen, in denen der Verknüpfungsaspekt dominiert, kann man mit Wunderlich 1976, S. 330 ff. ‘redeorganisierende Sprechakte’ nennen. Damit sind z.B. explizite Formen der Anrede gemeint, mit denen der aktuelle Sprecher einen Sprecherwechsel initiiert, oder Aufforderungen zu gemeinsamem sprachlichen Handeln³¹ usw..

Man wird im übrigen für die Analyse des Verknüpfungsaspekts sprachlicher Handlungen auf längere Sicht berücksichtigen müssen, daß der Status von Verknüpfungsmustern uneinheitlich ist. So ist z.B. das ‘adjacency pair’ Gruß – Gegengruß eher ein konventionalisiertes Muster (mit ‘Konvention’ im Sinne von Lewis 1975), während eine I/R-Sequenz wie Behaupten – Bestreiten – Begründen eher auf unmittelbar zweckhaftem Handeln beruhen mag (was allerdings ein zusätzliches Element der Konventionalität nicht ausschließen würde, so wenig wie die Gruß – Gegengruß-Sequenz als ‘zweckfrei’ charakterisiert werden darf.)³² Hier scheint mir noch ein lohnendes Betätigungsfeld konversationsanalytischer Forschung zu liegen.

Am Schluß dieses Abschnitts seien noch einige Bemerkungen zur Frage nach den Beziehungen zwischen den drei hier unterschiedenen Dimensionen sprachlicher Handlungen gemacht: Es ist der Fall denkbar, daß die Beziehung z.B. zwischen dem Sprechhandlungstyp und dem Einstellungsaspekt als *indem*-Relation aufgefaßt werden kann.³³ So für die Beispieläußerung

(9) Ehefrau (A) zum Ehemann (B): *Hör endlich auf, mir dauernd Vorschriften zu machen!*.

(9) kann extrakommunikativ paraphrasiert werden als

(9') 'Indem A B auffordert (Sprechakttyp 'Aufforderung'), ihr keine Vorschriften mehr zu machen, drückt A aus: 'Du stehst nicht über mir' (Beziehungsdefinition durch einen 'rejektiv-connexiven Akt' i.S. der Kontakttheorie von Sager 1980, S. 51).'

Jedoch ist die *indem*-Relation keineswegs immer die angemessene Beschreibungsförm der Beziehung zwischen den Dimensionen sprachlicher Handlungen. So wird mit

(10) *Hast du etwa geschlafen?*

erstens der illokutive Typ der Frage ausgedrückt, zweitens ein Typ von propositionaler Einstellung, den Wunderlich 1976, S. 69 mit "Diskrepanz zwischen Vorerwartung und aktuell gezogenen Schlußfolgerungen" umschreibt. Beide stehen aber strenggenommen aus linguistischer Perspektive nicht in einer *indem*-Relation, denn der Typ der propositionalen Einstellung wird in (10) ausdrucksseitig selbständig durch *etwa* ausgedrückt.

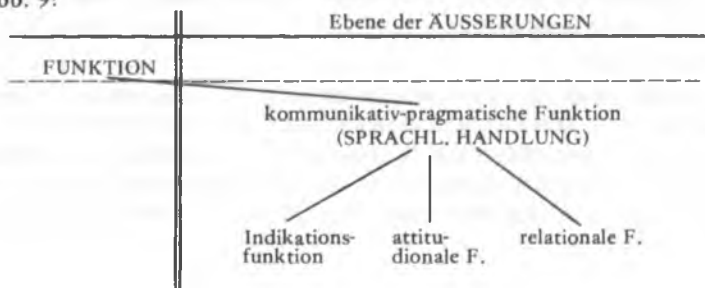
3.2.3 Subkategorisierung der kommunikativ-pragmatischen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel

Ausgehend von dieser Kategorisierung auf der Sprechhandlungsebene lassen sich nun drei Subtypen der kommunikativ-pragmatischen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel unterscheiden, die ich

- die Indikationsfunktion,
- die attitudionale Funktion und
- die relationale Funktion

nennen möchte.³⁴

Abb. 9:



Entsprechend den unterschiedlichen Formen des Einstellungsaspekts läßt sich die attitudionale Funktion noch einmal aufgliedern in die

- P-attitudionale Funktion (bezogen auf die propositionale Einstellung, Skopus Proposition), die
- T-attitudionale Funktion (bezogen auf die propositionale Einstellung, Skopus Text) und die
- B-attitudionale Funktion (bezogen auf den Beziehungsaspekt).

Die Indikationsfunktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel ist in den letzten Jahren Gegenstand intensiver Forschung gewesen. Ich habe oben, Abschnitt 2.3, schon gezeigt, wo hier das Hauptproblem liegt: Es ist nicht möglich, Satztypen und illokutive Typen in eine unmittelbare Beziehung zu setzen, da beide prinzipiell divergieren können. Spekulationen über die phylogenetische Entwicklung der Verfügung über grammatische Modi und Satztypen aus bestimmten Interaktionsmustern (vgl. Wunderlich 1976, S. 79 f.) mögen zwar plausibel machen, wie bestimmte grammatische Modi (insbesondere Imperativ und Interrogativ) sich in bestimmten Interaktionsmustern herausgebildet haben (Direktiv-Typ und erotetischem Typ), aber für die Analyse des gegenwärtigen Zustands ist damit nichts gewonnen.

Deshalb müssen der jeweilige Satztyp und jeweils andere Ausdrucksmittel zusammen betrachtet werden, wenn es um die Analyse der Indikationsfunktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel geht. Infrage kommen hier bekanntlich die Modi des Verbs, performative Verben bzw. Ausdrücke, Modalverben, Abtönungspartikeln und die Intonation. Das Interessante an diesen 'illokutiven Indikatoren' (vgl. Wunderlich 1972, S. 18 f.) ist, daß sie nicht für sich den Typ der sprachlichen Handlung schon festlegen, sondern nur Interpretationshinweise geben. So ist z.B. die Partikel *denn* nur dann Indikator für den Sprechhandlungstyp 'Vorwurf', wenn der propositionale Gehalt der Äußerung und/oder Kontextfaktoren diese Interpretation nicht ausschließen. Wenn Emma und Otto ausgehen wollen, Otto Emma fragt

(11) *Was machst du denn noch?*,

und Emma daraufhin einen Streit beginnt, kann Otto sich schlecht auf die Interpretation

(11') *Ich wollte doch nur wissen, was du noch zu tun hast.*

zurückziehen. Die Äußerung von z.B.

(12) *Was machst du noch?*

hätte ihm diesen Ausweg wohl eher offengelassen. Die Frage des Arztes

(13) *Was fehlt uns denn?*

an den Patienten wird hingegen kaum als Vorwurf interpretiert werden.³⁵

Zu beachten ist auch, daß häufig erst bestimmte Konstruktionen aus mehreren Ausdrucksmitteln die Interpretation eines bestimmten Sprechhandlungstyps nahelegen. So ist die Partikel *ja* nur in Verbindung mit dem Modalverb *können* illokutiver Indikator für 'Ratschlag', wobei wiederum die 1. Pers. Sg./Pl. ausgeschlossen ist. Wir stoßen hier also bereits auf das Problem, daß häufig die Zuordnung einer kommunikativ-pragmatischen Funktion zu einem isolierten Ausdrucksmittel nicht möglich sein wird. Darauf wird in Abschnitt 3.2.4 zurückzukommen sein.

Hinsichtlich der P- und T-attitudionalen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel ist das Phänomen möglicher Ambiguitäten und ihrer Auflösung wohl der interessanteste Forschungsbereich, auf den ich oben, Abschnitt 2.1, schon anhand der Helbig'schen Beispiele

(14) *Er muß nach Berlin fahren.* und

(15) *Er muß krank sein.*

hingewiesen habe, in denen einmal (in (14)) deontisches *müssen* und epistemische propositionale Einstellung, zum andern (in (15)) doxastisches *müssen* und doxastische propositionale Einstellung vorliegt.

Was für die Modalverben gilt, betrifft aber ebenso die Modalwörter ('Satzadverbien') und ihre Unterscheidung von den übrigen Adverbien. Für

(16) *Der Pilot ist sicher gelandet.*

gibt es einen Intonationsverlauf, bei dem offenbleibt, ob die propositionale Einstellung vom epistemischen Typ ist, wie in

(16') *Ich weiß, daß der Pilot sicher gelandet ist.,*

oder vom doxastischen Typ, wie in

(16'') *Ich glaube, daß der Pilot gelandet ist..*³⁷

P- bzw. T-attitudionale Funktion haben auch einige Partikeln. So z.B. *auch* (als Abtönungspartikel, d.h.: Betonung liegt nicht auf *auch*) in

(17) *Wirst du auch kommen?* (vgl. Dittmann 1980, Abschnitt 2.1).

In (17), einer sprachlichen Handlung vom erotetischen illokutiven Typ, ist die propositionale Einstellung vom expectativen Typ; dies wird explizit ausgedrückt, denn *auch* hat hier die Funktion des Ausdrucks

von 'es ist hoffentlich so, daß (+ Proposition)'. In

(17') *Wirst du kommen?*

dagegen wird eine ebenfalls mögliche propositionale Einstellung vom expectativen Typ nicht explizit mittels morphosyntaktischer Ausdrucksmittel kommuniziert, sondern hier werden *e x p l i z i t* nur die bei Fragehandlungen üblichen Interaktionsbedingungen bezüglich des 'Propositionsbegriffs' (vgl. Wunderlich 1976, S. 82 f.) möglicher Antworten eingeführt.

Auch für die Zuordnung von P- bzw. T-attitudionalen Funktionen zu Ausdrucksmitteln gilt, daß letztere nicht immer isoliert betrachtet werden können. So kommt z.B. der abtönend gebrauchten Partikel *auch* die attitudionale Funktion des Ausdrucks von 'es ist hoffentlich so, daß (+ Proposition)' nur in Interrogativsätzen zu (die zudem im Vollzug von Fragehandlungen geäußert werden müssen, nicht in Behauptungen; vgl. Dittmann, 1980, Abschnitt 2.1.).

Die Erforschung der B-attitudionalen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel steht, sieht man einmal von Arbeiten zu Anredeformen und -pronomina ab³⁷, ganz am Anfang. Ein interessantes Beispiel für die B-attitudionale Funktion der morphologischen Kategorien Futur I und II diskutiert Wolf 1978, S. 227 ff. anhand solcher Äußerungssequenzen wie

[B räumt seine Sachen zusammen]

(18.1) A: *Was machst du denn da?*

(18.2) B: *Was werd ich schon machen! Aufräumen, das siehst du doch.*

In (18.2) ist das Futur nicht ersetzbar. Es hat, nach Wolf, die Funktion des Ausdrucks der "Zurückweisung einer als überflüssig empfundenen Frage". Diese Bewertung der Vorgängeräußerung definiert mithin die *m o m e n t a n e* Beziehung der Kommunikationspartner zueinander aus der Sicht des Sprechers von (18.2). Diese Definition betrifft offenbar die Ebene der Interaktionsrollen, während die Beziehung auf der Ebene der sozialen Rollen (vgl. oben, Abschnitt 3.2.2 für diese Unterscheidung) nicht notwendig umdefiniert wird: Wolf 1978, S. 227 setzt m.E. zurecht als Voraussetzung der Äußerung (18.2) – und mithin als relativ konstant – an, "daß B in gleichgeordneter oder übergeordneter sozialer Beziehung zu A steht; andernfalls würde solch eine Antwort von A nicht hingenommen werden".

Bekannt ist auch die B-attitudionale Funktion des Futur I in Aufforderungen wie

- (19) [Vater zum Sohn:] *Du wirst mir jetzt sagen, wo du die Weinflasche versteckt hast!*

Die P-attitudionale Funktion besteht hier darin, daß durch Futur I die Rigidität des Durchsetzungsanspruchs der Aufforderung mitkommuniziert werden kann, weshalb auch ein Verkäufer zu einem Kunden nur im Konfliktfall sagen kann

- (20) *Sie werden hierherkommen und bezahlen!*³⁸

Die Analyse der B-attitudionalen Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel wird aber sicherlich wiederum die Partikeln besonders berücksichtigen müssen. Beachtung hat in dieser Hinsicht bereits die Partikel *ja* im Konjunktionalkomplex *ja aber* gefunden. Zunächst (vgl. Dittmann 1976a, S. 171, 179; Koerfer 1979) sah es so aus, als komme *ja aber* eine B-attitudionale Funktion der 'Konfliktvermeidung' neben der, auf der propositionalen Ebene angesiedelten, adversativen Funktion zu, wie in folgendem Gesprächsausschnitt:

[Es geht in einer Seminarsitzung um die Vorstellungstheorien der Bedeutung]

- (21.1) A: *Die Beschreibung kann ich erfragen, aber nicht die Vorstellung.*

- (21.2) B: *Ja aber ich hab gleich haufenweise Ausdrücke im Kopf, wo selbst diese modifizierte Auffassung nicht zu ziehen braucht.*³⁹

Herrmann/Gusovius 1980 haben jedoch gezeigt, daß die adversative Komponente auf der propositionalen Ebene fehlen kann, so daß *ja aber* nur noch die Funktion des Ausdrucks von 'Ich möchte jetzt etwas sagen, das allerdings nicht die Beziehungsebene gefährden soll' hat (vgl. ebd., S. 18). So in dem (von mir konstruierten) Beispiel:

- (22.1) Seminarleiter: *Nennen Sie mal Vertreter des sprachlichen Relativitätsprinzips!*

- (22.2) Student: *Ja aber wir wollten doch eigentlich über die Klausur sprechen.*

Damit ist ein Fall gegeben, in dem zumindest der Schwerpunkt der Funktion einer Ausdruckseinheit im B-attitudionalen Bereich liegt – wie bei den Anredeformen und -pronomina auch. Allerdings muß man berücksichtigen, daß gerade Anredeformen, -pronomina und auch *ja aber* zusätzlich gesprächsorganisierend eingesetzt werden, nämlich zur Einleitung von Sprecherbeiträgen, gegebenenfalls zur Gesprächseröffnung oder -beendigungseinleitung, oder zur Einleitung von Themenabschnitten, so daß ihnen neben der B-attitudionalen auch eine relationale Funktion (vgl. im folgenden) zukommt.

Schließlich sei auf Rath 1975, S. 234 ff. hingewiesen, der meint, daß die Partikel *doch* eine "kommunikative Grundfunktion" habe, "auf eine

nicht explizit argumentative und rationale, sondern auf eine implizit emotionale Weise einen Konsens zwischen den Kommunikationspartnern herzustellen" (ebd., S. 234). Er belegt dies u.a. mit dem Beispiel

- (23.1) A: *Aber ich meine, du du kannst nicht sagen, daß die Ehe der Ursprung der Ehe das Christentum ist.*
- (23.2) B: *Nee, nein gut, dann will ich das also nun wieder mich davon distanzieren und will aber sagen, daß das Christentum wesentlich jedenfalls die Ehe doch doch beeinflußt hat.*

Hinsichtlich der *r e l a t i o n a l e n* Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel lassen sich drei Fälle unterscheiden. Erstens gibt es Ausdrucksmittel, die in Sprecherbeiträgen initial stehen (manchmal auch einen Sprecherbeitrag ausmachen) und gesprächsorganisierend, aber gleichsam mit umgekehrtem Vorzeichen 'relationierend' wirken. Hierher gehören z.B. die Schlußeinleitungssignale im Sinne von Jäger 1976. In dem Beispielgesprächsausschnitt aus Abschnitt 1 z.B. leitet Jack die Beendigungsphase mit *tja, gut* ein (obwohl für ihn kein Anlaß besteht, den Gesprächsverlauf 'gut' zu finden).⁴⁰ Derartige 'Gliederungssignale' haben, allgemein formuliert, die Aufgabe, einen Sprecherbeitrag vom vorherigen abzugrenzen und eine neue Gesprächsphase einzuleiten. D.h., der Sprecher gibt mit ihrer Äußerung gleichsam zu erkennen, daß er die Konsistenzforderung kennt und sie mittels der erlaubten Techniken zu unterlaufen gedenkt. Ähnliche Funktion wie die Schlußeinleitungssignale haben die von Schank 1978 beschriebenen Gliederungssignale zur Themenabschnitts-Abgrenzung. *Ja aber* kann diese letztere Funktion ebenfalls haben – wie Beispiel (22) zeigt, wo ihm neben der B-attitudinalen Funktion der 'Konfliktvermeidung' die relationale Funktion zukommt, den Übergang zu einem neuen Themenabschnitt (hier durch Themenabbruch) unter *s c h e i n b a r e r* Wahrung der Konsistenzforderung 'glatter' zu gestalten; *ja aber* ist also in (22) bifunktional eingesetzt.

Zweitens kann die relationale Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel in initialer Stellung auch die einer unmittelbaren Anbindung eines Sprecherbeitrags an den Vorgängerbeitrag sein. Das ist z.B. in (21) der Fall, wo *ja aber* einen Widerspruch auf der propositionalen Ebene einleitet.

Drittens gibt es Ausdrucksmittel, die nicht zwangsläufig initial stehen (bzw. die nicht alle initial stehen können), die aber die Funktion haben, explizit eine Beziehung zur Vorgängeräußerung herzustellen. Das gilt etwa für Futur I in Beispiel (18.2), das so nur "replikativ" (Wolf 1978, S. 226) vorkommt, ebenso wie Futur I in

- (24.1) A: *Komm, geh jetzt mit mir schwimmen. Ich helfe dir dann morgen bei der Arbeit.*

(24.2) B: *Du wirst mir helfen!*⁴¹.

Hierher gehört schließlich *doch* in einer Funktion wie der folgenden:

(25.1) A: *Kaum bist du zuhause, gehst du schon wieder weg!*

(25.2) B: *Ich will doch nur schnell Zigaretten holen.* .

Nach Franck 1979, 177 gibt *doch* in (25.2) "eine Beziehung an zwischen dem aktuellen Sprechakt und einem vorangegangenen". Es ist "eine Art Konversations-Konnektiv", das diese Beziehung *e x p l i z i t* anzeigt und damit die Befolgung der Konsistenzforderung (Franck: "Maxime der Relation") signalisiert.

3.2.4 Aussagetypen einer kommunikativ-funktionalen Grammatik

Ich habe bisher die Ebene der Äußerungen/des sprachlichen Handelns so betrachtet, als gehe es darum, die konkrete Funktion konkreter Vorkommen von Ausdrucksmitteln in konkreter Äußerung zu analysieren. Tatsächlich aber ist das *n i c h t* das Ziel einer Grammatik – auch nicht einer kommunikativ-funktionalen Grammatik. Vielmehr muß es einer Grammatik letztlich darum gehen, typische Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel zu erarbeiten und damit Analysekatégorien zu liefern, die bei der Beschreibung konkreter Vorkommen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel verwendet werden können. Für die kommunikativ-funktionale Grammatik heißt das: Sie muß *k o n v e n t i o n a l i s i e r t e* Funktionen morphosyntaktischer Ausdrucksmittel relativ zu bestimmten Äußerungstypen angeben. Die Aussagen einer kommunikativ-funktionalen Grammatik sind also nicht der Ebene der je konkreten Situationskonstituiertheit sprachlichen Handelns zuzuordnen, sondern der Ebene der Konventionalitätskonstituiertheit⁴², es handelt sich um allgemeine Aussagen oder *R e g e l n*. Dabei ist im Begriff 'Konvention' mitgedacht, daß diese allgemeinen Aussagen notwendigerweise über Situationen (bzw. Situationsbestandteilen) formuliert werden.⁴³ Dasselbe Faktum, das schon Anlaß zur grundlegenden Unterscheidung zwischen den syntaktischen und semantischen Funktionen einerseits, den kommunikativ-pragmatischen Funktionen andererseits gegeben hat, legt es nun nahe, den Konventionsbegriff hier einzuführen.⁴⁴

'Konventionelle Funktion' heißt in diesem Zusammenhang also erstens soviel wie 'äußerungsbezogene Funktion'; zweitens besagt 'konventionell' aber eben, daß wir es hier keineswegs mit subjektiven, idiosynkratischen, einmaligen Funktionen zu tun haben, die für die einmalige Äußerung in einmaliger Situation gelten würden.⁴⁵ Um dies zu verdeutlichen, sei noch einmal kurz auf die Partikel-Forschung eingegangen. Bezüglich der abtönenden Funktion von Partikeln spricht Krivonosov 1977, S. 187 von

“subjektiv-modaler oder konnotativer Bedeutung” und behauptet 1978, S. 115 dementsprechend, die ‘modalen Partikeln’ würden ihre Bedeutung “von Satz zu Satz” ändern. So kritisiert er denn auch an Ansätzen wie dem von Weydt 1969, die dort gegebenen allgemeinen ‘Bedeutungen’ würden in Wahrheit nur für die jeweils diskutierten Beispielsätze gelten. Dem ist prinzipiell entgegenzuhalten, daß z.B. *auch* in dem oben, Abschnitt 3.2.3 gegebenen Beispiel

(17) *Wirst du auch kommen?* (Betonung nicht auf *auch*)

tatsächlich keineswegs subjektiv oder konnotativ die Funktion des Ausdrucks von ‘es ist hoffentlich so, daß’ hat, sondern *k o n v e n t i o n e l l*. Und die neuere Partikel-Forschung zielt gerade auf die Explikation dieses Konventionellen am abtönenden Gebrauch der Partikeln ab.

Das wird bereits bei Rath 1975, S. 234 deutlich, wenn er einerseits Krivosovs Ansicht übernimmt, die ‘modalen Partikeln’ drückten ihre ‘Bedeutung’ nur im ‘Kontext’ aus, andererseits aber darangeht die ‘Situationen’, in denen *doch* der ‘Konsensherstellung’ dient (vgl. oben, Abschnitt 3.2.3), zu ‘*g e n e r a l i s i e r e n*’. Krivosovs Position beruht denn auch, wie man vermuten muß, auf der Identifizierung zweier unterschiedlicher Sachverhalte: Die Funktion morphosyntaktischer Ausdrucksmittel unter Bezug auf kommunikativ-pragmatische Faktoren zu formulieren heißt nicht auch schon, zu behaupten, diese Ausdrucksmittel hätten nur Funktion im konkreten Vorkommen in der konkreten Situation. Vielmehr heißt dies: auch z.B. die Partikeln in abtönender Funktion *b r i n g e n* *s c h o n e t w a s i n d i e k o n k r e t e K o m m u n i k a t i o n s - s i t u a t i o n m i t*, über das der Sprecher ähnlich wie bei den Bedeutungen lexikalischer Morpheme in seiner Kompetenz verfügt, und das wesentlich den Bezug zu kommunikativ-pragmatischen Faktoren umfaßt.

E i n e Möglichkeit, kommunikativ-funktionale Grammatik zu treiben, besteht demzufolge darin, einem morphosyntaktischen Ausdrucksmittel verallgemeinerte Beschreibungen seiner kommunikativ-pragmatischen Funktionen zuzuordnen. Die Gesamtheit dieser Funktionen kann dann als das ‘Funktionspotential’ des entsprechenden morphosyntaktischen Ausdrucksmittels bezeichnet werden.⁴⁶

So kann man, entsprechend dem Ergebnis von Abschnitt 3.2.3, dem Konjunktionalkomplex *ja aber* die B-attitudionale Funktion ‘Konfliktvermeidung’ (f_1) und die relationalen Funktionen ‘Einleitung eines Widerspruchs auf der propositionalen Ebene’ (f_2) und ‘Einleitung eines neuen Themenabschnitts’ (f_3) zuordnen. Die Formulierung des Funktionspotentials (P_F) von *ja aber* (a_1) besteht also in der Zuordnung von

$f_1 - f_3$ zu a_1 , die in Form geordneter Paare darstellbar ist:

$$P_F(ja\ aber) = \{ \langle a_1, f_1 \rangle; \langle a_1, f_2 \rangle; \langle a_1, f_3 \rangle \}.$$

Da man berücksichtigen muß, daß f_1 in allen Vorkommen von *ja aber* auftritt, f_2 und f_3 sich hingegen ausschließen, kann man dies genaueren, unter Verwendung von Tripeln, formulieren:

$$P_F(ja\ aber) = \{ \langle a_1, f_1, f_2 \rangle; \langle a_1, f_1, f_3 \rangle \},$$

paraphrasierbar als: Das Funktionspotential von *ja aber* besteht darin, daß es entweder die B-attitudionale Funktion 'Konfliktvermeidung' und die relationale Funktion 'Einleitung eines propositionalen Widerspruchs' übernehmen kann, oder die B-attitudionale Funktion 'Konfliktvermeidung' und die relationale Funktion 'Einleitung eines neuen Themenabschnitts' ⁴⁷.

Eine Schwierigkeit bei diesem Vorgehen – Zuordnung von Funktionspotentialen zu Ausdrucksmitteln – besteht darin, daß die hier notwendigen Kategorien zur Erfassung der kommunikativ-pragmatischen Funktion häufig noch nicht in entsprechend scharfer Definition zur Verfügung stehen dürften. ⁴⁸

Als Alternative zum soeben angedeuteten Vorgehen kann man deshalb zunächst eine kommunikativ-funktionale Grammatik auch ausgehend von wohldefinierten kommunikativ-pragmatischen Funktionen aufbauen. Auf der Ebene der illokutiven Typen geht so Hindelang 1978 vor, wenn er zunächst 'Handlungsbedingungen' verschiedener Typen direkter Sprechhandlungen wie 'Anleitung', 'Weisung', 'Aufforderung', 'Befehl' usw. definiert, sodann untersucht, durch welche Inhaltskategorien ⁴⁹ diese Sprechhandlungstypen vollziehbar sind, schließlich fragt, durch welche 'Äußerungsformen' die Inhaltskategorien realisiert werden und welche grammatischen Unterschiede zwischen diesen Äußerungsformen bestehen. ⁵⁰ Ähnlich einzuschätzen ist offensichtlich die systematische Analyse von 'Gliederungssignalen' zur Einleitung von Themenabschnitten bei Schank 1978, oder eine systematische Analyse von 'Schlußeinleitungs-' bzw. '-zustimmungssignalen' (vgl. oben, Abschnitt 3.2.3): Hier wird jeweils eine klar definierte kommunikativ-pragmatische Funktion vom relationalen Typ vorgegeben, und es werden die Ausdrucksmittel gesucht, die im Deutschen diese Funktion erfüllen können. ⁵¹

Nach einem Vorschlag von Bödeker 1978, S. 61 kann man dann sagen, daß die der definierten Funktion (f_1) zugeordneten Ausdrucksmittel ($a_1, a_2, a_3, \dots, a_n$) das **Ausdruckspotential** (P_A) des Deutschen (oder einer Varietät des Deutschen) für f_1 darstellen. Allgemein

formuliert führt das zu Aussagen des Typs

$$P_A(f_1) = \{ \langle a_1, f_1 \rangle; \langle a_2, f_1 \rangle; \langle a_3, f_1 \rangle; \dots; \langle a_n, f_1 \rangle \}.$$

Faßt man auf diese Weise die Ausdrucksmittel, die f_1 zugeordnet sind, zu einer Klasse zusammen, kommt man im allgemeinen zu einer Klassifikation quer zu den ausdrucksseitig bestimmten Wortarten-Klassifikationen.⁵² So enthält z.B. die Klasse der Schlußeinleitungssignale zumindest Adverbien (*gut*), Partikeln (*ja*), Eigennamen und eventuell, je nach Definition von 'Schlußeinleitungssignal', mit Adverbien gebildete Kurzsätze (*ist gut*).

Ein Vorgehen, bei dem man von vorweg definierten kommunikativ-pragmatischen Funktionen ausgeht, ist auch geeignet, ein Problem zu entschärfen, auf das ich bereits oben, Abschnitt 3.2.3, kurz hingewiesen habe: die für die Zuordnung zu kommunikativ-pragmatischen Funktionen in Frage kommenden Ausdrucksmittel können selbst wieder Konstruktionen sein, so etwa der Konjunktionalkomplex (Partikel + Konjunktion) *ja aber*. Bei einem ausdrucksseitig orientierten Vorgehen nun fällt die Erkenntnis des unter funktionalen Gesichtspunkten Zusammengehörigen in den Bereich der *Heuristik* — man geht bei der eigentlichen Analyse ja bereits von *ja aber* aus, während bei einem mit der kommunikativ-pragmatischen Funktion einsetzenden Vorgehen die Erkenntnis von der Einheit der Konstruktion *ja aber* unter funktionalem Gesichtspunkt selbst in die *Analyse* fällt — die Bildung ausdrucksseitig komplexer Einheiten ist Teil der Ausdruckspotential-Analyse.

Zum Status solcher Zuordnungs-Aussagen vom Typ $\langle a_1, f_1 \rangle$ usw. ist eine Bemerkung notwendig: Es wird jeweils behauptet, daß der Sprecher mit der Äußerung einer Instanz des Ausdrucksmittels a_1 die entsprechende kommunikativ-pragmatische Funktion *e x p l i z i t* macht. Es wird aber damit *n i c h t i n j e d e m F a l l* auch behauptet, daß der Sprecher nicht auch ohne die Äußerung einer Instanz von a_1 eine f_1 entsprechende *I n t e n t i o n* haben könne. Ich möchte das anhand von vier in Abschnitt 3.2.3 eingeführten Beispielen verdeutlichen.

Mit der Äußerung von

- (11) *Was machst du denn noch da oben?*

indiziert der Sprecher den Sprechhandlungstyp 'Vorwurf', worauf er denn auch z.B. metakommunikativ eher festgelegt werden kann als im Fall der Äußerung von

- (12) *Was machst du noch da oben?* (von entsprechenden paralinguistischen Markierungen abgesehen).

Natürlich kann aber auch der Sprecher von (12) diese Äußerung als Vorwurf intendieren! Ähnlich verhält es sich mit der Äußerung von Futur I in

- (19) (Vater zum Sohn) *Du wirst mir jetzt sagen, wo du die Weinflasche versteckt hast!*.

Hier hat Futur I, wie dargestellt, die B-attitudionale Funktion, "die Rigidität des Durchsetzungsanspruchs mitzukommunizieren", aber "selbstverständlich ist der Durchsetzungsanspruch kein sprachliches Phänomen: er kann ebenso gut bestehen, wenn er nicht mitkommuniziert wird" (Dittmann 1976a, S. 180 m.Anm. 83), wenn der Vater also z.B. äußert

- (19') *Sag mir jetzt, wo du die Weinflasche versteckt hast!*.

Das ist in Fällen wie

- (16) *Der Pilot ist sicher gelandet.*

unter Voraussetzung der propositionalen Einstellung vom doxastischen Typ anders: *sicher* macht hier nicht etwas explizit, was auch ohne expliziten Ausdruck vorliegen könnte, sondern *sicher* ist eine zwar austauschbare, funktional aber obligatorische Ausdruckseinheit. Desgleichen gilt für die Äußerung von Futurformen in relationaler, genauer: replikativer Funktion, wie in

- (24.1) A: ... *Ich helfe dir dann morgen bei der Arbeit.*

- (24.2) B: *Du wirst mir helfen!*

Repliziert werden kann nur in expliziter Weise, bei entsprechender Intention muß also aus einem bestimmten Ausdruckspotential eine Abwahl getroffen werden. In diesem Sinne ist also auch das replikative Futur ein notwendiges Ausdrucksmittel, jedoch austauschbar gegen Ausdrücke der metakommunikativen Thematisierung des B-Einstellungsaspekts, wie in

- (24.2') *Das glaub' ich dir nicht..*

Es ist plausibel anzunehmen, daß im Bereich der relationalen Funktion eher Obligatorik des expliziten Ausdrucks, im Bereich der Indikationsfunktion und der attitudinalen Funktion eher Fakultativität, bezogen auf bestimmte zugrundeliegende Intentionen, vorzufinden ist. Die grundsätzlichen (sprach- und) grammatiktheoretischen Implikationen dieser Unterscheidung zwischen Obligatorik und Fakultativität des Ausdrucks von Bezügen zu kommunikativ-pragmatischen Faktoren scheinen mir ein sehr lohnender Forschungsgegenstand im Umkreis der kommunikativ-funktionalen Grammatik zu sein; jedenfalls liegt hier ein grammatiktheoretisches Desiderat.

Wenn man die Formulierung von Funktionspotentialen und von Ausdruckspotentialen als zwei Aussagetypen einer kommunikativ-funktionalen Grammatik betrachtet, dann führt die soeben angestellte Überlegung, die Existenz *alternativer* Ausdrucksmittel betreffend, zu einem dritten Typ von Aussagen. Ich habe bereits oben, Abschnitt 2.3, das 'Prinzip der relativen Beliebigkeit der morphosyntaktischen Konstruktion hinsichtlich des Tätigkeitsaspekts' formuliert. Dem korrespondiert unter dem Systemaspekt ein 'Prinzip der subsystematischen Redundanz der Grammatik natürlicher Sprachen', welches besagt, daß man in beliebigen Systemausschnitten der Grammatiken natürlicher Sprachen alternative Ausdrucksmittel bezüglich bestimmter Intentionen vorfindet. (Das gilt prinzipiell für alle Funktionstypen, also keineswegs nur für die kommunikativ-pragmatische Funktion.) Die Abwahl alternativer Ausdrucksmittel, die in einem konkreten Vorkommen ansonsten 'funktionsidentisch'⁵³ (und mithin austauschbar) sind, kann durch die Situations-einschätzung der Sprecher gesteuert sein, genauer: durch die Einschätzung bestimmter relevanter Merkmale der sozialen Situation (intim, öffentlich, formell usw.). So läßt sich zeigen, daß sich Futur I und Präsens unter anderem dadurch unterscheiden, daß Futur I bei ansonsten gegebener Funktionsidentität mit Präsens dann von Sprechern der gesprochenen deutschen Standardsprache bevorzugt wird, wenn die Kommunikationssituation eher formelle Züge aufweist.⁵⁴

Zweifellos ist diese Art von Situationseinschätzung ein kommunikativ-pragmatisches Phänomen, so daß es sinnvoll ist, entsprechende Aussagen innerhalb einer kommunikativ-funktionalen Grammatik anzusetzen — als Bestandteile der Formulierung des Funktionspotentials der entsprechenden Ausdrucksmittel.

Anmerkungen

- 1 Frei übersetzt nach Schegloff/Sacks 1973, S. 313.
- 2 Vgl. die ausführliche Behandlung in Heringer 1978a, S. 154 ff.
- 3 Heringer 1978, S. 39.
- 4 Damit soll keineswegs die Möglichkeit einer — wohlverstandenen — 'grammatischen' Kreativität geleugnet werden, die prinzipiell alle Elemente des morphosyntaktischen Bereichs betreffen kann. Aber auch ein Satz wie *Fritz wurde gegangen*, wird, jedenfalls vor Einsetzen der Konventionalisierung dieser Konstruktion, im (assoziativen bzw. kontrastiven) Rückgriff auf das geteilte morphosyntaktische Wissen verstanden. Zu demselben Resultat gelangt man über das Argument, daß einzelsprachlich bedingte Mißverständnisse selbst wieder durch Rückgriff auf geteiltes sprachliches Wissen geklärt

werden müssen. So können wir in jedem Fall — unabhängig von einer 'pragmatischen' Einschätzung, also relativ unabhängig von der Kommunikationssituation — sagen, daß der Sprecher von *Fritz wurde gegangen*, gegen eine "grammatische Norm" im Sinne von Steger 1974, S. 111 f. verstößt (der Satz ist in diesem Sinne 'falsch'), wohingegen die Äußerung dieses Satzes relativ zu bestimmten pragmatischen Faktoren sehr wohl 'angemessen' sein kann (vgl. Steger 1974, S. 112 zu 'kollektive Stilnorm'), etwa zur ironisierenden Darstellung des Sachverhalts, daß Peter von seinem Chef entlassen wurde.

- 5 Vgl. Helbig 1979, S. 20.
- 6 Vgl. Searle 1969, S. 66.
- 7 Dort heißt es: "Die Kommunikationsintention eines Sprechers generiert sprachliche Inhalte, die auf der Nomoebene in strukturierte Bedeutungseinheiten und im folgenden auf dem Weg über das von uns so bezeichnete Wechselwirkwerk auf der Morphoebene in Satz- bzw. Texteinheiten überführt werden, und *vice versa* im Verstehensprozeß des Hörers." (Hervorhebg. von mir; J.D.)
- 8 Wunderlich 1976, S. 64 spricht in diesem Zusammenhang von "Rückkopplungen über alle Ebenen [bei ihm: Syntax, Semantik, Pragmatik und Performanz; J.D.] hinweg".
- 9 Vgl. Suchsland 1975, S. 321.
- 10 Vgl. Dittmann 1976a, S. 172 f.; zum Funktionsbegriff überhaupt vgl. u.a. Helbig 1968 und Busse 1975.
- 11 Vgl. auch Kaznelson 1974, S. 93 f., Werner 1969, S. 99, Dittmann 1976, S. 129.
- 12 Vgl. Helbig 1968, S. 283 zur Kritik an W. Schmidt.
- 13 Dafür spricht auch sein Hinweis 1979, S. 26, die "Stellung des finiten Verbs oder der Teile des regulären Satzrahmens" sei "im Deutschen nur syntaktisch motiviert".
- 14 Nach Weigand 1978, S. 113.
- 15 Die 'Innertextlich-referentielle Funktion' entspricht offenbar teilweise der 'kommunikativen Funktion' im Sinne von Werner 1975, Abschnitt 1, nämlich insoweit, als letzterer Begriff auch auf innertextliche Referenzbeziehungen angewendet wird (vgl. ebd., Abschnitt 5). Die ebenfalls unter Werners Begriff 'kommunikative Funktion' fallenden 'kommunikativen Grundfunktionen' des Referierens (im Sinne einer Referenzsemantik), Beschreibens und Präzidierens möchte ich zu den semantischen Funktionen rechnen (bzw. gegebenenfalls zu den kommunikativ-pragmatischen Funktionen). Es scheint mir hingegen inkonsequent zu sein, einerseits Werners Begriff der 'kommunikativen Funktion' zu übernehmen, andererseits aber auch einen Inhaltsbegriff einzuführen, der eine referenz- und eine sprechaktsemantische Komponente enthält, wie dies Weigand 1978, S. 8 f., 110 ff. tut.
- 16 Vgl. W. Schmidt 1969, S. 145; vgl. auch Weinreich 1963, S. 169, 201 Anm. 38 mit Hinweisen auf Hjelmslev und Chomsky.

- 17 Vgl. Dittmann 1976a, S. 167 f., nach Maas 1973, S. 107 f.; für die genauere Explikation vgl. Dittmann 1976a, S. 168 ff.
- 18 Gekürzt nach Weigand 1978, S. 117; vgl. ausführlicher dazu oben, Abschnitt 3.1.
- 19 Terminologie nach Kasher 1971, 1972.
- 20 Vgl. zur entsprechenden Redeweise in bezug auf die Kategorie Futur I Dittmann 1976, S. 172 f.
- 21 Vgl. ausführlich Dittmann 1980, Abschnitt 2.2.
- 22 Wunderlich 1976, S. 77 nennt als 'illokutive Typen' u.a. den direktiven (z.B. Aufforderung), den commissiven (z.B. Versprechungen), den erotetischen (z.B. Fragen) usw.. Zu kritisieren an seiner Aufstellung ist die Zuordnung von Drohungen zum commissiven Typ (Drohungen sind, so Wunderlich an anderer Stelle selbst, 'konditionale Sprechakte'; vgl. im folgenden) und die Zuordnung von Antworten zum satisfaktiven Typ (Antworten sind sequentiell determinierte Sprechhandlungen).
- 23 Aus dieser Kategorie sind die Rechtfertigungen mehrfach untersucht worden (vgl. Rehbein 1972, Fritz/Hundsnurscher 1975), die ebenfalls nur sequenziell definierbar sind (Vorwurf – Rechtfertigung) und durch verschiedene illokutive Typen realisiert werden können. Da auch konditionale Sprechakte i.S. von Wunderlich zumindest implizit sequentiell bestimmt sind (z.B. Ratschlag: *Geh die 2. Straße links!* durch den konditionalen Kontext: *Dann wirst du das Postamt finden.*, vgl. Wunderlich 1976, S. 176), ist es auf Dauer vielleicht sinnvoll, sie als eine Untergruppe der sequentiell determinierten Sprechhandlungen zu betrachten.
- 24 Wunderlich weist aber ebd., S. 74 darauf hin, daß propositionale Einstellungen außerdem durch "modale Partikel im Satz oder durch die Satzintonation ausgedrückt werden" können; in einigen Sprachen gebe es dafür auch einen eigenen grammatischen Modus (z.B. Optativ); vgl. auch unten, Abschnitt 3.2.3. Zum Begriff 'propositionale Einstellung' und zur Begriffsgeschichte vgl. Holly 1979, S. 7 m. Anm. 8.
- 25 In Dittmann 1976a, S. 178 habe ich 'Beziehungsaspekt' als Oberbegriff zu 'propositionale Einstellung' und 'Beziehungsaspekt' i.S. von Watzlawick u.a. gewählt; das ist terminologisch vielleicht problematisch (vgl. Bödeker 1979) und sei deshalb hier revidiert.
- 26 Holly 1979, S. 10 f. macht zurecht darauf aufmerksam, daß Beziehungsdefinition qua propositionaler Akt und Beziehungsdefinition qua illokutiver Akt divergieren, ja sich sogar widersprechen können.
- 27 Terminus in Anlehnung an Goffman 1971, S. 127.
- 28 Vgl. auch Jäger 1976, S. 122 zu den "distributionellen Kennzeichen" von "Schlußeinleitungssignalen".
- 29 Vgl. Schegloff/Sacks 1973, S. 294 f.
- 30 Vgl. Schank 1978, S. 54 ff. Offensichtliche Verletzungen der Konsistenzforderung auf der Themenebene (z.B. 'Themenabbruch') können andererseits wieder bestimmte Funktionen erfüllen (vgl. Schank 1977, S. 242 f. zu *Schönes Wetter heute.*), woraus im übrigen folgt, daß die Konsistenzfor-

derung bezüglich des Themas für die Gesprächsteilnehmer real existiert.

- 31 Beispiele hierfür aus der Institution Kirche/Gottesdienst bietet Gülich 1979, S. 7.
- 32 Vgl. die Diskussion von 'Ablaufmuster' vs. 'Konvention' in Dittmann 1979a, S. 34 f.
- 33 Vgl. auch Holly 1979, S. 21.
- 34 Vgl. Dittmann 1976a, S. 177f., wo allerdings eine etwas abweichende Rede-weise benutzt wird.
- 35 Ausführlich dazu Dittmann 1980, Abschnitt 2.2; vgl. schon Behaghel 1928, S. 115. Auf die paralinguistischen Ausdrucksmittel, die bei (11) und (12) ebenfalls eine Rolle spielen, gehe ich hier nicht ein.
- 36 Vgl. Helbig 1979, S. 21 ff.
- 37 Vgl. u.a. Hartmann 1971, Ammon 1972, Bayer 1979.
- 38 Vgl. ausführlich Dittmann 1976a, S. 179 f.
- 39 Nach einem Transkriptausschnitt von Herrmann/Gusovius 1980.
- 40 Judy akzeptiert mit *gut*, *Jack* ('Schlußzustimmungssignal'); kompliziertere Muster diskutiert Werlen 1979, S. 164 ff.
- 41 Vgl. Dittmann 1976a, S. 180, nach Wolf 1975.
- 42 Vgl. Dittmann 1976, S. 29 u.ö. zum dialektischen Verhältnis dieser Aspekte. Ausführlich diskutiert wurde diese Beziehung m.W. zuerst von Merleau-Ponty; vgl. jetzt Waldenfels 1980, S. 145 ff.
- 43 Vgl. Lewis 1975, S. 79.
- 44 Damit wird zugleich die oben, Abschnitt 2.1, Anm. 4 diskutierte Stegersche Unterscheidung von 'grammatischer Norm' und 'kollektiver Stilnorm' für den Aufbau einer kommunikativ-funktionalen Grammatik in modifizierter Fassung noch einmal aktuell: Während grammatische Normen im Stegerschen Sinne relativ unabhängig von Kommunikationssituationstypen, vom Bezug zu kommunikativ-pragmatischen Faktoren konstatiert werden können, ist für die Regeln einer kommunikativ-funktionalen Grammatik gerade dieser Bezug konstitutiv.
- 45 Die Analyse sprachlichen Handelns unter dem Aspekt der Situationskonstituiertheit müßte in letzter Konsequenz die Interpretation der "individuellen Standpunkte" der Beteiligten umfassen. Diese Ebene der Interpretation bezeichnet Wunderlich 1976, S. 108 als "nicht konventionell geregelt", als "Ebene der Performanz".
- 46 Vgl. Dittmann 1976, S. 115 u.ö.
- 47 Diese Variante einer kommunikativ-funktionalen Grammatik liegt in Dittmann 1976, Kap. 4 für die Kategorien Futur I, Futur II (und austauschbares Präsens bzw. Perfekt) vor, allerdings erweitert um die Definition von Inhaltskategorien. Hindelang 1979, S. 210 nennt dies deshalb einen 'semantik-orientierten Ansatz', den er von einem 'formorientierten', wie ich ihn soeben für *ja aber* dargestellt habe, unterscheidet.

- 48 Vgl. ähnlich Hindelang 1979, S. 212.
- 49 Für 'Anleitungen' ist das z.B. ein Ausdruck wie 'sagen, was positiv wäre'.
- 50 Es geht z.B. bei Anleitungen um Äußerungsformen, wie sie durch *Es wäre gut, wenn Sie jetzt in den dritten Gang schalten.* vs. ... *schalten würden.*, hier mit dem relevanten grammatischen Unterschied Indikativ vs. *würde*-Konjunktiv.
- 51 Prinzipiell kann man auch eine Untersuchung wie Holly 1979 zum Beziehungsaspekt hierzu rechnen. Allerdings mit der Einschränkung, daß es Holly nicht primär um die Frage nach den deutschen Versprachlichungsmöglichkeiten von einzelnen Ausprägungen des Beziehungsaspekts geht.
- 52 Vgl. Dittmann 1976, S. 51 f.; die Elemente solcher funktional determinierter Klassen nennt Halliday 1975, S. 28 'funktionale Elemente', und er betont zurecht die Notwendigkeit, sie sowohl von den Klassen der traditionellen Wortartenlehre als auch von den Funktionen selbst zu unterscheiden.
- 53 Vgl. Dittmann 1976, S. 115.
- 54 Vgl. Dittmann 1976, S. 229 ff.; vgl. ebd., S. 148 ff. zum Problem von Intentionalität und Stil anhand der Tempora.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1972): Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen, in: LiLi, H. 7, 1972, S. 73-88.
- Bayer, Klaus (1979): Die Anredepronomina *Du* und *Sie*. Thesen zu einem semantischen Konflikt im Hochschulbereich, in: Deutsche Sprache, H. 3, 1979, S. 212-219.
- Behagel, Otto (1928): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. III. Die Satzgebilde. Heidelberg 1928.
- Bödeker, Frank-August (1978): Probleme und Resultate kommunikationsorientierter Grammatiktheorie – Kategorien und Methoden. Freiburg i.Br., vervielf.
- Braunroth, Manfred u.a. (1975): Ansätze und Aufgaben der linguistischen Pragmatik, Frankfurt a.M. 1975.
- Busse, Winfried (1975): Funktionen und Funktion von Sprache, in: Schlieben-Lange, Brigitte (Hrsg.), Sprachtheorie, Hamburg 1975, S. 207-240.
- Dittmann, Jürgen (1976): Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. München 1976 (= Heutiges Deutsch, Bd. I/8).
- (1976a): 'Grammatische Bedeutung' und der handlungswissenschaftliche Regelbegriff, in: Schecker, Michael (Hrsg.), Methodologie der Sprachwissenschaft, Hamburg 1976, S. 163-184.
- (Hrsg.) (1979): Arbeiten zur Konversationsanalyse. Tübingen 1979 (= Linguistische Arbeiten, Bd. 75).

- Dittmann, Jürgen (1979a): Einleitung – Was ist, zu welchen Zwecken und wie treiben wir Konversationsanalyse?, in: Dittmann, Jürgen (Hrsg.) (1979), S. 1-43.
- – (1980): *Auch* und *denn* als Abtönungspartikeln. Zugleich ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag, in: Zeitschr. für germanist. Linguistik, Jg. 8, H. 1, 1980, S. 51 - 73.
- Duden-Grammatik (1973): Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 3., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1973 (= Der Große Duden, Bd. 4).
- Engel, Ulrich/Siegfried Grosse (Hrsgg.) (1978): Grammatik und Deutschunterricht. Jahrbuch 1977 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1978 (= Sprache der Gegenwart, Bd. 44).
- Franck, Dorothea (1979): Grammatik und Konversation. Stilistische Pragmatik des Dialogs und die Bedeutung deutscher Modalpartikeln. Amsterdam, Academisch Proefschrift [Diss.]. (jetzt auch Kronberg/Ts. 1980).
- Fritz, Gerd/Franz Hundsnurscher (1975): Sprechaktsequenzen. Überlegungen zur Vorwurf/Rechtfertigungs-Interaktion, in: Der Deutschunterricht, Jg. 27, H. 2, 1975, S. 83-103.
- Glinz, Hans (1973): Textanalyse und Verstehenstheorie. Bd. I. Methodenbegründung – soziale Dimension – Wahrheitsfrage – acht ausgeführte Beispiele. Frankfurt a.M. 1973.
- – (1978): Textanalyse und Verstehenstheorie. Bd. II. Mit Texten erstrebte Erträge – Aufbau der Gesamtkompetenz – Sprache, Zeitstrukturierung und Ich. Wiesbaden 1978.
- Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M. 1971.
- Grice, H. Paul (1975): Logic and Conversation, in: Cole, Peter/Jerry L. Morgan (Hrsgg.), Speech Acts, New York 1975 (= Syntax and Semantics, Bd. 3), S. 41-58.
- Gülich, Elisabeth (1979): Actes de langage dans les processus communicatifs réglés par une institution. Vortrag und Vorlage zur Tagung 'Possibilities and Limitations of Pragmatics', Urbino 8.-14.7.1979.
- Halliday, Michael A.K. (1975): Beiträge zur funktionalen Sprachbetrachtung. Hannover 1975.
- Hartmann, Dietrich (1971): Der Gebrauch von Namen und Personenbezeichnungen als Ausdruck sozialer Beziehungen in einer Kleingruppe, in: Hyldgaard-Jensen, Karl (Hrsg.), Linguistik 1971. Referate des 6. Ling. Kolloquiums, Kopenhagen, Aug. 1971, Frankfurt a.M. 1972, S. 285-306.
- Helbig, Gerhard (1968): Der Funktionsbegriff in der modernen Linguistik, in: Deutsch als Fremdsprache, Jg. 5, 1968, S. 274-287.
- – (1979): Grammatik aus kommunikativ-pragmatischer Sicht?, in: Rosengren, Inger (Hrsg.), Sprache und Pragmatik, Lund 1979 (= Lunder germanistische Forschungen, Bd. 48), S. 11-41.

- Heringer, Hans Jürgen (1978): Gar grausam rächt die Grammatik sich gegen ihre Verächter, in: Engel, Ulrich/Siegfried Grosse (Hrsgg.) (1978), S. 26-41.
- — (1978a): Wort für Wort. Interpretation und Grammatik. Stuttgart 1978.
- Herrmann, Ulrich/Alexander Gusovius (1980): 'Ja aber' in Hochschulseminaren. Vorlage zur 6. Arbeitstagung Linguistische Pragmatik, Schönwald, 14.-19.3. 1980.
- Hindelang, Götz (1978): Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen. Göttingen 1978 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik, Bd. 247).
- — (1979): Was hat Sprechhandlungstheorie mit Linguistik zu tun?, in: Bedeutung, Sprechakte und Texte. Akten des 13. Ling. Kolloquiums, Gent 1978, Bd. 2, Hrsgg. W. Vandeweghe, M. Van de Velde. Tübingen 1979 (= Linguistische Arbeiten, Bd. 77), S. 209-217.
- Holly, Werner (1979): Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts. Tübingen 1979 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 18).
- Jäger, Karl-Heinz (1976): Zur Beendigung von Dialogen. Überlegungen, Vorschläge und erste Systematisierungsversuche, in: Berens, Franz-Josef/Karl-Heinz Jäger/Gerd Schank/Johannes Schwitalla, Projekt 'Dialogstrukturen'. Ein Arbeitsbericht. Mit einer Einleitung von Hugo Steger. München 1976 (= Heutiges Deutsch, Bd. I/12), S. 105-135.
- Kasher, Asa (1971): A step toward a theory of linguistic performance, in: Bar-Hillel, Yehoshua (Hrsg.), Pragmatics of natural languages, Dordrecht 1971 (= Synthese Library), S. 84-93.
- — (1972): Sentences and utterances reconsidered, in: Foundations of Language, Jg. 8, 1972, S. 313-345.
- Kaznelson, S.D. (1974): Sprachtypologie und Sprachdenken. Berlin (DDR) 1974 (= Sprache und Gesellschaft, Bd. 5).
- Koerfer, Armin (1979): Zur konversationellen Funktion von *ja aber* am Beispiel universitärer Diskurse, in: Weydt, Harald (Hrsg.), Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin 1979, S. 14-29.
- Krivososov, Aleksej T. (1977): Deutsche Modalpartikeln im System der unflektierten Wortklassen, in: Weydt, Harald (Hrsg.), Aspekte der Modalpartikeln. Studien zur deutschen Abtönung. Tübingen 1977 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 23), S. 176-216.
- — (1978): Das Problem der modalen Partikeln in der modernen Sprachwissenschaft, in: Sprachwissenschaft, Jg. 3, 1978, S. 97-117.
- Lewis, David (1975): Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Berlin 1975 (= Grundlagen der Kommunikation).
- Maas, Utz (1973): Grundkurs Sprachwissenschaft. Teil I: Die herrschende Lehre. München 1973.
- Meyer-Hermann, Reinhard (1976): Direkter und indirekter Sprechakt, in: Deutsche Sprache, H. 1, 1976, S. 1-19.

- Rath, Rainer (1975): 'Doch' — Eine Studie zur Syntax und zur kommunikativen Funktion einer Partikel, in: Deutsche Sprache, H. 3, 1975, S. 222-242.
- Rehbein, Jochen (1972): Entschuldigungen und Rechtfertigungen. Zur Sequenzierung von kommunikativen Handlungen, in: Wunderlich, Dieter (Hrsg.), Linguistische Pragmatik, Frankfurt a.M. 1972, S. 288-317.
- Sager, Sven Frederik (1980): Die Dialektik von Sprache und Beziehung. Grundlegende Aspekte einer pragmatischen Theorie der Beziehungskommunikation, unveröff. Papier.
- Searle, John R. (1969): Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language. Cambridge 1969.
- Spiewok, Wolfgang (1977): Brauchen wir eine kommunikative Grammatik?, in: Sprachpflege, Jg. 7, 1977, S. 139-141.
- Suchsland, Peter (1975): Bemerkungen zur Funktion morphosyntaktischer Kategorien, in: Deutsch als Fremdsprache, Jg. 12, H. 6, 1975, S. 321-325.
- Schaefer, Burkhard (1972): Inhaltfaktoren, Inhaltfunktionen und Inhaltfunktionsklassen. Zu einer funktionalen strukturellen Semantik des Deutschen, in: Linguistische Studien II. Düsseldorf 1972 (= Sprache der Gegenwart, Bd. 22), S. 68-82.
- Schank, Gerd (1977): Über einige Regeln der Themenverwendung in natürlichen Gesprächen, in: Muttersprache, Jg. 87, H. 4, 1977, S. 234-244.
- (1978): Untersuchungen zum Ablauf natürlicher Dialoge. Nijmegen 1978 (unveröffentlichte Habil.-Schrift Freiburg i.Br.). ((erscheint demn. in "Heutiges Deutsch", Mchn.))
- Schegloff, Emanuel A./Harvey Sacks (1973): Opening up Closings, in: Semiotica, Jg. 8, 1973, S. 289-327.
- Schmidt, Wilhelm (1969): Zur Theorie der funktionalen Grammatik, in: ZPhon, Jg. 22, 1969, S. 135-151.
- Steger, Hugo (1974): 'Grammatische Norm' und 'kollektive Stilnorm' im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells, in: Eifler, G./O. Saame (Hrsgg.), Probleme der Sprache. Eine interdisziplinäre Ringvorlesung, Mainz 1974, S. 110-118.
- Waldenfels, Bernhard (1980): Der Spielraum des Verhaltens. Frankfurt a.M. 1980.
- Watzlawick, Paul/Janet H. Beavin/Don D. Jackson (1969): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern 1969.
- Weigand, Edda (1978): Die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt bei den grammatischen Kategorien des Deutschen. Tübingen 1978 (= Linguistische Arbeiten, Bd. 58).
- Weinreich, Uriel (1963): On the Semantic Structure of Language, in: Greenberg, J.H. (Hrsg.), Universals of Language, Cambridge (Mass.), S. 142-216.
- Werlen, Iwar (1979): Konversationsrituale, in: Dittmann, Jürgen (Hrsg.) (1979), S. 144-175.

- Werner, Otmar (1969): Das deutsche Pluralsystem. Strukturelle Diachronie, in: Moser, Hugo (Hrsg.), Sprache. Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie, Düsseldorf 1969 (= Sprache der Gegenwart, Bd. 5), S. 92-128.
- — (1975): Zum Problem der Wortarten, in: Engel, Ulrich/Paul Grebe (Hrsgg.), Sprachsystem und Sprachgebrauch, Festschrift für Hugo Moser, Teil 2, Düsseldorf 1975 (= Sprache der Gegenwart, Bd. 34), S. 432-471.
- Weydt, Harald (1969): Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen. Bad Homburg 1969 (= Linguistica et Litteraria, Bd. 4).
- Wolf, Werner (1975): Zur Semantik und Pragmatik des Futurs im heutigen Deutsch, in: Deutsche Sprache, H. 1, 1975, S. 59-85.
- — (1978): Sprachliche Regularitäten, pragmatische Regeln und die Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache, in: Engel, Ulrich/Siegfried Grosse (Hrsgg.) (1978), S. 221-232.
- Wunderlich, Dieter (1972): Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, in: Wunderlich, Dieter (Hrsg.), Linguistische Pragmatik, Frankfurt a.M. 1972, S. 11-58.
- — (1974): Grundlagen der Linguistik. Reinbek 1974 (=rororo-studium, Bd. 17).
- — (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt a. M. 1976.

Zur maschinellen Rekonstruktion natürlich-sprachlicher Dialoge

0. Bereits 1965 legte R.F. Simmons einen ersten Überblick über maschinelle Frage-Antwort-Systeme vor; 1968 stellte M. Minsky eine Reihe von Arbeiten zur semantischen Informationsverarbeitung zusammen; und schon 1971 publizierte G. Ungeheuer das Basismodell der Linguistischen Datenverarbeitung als Problemlösungssystem mit natürlich-sprachlich fundiertem Kommunikationsprozeß. In der Zwischenzeit sind eine Vielzahl von Sprachverarbeitungssystemen entwickelt, vorgestellt und sogar in die Anwendung gebracht worden (Schank/Colby (1973), Bobrow/Collins (1975), Waltz (1977), Krallmann (1980), Metzging (1980)), deren Systemkonstruktion neben einer (zum Teil elaborierten) Sprachverstehens-Komponente eine Dialogkomponente ausweist, die einen sogenannten natürlich-sprachlichen Zugang zum System vorsieht, d.h. die Benutzung des (Informations-)Systems in natürlicher Sprache erlaubt. Gerade die Unmittelbarkeit der Mensch-Maschine-Kommunikation durch die Verwendung der natürlichen Sprache ist zugleich Forderung und Begründung für die Realisierung von Frage-Antwort- und Dialogsystemen innerhalb des Forschungsbereiches der 'Künstlichen Intelligenz' geworden (Kolvenbach/Lötscher/Lutz (1979), von Hahn (1979)).

Im folgenden wollen wir näher auf Prinzipien zur maschinellen Rekonstruktion natürlich-sprachlicher Dialoge eingehen, allerdings nicht in der Form, daß bestehende Systeme auf den Zusammenhang hin zwischen der Verwendung von natürlicher Sprache als Benutzersprache und linguistischer Verarbeitungskapazität untersucht werden. Vielmehr wollen wir zeigen, daß in bisher konzipierten oder realisierten Sprachverarbeitungs- und Dialogsystemen die Systemdialoge zwar natürlich-sprachlich fundiert bearbeitet werden, diese natürlich-sprachlichen System-Nutzer-Interaktionen aber dennoch nicht als natürlich-sprachliche Dialoge modelliert werden.

1. Die Beschäftigung mit natürlicher Sprache war im Bereich der 'Künstlichen Intelligenz' als Simulation sprachlicher Verhaltensweisen bereits früh Gegenstand der Forschung. Die ersten Systeme, die in bescheidenem Umfang natürliche Sprache als Eingabesprache für ein Computersystem zuließen, entstanden in den frühen sechziger Jahren mit BASEBALL,

STUDENT und SIR (Minsky (1968)). Inzwischen sind Systeme hoher Komplexität mit einer großen Sprachverarbeitungskapazität entwickelt worden (Krallmann (1980)); und es gibt kaum ein System, in dem das Problem der Verwendung der natürlichen Sprache keine Rolle spielt, sei es

- als Datenmanipulationssprache bei Datenbanksystemen
- als Abfragesprache bei automatischen Retrievalsystemen
- als Eingabesprache für computergestützte Informationssysteme
- oder als Sprachrepräsentation für Textverstehens- und Dialogsysteme.

Wenn auch auf den ersten Blick diese genannten Sprachverarbeitungssysteme offensichtlich unterschiedliche Systemkomponenten aufweisen, so läßt sich doch ein diesen Systemen allgemeiner Funktionszusammenhang von Sprachverarbeitungskomponenten unterlegen (Brecht (1978)):

NL \longleftrightarrow RF \longleftrightarrow INT \longleftrightarrow QL \longleftrightarrow DB.

Natürlich-sprachliche Eingaben (NL) werden in eine Repräsentationsform (RF) zur Darstellung von Wissen überführt; ein Interpreter (INT) stellt eine Verbindung her zwischen der Repräsentation von Sachverhalten (in RF) und – über eine Datenmanipulationssprache (QL) – zur Datenbank (DB). Zwar kann bei einem Systemvergleich nur in seltenen Fällen eine 1:1-Zuordnung zwischen den Funktionskomponenten des Schemas und Komponenten realisierter Systeme hergestellt werden, trotzdem muß in jedem Sprachverarbeitungssystem ein solcher Funktionszusammenhang in bzw. durch Systemkomponenten vergleichbar angelegt sein.

System-Nutzer-Interaktionen werden in bestehenden Sprachverarbeitungssystemen bislang aufgefaßt als natürlich-sprachliche Systemdialoge,

- a) durch die Sachverhalte vom Benutzer als Problemstellungen formuliert werden,
- b) in denen die Intention des Benutzers natürlich-sprachlich repräsentiert ist und
- c) durch die das System zur Reaktion aufgefordert ist.

Eine vom Benutzer formulierte sogenannte "Problemstellung" stellt in dieser Auffassung von Systemdialogen der Form nach eine präzise formulierte, eindeutige Aufforderung an das System dar, eine "Wissenslücke" des Benutzers zu füllen. Jede Formulierung von Problemstellungen wird dabei vom System als eine deklarative Sachverhaltsdarstellung mit imperativer Funktion zur Reaktion aufgefaßt. Die Formulierung *Nenne zwei*

Primzahlen zwischen 1 und 10 wird interpretiert als Aufforderung zur Systemreaktion: Nenne zwei beliebige Primzahlen.

Versucht man den Zusammenhang zwischen deklarativer Sachverhaltsdarstellung und imperativer Funktion systemrational zu fassen, ergibt sich folgender formaler Ausdruck:

$$R(A, B, \dots).$$

Hierbei bezeichnet R die imperative Funktion und A, B, \dots etc. die Menge möglicher Reaktionsalternativen. Fragen sind danach eine spezifische Untermenge von deklarativen Sachverhaltsdarstellungen mit imperativer Funktion, die dadurch gekennzeichnet sind, daß die Reaktionsfunktion in ihnen nur indirekt vorkommt. *W-Fragen*, beispielsweise der Art: *Wie heißt der jetzige Bundeskanzler?* oder *Welche Städte liegen am Rhein?*, lassen sich dann ebenfalls systemrational darstellen als

$$R(? , B).$$

In diesem Ausdruck werden über R ein oder mehrere Alternativen als Systemreaktionen spezifiziert. So werden Frage-Antwort-Sequenzen im Systemdialog selbst im fragelogischen Sinn nicht als linguistische Frage-Antwort-Relationen bearbeitet, sondern systemrational reduziert auf Antwortbedingungen in Form von Mengenalternativen für bzw. von Systemreaktionen. Aus dieser Auffassung heraus ist es verständlich, daß Antworten auf *W-Fragen* nur aus einem oder mehreren Element(en) einer lediglich "gelisteten Wissensbasis" bestehen können.

Solange die linguistische Frage-Antwort-Relation nicht weiter interpretiert wird als durch "Wissensbasis"- oder Datenbank-orientierte Mengenalternativen bzw. -relationen, bleibt ein natürlich-sprachlicher Zugriff auf Datenbanken oder andere "Wissensbasen" einem formalen oder formatierten Zugang gleichgestellt.

2. An einigen Beispielen sollten typische Formulierungen von Problemstellungen in natürlich-sprachlichen Ansätzen zu Informations- und Datenbanksystemen vorgestellt werden. An ihnen soll die eher systemrationale Behandlung von Frage-Antwort-Sequenzen in Systemdialogen gezeigt werden, wodurch zugleich auch schon die Grenzen einer Dialogfähigkeit und -leistung in Art und Umfang angedeutet werden.

- a) Innerhalb des Projektes 'Automatische Erstellung semantischer Netze' (ID 79-05) sind Fragen an ein Informationssystem zu bestimmten Anwendungsgebieten bzw. 'Mikrowelten' möglich; die natürlich-sprachliche Frage wird dabei in eine formale Repräsentation über-

führt, die Antwort des Systems besteht aus einer 'formatierten' Ausgabe von Systemdaten, die mit natürlich-sprachlichen Elementen angereichert ist.

Eine Frage-Antwort-Sequenz aus einer "Fabrikwelt" kann dann folgendermaßen aussehen:

Welche Lager liefern Input-Produkte, die von Input-Fabrik-2 produziert werden?

→ ES SIND STORE-1 UND STORE-2.

- b) Das Projekt 'PLIDIS' des Instituts für deutsche Sprache (Kolvenbach/Lötscher/Lutz (1979)) ist als Informations- und automatisches Überwachungssystem für den Bereich der Industrieabwasserüberwachung realisiert. Es läßt Fragen zur Betriebsüberwachung, Wasserverschmutzung und zu chemischen Laboruntersuchungsergebnissen zu. Ein Beispiel einer natürlich-sprachlichen Interaktion mit dem System hat die Form:

→ PLIDIS IST INTERAKTIONSBEREIT

Welche Proben von Lauxmann haben 1975 Grenzwerte überschritten?

→ PROBE

BETRIEB

75/11/29/14/00

GUENTHER-LAUXMANN

75/07/09/14/30

GUENTHER-LAUXMANN

75/02/27/13/00

GUENTHER-LAUXMANN

→ PLIDIS IST INTERAKTIONSBEREIT.

- c) Im System USL der IBM Heidelberg (Lehmann (1977)) werden die zu jeder Frage von der Datenbasisverwaltung erzeugten Antworten ebenfalls formatiert ausgegeben.

Ein Dialog hat dann folgende Beispielform:

Welcher erfahrene Mitarbeiter, der kein Manager ist, wohnt in Heidelberg?

→ GESUCHTES OBJEKT NICHT VORHANDEN

Welche erfahrenen Mitarbeiter wohnen wo?

→ PERSON

ORT

KOCH

BEI HEIDELBERG

SCHULZ

IN WIESBADEN

Ist Koch kein Manager?

→ DOCH.

- d) Zum Abschluß sei ein Beispieldialog eines anwendungsorientierten natürlich-sprachlichen Datenbanksystems angeführt, das vom Artificial Intelligence Center in USA für die US-Navy entwickelt wurde (Hendrix/Sacerdoti/Sagalowicz/Slocum (1977)). Im System LADDER sind Daten über Kriegs- und Handelsschiffe, ihre Positionen und Operationsgebiete gespeichert.

Ein Dialog kann folgende Formen haben:

What is the current position of the Kennedy?

→ (POSITION 6000N03000W DATE 7601171200)

of Kitty Hawk?

→ TRYING ELLIPSIS: WHAT IS THE CURRENT POSITION OF KITTY HAWK?

(POSITION 3700N01700E DATE 7601171200)

Die Dialogverarbeitung von natürlich-sprachlich fundierten Systemdialogen wird in den genannten Systemen SEMANTISCHE NETZE, PLIDIS, USL, LADDER einseitig als eine Systemaufgabe für eine ausgearbeitete Sprachverstehenskomponente interpretiert, deren Kontur sich in zwei Sprachverarbeitungsleistungen vereinfachend zusammenfassen läßt:

- eine systemlinguistische Rekonstruktion von morphologischen, syntaktischen und referenzsemantischen Informationen aus der natürlich-sprachlichen Repräsentation von Systemdialogen (NL-RF);
- eine systemrationale Rekonstruktion von Frage-Antwort-Relationen aus der natürlich-sprachlichen Repräsentation von Systemdialogen (RF-DB).

J. Palme (1971) hat die Leistung derartiger Systeme dahingehend charakterisiert, daß sich die Sprach- und Dialogverarbeitung auf die Algorithmisierung aller und nur der Sätze eines Sprachsystems zu einer Frage-Antwort-Relation beschränke, die einer System-Nutzer-Interaktion mit formatierter Abfragesprache formal gleichgestellt bleibt.

3. Auch die Sprach- und Dialogverarbeitung in neueren Dialogsystemen der KI-Forschung wie z.B. PLANES und JET erweitert lediglich den angedeuteten Systemrahmen von Frage-Antwort-Relationen der bisherigen Sprachverarbeitungssysteme. Das Ziel dieser Systemkonstruktionen ist eine Erweiterung der Interaktionsmöglichkeiten zwischen Benutzer und System.

Diese Erweiterung der Interaktionsmöglichkeiten zeigt sich zum Beispiel bei dem System PLANES (vgl. Waltz (1978) und dem System AUTO-

MATIC ADVISER (vgl. Tennant (1979)) darin, daß eine Erkennung und Auswertung von Fragen möglich wird im Hinblick auf:

- Angaben über die Datenbasis, ihre Struktur und Inhalte
- Angaben über das Lexikon des Systems
- Angaben zum Aufbau von Äußerungstexten
- Verweise auf Gesprächsgegenstände
- verifizierende oder resümierende Äußerungen
- Äußerungen, die eine mehrfache Datenbasissuche erfordern
- Fragen, die sich über mehrere Sätze erstrecken
- Angaben über Eigenschaften des Frage-Antwort-Systems
- Angaben zum Ausbau des Bereiches, den das System konzeptuell abdeckt.

Die diesen Systemen zugrunde gelegten Interaktionsmöglichkeiten werden aufgefaßt als zu modellierende Dialogmöglichkeiten; eine Dialogverarbeitung dieser Systeme beschränkt sich aber auf die Erkennung und Auswertung von Fragesatztypen, deren Verarbeitung auf der Grundlage erweiterter Wissens- und Datenbasen geleistet wird. Anders ausgedrückt, die sogenannten Typen von Dialoghandlungen werden nur als Relationsausdrücke von Fragesatztypen über Datenbankrelationen formuliert und ergänzen so die bisherigen linearen Transformationen zu Datenbankrelationen (NL-RF-DB) und werden somit keiner eigenständigen Dialogverarbeitung unterzogen. Während bisher in Systemen wie PLIDIS, USL usw. Frage-Antwort-Relationen aufgebaut wurden, die informationsadäquat sein mußten und inferenziell sich nur auf die Datenbasis bezogen, besteht hier die Erweiterung der Dialogmöglichkeiten in der Einbeziehung der Frage-Antwort-Relationen selbst. Über die Erkennung und Verarbeitung von Fragesatztypen in Systemen wie PLANES oder beim AUTOMATIC ADVISER kann nun eine Frage-Antwort-Relation dadurch zugängsmäßig aufgerufen werden, daß zum Beispiel sogenanntes Metawissen wie

What do you know?

abgefragt werden kann oder Eigenschaften des Frage-Antwort-Systems wie zum Beispiel

Can you calculate percentages?

thematisiert werden.

Versucht man, diese Dialogverarbeitungs-komponente ebenfalls durch einen formalen Ausdruck darzustellen, dann entsprechen den genannten allgemeinen Sprachverarbeitungs-komponenten NL-RF-DB nicht nur die Systemoperationen

$$R(?, B),$$

sondern auch iterative Operationen über diesen Systemoperationen, die wie folgt dargestellt werden können:

$$R(?, B) \rightarrow R(A, B) \rightleftharpoons R(R(H, B)).$$

Entscheidend ist auch hier, daß die Frage-Antwort-Relation auf Mengenalternativen für Systemreaktionen über R beschränkt sind und die Systemreaktion R in ihnen nur indirekt vorkommt. Während Systeme wie PLIDIS, USL usw. die Antwortbedingungen als Mengenalternativen so interpretieren, daß natürlich-sprachliche Sätze als referenz-semantische Ausdrücke darstellbar sind, die zu relationalalgebraischen Ausdrücken für die Datenbank umzuwandeln sind, wird bei den neueren Dialogsystemen der natürlich-sprachliche Satz ebenfalls als referenz-semantischer Ausdruck darstellbar, aber über R nochmals eine Inferenz gezogen, die die lineare Transformation zur Datenbank ergänzend steuert. Die frage-typ-bezogenen Inferenzen sind als eine ergänzende Relationsmatrix zu interpretieren, die lediglich über inhaltlich und datenbankbezogenen Relationen operieren, aber formal dennoch auch Mengenalternativen bilden.

Der Schwerpunkt auch bei den neueren Dialogsystemen liegt noch eindeutig auf der rekonstruktiven Sprachverarbeitung von Eingabesätzen sowie datenbank-bezogenen Relationierungen von Frage-Antwort-Sätzen. Auch die Entwicklung der Dialogsysteme stützt sich noch einseitig auf die Informationsadäquatheit der Antwort und die linguistische Richtigkeit der natürlich-sprachlichen Rekonstruktion, nicht aber auf eine durch Dialogkonstrukte gestützte Antwortgenerierung, die lediglich über natürlich-sprachlichen Repräsentationen arbeitet.

4. D. Metzing (1980) hat Dialogsysteme als solche Sprachverarbeitungssysteme definiert, die in der Lage sind, Eigenschaften natürlicher Dialoge zu modellieren. Als derartige Eigenschaften nennt er die Erkennung und Auswertung von

- Dialogkontexten
- Koreferenzen
- Kohärenz/Inkohärenz
- wechselnder Sprecher-Initiative

- Themastrukturen
- Ziele und Pläne der Sprecher.

Abgesehen davon, daß – wie wir gezeigt zu haben glauben – die hier genannten Eigenschaften von Dialogen in dem bisher entwickelten und realisierten Dialogsystem kaum oder nicht modelliert werden, wird hier ein Dialogbegriff zugrunde gelegt, der unterschiedslos linguistische und konversationelle Komponenten aneinanderreicht. Wenn aus forschungsstrategischer Sicht jedoch mit einem Dialogbegriff die Vorstellung von 'konversationeller Natürlichkeit' verbunden wird, dann fehlen hier wesentliche Eigenschaften von natürlichen Konversationen, die möglicherweise auch als Merkmale von natürlich-sprachlichen Dialogen interpretierbar sind. Hierzu gehören unter anderem

- die wechselnde Zuweisung oder Zuschreibung von Bedeutung und Sprecherintentionen im Zeitablauf von Konversationen
- das gewollte Ruhenlassen von Fragen und Redebeiträgen sowie die Option, Bedeutungszuschreibungen im Zeitablauf von Konversationen zu entwickeln
- die gewollte Vagheit und Mehrdeutigkeit in der Formulierung
- die wechselseitige Aushandlung von Bedeutungen und Themen.

Wenngleich im Forschungsbereich der natürlich-sprachlichen Ansätze von Informations- und Dialogsystemen natürlich-sprachliche Dialoge also nicht hinreichend modelliert werden, so bleibt doch nach einer methodologischen Begründung dafür zu fragen, weshalb auch solche eingeschränkten System-Nutzer-Interaktionen eine Informierung und Verständigung in Form von Systemdialogen zulassen.

Aufschluß geben könnte eine kommunikationslogische Annahme über System-Nutzer-Interaktionen:

Die Simulation von Dialog durch den Benutzer ist eine notwendige, die Modellierung von Dialog durch ein System eine hinreichende Bedingung für Systemdialoge.

Die Simulation von Dialogen kann als ein kognitiver Plan von Systempartnern interpretiert werden, wenn es immer möglich ist,

- (A) den Systemreaktionen eine Relevanzadäquatheit und eine konversationelle Plausibilität einseitig zu unterstellen und
- (B) die Systemreaktion auch dann als eine Dialogorganisation einseitig zu behandeln, wenn (A) nicht möglich ist.

Diese Simulationsbedingung ist als eine kommunikationslogische Regel zu interpretieren, die den 'universe of discourse' von Systemdialogen einem Spielrahmen in der Weise gleichstellt, daß alle systemrationalen Sprach- und Dialogverarbeitungen eines Systems solange als zugelassen gelten, wie sie vom Benutzer deutbar und rekonstruierbar sind. Eine evidente Bestätigung für diese These ist vielleicht in der eigentümlichen spielerischen Testmotivation von Benutzern gegenüber Sprachverarbeitungssystemen zu suchen, nämlich die Simulationsregel in der Weise vorübergehend aufzuheben und zu testen, daß mögliche vorgedachte Systemgrenzen des Sprach- und Dialogverstehens offenkundig werden. Die Annahme einer solchen Simulationsregel steht im Gegensatz zu der verbreiteten Auffassung (vgl. Metzinger (1980)), daß Sprachverarbeitungs- und Dialogsysteme bereits formale Eigenschaften von natürlichen Dialogen dadurch modellieren, daß sie als aufgabenorientierte und prozedurale, d.h. schrittweise, gemeinsam, kooperativ und zielorientiert arbeitende Systeme angelegt sind. Es ist aber eher zu vermuten, daß erst durch die unumgängliche Simulationsregel vom Benutzer dieser Systemverarbeitung der Charakter einer Dialogorganisation zugeschrieben wird.

Das einzige uns bekannte System, das eine Rekonstruktion natürlich-sprachlicher Dialoge versucht hat und dabei den Eigenschaften von 'konversationeller Natürlichkeit' nahe kam, war das bereits 1966 von J. Weizenbaum entwickelte System ELIZA.

Die hier vorgebrachte kritische Darstellung richtet sich nicht gegen einen natürlich-sprachlichen Zugangsmodus in Informations- und Datenbanksystemen; vielmehr sind wir der Auffassung, daß eine Modellierung von natürlich-sprachlichen Dialogen sich auf solche Anwendungsbereiche für Systemansätze beschränken sollte, in denen die Rekonstruktion konversationeller Natürlichkeit Vorrang vor einer umfassenden Systemverarbeitung von Natürlich-Sprachlichkeit hat.

Literatur

- Bobrow, D.G./Collins, A. (eds.) (1975): Representation and Understanding. New York 1975.
- Brecht, W. (1978): Natürlich-sprachliche Ansätze zu Datenbanksystemen, in: D. Krallmann (1978), 201-215.
- Eisenberg, P. (1976): Die Bedeutung semantischer Theorien für die Künstliche Intelligenz, in: SL 2, 1976, 28-43.
- Von Hahn, W. (1979): The Anatomy of the Natural Language Dialogue System HAM-RPM. Universität Hamburg, HAM-RPM 12, Mai 1979.

- Hendrix, G.G./Sacerdoti, E.D./Sagalowicz, D./Slocum, J. (1977): Developing a Natural Language Interface to Complex Data. Artificial Intelligence Center, SRI International, Techn. Note 152, Menlo Park, Calif. 94052, USA 1977.
- Kolvenbach, M./Lötscher, A./Lutz, H.D. (Hrsg.) (1979): Künstliche Intelligenz und natürliche Sprache. Tübingen 1979.
- Krallmann, D. (Hrsg.) (1978): Kolloquium zur Lage der Linguistischen Datenverarbeitung. Essen 1978.
- — (Hrsg.) (1980): Dialogsysteme und Textverarbeitung. Kolloquium 12.-14. Dez. 1979, Bonn, LDV-Fittings e.V., Essen 1980.
- Lehmann, H. (1977): Aspects of the interpretation of natural language in an information system. IBM Wissenschaftliches Zentrum, Heidelberg, Tk 77.11.006, Nov. 1977.
- Merzing, D. (1980): Dialogsysteme: Verarbeitung aufgabenorientierter Dialoge, in: D. Krallmann (1980),
- Minsky, M. (ed.) (1968): Semantic Information Processing. Cambridge, Mass., London 1968.
- Palme, J. (1971): Making Computers Understand Natural Language, in: N.V. Findler/B. Meltzer (eds.), Artificial Intelligence and Heuristic Programming, Edingburgh 1971, 199 - 244.
- Simmons, R.F. (1965): Answering English Questions by Computer: A Survey, in: Comm. ACM 8, 1965, 53-70.
- Schank, R.C./Colby, K.M. (eds.) (1973): Computer Models of Thought and Language. San Francisco 1973.
- Tennant, U. (1979): Experience with the Evaluation of Natural Language Questions and Answers. Coord. Sci. Lab., University of Illinois, Urbana-Champaign 1979.
- Ungeheuer, G. (1971): Linguistische Datenverarbeitung — die Realität und eine Konzeption, in: IBM-Nachrichten 206, 1971, 688-694.
- Waltz, D.L. (1977): Natural Language Interfaces, in: SIGART Newsletter 61, 1977, 16-65.
- — (1978): An English Language Question Answering System for a Large Relational Database, in: Comm. ACM, 1978, 526-539.
- Weizenbaum, J. (1966): ELIZA — A Computer Programm for the Study of Natural Language Communication between Man and Machine, in: Comm. ACM 9, 1966, 36-45.

Linguistische Aspekte der forensischen Argumentation*

0. Vorbemerkung

Ich befasse mich in diesem Vortrag mit einem ausgewählten Aspekt des forensischen Diskurses, nämlich mit dem argumentativen Aspekt. Ich tue das deshalb, weil ich annehme – und darin stimme ich mit den meisten Argumentationstheoretikern überein – daß der forensische Diskurs im wesentlichen ein argumentativer Diskurs ist. Allerdings gehe ich anders als vor allem philosophisch orientierte und interessierte Argumentationstheoretiker wie z.B. Toulmin und Perelman nicht vom Gerichtsprozeß als paradigmatischem Fall für die Ausarbeitung einer allgemeinen Argumentationstheorie aus, sondern frage umgekehrt nach der Funktion allgemeiner Dialogstrategien für den spezifischen Fall des Gerichtsverfahrens. Was mich interessiert ist die Frage, wie alltagssprachliche Verfahren des Argumentierens in der Gerichtsverhandlung verwendet und möglicherweise institutionenspezifisch modifiziert werden. Vor allem beschäftige ich mich mit den sprachlichen Prozeduren, die unterhalb der Ebene rechtlicher Festlegungen den Gerichtsprozeß als Interaktionsprozeß in Gang halten und den *A u s t a u s c h* von Argumenten möglich machen, anders ausgedrückt, ich will der 'Dialektik' von Argumentation nachgehen. Darüber soll die Logik nicht vergessen sein; den Begriff 'Logik' fasse ich allerdings ziemlich weit, was ich damit meine, ist der inhaltliche Zusammenhang von Argumenten in einer Argumentation. Es sind freilich nicht primär die Inhalte selbst, die hier von Belang sind, sondern die sprachlichen Mittel, die verwendet werden, um einen Argumentationszusammenhang aufzubauen, wie z.B. die Auswahl von Handlungsverben und die Distribution der Modalausdrücke. Der Vortrag beruht auf einer explorativen Studie; das Ergebnis ist weder eine linguistische Theorie noch eine empirisch repräsentative Beschreibung der forensischen Argumentation. Anhand von nur acht Fällen, die im Anhang beschrieben sind, werden verschiedene Beobachtungen letztlich ohne Anspruch auf systematische Verallgemeinerung zusammengetragen. Insofern gibt der Aufsatz einen Hypothesensuchprozeß wieder aus einem Bereich, dessen gesellschaftliche Relevanz und folgenschwere Bedeutung für den Einzelnen dies m.E. rechtfertigen.

1. Allgemeine Überlegungen

1.1 Konstitutive Bedingungen des Argumentierens

Da ich nicht beabsichtige, eine allgemeine Theorie des Argumentierens oder auch nur des forensischen Argumentierens vorzulegen, möchte ich mich auf wenige theoretische Bemerkungen beschränken, die allein den Zweck haben, einen Rahmen für die empirische Analyse abzustecken. Theoretisch weiterreichende Überlegungen finden sich in diesem Buch in dem Beitrag von Wolfgang Klein.

Wenigstens drei Bedingungen müssen erfüllt sein, wenn man eine Konversation als Argumentation ansehen will.

1. Die **Voraussetzungsbedingung**: Es gibt ein Strittiges bzw. ein Problem. Dieses läßt sich als Frage, als "quaestio" formulieren. Die quaestio im Gerichtsprozeß lautet: Ist der Angeklagte schuldig im Sinne der Anklage?
2. Die **Durchführungsbedingung**: Die Beteiligten behandeln den Streitfall (das Problem) mit Rekurs auf Nicht-Strittiges. Der Proponent wird also versuchen, seine These, d.i. seine Antwort auf die quaestio, durch anerkannte Stützen zu untermauern, der Opponent wird sie durch anerkannte Widerlegungen angreifen. Anerkannte Stützen bzw. Widerlegungen sind Behauptungen, die
 1. von den Beteiligten als wahr akzeptiert werden,
 2. für den zur Diskussion stehenden Fall einschlägig sind.

Einschlägig ist ein Argument, wenn es als singuläre Instanz einer allgemeinen Regel angesehen werden kann, die von den Beteiligten über den zur Debatte stehenden Einzelfall hinaus akzeptiert wird. Z.B. ist die Feststellung: "A ist immer so abweisend zu mir" solange kein einschlägiges Argument für die Behauptung: "A hat ein Radio gestohlen", wie wir nicht bereit sind, eine allgemeine Regel der Art: "Wer abweisend ist, stiehlt auch" zu akzeptieren. Mit anderen Worten: die jeweilige Stütze (Widerlegung) hat den Status einer singulären und die allgemeine Regel, als deren Instanz die Stütze angesehen werden kann, den einer universalen Prämisse. Im Gerichtsprozeß sind die allgemeinen Regeln durch die Gesetze und die Prinzipien der Rechtsdogmatik gegeben. In die gerichtliche Argumentation gehen allerdings darüberhinaus Topoi der Alltagserfahrung als universelle Prämissen ein; auf diesen Gesichtspunkt komme ich in Abs. 1.3 zurück.

3. Die **Abschlußbedingung**. Argumentieren geschieht mit dem Ziel, einen Streitfall schließlich zu entscheiden bzw. ein Problem zu lösen. Über Fragen, die zwar strittig sind, aber in einer gegebenen

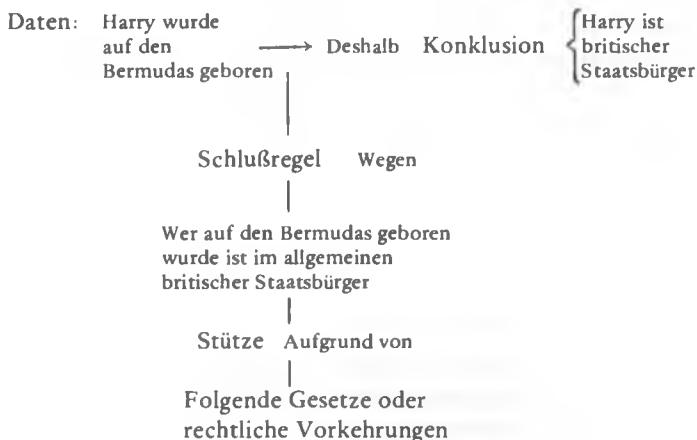
Situation nicht zur Entscheidung anstehen, wird man ebensowenig argumentieren wie über unstrittige Fragen. Die schließliche Entscheidung muß von den Beteiligten akzeptiert werden. Ist dies nicht der Fall, mißglückt die Argumentation, das Streitgespräch wird endlos fortgesetzt oder ergebnislos abgebrochen. Es ist dieser Gesichtspunkt der Akzeptierung von Entscheidungen, durch den die Notwendigkeit gegeben ist, einklagbaren Regeln und Prozeduren zu folgen: Entscheidung legitimiert sich aus der 'Legitimation durch Verfahren' (Luhmann 1969).

Für den Gerichtsprozeß besteht die Abschlußbedingung in dem institutionell vorgegebenen Zwang, ein Urteil zu sprechen. Der in alltäglichen Argumentationen eher implizite Zusammenhang zwischen Entscheidungsnotwendigkeit und Verfahrenslegitimität ist im Gerichtsverfahren in den etablierten Revisionsgründen institutionalisiert.

1.2 Ebenen der Argumentationsanalyse

In der Linguistik hat die Beschäftigung mit Argumentation eine vergleichsweise junge Tradition. Die 'linguistische' Argumentationsanalyse bezieht ihre Kategorien weitgehend aus der philosophischen Logik und der praktischen Philosophie. Vorläufig besteht sie hauptsächlich in einer Anwendung dieser Kategorien auf Alltagssprachliche Diskurse (z.B. in Götert 1978). Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich die linguistische Diskussion ebenso wie die rechtsphilosophische im Spannungsfeld zwischen Logik und Topik (bzw. Dialektik) entwickelt. Ansätze zu einer logischen Rekonstruktion natürlichsprachlicher Argumentation sind in der Linguistik u.a. von Metzger 1975, Kummer 1972 und Schnelle 1975 vorgelegt worden. Die topisch-dialektische Tradition wird in Kopperschmidt 1973 fortgesetzt, ebenso in Quasthoff 1973. Zu besonderer Prominenz ist in der Linguistik Toulmins Schema der Argumentation gelangt, beinahe alle neueren linguistischen Arbeiten zur Argumentationsanalyse stützen sich auf dieses Schema.¹ Über den Umweg eines Artikels von Habermas 1974 hat es im übrigen auch in die rechtstheoretische Diskussion Eingang gefunden (Schneider/Schroth 1977). Für eine Untersuchung des Argumentierens bei Gericht ist dieses Schema deshalb von Belang, weil Toulmin selbst für seinen Ansatz das Gerichtsverfahren als Analogie heranzieht.² Toulmin unterscheidet in seinem nachstehend wiedergegebenen Schema drei Arten von Argumenten: Daten, Schlußregeln und Stützungen (vgl. D 1).

(D 1)

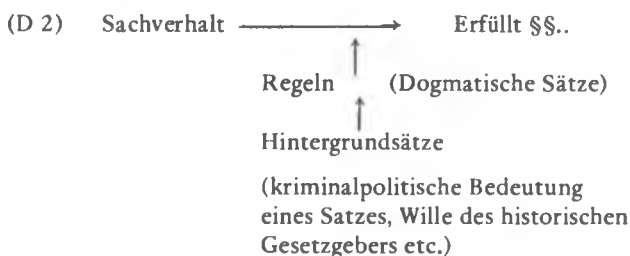


Hervorzuheben ist hier die Differenzierung zwischen Schlußregeln und Stützungen, durch die sich das Schema von dem des klassischen Syllogismus unterscheidet, wo Schlußregeln und Stützungen unterschiedlos als Instanzen der (universellen) Oberprämissen behandelt werden. Schlußregeln sind hypothetische Aussagen, die garantieren, daß der Übergang von gegebenen Daten zu einer Konklusion *z u l ä s s i g* ist; Stützungen sind kategorische Tatsachenfeststellungen oder Normfestlegungen, die angeben, inwiefern eine Schlußregel haltbar ist. Für die Argumentationsanalyse sind Stützungen unter zwei Gesichtspunkten von Belang:

1. In Abhängigkeit vom Typus des zur Diskussion stehenden Problems (ästhetisch, moralisch, rechtlich etc.) führen Stützungen unterschiedliche Tatsachen *b e r e i c h e* in eine Argumentation ein. Die Schlußregel "Wer auf den Bermudas geboren wurde, ist i.a. britischer Staatsbürger" kann nur durch völkerrechtliche Festlegungen und nicht durch bloße Beobachtungen über die auf den Bermudas gesprochene Sprache, die vorherrschende Hautfarbe o.ä. begründet oder bestritten werden. Art und Inhalt der Stützung einer Schlußregel entscheiden damit auch über die Einschlägigkeit eines Arguments.
2. Die zur Stützung einer Schlußregel herangezogenen Tatsachenfeststellungen determinieren, ob die Argumentation "substantiell" ist. Eine nicht-substantielle Argumentation liegt nach Toulmin dann vor, wenn die Wahrheitsprüfung für eine Stützung die Wahrheitsprüfung für eine

Konklusion bereits einschließt, so daß die Konklusion im wesentlichen durch eine Umsortierung der Prämissen zustande kommt und diesen gegenüber keine neue Einsicht enthält.

Für die Analyse gerichtlicher Argumentationen ergibt sich nun die Frage, wie die Oberprämissen von rechtlichen Schlüssen auf die Schlußregeln und Stützungen zu verteilen sind. Schneider/Schroth 1977 füllen das Schema wie folgt:



Hier fungieren rechtsdogmatische Gesetzesinterpretationen (z.B. "Wegnahme im Sinne von § 242 StGB bedeutet ...") als Schlußregeln, die ihrerseits durch den Rekurs auf rechtspolitische Grundsätze gestützt werden.

Die Anwendung des Schemas ist auf das den Tatbestand feststellende Urteil und seine rechtliche Absicherung beschränkt. Damit bezieht es sich primär auf die innere Logik der richterlichen Urteilsbegründung bzw. auf die innere Logik der Anwaltsplädoyers. Insoweit das so rekonstruierte Schema auf den Gesamtverlauf einer Verhandlung bezogen werden soll, bleiben drei Punkte offen:

1. Gerichtsverhandlungen haben nicht nur eine innere Logik, sie unterliegen auch bestimmten Verfahrensregeln, die größtenteils in den Bestimmungen der Strafprozeßordnung festgeschrieben sind, die aber unterhalb der Ebene der Strafprozeßordnung rechtlich nicht fixierte, jedoch konventionell eingespielte Verfahrensweisen zulassen. Es fragt sich, wie die unterschiedlichen Prozeduren der Verfahrensdurchführung in dem Schema rekonstruiert werden können.
2. In jeder Gerichtsverhandlung geht es zu einem großen Teil, nämlich während der gesamten Beweisaufnahme, darum, festzustellen, ob ein bestimmter Sachverhalt gegeben ist; es ist nicht so, daß die Daten (d. i. die Prämissen der Argumentation) einfach vorausgesetzt werden können, sie sind vielmehr im Laufe des Verfahrens zu ermitteln.

(Dabei stützen sich die Beteiligten freilich auf Vorinformationen wie eigene Wahrnehmungen, Polizeiprotokolle etc.) Die Frage ist, welche argumentativen Verfahren zur Etablierung der Prämissen verwendet werden und wie diese Verfahren auf den in der Anklage genannten Tatbestand bezogen sind.

3. Die rechtlich definierten Tatbestände umfassen i. a. die objektiven Merkmale der Tat und die subjektiven Merkmale des Täters. Die subjektiven Merkmale beziehen sich auf die Modalitäten der angeklagten Handlung, geschah diese "vorsätzlich", "bedingt vorsätzlich", "fahrlässig" etc. In der Beweisaufnahme geht es dementsprechend nicht allein darum, festzustellen, ob ein bestimmter Sachverhalt *p* gegeben war, sondern auch um *Einstellungen* des Angeklagten zu diesem Sachverhalt: *wußte* er, daß *p*, *nahm* er die möglichen Konsequenzen von *p* *in Kauf* etc.? Insbesondere in diesem Bereich kommen auf Seiten der Richter und Anwälte soziale Topoi und individuelle Alltagserfahrungen ins Spiel, die nicht ohne weiteres auf "den Willen des historischen Gesetzgebers" zurückführbar sind. Schneider/Schroth lassen völlig offen, wie (und ob) diese Elemente in Toulmins Schema zu rekonstruieren sind.

Toulmin rekonstruiert in seinem Schema die Logik der *Argumentation*. Dabei repräsentieren die einzelnen Komponenten des Schemas die *Argumente*, aus denen eine Argumentation besteht. Die Unterscheidung zwischen Argumenten und Argumentationen haben unter einem anderen Gesichtspunkt Klein 1978 und Quasthoff 1978 besonders hervorgehoben. Argumentation wird von diesen Autoren als eine komplexe sprachliche Handlung verstanden, deren Ziel es ist, zu einem Problem oder einer Streitfrage bestimmte Positionen vorzubringen, d.h. Argumente zu entwickeln. Argumentationen und Argumente sind damit ebenso wie bei Toulmin auf verschiedenen Hierarchieebenen ("Makro- vs. Mikrostruktur" – cf. Quasthoff 1978) angesiedelt. Allerdings involviert die Betonung des Handlungsaspektes eine gegenüber Toulmin verschobene Akzentsetzung: Handlungen haben nicht nur eine innere Logik, sie vollziehen sich auch nach bestimmten Ablaufschemata (dazu Kallmeyer 1978) und unterliegen damit Organisationsbedingungen, die z.B. Eröffnung, Durchführung und Abschluß einer Handlung regeln und weniger an logischen als an pragmatischen Gesichtspunkten orientiert sind. Metzing 1976 und besonders Quasthoff heben ferner den interaktionellen Aspekt von Argumentation hervor; argumentiert wird, wo Kontroversen auszutragen oder Probleme zu lösen sind (s.o.). "Kollektives Argumentieren" (Klein), das gegenüber "individueller Argumentation" wohl als Normalfall gelten kann, unterliegt daher ebenso

wie andere Formen unmittelbaren Austauschs gewissen Interaktionsbedingungen, die das Zusammenspiel der Beteiligten regulieren.

Ich schlage vor, generell den *Verfahrensaspekt* und den *Entscheidungsaspekt* von Argumentationen zu unterscheiden. Beide betreffen die Durchführung von Argumentationshandlungen, aber sie beziehen sich auf unterschiedliche Ebenen der Durchführung. Verfahrensregeln legen die Organisationsbedingungen des Argumentierens fest. Diese betreffen die Abfolge, in der die quaestio etabliert, These und Gegenthese vorgebracht und das Ergebnis festgestellt wird. Verfahrensregeln normieren ferner die Interaktionsbedingungen; dazu gehören die Regeln des turn-taking und die Mechanismen der wechselseitigen Ratifizierung der quaestio, der Teilquaestiones und der gemeinsam akzeptierten Prämissen.

Entscheidungsregeln legen fest, wann man von den Prämissen zu einer Konklusion übergehen darf. Ein Übergang gilt z.B. dann als zulässig, wenn die Konklusion aus der Menge der Prämissen folgt. Ob die Konklusion aus den Prämissen folgt, wird durch Form und Inhalt der betreffenden Aussagen bestimmt. Die klassischen Schlußfiguren, z.B. der *modus ponens*, beziehen sich auf die Form der Argumente. Eine Argumentation, die sich z.B. im Format des *modus ponens* rekonstruieren läßt, wird i. a. als haltbar angesehen, sie muß deswegen aber noch nicht stichhaltig sein. Die Stichhaltigkeit kann z.B. dann fehlen, wenn herangezogene Argumente nicht einschlägig sind. Einschlägigkeit bezieht sich nämlich nicht auf die Form eines Arguments, sondern auf die Sache, über die das Argument etwas aussagt. In der klassischen Tradition ist die formale Seite des Argumentierens in der Logik, die inhaltliche Seite in der Topik behandelt worden.

1.3 Logische und topische Aspekte der forensischen Argumentation

In der rechtsphilosophischen Literatur gibt es eine anhaltende Diskussion über die logischen und die topischen Aspekte der Jurisprudenz, die auf die aristotelische Logik und Topik (bzw. Dialektik) z.T. explizit Bezug nimmt.³

Die juristische Logik als Theorie des juristischen Argumentierens wird von Rechtsphilosophen als Anwendung der (formalen) Logik auf die Rechtssprechung verstanden. Traditionell war damit die Anwendung bestimmter Schlußmodi der klassischen Syllogistik, wie z.B. des *modus Barbara*, gemeint.

Beispiel:

M a P	Alle Mörder werden mit lebenslanger Freiheitsstrafe bestraft
S a M	Alle Angeklagten im Verfahren x sind Mörder
<hr/>	
S a P	Alle Angeklagten im Verfahren x werden mit lebenslanger Freiheitsstrafe bestraft

Hier gibt die Oberprämisse die Rechtsnorm, die Unterprämisse den Sachverhalt und die Konklusion schließlich das Urteil an. Natürlich ist die juristische Logik heute längst auf dem Stand der formalen symbolischen Logik und beschäftigt sich mit der Axiomatisierung traditioneller Schlußweisen der Jurisprudenz (z.B. Klug 1958). Das Grundproblem der Anwendung der Logik auf die Rechtssprechung, das Problem der Subsumption bestimmter Einzelereignisse unter einen in der Rechtsnorm festgehaltenen Tatbestand, ist aber unabhängig von dem zugrundegelegten Logikformat und weiterhin Gegenstand rechtsphilosophischer Reflexion. Es ist klar, daß die Subsumptionsproblematik es vornehmlich mit der Gewinnung und Geltung von Prämissen zu tun hat. Dabei ist insbesondere die wechselseitige Abhängigkeit von Prämissen und Konklusion ein Problem. Der in der Unterprämisse ausgedrückte Sachverhalt wird ja schon mit Bezug auf die zur Anwendung gelangende Rechtsnorm festgelegt und diese wiederum im Hinblick auf den in Rede stehenden Sachverhalt herangezogen.

Wie kommt nun ein Richter dazu, bestimmte Tatbestandsmerkmale als erfüllt anzusehen und aus einem ganzen Bereich verfügbarer Information bestimmte Sachverhalte herauszulösen, die den gesetzlich festgelegten Tatbestandsmerkmalen entsprechen? Rechtfertigungen für die Herauslösung leiten sich zum einen aus den Prinzipien der Rechtsdogmatik ab. Diese gehen als juristische Topoi in die forensische Argumentation ein. Zum anderen werden bei der Herauslösung unstreitig auch "außergerichtliche Faktoren" (Opp) wirksam, die als Topoi der Alltagserfahrung die forensische Argumentation leiten. Ich möchte dies zunächst an einem konstruierten Beispiel demonstrieren, das aber einem realen Fall nachgebildet ist. In diesem Beispiel ist (1) die quaestio, (2) und (3) geben These und Gegenthese zur quaestio wieder:

- (1) Hat A der Firma X ein Radio entwendet?
- (2) A hat der Firma X ein Radio entwendet.
- (3) Es ist nicht der Fall, daß A der Firma X ein Radio entwendet hat.

Einschlägige Argumente sind (2') als Stütze von (2) und (3') als Stütze von (3) bzw. als Widerlegung von (2).

- (2') A hat das Radio aus einer verschlossenen Packung heraus an sich genommen und sich damit an der Kasse vorbei zum Ausgang begeben.
- (3') Zwar hat A das Radio aus einer verschlossenen Packung heraus an sich genommen, doch wollte er es bezahlen. Aber auf halbem Weg zur Kasse wurde er von einem Kaufhausdetektiv angehalten.

Beide, die Stütze sowohl als auch die Widerlegung, sind einschlägig auf dem Hintergrund von bestimmten allgemeinen Annahmen, nämlich (4) und (5) bzw. (6).

- (4) Wenn jemand in einem Geschäft einen Verkaufsgegenstand an sich nimmt und den Versuch macht, das Geschäft zu verlassen, ohne den Gegenstand zu bezahlen, dann nimmt er den Gegenstand in der Absicht an sich, ihn sich rechtswidrig anzueignen.
- (5) Wenn jemand in einem Geschäft einen Verkaufsgegenstand an sich nimmt und an der Kasse vorbei zum Ausgang geht, dann hat er nicht die Absicht, den Gegenstand zu bezahlen.
- (6) Wenn jemand in einem Geschäft einen Verkaufsgegenstand an sich nimmt und man trifft ihn auf halbem Weg zur Kasse, dann kann man unterstellen, daß er die Absicht hat, den Gegenstand zu bezahlen.

(4) begründet, juristisch gesehen, den Vorwurf des Diebstahls nach § 242 StGB ("(1) Wer eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. (2) Der Versuch ist strafbar"). Annahmen nach dem Muster von (4) sind Gegenstand der Rechtsdogmatik. (5) als Hintergrund von (2') und (6) als Hintergrund von (3') sind *e m p i r i s c h e* Annahmen über das Vorliegen oder Nichtvorliegen der rechtswidrigen Absicht, die sich auf Elemente der Alltagserfahrung gründen.

Daß neben juristischen Topoi auch alltägliche in die juristische Argumentation eingehen, wird weniger in rechtsphilosophischen als in rechtssoziologischen Arbeiten reflektiert (Rottleuthner 1973, Lautmann 1972, Opp 1972). Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie Alltagstheorien, die nicht Gegenstand gesetzlicher Festlegung sind, ungeprüft ein richterliches Urteil und seine Begründung beeinflussen, diskutiert Opp 1972 am Beispiel eines Strafverfahrens wegen Diebstahls in Mittäterschaft. Die Angeklagte (A), eine 45 Jahre alte Frau, sagt in dem Verfahren aus, sie habe, von ihrem Begleiter dazu aufgefordert, in einer Gastwirtschaft einem betrunkenen Gast die Geldbörse aus der Tasche genommen, ihr Begleiter habe ihr diese ent-rissen und dann die Wirtschaft verlassen, sie hätten sich danach nicht wieder gesehen. Der Richter (R) verurteilt die Angeklagte zu vier Monaten

Gefängnis ohne Bewährung, R sieht also im Ergebnis den in der Anklage genannten, gesetzlich festgelegten Tatbestand "Diebstahl" als "Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, sich diesen rechtswidrig anzueignen" für erfüllt an. Opp rekonstruiert anhand des Prozeßverlaufs und insbesondere der Vernehmungspraktiken von R die Prämissen des Urteils (S. 386):

- S₁ Die Angeklagte hat die Geldbörse dem Bestohlenen aus der Tasche gezogen
- S₂ Die Angeklagte hat ein Einkommen von x DM monatlich
- S₃ Die Angeklagte gibt keinen Grund für die Wegnahme der Börse an
- S₄ Vor der Wegnahme der Geldbörse hat die Angeklagte x Gläser Bier und y Gläser Schnaps zu sich genommen
- S₅ Die Angeklagte ist 30mal vorbestraft, davon einige Male einschlägig

S₁ – S₅ werden von R durch gezielte Fragen als tatbestandsrelevante Sachverhalte aus dem Gesamtgeschehen herausgelöst. Zusammengenommen geben sie die Unterprämisse des Urteils (bzw. die Randbedingungen eines Erklärungsschemas nach Hempel/Oppenheim) ab. Warum hat der Richter gerade diese Sachverhalte und Hintergrundinformationen erfragt? Offenkundig weil er andere Sachverhalte für nicht oder nicht in demselben Maße tatbestandsrelevant hielt. Die Relevanzeinschätzung aber erfolgt auf dem Hintergrund allgemeiner Erfahrungssätze und Plausibilitätsannahmen, die R für gesichert hält, etwa "Wenn jemand keinen Grund für die Wegnahme einer Sache angibt, dann hat er sie in der Absicht genommen, sie sich rechtswidrig anzueignen". Aus den Randbedingungen und dem Urteil S₀ "A hat die Börse genommen, um sie sich in rechtswidriger Weise anzueignen" gewinnt Opp ein Bündel derartiger Alltagstheorien, die als Oberprämissen des Richterspruchs fungieren. Die 'Logik' des Urteils ist dann wie folgt zu rekonstruieren⁴:

P₁ Wenn S₁, S₂, S₃, S₄, S₅, und dann S₀

P₂ S₁, S₂, S₃, S₄, S₅

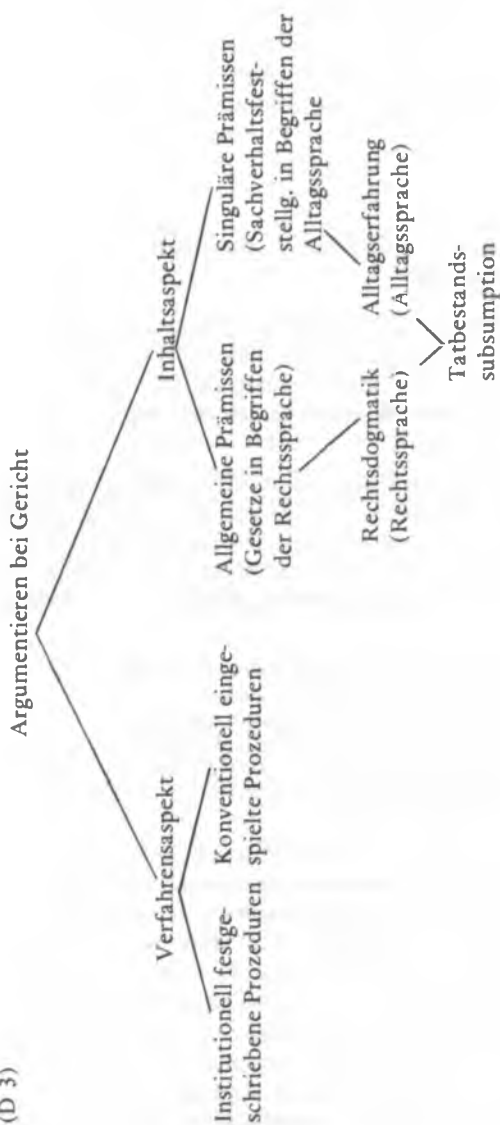
C S₀

Opp stellt dem, was R in der Verhandlung erhebt, alternative "soziologische" Fragemöglichkeiten gegenüber, z.B. die Frage nach den in der sozialen Gruppe von A geltenden sozialen Normen oder nach dem tatsächlichen Zusammenhang von Vorstrafen und Delinquenz. Opps Analyse mündet in einer Kritik richterlichen Handelns und zielt auf eine rationalere Praxis ab, wobei insbesondere die repräsentativen Inhalte von Richterentscheidungen zur Diskussion stehen. Eine linguistische Analyse des Argumentierens bei Gericht wird, selbst wenn ihre Ziele letztlich ähnliche sind, nicht mit demselben Anspruch antreten können. Zu einer sozialwissen-

schaftlich gesicherten Evaluierung der Inhalte juristischer Argumentation hat die Linguistik nichts (oder nur wenig) beizutragen. Das linguistische Interesse richtet sich weniger auf die Topoi selbst als auf die Diskurstechniken, mittels derer die topischen Elemente in eine Gerichtsverhandlung eingebracht werden⁵, d.h. die linguistische Analyse forensischer Argumentation ist in erster Linie Verfahrensanalyse. Man muß sich im übrigen darüber klar sein, daß die forensische Argumentation nicht mit der juristischen Argumentation identisch ist. Wohl kommen im Gerichtsverfahren juristische Argumentationen vor, aber nicht nur juristische Argumentationen. Das liegt daran, daß in jedem Strafverfahren Berufsjuristen und Laien aufeinandertreffen, die in der mündlichen Verhandlung eine gemeinsame Sprache finden müssen, in der sie sich über Sachverhalte und Bewertungen von Sachverhalten verständigen können. Überdies hat jeder einzelne Fall, der in einem Verfahren verhandelt wird, seine Besonderheiten; deswegen gibt es für den Einzelfall und seine sprachliche Darstellung keine normierende juristische Terminologie – der jeweils zur Debatte stehende Sachverhalt muß von Juristen wie von Laien in Begriffen der Alltagssprache dargestellt werden, von Juristen jedoch so, daß er sich dem gesetzlich festgelegten Tatbestand subsumieren läßt; es muß also eine Übersetzung von der Alltagssprache in die Rechtssprache möglich sein. Das Subsumptionsproblem ist insofern nicht nur ein logisches, sondern auch ein linguistisches Problem.

Ich möchte was m. E. Gegenstand einer linguistischen Analyse forensischer Argumentation ist anhand des Diagramms D 3 verdeutlichen.

(D 3)



Auf der Verfahrensseite sind für die Linguistik die sprachlichen Prozeduren von Belang, die unterhalb der Ebene rechtlicher Festlegungen den Gerichtsprozeß als Interaktionsprozeß in Gang halten und den Austausch von Argumenten zwischen Juristen und Laien möglich machen. Auf der Inhaltsseite geht es um die sprachlichen Mittel, die es in den einzelnen Stadien des Verfahrens ermöglichen, den zur Debatte stehenden Sachverhalt unter einen rechtlich definierten Tatbestand zu subsumieren.

2. Empirische Analyse

2.1 Zum Verfahrensaspekt der forensischen Argumentation – Techniken der Vernehmung

In diesem Abschnitt beschäftige ich mich vor dem Hintergrund von allgemeinen Diskursbedingungen mit prozeduralen Aspekten der gerichtlichen Vernehmung, die ich als ein Verfahren zur Etablierung der Prämissen für die Plädoyers bzw. den schließlichen Urteilsspruch und seine Begründung betrachte.

Abgesehen von den drei oben erwähnten konstitutiven Bedingungen des Argumentierens, die das Gerichtsverfahren geradezu paradigmatisch realisiert, sind für die Durchführung von Argumentationshandlungen weitere Bedingungen formuliert worden. Nach Alexy 1978 unterliegt Argumentieren den folgenden Bedingungen des allgemeinen praktischen Diskurses (Habermas):

- “(2.1) Jeder, der sprechen kann, darf an Diskussionen teilnehmen.
- (2.2) (a) Jeder darf jede Behauptung problematisieren
(b) Jeder darf jede Behauptung in den Diskurs einführen
(c) Jeder darf seine Einstellungen, Wünsche und Bedürfnisse äußern
- (2.3) Kein Sprecher darf durch innerhalb oder außerhalb des Diskurses herrschenden Zwang daran gehindert werden, seine in (2.1) und (2.2) festgelegten Rechte wahrzunehmen.”

Für den forensischen Diskurs sind diese Kriterien sicherlich nicht gültig.⁶ Sie scheinen mir aber auch generell wenig sinnvoll, z.B. widersprechen sie den Grice'schen Konversationsmaximen, wie etwa der Maxime der Relation SPRICH ZUM WESENTLICHEN. Was man in einem bestimmten Stadium eines Dialoges sagen darf, ist eingeschränkt durch das Thema und den Zweck des Austauschs sowie durch den zurückliegenden Verlauf der Konversation. Bezogen auf Argumentationen heißt das: ein bestimmtes Pro- oder Contraargument darf nicht beliebig oft wiederholt werden, insbesondere dann nicht, wenn sich die Partner darauf geeinigt haben, daß das Argument gelten soll. Aber auch

wenn ein Argument kontrovers ist, wird erwartet, daß der Proponent es nicht durch ständiges Wiederholen allein zu stützen versucht. Eine weitere einschränkende Bedingung ist, daß man ein Argument, auf das man sich geeinigt hat, nicht im nächsten Zug einfach widerrufen darf. Dabei ist es unerheblich, ob man vielleicht das Bedürfnis dazu hat. Diese Einschränkungen sind mit den Bedingungen des allgemeinen rationalen Diskurses nicht vereinbar. Es gibt aber andere allgemeine Kriterien, die für das Argumentieren schlechthin ebenso wie für die forensische Argumentation von Belang sind. Solche Kriterien sind z.B. von Hamblin 1970 formuliert worden. Hamblin unterscheidet u.a.:

Das alethische Kriterium: Die Prämissen müssen wahr sein

Das epistemische Kriterium: Die Prämissen müssen als wahr bekannt sein

Das dialogische Kriterium: Die Prämissen müssen als wahr akzeptiert sein

Ich nehme ferner an, daß in gewöhnlichen Konversationen die Grice'schen Kooperationsmaximen befolgt werden und daß die Beteiligten sich die Befolgung dieser Maximen wechselseitig unterstellen. Ich will nun die gerichtliche Vernehmung auf der Folie solcher allgemeiner Bedingungen untersuchen.

Das Gerichtsverfahren unterscheidet sich von anderen Diskurssorten mindestens durch die folgenden Eigenschaften:

1. Es ist in gewisser Hinsicht für alle daran Beteiligten ein Zwangsverfahren, z.B. steht es mit Ausnahme des Verteidigers keinem der unmittelbar Beteiligten frei, daran teilzunehmen oder nicht. Die Verfahrensregeln liegen größtenteils fest, der Bereich dessen, was zur Sprache kommen kann, ist durch die polizeiliche Anzeige, die Anklageschrift und die polizeilichen Vorermittlungen weitgehend eingeschränkt, wobei den beteiligten Laien i.a. nicht recht klar ist, worin genau diese Einschränkungen bestehen.
2. Der turn-taking-Mechanismus unterliegt einer institutionellen Beschränkung: das Redeübergaberecht hat der Vorsitzende Richter. Er erteilt und entzieht den anderen Prozeßbeteiligten das Wort und bestimmt, auf welchen Punkt ihr Redebeitrag bezogen sein soll. Damit sind Inhalt und Ablauf vor allem der Beweisaufnahme in hohem Maße durch die Relevanzeinschätzungen des Richters determiniert. Er bestimmt, was in einem gegebenen Stadium der Verhandlung und hinsichtlich des Anklagetatbestandes von Belang ist. Redebeiträge, die seiner Einschätzung nicht entsprechen, kann er abbrechen,

Aussagen zu den von ihm als wesentlich erachteten Gesichtspunkten initiieren. Die Richter machen von diesem Recht, das zu den Sanktionsrechten gehört, ausgiebig Gebrauch, und zwar gegenüber Juristen ebenso wie gegenüber Laien:

Beispiel 1:

- A ... Da mußst ich zweimal blasen (') .. von da zum Krankenhaus hin (°) .. Krankenhaus wurde mir ne Blutprobe entnommen, wurde noch n paar mal gedreht, geradeaus laufen und da sollst ich da ... kriegte er n Schreiben, ich sollte wat ausschreiben oder aufschreiben, un da hab ich mir das Schreiben mit, und da hat der Polizeibeamte
- R Ja (-)
- A erklärt, Sie brauchen nich auf nich durchzulesen (°) (k)
- R Dat brauchen
- Se auch, nich Herr A
- A Ja und ze zeigen genau wie's gewesen is
- R *Ja aber ist nich mehr so wichtig. Jedenfalls das Ergebnis der Blutprobe, das ist wieder wichtiger (°), das verlesen wir hiermit (°) [verliest das Untersuchungsergebnis] (T3.1)*

Beispiel 2:

- V Ich dachte, vielleicht is es doch von Bedeutung nich, ich hatte Ihnen ne Photographie glaub ich überreicht, da sieht man der hatte ja (..) Vorfahrt unstreitig, da sieht man sie ihm genau in den Wagen gefahren ist
- R Nö
- V während sie durch ihren Verteidiger hat vortragen lassen, er sei in den Wagen von Frau Z₁ gefahren
- R Ja Herr *Das lassen wer erst mal*
[R hält im folgenden dem Angeklagten das polizeiliche Protokoll vor] (T4.1)

Mit anderen Worten: die Sanktionsrechte sind asymmetrisch verteilt. Zwar kommt es auch vor, daß Angeklagte oder Zeugen Fragen und Stellungnahmen von Juristen zurückweisen (Beispiele 3,4), doch diese Zurückweisungen bleiben folgenlos, solange sie in ihren Konsequenzen vom Richter nicht übernommen werden.

Beispiel 3:

- A Herr Staatsanwalt, ich hab andere Sachen im Kopp wegen son dummn Sturzhelm von dreissig Mark
- S Pelzmäntel und Pelzjacken un dsowas ne
- A Was denn hören Se mal hier die Pelzjacke, ich möcht Ihnen widerstellt haben dafür habe ich ja meine Strafe bezahlt, und das hat mit diesem Termin hier gar nichts mehr zu tun, und das hat mit dieser Sache nichts zu tun Pelzmantel war schon zwei Jahre her Herr Staatsanwalt, ne
- S Aber Sie sind für solche Sachen bekannt

A *Uninteressant hier, Herr Vorsitzende is der der soll mich fragen aleen kommen Se mir nich mehr mit Pelzmäntel dat sag ich Ihnen*

R Beruhigen Sie sich erst mal Herr A (T2.3)

Beispiel 4:

Z₂ Ja eh der hatte n Porsche gehabt war ne Zeitlang kaputt der Porsche und da meinte ich der A hätte n Golf oder nzumindest ne Zeitlang damit nich gefahren und da meint ich daß der A n Golf gehabt (,) also n gleichen wie der Z₃

R Ja ham Se'n da mal mit gesehen oder wie kommen Sie dazu

Z₂ Ich weiß nur die zwei fuhren ja zusammen eh die hatten ne Fahrgemeinschaft und daher kam ich da wohl darauf hab mich vielleicht getäuscht, ich weiß auch nich aber das war eben gemeint (Pause) *aber ich mu um ehrlich zu sein dat is doch eigentlich belanglos, wenn ich wenn ich da drauf gucke*

R *Für mich is das durchaus nicht belanglos und für mich is das auch durchaus nicht logisch Herr Z₂*

Z₂ deswegen kann ich doch noch lange nich sagen der Wagen is es gewesen und ob der grade ausgestiegen is oder nich, ja nun nach nem halben Jahr fragen Se mal sowas

V Das haben Se damals bei der Vernehmung gesagt (T1.3)

Trotz der offenkundigen Asymmetrie hinsichtlich der Sanktionsrechte spielen sich auch im forensischen Diskurs bestimmte Kooperationsverfahren⁷ ein, die nicht institutionell vorgegeben sind, sondern durch die Notwendigkeit zustandekommen, den alltäglichen Kriterien für Argumentation, und zwar insbesondere dem epistemischen und dem dialogischen Kriterium, Genüge zu tun.

Drei verschiedene Verfahren sind in diesem Zusammenhang von Belang: Die Reformulierung, die rahmensetzende Vorgabe und die Alternativfrage.

Die Reformulierung

Häufig wiederholt oder umschreibt R eine von A oder Z gegebene Antwort, der Befragte nimmt die Wiederholung bestätigend auf und expandiert im Anschluß daran seine Antwort, oder R geht zu einer neuen Frage über. Es ergibt sich also das folgende Schema:

R: Frage;_i

B: Antwort;_i

R: Reformulierung der Antwort;_i

B: (Reformulierung der Antwort und) Bestätigung

alternativ { R: Frage i+1
B: Expandierung der Antwort;_i

Es liegt nahe, Reformulierungen durch R als präzisierende Nachfragen zu interpretieren, dagegen spricht aber, daß Wiederholungen und Umschreibungen ausnahmslos mit fallendem Akzent realisiert werden. Außerdem unterscheiden sich Reformulierungen von Nachfragen hinsichtlich ihrer Funktion. Nachfragen dienen der Verständnissicherung, Reformulierungen der Ergebnisfeststellung.⁸

Beispiel 5:

- R Als, ich mein als sie dat sagte, als Sie zum Auto hingehen und Frau Z₁ sagte wollen wer das so machen [d.h. ohne Polizei] hatte se da schon das Zettelchen geschrieben (?)
- A *Nee hatte noch nich*
- R *Das hatte se noch nich* (°)
- A *Hatte se noch nich geschrieben* (°)
- R Tat se das sofort im Anschluß daran (?)
- [T 4.1, Anklage wegen "unerlaubten Entfernens von der Unfallstelle"]

Beispiel 6:

- R Sagte der (,) da is kein Feuerzeug im Auto (°) oder sagte der davon weiß ich nichts (°) oder (—) können Sie sich erinnern (?)
- Z₁ *Mm, da is nichts, ja* (°)
- R *Da is nichts* (°)
- Z₁ *Da is nichts, ja* (°)
- Und dann Tage später ging es aber etwas verworren zu [...]
- [T 1.3, Anklage wegen Unterschlagung eines Feuerzeugs]

Beispiel 7:

- R Ja (...) Was haben Sie getrunken, Bier (°) oder (?)
- A *Nein, ich hab Cola ... Cola mit eb mit Doppelkorn drin*
- R *Cola Doppelkorn*
- A *Ja*
- R Wissen Sie ungefähr wieviel (?)
- [T 1.1, Anklage wegen Trunkenheit]

Beispiel 8:

- Z₁ Nee ich bin ... mit dem Wagen ab und zu gefahren, auch abends bin ich mit dem Wagen gefahren
- R Wer zahlte denn den Sprit dafür, wenn Sie
- Z₁ *Sprit drin* *Da war noch genügend*
- R *Da war noch genug Sprit drin* (°)
- Z₁ *Ja* (°)
- R Ist der Wagen eigentlich inzwischen verkauft (?)
- [T 51, Anklage wegen Fahrens ohne Führerschein, Z₁ sagt aus, zur fraglichen Zeit das Auto von A gefahren zu haben]

Durch die Reformulierung und deren Bestätigung machen die Gesprächsbeteiligten deutlich, daß sie fortan bestimmte Sachverhalte als zutreffend akzeptieren, d.h. diese können in die Prämissenmenge jeder nachfolgenden Argumentation eingehen, ohne noch einmal infragegestellt zu werden. M. a. W., die Reformulierung ist ein Mittel zur Sicherung des dialogischen Kriteriums für Argumentation ("Die Prämissen müssen als wahr akzeptiert sein"). Und zwar müssen, damit dieses Kriterium erfüllt wird, die Beteiligten wechselseitig *s i c h e r s t e l l e n*, daß sie eine bestimmte Prämisse akzeptieren. Es genügt also nicht die Übereinstimmung als solche, sondern diese muß wechselseitig ratifiziert werden. Dieser Ratifizierung dient das Reformulierungsschema.

Die rahmensetzende Vorgabe

Rahmungen im Sinne der Artificial Intelligence (z.B. Minsky 1975) sind Schemata für die Interpretation von Ereignissen. Ich behandle sie hier nicht unter diesem Aspekt, sondern — was ebenso wichtig ist — als Schemata für die Hervorbringung von Kommunikationsereignissen wie z.B. das Erzählen von Geschichten. Zu den Rahmenbedingungen für das Erzählen von Geschichten gehört in alltäglichen Kommunikationssituationen i.a., daß dem Zuhörer *etwas Neues* erzählt wird⁹ und daß die Geschichte eine Pointe hat. Diese Bedingungen nun gelten nicht für Geschichten, die Angeklagte oder Zeugen bei Gericht in der Vernehmung zur Sache erzählen. Alle beteiligten Zuhörer (Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Angeklagte und Zeugen) haben ja schon ein bestimmtes Vorwissen — sei es aus eigenem Erleben, sei es aus dem Studium der Akten. Aber dieses Vorwissen ist als solches institutionell belanglos, denn *g e r i c h t s v e r w e r t b a r* sind nur die Elemente des Wissens, die in der Verhandlung zur Sprache gekommen sind. U.a. deswegen muß aus den Polizeiprotokollen wörtlich zitiert werden, nur dann sind sie in dem hier relevanten Sinne zur Sprache gekommen. Der Gesichtspunkt für Aussagen des Angeklagten und der Zeugen ist daher nicht, dem Gericht etwas Neues zu erzählen. Der Punkt der zu erzählenden Geschichte ist institutionell vorgegeben: das zu Erzählende muß im Hinblick auf das schließlich zu fällende Urteil relevant sein. In dieser Hinsicht nun greift der Richter i. a. steuernd ein, indem er einen Bezugsrahmen setzt, in den die Aussagen von Angeklagten und Zeugen sich inhaltlich einpassen müssen. Solche Bezugsrahmen geben die zeitlichen u./o. örtlichen Umstände des zur Debatte stehenden Ereignisses vor. Durch das Setzen von Bezugsrahmen (= Rahmenvorgabe) wird aus der Menge der erzählbaren Ereignisse diejenige Teilmenge herausselektiert, die in den jeweiligen Rahmen paßt.

Beispiel 9:

- R Ja, es geht um den 19. Februar 1978, können Sie sich daran erinnern (?) wahrscheinlich *s'war n Sonntag*
- Z₁ *S'war n Sonntag* stimmt auch, und eh der Herr A hatte den Führerschein abgenommen bekommen [...] (T 5.1 s.s.S.)

Beispiel 10:

- R Sie sollen *da die eh falsche Fabrbahn benutzt* haben, Herr A., können Sie sich daran erinnern
- A Ja ich soll *ich soll die falsche Fabrbahn be-*
- R *beim Einbiegen*
- A nutzen, die Talfahrtstraße also die Hammlerstraße war gesperrt [...] (T 1.1)

Beispiel 11:

- A [...] und eh da bin ich ganz bewußt zu meinem Wagen zurück (') den ich ungefähr fünf oder sechshundert Meter weiter abgestellt hatte (') hab mich in den Wagen gesetzt und bin nach Hause gefahren (')
- R *Da sind Sie dann in Ka.* (—)
- A *Da bin ich dann in Ka,* irgendwann auf der Strecke hab ich bemerkt, daß ein Polizeiwagen hinter mir fuhr [...] (T 1.4)

Beispiel 12:

- R Also fangen wir ganz einfach damit an, *es hatte im Kreuzungsbereich geknallt*
- A Ja und *da* bin ich anschließend ausgestiegen ne ich hatte nichts mitgekreiert [...] (T 4.1)

Der Zwang, die Rahmensetzung zu übernehmen, kann, besonders für relativ submissive Angeklagte oder Zeugen, so stark sein, daß die Vorgabe auch in den Teilen wörtlich übernommen wird, die allein aufgrund des Sprecherwechsels eine Umformulierung erfordern würden (*Sie sollen [...] Ja, ich soll [...]*). Generell wird, auch bei weniger submissivem Aussageverhalten, die Vorgabe als Referenzrahmen für die Sachverhaltsdarstellung übernommen, und zwar auch dann, wenn der lokale und der temporale Bezug des zu schildernden Sachverhalts nicht mit dem der Rahmensetzung übereinstimmt. Die Sprecher wechseln in diesen Fällen das Tempus (*"s war n Sonntag* und der Herr A *hatte* den Führerschein *abgenommen bekommen"*), oder sie führen ein Direktional ein, dessen Ziel mit der Ortsbestimmung der Rahmenvorgabe identisch ist und indizieren damit den beschriebenen Sachverhalt als vorzeitig gegenüber der Rahmensetzung (*"Da bin ich dann in Ka., irgendwann auf der Strecke [nach Ka] hab ich dann bemerkt [...]"*)).

Die rahmensetzende Vorgabe soll gewährleisten, daß alle relevanten Aspekte eines Falles zur Sprache kommen. Damit dient dieses Verfahren im Prinzip der Erfüllung von Hamblins epistemischem Kriterium "Die Prämissen müssen als wahr bekannt sein". Faktisch unterliegt die Erfüllung dieses Kriteriums allerdings der Relevanzeinschätzung des Vernehmenden, der den Rahmen jeweils vorgibt.

Die Alternativfrage

Ich betrachte die Alternativfrage als einen Spezialfall der Rahmenvorgabe. Dieser Fall ist wesentlich häufiger als die Vorgabe in der Modalität einer elliptischen Behauptung. Geschlossene Alternativfragen haben die Form "p oder q", wobei vorausgesetzt ist, daß p und q nicht zugleich wahr sein können.¹⁰ Nun sind beide Komponenten der Alternativfrage für sich mit *Ja* oder *Nein* beantwortbar, und darin liegt das Problem, denn positive wie negative Antworten auf eine einfache *Ja/Nein* Frage lassen einen großen Bereich von Sachverhalten zu, die mit der Affirmation ebenso wie mit der Negation verträglich sind. Die geschlossene Alternativfrage schränkt die mit p verträglichen Behauptungen auf den Bereich von Aussagen ein, für die gilt, daß die Affirmation von p die gleichzeitige Affirmation von q ausschließt.

Beispiel 13:

- R Wie kam es zu dieser Nachtfahrt (?) Hatten Sie langen Dienst gehabt (p) oder war'n Sie unterwegs gewesen (q)
A *Nein*, ich hatte nicht länger Dienst als sonst.
(r) (T 1.4)

Beispiel 14:

- R Die Papiere zu dem Fahrzeug, hatten Sie die noch (p) oder hatten Sie die vorher dagelassen (q) ?
A Die hat der Z₂ mit zur Fahrbereitschaft genommen (r)
(T 1.3)

Beispiel 15:

- R Darf ich fragen, wo Sie getrunken haben, in einer Gaststätte (p) oder im Betrieb (q) ?
A *Nein*, in einer Gaststätte (p) (T 1.1)

Beispiel 16:

- R Hatten Sie denn ständig n Schlüssel, wenn Sie das Auto bei sich hatten (p) oder Herr holten Sie jedesmal den Schlüssel bei Herrn A (q) ?
A *Nö*, wenn ich den Wagen abgegeben habe hab ich ihm auch den Schlüssel gegeben (r) (T 5.1)

Beispiel 17:

- R Haben Sie Herrn A schon vorher erkannt (p) oder erst nachdem Z₃ angehalten hat (q) ?
 Z₂ *Nein*, ich hab ja auch gestutzt, war eh eh angehalten irgendwie n komisch der Z₃ hat es auch bemerkt, aber unabhängig voneinander (r). (T 5.1)

Beispiel 18:

- R Sie wissen, worum das hier geht Herr Z₁ [...] Es geht um Ihr Feuerzeug, um es zu umreißen. Sie haben einen konkreten Verdacht (p), oder wissen Sie überhaupt nicht wo es geblieben ist, Ihr Feuerzeug (q) ?
 Z₁ Ich kann nur den Tatbestand so schildern wie er sich gezeigt hat am 3. 1. Der Tatbestand liegt Ihnen ja zu Protokoll (T 1.3)

Die auf eine Alternativfrage zur Antwort gegebenen Affirmations- oder Negationspartikeln können sich im Prinzip auf jede der alternativen Propositionen beziehen. Der tatsächliche Bezug ergibt sich aus der Expansion der Antwort. Die Beziehung dieser Expansion zu der vorangehenden Frage und zu der Partikel kann nach den klassischen Schlußregeln rekonstruiert werden.

Beispiel:

Die Negation bezieht sich auf p: (Beispiel 16)
 p: Z₁ hatte den Schlüssel ständig bei sich
 q: Z₁ hat den Schlüssel jedesmal bei A geholt
 r: Z₁ hat den Schlüssel jedesmal bei A abgegeben
 Voraussetzung: $\sim (p \wedge q)$
 Behauptung: $\frac{r \text{ also } q}{\sim p}$

Natürlich kommen in der richterlichen Vernehmung auch andere Arten von Fragen vor, einfache *Ja/Nein*-Fragen, ("Vierzehn Tage später, am 19. 2. soll das gewesen sein, haben Sie da gefahren?"), geschlossene Ergänzungsfragen ("Was hatten Sie denn vorher so getrunken?") und offene Ergänzungsfragen ("Wie waren Sie denn überhaupt nach Ka.gekommen?"). Aus der Richtersozioologie sind Versuche bekannt, bestimmte Vernehmungsstile ("autoritär" vs. "liberal") mit Rekurs auf die Anzahl der offenen bzw. geschlossenen Fragen zu definieren. Das ist zunächst durchaus einleuchtend. Man muß aber sehen, daß in Situationen, in denen man *per definitionem* nicht von einem Inventar wechselseitig und akzeptierter Prämissen ausgehen kann, der Bereich der disputierbaren Behauptungen auf bestimmte Sachverhalte (und ihre möglichen Alternativen) eingeschränkt werden muß, wenn man nicht die Entscheidung des anstehenden

Falles endlos hinausschieben will. Überdies ist zwar das Gerichtsverfahren so definiert, daß nur die in der Hauptverhandlung zutagegetretenen Sachverhalte verwertbar sind, andererseits ist jedoch allen Beteiligten klar, daß die Vernehmung auf dem Hintergrund des in der Voruntersuchung akkumulierten Wissens geführt wird. Es wäre daher der gemeinsamen Situation oft wenig angemessen, durch eine Vielzahl von offenen Fragen den Eindruck völliger Unkenntnis zu suggerieren.

Schlußfolgerung

Im forensischen Diskurs spielen sich unterhalb der Ebene rechtlicher Festlegungen bestimmte kooperative Verfahren ein, die dazu dienen, das Zustandekommen von Argumentation zu gewährleisten, und insbesondere dazu, die epistemischen und dialogischen Kriterien für Argumentation zu erfüllen. Obwohl das Gerichtsverfahren ein Zwangsverfahren ist, wird auf diese grundlegenden kooperationsichernden Maßnahmen nicht verzichtet. Allerdings haben die Beteiligten in Bezug auf die Handhabung dieser Verfahren unterschiedliche Initiativmöglichkeiten, ebenso sind die Sanktionsmöglichkeiten unterschiedlich verteilt. Des weiteren gilt ein wesentliches Dialogprinzip im Gerichtsverfahren nicht: nämlich die wechselseitige Unterstellung von Wahrhaftigkeit, d.h. die Bedingung, daß die Beteiligten sich gegenseitig die Befolgung der Grice'schen Maximen unterstellen, ist zumindest in diesem Punkt aufgehoben.

2.2 Zum Inhaltsaspekt der forensischen Argumentation

2.2.1 Die Selektion von handlungsbeschreibenden Verben

In manchen Fällen läßt sich bekanntlich ein bestimmtes Geschehen als eine Handlung beschreiben, die von (mindestens) einer Person zu verantworten ist, oder als ein Ereignis, von dem die Person, ohne dies kontrollieren zu können, betroffen wird. Es liegt auf der Hand, daß die Art der Handlungsbeschreibung für die juristische Schuldfeststellung wie auch schon für den Schuldvorwurf eine zentrale Rolle spielt. Für den gesamten Gang der Verhandlung macht es einen Unterschied, ob einem Angeklagten "Mord" oder "Totschlag" vorgeworfen wird. Auch bei weniger brisanten Rechtsfällen hängt der Prozeßverlauf weitgehend von der in der Anklageschrift formulierten Handlungsbeschreibung ab.

Die Anklageschrift hat ein vorgeschriebenes Format. Zunächst wird in den Begriffen des einschlägigen Paragraphen der Tatbestand T genannt, sodann der unter T zu subsumierende Sachverhalt P und schließlich das den Tatbestand definierende Gesetz G.

Beispiel 19:

- Die Staatsanwaltschaft klagt den Angeklagten an, in Ka. am 7.1.1978 gegen 4.00 Uhr im Verkehr ein Fahrzeug
- T geführt zu haben, obwohl er infolge des Genusses alkoholischer Getränke nicht in der Lage war, das Fahrzeug sicher zu führen.
- Der Angeklagte befuhr die x-Straße in starken Schlangenlinien, wobei er infolge Alkoholeinwirkung, 2,38 Promille, absolut fahruntüchtig war.
- G Vergehen gegen § 316/69 Strafgesetzbuch (T 1.4)

Der für eine linguistische Analyse forensischer Argumentation interessante Teil der Anklageschrift ist die Formulierung des Sachverhalts P. Die Subsumptionsproblematik drückt sich hier sprachlich darin aus, daß ein Ereignis in den Begriffen der Alltagssprache ("Der Angeklagte befuhr die x-Straße in starken Schlangenlinien") beschrieben und zu einem in der Rechtssprache ausgedrückten Tatbestandsmerkmal ("wobei er infolge Alkoholeinwirkung absolut fahruntüchtig war") in Beziehung gesetzt wird. Dabei gibt die alltagssprachliche Ereignisbeschreibung die Beobachtungsevidenz für die Erfüllung des Tatbestandsmerkmals "A war nicht in der Lage, das Fahrzeug sicher zu führen" an. Der Übergang vom Beobachtungsdatum zur Tatbestandsfeststellung läßt sich rechtfertigen durch eine auf alltäglicher Erfahrung beruhende und hier stillschweigend vorausgesetzte allgemeine Prämisse der Art "Wer eine Straße in starken Schlangenlinien befährt, zeigt damit, daß er nicht in der Lage ist, ein Fahrzeug sicher zu führen". In dieser Schlußregel bekommt durch die Kombination mit der alltagssprachlich formulierten Antezedensbedingung die juristische Terminologie selbst eine alltagssprachliche Deutung.

Die Formulierung, in der ein Sachverhalt P ausgedrückt wird, ist häufig nicht einfach eine gegenüber der Spitzenformulierung neutrale sprachliche Repräsentation des fraglichen Geschehens, sondern eine Interpretation dieses Geschehens, die die Spitzenformulierung in einen korrespondierenden Begriff der Alltagssprache übersetzt.

Beispiel 20:

- Herr Eins und Herr Zwei werden angeklagt, zu D. am [Datum] gemeinschaftlich handelnd fremde, bewegliche Sachen einem anderen in der Absicht weggenommen zu haben, sich dieselben gesetzwidrig anzueignen (T).
- Die Angeschuldigten *entwendeten* gemeinsam der Firma [Firmenname] einen Radiorecorder im Werte von 498 DM. Während der Angeschuldigte Eins das Gerät aus dem Lager der Fernseh Abteilung *stahl*, *deckte* der Angeschuldigte Zwei ihn *ab*. Beide wurden im Aus-

gang (.) am Ausgang *gestellt*. Beide waren zur Tatzeit völlig ohne Bargeldmittel. Eins war zur Tatzeit alkoholisiert (P).
Vergehen nach § 242, § 25, Absatz 2 und § 48 des Strafgesetzbuches (G). (T 0.1)

Beispiel 21:

Die Staatsanwaltschaft klagt den Angeklagten an, in Ka. am [Datum] eine fremde bewegliche Sache, welche er in Besitz oder Gewahrsam hatte, sich rechtswidrig zugeeignet zu haben. (T)
Nach Beendigung einer Dienstfahrt in einem Bundeswehrfahrzeug *nahm* der Angeklagte ein Gasfeuerzeug der Marke [Firmenname] im Werte von ca. DM 160, das der Oberleutnant Z₁ im Handschuhfach des Fahrzeugs liegengelassen hatte, *an sich* und *verwertete es für sich*. Dem Zeugen Z₂, welcher ihm anbot, das Feuerzeug dem Geschädigten zurückzubringen, erklärte er, er werde dieses selbst tun. Er hat es jedoch nicht dem Geschädigten selbst zurückgegeben (P).

Vergehen gegen § 246 Strafgesetzbuch (G). (T 13)¹¹

Die Sachverhaltsdarstellungen P in diesen Beispielen unterscheiden sich dadurch, daß die verwendeten Handlungsverben *entwenden*, *stehlen*, den Gesichtspunkt der rechtswidrigen Absicht als inhärente Bedeutungsmerkmale enthalten, während die Bedeutungen von *an sich nehmen* und *für sich verwerten* gegenüber diesem Gesichtspunkt neutral sind.

Einerseits gibt es objektive Kriterien dafür, daß jemand eine Sache zu stehlen oder zu entwenden versucht hat (z.B. das Unterlassen der Bezahlung für einen genommenen Gegenstand). Andererseits implizieren *stehlen* und *entwenden* – ebenso wie die Tatbestandsdefinition des § 242 StGB – bestimmte *Einstellungen* des Handelnden, nämlich 1. das Wissen, daß der genommene Gegenstand einem andern gehört und nicht zur allgemeinen Verfügung steht und 2. die Absicht, den Gegenstand trotzdem zu nehmen. Die Verwirklichung dieser Absicht setzt ferner einen Handlungsplan voraus, der u.a. Vorkehrungen gegen ein Entdecktwerden vorsieht.

Die unter 20 angeklagten Männer sind mit dem von ihnen nicht bezahlten Kassettengerät am Ausgang des Kaufhauses angehalten, *gestellt* worden.¹² Über den Umstand, daß sie das Gerät *an sich genommen* haben, gibt es deshalb im Fortgang der Verhandlung keine Zweifel. Zur Debatte stehen aber die tatbestandsrelevanten *Einstellungen* von A₁ und A₂. A₁ gibt dazu eine Darstellung, in der durch die Wahl bestimmter Verben und Adverbien die rechtswidrige Absicht bestritten und lediglich die – faktisch nicht bestreitbare – Tatsache eingeräumt wird, daß A den Kassettenrecorder *an sich genommen* hat:

Beispiel 22:

- 1 A₁ "Mit'm Zwei, also da warn wir in verschiedenen Gaststätten
2 in der Stadt. Und dann sind wir durch irgendwelche Umstände
3 (...) wie (') das läßt sich, da (...) n Kaufhaus *erreicht*,
4 jedenfalls sind wir durch *irgendwelche Umstände* da *ringekommen*
5 Da *sind* wir *auf einmal* in die Rundfunkabteilung *gekommen*. Und
6 dann hab ich Kofferradios *ent* eh *gesehen*, die warn in Styropur
7 eh verpackt und warn noch nicht ausgezeichnet ne (?) noch
8 nicht ausgeschildert. Und dann hab ich eins *an mich genommen*.
9 Dazu da muß ich direkt ausdrücklich (.) der Zwei *wußte* davon
10 gar nischt, eh daß ich das Radio überhaupt nehmen wollte, wir
11 hatten uns *nicht* irgendwie *vereinbart*, ich nehm jetzt n Radio
12 oder wat." (TOI)

Mit (1-8) bestreitet A den Vorwurf des Diebstahls, mit (9-12) weist er den Vorwurf des gemeinschaftlichen Handelns zurück.¹³ Dabei bleibt die allgemeine Prämisse "Gemeinschaftlich r zu tun, heißt, daß jeder der Handelnden von r weiß und daß r zwischen den Handelnden vereinbart wurde" implizit. Die Verben *erreichen*, *reinkommen*, *sehen* sind hinsichtlich der Intentionalität neutral. Ihre Verwendung soll hier offensichtlich nahelegen, daß ein bestimmtes Ereignis mehr oder weniger zwangsläufig geschehen und insofern nicht planvoll herbeigeführt worden ist. Diese Nahelegung wird unterstützt durch den Gebrauch von "Überraschungs"-adverbien wie *durch irgendwelche Umstände* und *auf einmal*.

2.2.2 Strafmildernde und straferschwerende Gesichtspunkte – Die Verwendung der Modalausdrücke

Die Verurteilung eines Angeklagten erfolgt aufgrund der Bestimmungen des Strafgesetzbuches. Neben den Tatbestandsmerkmalen legen die Strafgesetze den Strafraum für eine bestimmte Tat fest, d.h. die notwendige Mindeststrafe und die zulässige Höchststrafe. Dem Richter ist für die Festsetzung des tatsächlichen Strafmaßes ein Ermessensspielraum gegeben, innerhalb dessen er zwischen strasmildernden und straferschwerenden Gesichtspunkten für die Beurteilung der Tat abzuwägen hat. In den von mir beobachteten Verhandlungen lag die ausgesprochene Strafe zumeist leicht unter dem von der Staatsanwaltschaft beantragten Strafmaß, ohne daß deshalb Richter und Staatsanwalt die anstehenden Sachverhalte wesentlich verschieden beurteilt hätten. Es gibt demnach keinen zwingenden Zusammenhang zwischen Strafmaß und Sachverhaltsfeststellung. Allerdings muß das Strafmaß begründbar sein und "im Namen des Volkes" als angemessen und gerecht ausgewiesen werden können. Unangemessen wird eine Strafe erscheinen, die zwar innerhalb des zulässigen Strafraums liegt, aber im Hinblick auf die Tat

und ihre Umstände höher ausfällt als notwendig. Eine Urteilsbegründung wie die folgende kann man sich daher kaum vorstellen. "Aufgrund aller dieser Umstände ist eine Geldstrafe erforderlich. Trunkenheit im Wiederholungsfall läßt aber auch eine Haftstrafe zu. Deshalb sind Sie zu einer Freiheitsstrafe von drei Monaten verurteilt worden". Andererseits würde eine Strafe, die unter einem bestimmten Niveau bleibt, in ihrer Milde im Vergleich zu anderen Fällen ungerecht sein. Straferschwerungen gegenüber einem mittleren Bereich müssen deshalb als notwendig, Straferleichterungen als möglich ausweisbar sein. Die Schlußvorträge der Anwälte und die Urteilsbegründungen des Richters bringen diesen Gesichtspunkt durch eine systematische Verwendung der Modalausdrücke zur Geltung (23 - 27).

Beispiel 23:

- Notwendige Gesichtspunkte der Strafzumessung (N r)
- S ... Das bedeutet, daß der Angeklagte mindestens mit bedingtem Vorsatz hinsichtlich der ersten Tat gehandelt hat, und *das ist entsprechend auch beim Strafmaß zu berücksichtigen* (T 5.1)
 - R Weil Sie erst im Januar 1973 wegen Trunkenheit im Verkehr bestraft worden sind (*) und die damals ausgesprochene Strafe offensichtlich keine nachhaltige Wirkung gehabt hat, *muß hier heute eine Freiheitsstrafe ausgesprochen werden.* (T 5.1)
 - R Dabei ist zu berücksichtigen, daß Sie ja fuhren erst kurze Zeit nachdem Ihnen der Führerschein abgenommen worden war. Das zeigt, daß offensichtlich dieses eingeleitete Verfahren ... ohne Wirkung auf Sie geblieben ist, Sie sich also ganz bewußt darüber hinwegsetzten so in der Art ... die können mir sowieso nichts. *Deshalb ist hier zur Einwirkung eine auch hier eine Freiheitsstrafe erforderlich.* (T 5.1)

Beispiel 24:

- Mit Notwendigkeit auszuschließende Gesichtspunkte der Strafzumessung (N ~ r)
- R Insoweit teile ich die hier schon mehrfach geäußerte Auffassung, daß Sie für Ihre Ehrlichkeit letztendlich *nicht* schlechter gestellt werden *dürfen* als derjenige, der hier wahrheitswidrig behauptet (*) ich war vollkommen überrascht, daß ich so viel Blutalkohol hatte (°) (T 1.4)
 - V Eh das eh ist sicherlich gut und richtig (*) wenn man eh versuchen will, eine Gleichbehandlung der Täter herbeizuführen (°), *nur diese Gleichbehandlung der Täter, die darf man ja nun nicht so weit führen (*) eh daß alle in einen Topf geworfen werden (°).* Noch haben wir ja ein Strafrecht eh das sich orientiert an die Täter und nicht an die Tat (°) [...] Daher meine ich (°) bemühen Sie sich bitte darum hier diesem Täter und nicht dieser Tat gerecht zu werden (°), Dieser Täter [...] der verdient meines Erachtens (,) eh daß wir (,) zwar keinesfalls billigen was er getan hat, bei Alkoholtätern bin ich der Letzte der

sowas billigt, aber daß wir das etwas verstehen wie er in diese Situation hineingekommen ist (°) (T 1.4)

Beispiel 25:

Nicht-notwendige Gesichtspunkte der Strafzumessung (~ N r)

- S Diese Vortat liegt im Vergleich zu der jetzt abzuurteilenden Tat doch schon soweit zurück, *daß die Verbhängung einer Freiheitsstrafe nicht mehr erforderlich ist.* (T 1.4)
- V Es geht hier also nur um das was notwendig ist und wie Herr A hinzuweisen, daß das was er getan hat nicht in Ordnung ist (–) *es ist eigentlich gar nicht notwendig mehr ihn darauf hinzuweisen er weiß es [...]* (T 1.1)

Beispiel 26:

Mögliche Gesichtspunkte der Strafzumessung (M r)

- S Es fällt zwar schwer hierfür noch Geldstrafen zu beantragen, letzten Endes kämen aber bei eh Freiheitsstrafen Gesamtstrafenbildungen in Frage, die wohl letzten Endes zum gleichen Ergebnis führen würden (°). Wenn man zu seinen Gunsten berücksichtigt, daß er bisher niemals in Erscheinung getreten ist, *dann meine ich lassen sich allerdings nur fühlbare Geldstrafen noch vertreten.* (T 3.1)
- R Ich habe hier die von der Staatsanwaltschaft beantragten zwei Jahre nicht festgesetzt. Das hat folgende Gründe, erstens wird es nach zwei Jahren erheblich schwieriger eine neue Fahrerlaubnis zu bekommen, und zweitens meine ich *daß mit Rücksicht auf Ihren Gesundheitszustand (,) vielleicht doch ... etwas früher dafür gesorgt werden kann von hier aus daß Sie die Fahrerlaubnis bekommen,* denn immerhin sind Sie doch erheblich gehbehindert (,.) (T 5.1)
- V Ich bitte deshalb in jedem Fall die Sperrfrist so zu bemessen, daß keine längere insgesamt Entziehung von 18 Monaten erreicht wird (°), ohne daß ich dies beantrage, denn *vielleicht haben Sie die Möglichkeit, noch etwas runterzugeben.* (T 1.1)
- V Wenn schon auch die Tat (°) ... in eh der Strafzumessung erheblich ins Gewicht fällt, dann doch auch hier zu seinem Vorteil, nämlich die schlichte Tatsache (°) daß er mit diesem nachts nach 4 Uhr (,) 4 Uhr 4,20 von G. nach Ka. gefahren ist (°) eh war die Gefährdung anderer Verkehrsteilnehmer erfahrungsgemäß gering (°) ..., *so daß man auch das zu seinen Gunsten wird berücksichtigen können, so daß ich meine (,) daß wir ihm doch eine längere Sperrfrist hier geben können* (T 1.3)

Beispiel 27:

Nicht-mögliche Gesichtspunkte der Strafzumessung (~ M r)

- R Bei der Bemessung der Strafe *kann man natürlich nicht unberücksichtigt lassen* daß Sie zweimal nach vorläufigem Entzug der Fahrerlaubnis dennoch am Straßenverkehr teilnehmen (°) (T 3.1)

- V Es ist richtig daß man grundsätzlich keine Rücksicht darauf nehmen kann ob einer seine Fabrerlaubnis braucht für seinen Beruf (–) oder nicht, es ist eben unsere herrschende Rechtsprechung, obwohl wir wissen, daß das in etwa ungerecht ist, aber das soll ja nicht vorgetragen werden weil es müßig ist.

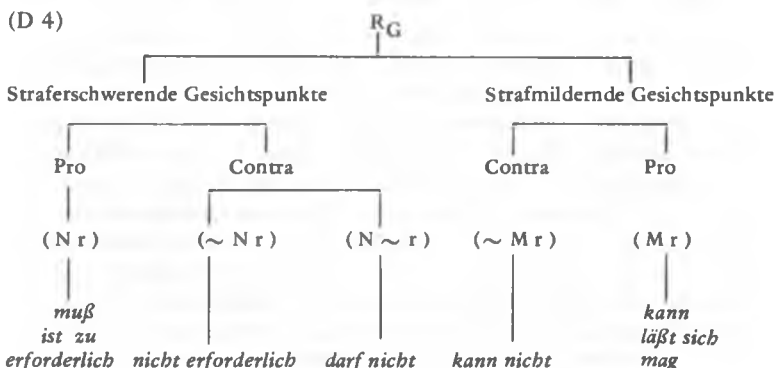
Aus diesen Beispielen lassen sich die folgenden Regularitäten erschließen: Straferschwerende Gesichtspunkte werden als notwendig ($N r$), strafmildernde Gesichtspunkte als möglich eingeführt ($M r$). Ablehnungsgründe gegen Straferschwerungen kennzeichnen diese als nicht notwendig ($\sim N r$) oder als ausgeschlossen ($N \sim r$). Ablehnungsgründe gegen Strafmilderungen weisen jene als unmöglich aus ($\sim M r$).¹⁴

Angelika Kratzer hat in ihren Arbeiten über relative Modalität (1976, 1978) *müssen* und *können* durch den Begriff der logischen Folgerung (für *müssen*) bzw. der logischen Verträglichkeit (für *können*) expliziert. Als theoretische Voraussetzung dieser Explikation führt sie den Begriff des Redehintergrundes ein. Ein Redehintergrund ist eine Menge von Propositionen, die sich z.B. auf Wissensinhalte (epistemischer Redehintergrund), auf Vorschriften, Gebote und Pflichten (deontischer Redehintergrund) oder auf Präferenzen und Wünsche (buletischer Redehintergrund) beziehen. *Müssen*-Sätze werden als logische Folgerungen aus der Menge der durch genau einen Redehintergrund spezifizierten Propositionen rekonstruiert, *können*-Sätze als mit der Menge der durch den Redehintergrund spezifizierten Propositionen logisch verträglich.¹⁵

Die in den Textbeispielen (23-27) auftretenden Modalwörter beziehen sich eindeutig auf einen deontischen Redehintergrund. Es liegt nahe, diesen hier mit dem für ein Vergehen jeweils "einschlägigen" Paragraphen des Strafgesetzbuches zu identifizieren. Jedoch geben die Gesetze eben nur den Straf r a h m e n an, gewissermaßen eine Skalierung, für die lediglich die untere und/oder obere Grenze der Strafzumessung festgeschrieben ist. Jedes innerhalb dieser Grenzen liegende Strafmaß ist im Prinzip zulässig, keines als solches notwendig. Insofern scheinen alle in den Textbeispielen als notwendig genannten Strafzumessungsgründe mögliche Gründe zu sein. Nun ist für Gerichtsurteile (und dementsprechend auch für Strafanträge) nicht allein das Gesetz sondern in hohem Maße auch die geltende Rechtssprechung maßgeblich, d.h. bestimmte – durch Präzedenzurteile eingeschlifene – Spruchpraktiken, die straferschwerende und strafmildernde Gründe festlegen. D.h. die notwendigen Gesichtspunkte der Strafzumessung folgen nicht allein aus dem Gesetz, sondern aus dem Gesetz in Verbindung mit den kanonischen Strafgründen der geltenden Rechtssprechung. Gelegentlich weisen Richter und Anwälte auch explizit auf diesen ihren Redehintergrund hin, i.a.

wird er als Bestandteil gemeinsamen juristischen Wissens von ihnen vorausgesetzt. Dem Laien und insbesondere dem jeweils betroffenen Angeklagten, der diesen Hintergrund nicht kennt, bleibt es wohl meistens unklar, warum ein bestimmter Zumessungsgesichtspunkt gelten muß, ein anderer aber nur gelten kann.

Es sei R_G der durch die Rechtssprechung und das Gesetz gegebene Re-dehintergrund und r eine Variable für verschiedene Gesichtspunkte der Strafzumessung. Die Distribution der in den obigen Beispielen verwendeten Modalwörter ergibt dann das folgende Bild.



Das ist allerdings noch nicht die ganze Geschichte. Strafmilderungsgründe werden in den von mir beobachteten Verhandlungen nämlich ebenfalls als notwendige Gründe vorgebracht.

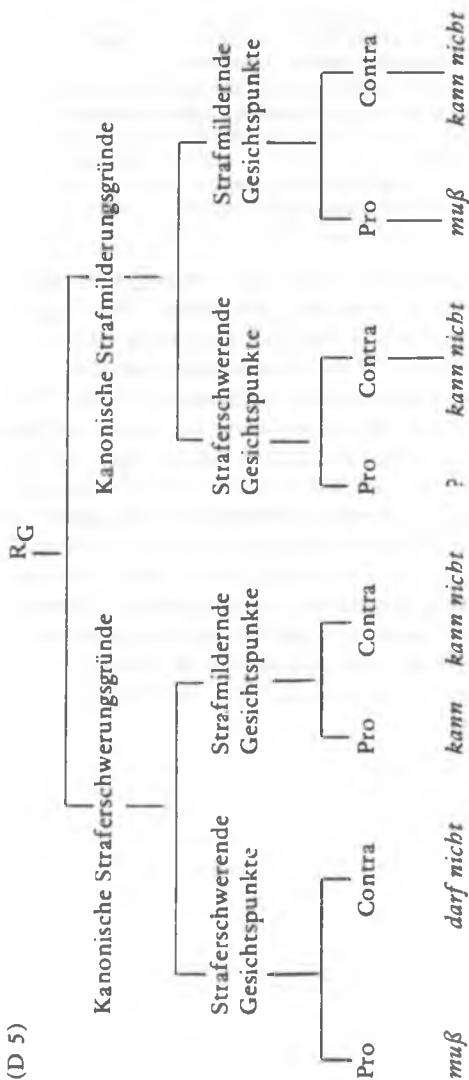
Beispiel 28:

- V [...] sind doch alles Umstände die zur Täterpersönlichkeit gehören und *die hier auch zu berücksichtigen sind* und die meines Erachtens, und nun komm ich schon zum Schluß (*), eine geringere Sperrfrist als hier beantragt rechtfertigt. (T 1.4)
- S Für den zweiten Fall (*).. eh (,) wäre an sich, wenn die Taten etwas auseinanderlägen (–) ... wie bei allen Wiederholungstätern (C,) eine Freiheitsstrafe erforderlich, Auf der anderen Seite hier ist es so wir wissen ja genau (*), der Angeklagte hat um 21,30 Uhr eine Blutalkoholkonzentration die über zwei Promille lag (*) wenn er nun (,) nach (,) der Blutentnahme (,) nach Verlassen der Polizeistation in Ka, zurückging zum Markt, dann stand er mindestens noch unter einer Blutalkoholkonzentration von zwei Promille. Und zwei Promille bedeuten, daß er nur noch vermindert schuldfähig war (*) *und ich meine*

auch daher daß wir das berücksichtigen müssen (,) (–) wir müssen berücksichtigen, daß der Angeklagte sich da möglicherweise über die Folge seines Tuns gar nicht mehr klar war.
(T 1.4)

- R Bei der Strafzumessung ist allerdings straferschwerend zu berücksichtigen, daß eine Vorstrafe, eine einschlägige, zu verzeichnen ist, wenngleich diese immerhin schon fünf Jahre zurückliegt (°) Deshalb reichen zu meiner Überzeugung vierzig Tagessätze aus. *Es ist hier festzustellen, daß Sie zunächst nicht vorbatten (°) mit Ihrem PKW nach Hause zu fahren*, daß Sie sich auch bemüht hatten anders nach Hause zu kommen (°) dann schließlich doch den Fahrentschluß faßten (°) allerdings diesen Fahrentschluß bei einer Alkoholisierung von mehr als 2,3 Promille (,) *das muß bei der Beantwortung der Frage nach der charakterlichen (,) Nicht-eignung ausschlaggebende Bedeutung finden*, so daß [...] zehn Monate noch zehn Monate Sperre ausreichen. (T 1.4)

Man kann sich im übrigen schwerlich einen guten Verteidiger vorstellen, der gegen eine mögliche Haftstrafe etwa so argumentiert: "Die Vorstrafe liegt schon lange zurück. Deshalb ist eine Haftstrafe nicht erforderlich". Der Mandant wird für sein Geld erwarten können, daß sein Verteidiger die Zulässigkeit einer Haftstrafe in Zweifel zieht, z.B. so: "Die Vorstrafe liegt schon lange zurück. Deswegen kann hier heute eine Haftstrafe nicht mehr in Frage kommen." Tatsächlich sind bezogen auf den Hintergrund der geltenden Rechtsprechung verschiedene Orientierungen möglich. Man kann von den kanonischen Straferschwerungsgründen ausgehen und auf diesem Hintergrund straferschwerende und strafmildernde Gesichtspunkte gegeneinander abwägen. Man kann aber auch die kanonischen Strafmilderungsgründe zum Ausgangspunkt nehmen und zur Beurteilung der durch den jeweiligen Fall gegebenen strafmildernden und straferschwerenden Gesichtspunkte heranziehen. Für die Verwendung der Modalwörter wird sich je nach der Orientierung die folgende Verteilung ergeben:



Das ist natürlich nur eine Hypothese, die an einem umfänglicheren Datenkorpus und hinsichtlich des Zusammenhangs mit den verschiedenen forensischen Rollen nachzuprüfen wäre. Den einzelnen Rollenträgern werden ja traditionell unterschiedliche Orientierungspräferenzen zugeschrieben. So wird man den Staatsanwälten eher als den Richtern und diesen eher als den Verteidigern zutrauen, daß sie ihre Argumente auf kanonische Straferschwerungsgründe stützen. Zugegeben, das ist ein, wenn auch verbreitetes, Vorurteil, das – unsere Rechtsordnung läßt es wünschen – hoffentlich widerlegt werden wird. Breiter angelegte empirische Studien sind (nicht nur) dazu notwendig.

Anmerkungen

- * Dieser Aufsatz hätte ohne die bereitwillige Unterstützung von zahllosen Prozeßbeteiligten, die ganz uneigennützig zu Tonbandaufnahmen ihr Einverständnis gaben, nicht zustandekommen können. Ich möchte ihnen allen an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank ausdrücken. Für kritische Anmerkungen zu früheren Fassungen des Aufsatzes danke ich Wolfgang Klein, Angelika Redder, Thomas M. Seibert und Dieter Wunderlich.
- 1 Vgl. u.a. Settekorn 1977, Göttert 1978, Quasthoff 1978, ferner Wunderlich 1974, der dieses Schema allerdings zur Rekonstruktion von Argumenten in einem wissenschaftlichen Begründungszusammenhang verwendet.
- 2 "Wir können sagen, daß Logik verallgemeinerte Jurisprudenz ist. Argumentationen können mit Gerichtsprozessen verglichen werden, und Behauptungen, die wir in außergerichtlichen Zusammenhängen machen und vertreten, können mit Behauptungen verglichen werden, die im Gericht geltend gemacht werden. Andererseits können die Begründungen, die wir zur Verteidigung der jeweiligen Arten von Begründungen angeben, miteinander verglichen werden. Eine Hauptaufgabe der Jurisprudenz ist es, die wesentlichen Bestandteile des Gerichtsprozesses zu charakterisieren, die Verfahren anzugeben, gemäß denen Rechtsansprüche vorgebracht, beraten und entschieden werden und die Kategorien festzulegen, mit deren Hilfe dies geschieht. Unsere Untersuchung verläuft parallel dazu. Wir beabsichtigen, auf eine ähnliche Weise zu charakterisieren, was als "rationaler Prozeß" bezeichnet werden kann – die Verfahren und Kategorien, mit deren Hilfe für allgemeine Behauptungen argumentiert werden kann und die so entschieden werden können." (Toulmin, dt. Übers. S. 14. Hervorhebg. von mir).
- 3 Überblicksdarstellungen dieser Diskussion finden sich in Kaufmann/Hassemer 1977, insbesondere in den Beiträgen von Tammelo "Rechtslogik", Neumann "Die Kritik der juristischen Logik", Schneider/Schroth "Sichtweisen juristischer Entscheidungen. Argumentation und Legitimation". Siehe ferner Cornides 1974, Horn 1975, Moermann 1973, Otto 1970, Winter 1971.

- 4 Dabei ist wohl nicht von einer konjunktiven Verknüpfung der einzelnen Teilaussagen S_1, \dots, S_n auszugehen, sondern davon, daß jede der Antezedenzbedingungen die Konsequenz S_0 als mindestens wahrscheinlich impliziert und sie sich gegenseitig verstärken.
- 5 In diesem Punkt berührt sich allerdings die linguistische Vorgehensweise mit der soziologischen. Opp ermittelt ja die Urteilsprämissen aufgrund einer Analyse vor allem der Vernehmungspraktiken des Richters. So wird z.B. gefragt, welche Implikationen offene Fragen für Angeklagte eines bestimmten sozialen Niveaus haben. Zum Vergleich mit linguistischen Analyseverfahren siehe Wunderlich 1976 (Absatz 3, Beispiel 2), wo ebenfalls die Frage-technik des Richters im Mittelpunkt steht.
- 6 Alexy nimmt diese Regeln freilich nicht für das faktische Kommunikationsverhalten bei Gericht in Anspruch. Er geht aber davon aus, daß spezifische Diskursformen auf der Folie von Regeln des praktischen Diskurses zu beurteilen und an ihnen zu legitimieren sind. Im übrigen bezweifelt er allerdings selbst, daß die von (2.3) geforderte Zwangslosigkeit jemals erreicht werden kann.
- 7 Mit Kooperativität meine ich weniger die individuelle Bereitschaft der Beteiligten, persönlich aufeinander einzugehen, als das Bemühen, Strategien zu entwickeln und zu gebrauchen, die die Erfüllung des institutionell vorgegebenen Kommunikationszwecks bestmöglich garantieren.
- 8 Vgl. auch Keller 1979, der ähnliche Beobachtungen für den schulischen Diskurs analysiert hat.
- 9 Ich behaupte nicht, daß diese Bedingung in alltäglichen Kommunikationssituationen ohne Ausnahme gültig ist. In Erzählungen des "Weißt Du noch ..." - Typs z.B. ist die Bedingung suspendiert (mündlicher Hinweis von Uta Quasthoff). Es ist aber gerade diese Suspension einer allgemeinen Bedingung, die solche Erzählungen als Textsorte eines bestimmten Typs ausgliedert.
- 10 Alternativfragen präsupponieren aber nicht, daß eine der Alternativen wahr ist. Vgl. dazu Grewendorf 1977.
- 11 § 246 StGB Unterschlagung
 - (1) Wer eine fremde bewegliche Sache, die er im Besitz oder in Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe und, wenn die Sache ihm anvertraut ist, mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.
 - (2) Der Versuch ist strafbar.
- 12 Eine Person *stellen* impliziert gegenüber *anhalten* wiederum, daß die Person etwas Rechtswidriges getan oder zu tun versucht hat.
- 13 Dem Angeklagten unterläuft allerdings ein beachtlicher Versprecher: "Und dann hab ich Kofferradios ent eh gesehen". Man darf wohl annehmen, daß er "...entdeckt" hat sagen wollen. *Entdecken* aber präsupponiert anders als *sehen*, daß eine planvolle Suche stattgefunden hat. Insofern würde die Verwendung von *entdecken* der Strategie, das fragliche Geschehen als von den Agenten nicht beabsichtigt darzustellen, zuwiderlaufen.

- 14 In der Modallogik gilt $N \sim r \equiv \sim M r$. Daß *nicht dürfen* und *nicht können* mindestens ähnliche Bedeutungen haben, liegt nahe. Dieser Frage will ich hier aber nicht nachgehen.
- 15 Ich gebe hier eine vielleicht unzulässig verkürzende und vereinfachende Darstellung der Überlegungen von Angelika Kratzer. Ausführliche Besprechungen der wissenschaftlichen Literatur sind m.E. aber u.a. dann sinnvoll, wenn sie es anderen ersparen, die besprochenen Werke selbst zu lesen. Die Lektüre des Buches von Kratzer möchte ich niemandem ersparen; man muß es lesen.

Literatur

- Alexy, R. (1978): Theorie der juristischen Argumentation. Frankfurt.
- Bornscheuer, L. (1976): Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. Frankfurt.
- Brießmann, E.v. (1974): Strafrecht und Strafprozeß. Unter Berücksichtigung der Strafrechtsreform. München (Beck Rechtslexikon).
- Cornides, Th. (1974): Normsetzung und Entscheidungstheorie. In: Rechtstheorie 5, S. 11-31.
- Göttert, K.H. (1978): Argumentation. Grundzüge ihrer Theorie im Bereich theoretischen Wissens und praktischen Handelns. Tübingen.
- Goffman, E. (1974): Der korrektive Austausch. In: ders., Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt, S. 138-254.
- Grewendorf, G. (1977): Präsuppositionen bei disjunktiven Fragen. In: Linguistische Berichte 52, S. 13-28.
- Habermas, J. (1974): Wahrheitstheorien. In: Wirklichkeit und Reflexion. Walter Schulz zum 60. Geburtstag. Tübingen.
- Hamblin, C.L. (1970): Fallacies. London.
- Horn, N. (1975): Rationalität und Autorität in der juristischen Argumentation. In: Rechtstheorie 6, S. 145-160.
- Kallmeyer, W. (1978): Fokuswechsel und Fokussierung als Aktivitäten der Gesprächskonstitution. In: Meyer-Hermann, R. (Hrsg.), Sprechen – Handeln – Interaktion, Tübingen, S. 191-241.
- Kallmeyer, W./F. Schütze (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, S. 1-28.
- (1978): Zur Konstitution von Kommunikations-Schemata der Sachverhaltsdarstellung. Exemplifiziert am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Wegner, D. (Hrsg.), Gesprächsanalyse. Vorlagen zur IPK-Jahrestagung 1976, Hamburg.

- Kaufmann, A./W. Hassemer (Hrsg.) (1977): Einführung in Rechtsphilosophie und Rechtstheorie der Gegenwart. Heidelberg, Karlsruhe.
- Keller, H. (1979): Rephrasieren. Magisterarbeit Seminar f. Allgemeine Sprachwissenschaft. Universität Düsseldorf.
- Klein, W. (1980): Logik der Argumentation.
- Klug, U. (1958): Juristische Logik. Berlin, Göttingen, Heidelberg.
- Kopperschmidt, J. (1973): Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation. Stuttgart.
- Kratzer, A. (1976): Was "können" und "müssen" bedeuten können müssen. In: Linguistische Berichte 42, S. 1-28.
- (1978): Modale, Konditionale, Kontexttheorie. Kronberg.
- Kummer, W. (1972): Aspects of a Theory of Argumentation. In: Gülich, E./W. Raible (Hrsg.), Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt, S. 25-58.
- Lautmann, R. (1972): Justiz — die stille Gewalt. Frankfurt.
- Leodolter, R. (1975): Das Sprachverhalten von Angeklagten bei Gericht. Ansätze zu einer soziolinguistischen Theorie der Verbalisierung. Kronberg/Ts.
- Linde, Ch. (1977): The Study of Coherence Principles in Autobiographical Accounts. Berkeley. Mimeo.
- Luhmann, N. (1969): Legitimation durch Verfahren. Neuwied, Berlin 1969.
- Metzing, D.W. (1975): Formen kommunikationswissenschaftlicher Argumentationsanalyse. Hamburg.
- (1976): Argumentationsanalyse. In: Studium Linguistik 2, S. 1-27.
- Minsky, M. (1975): Frame-system theory. In: R.C. Schank/B.L. Nash-Webber (eds.), Theoretical Issues in Natural Language Processing.
- Moerman, M. (1973): The Use of Precedent in Natural Conversation. A Study in Practical Legal Reasoning. In: Rechtstheorie 4, S. 207-229.
- Neumann, U. (1977): Die Kritik der juristischen Logik. In: Kaufmann/Hassemer (1977), S. 139-150.
- Opp, K.D. (1972): Gesetzliche und außergesetzliche Einflüsse auf das Verhalten von Richtern. In: Zeitschrift für Soziologie 1, S. 250-262.
- Otte, G. (1970): Zwanzig Jahre Topik-Diskussion. Ertrag und Aufgaben. In: Rechtstheorie 1, S. 183-197.
- Otto, H. (1976): Grundkurs Strafrecht. Allgemeine Strafrechtslehre. Berlin, New York.
- Perelman, Ch./L. Olbrechts-Tyteca (1969): The New Rhetoric. A Treatise on Argumentation. London.
- Quasthoff, U. (1973): Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Frankfurt.
- (1978): The uses of stereotype in everyday argument. In: Journal of Pragmatics 2, S. 1-48.

- Rotdeuthner, H. (1973): Richterliches Handeln. Zur Kritik der juristischen Dogmatik. Frankfurt/M.
- Schneider, J./U. Schroth (1977): Sichtweisen juristischer Entscheidung. Argumentation und Legitimation. In: Kaufmann/Hassemer (1977), S. 254-272.
- Schnelle, H. (1975): Zur Explikation des Begriffs "Argumentativer Text". In: Linguistische Probleme der Textanalyse (= Sprache der Gegenwart 35), Düsseldorf, S. 54-76.
- Scott, M.B./St.M. Lyman (1968): Accounts. In: American Sociological Review 33, S. 46-62. Dt. Übers. in: Auwärter, M./E. Kirsch (Hrsg.) (1976), Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, S. 73-114.
- Settekorn, W. (1977): Pragmatique et rhétorique discursive. In: Journal of Pragmatics 1, S. 195-210.
- Tammelo, J. (1977): Rechtslogik. In: Hassemer/Kaufmann (1977), S. 112-130.
- Toulmin, St. (1958): The Uses of Argument. Cambridge. Dt. Übers.: Der Gebrauch von Argumenten. Kronberg 1974.
- Viehweg, Th. (1953): Topik und Jurisprudenz. Ein Beitrag zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. München.
- Winter, G. (1971): Tatsachenurteile im Prozeß richterlicher Rechtssetzung. In: Rechts-theorie 2, S. 171-192.
- Wunderlich, D. (1974): Grundlagen der Linguistik. Reinbek bei Hamburg.
- — (1976a): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M.
 - — (1976b): Skizze zu einer integrierten Theorie der grammatischen und pragmatischen Bedeutung. In: ders. (1976a), S. 51-118.
 - — (1976c): Entwicklungen der Diskursanalyse. In: ders. (1976a), S. 293-398.

Anhang: Fallbeschreibungen

Fall T O.1

Anklage wegen gemeinschaftlichen Ladendiebstahls.

Den Angeklagten A₁ und A₂ wird vorgeworfen, aus dem Lagerraum eines Kaufhauses ein Kassettenradio gestohlen zu haben. A₁ und A₂ bestreiten dies und behaupten, sie hätten das Gerät bezahlen wollen, auf dem Weg zur Kasse seien sie jedoch von Kaufhausdetektiven angehalten worden. Zur Zeit des Vorfalls verfügten sie zusammen noch über 5,60 DM.

Beide Angeklagte sind mehrfach 'einschlägig' vorbestraft, sie werden zu 12 bzw. zu 9 Monaten Haft verurteilt.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A₁, A₂, als Zeugen Polizeibeamte und Kaufhausdetektive.

Fall T 1.1

Anklage wegen Trunkenheit im Verkehr in zwei Fällen, beide vom selben Tag. Der Angeklagte, ein Berufskraftfahrer aus K., dessen Frau seit Monaten im Krankenhaus liegt, hat am Sylvesternachmittag, nach Arbeitsschluß von Kollegen dazu eingeladen, in einer Kneipe reichlich Cola mit Rum zu sich genommen. Anschließend ist er in seinem Auto zur Nachbarstadt Ka. gefahren, um dort seinen elfjährigen Sohn von den Schwiegereltern abzuholen, derweil die neunjährige Tochter allein zu Hause in K. war. In Ka. wurde er von einer Polizeistreife angehalten und nach dem Alco-Test zur Blutprobe (2,15 Promille) in die Polizeistation von Ka. gebracht. Von dort fuhr er später zurück nach K., wurde auf dem Weg erneut vom Polizeibeamten aus Ka. angehalten und einer weiteren Blutprobe (1,75 Promille) unterzogen. Wegen der Rückfahrt von K. nach Ka. wird er als Wiederholungstäter angeklagt. Er wird zu einer Geldstrafe und zwölf Monaten Führerscheinentzug verurteilt.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, keine Zeugen.

Fall T 1.2

Anklage wegen Gefährdung des Straßenverkehrs und wegen unerlaubten Entfernens von der Unfallstelle.

Der Angeklagte, ein junger Landwirt, hat mit seinem PKW einen Peitschenmast gerammt. Für den daran entstandenen Schaden ist er später aufgekommen. Die Anklage wegen Fahrerflucht wird damit begründet, daß er nicht auf das Erscheinen der Polizei gewartet und sich auch selbst nicht bei einer Polizeidienststelle gemeldet hat. Allerdings hatte er einem Tatzeugen seine Adresse aufgeschrieben und sich darauf verlassen, daß dieser sie an die Polizei weitergeben werde. Dies ist – auf eine während der Verhandlung nicht genau geklärte Weise – auch geschehen. Das Verfahren wegen Fahrerflucht wird eingestellt. Wegen Gefährdung des Straßenverkehrs muß A eine Geldbuße bezahlen.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, keine Zeugen.

Fall T 1.3

Anklage wegen Unterschlagung eines Feuerzeugs.

Dem Angeklagten, einem Soldaten der Bundeswehr, wird vorgeworfen, nach einer Dienstfahrt ein – dem Offizier Z₁ gehörendes – Feuerzeug aus dem Handschuhfach des Dienstwagens herausgenommen, es dem Eigentümer aber nicht zurückgegeben zu haben. Der Zeuge Z₂, der A nach der besagten Dienstfahrt abgelöst hatte, bekundet, er habe gesehen, wie A das Feuerzeug an sich nahm, später sei er von A dazu aufgefordert worden, dies gegenüber Z₁ zu verschweigen.

Der Fall bleibt in der Verhandlung einigermaßen undurchsichtig. Das Verfahren wird vorläufig eingestellt, der Angeklagte muß ein Bußgeld zahlen.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, Z₁, Z₂ und Z₃ (als potentieller Entlastungszeuge).

Fall T 1.4

Anklage wegen Trunkenheit im Verkehr.

Der Angeklagte, von Beruf Übersetzer bei der Bundeswehr, gesteht seine Schuld ein und gibt auch zu, bemerkt zu haben, daß er fahruntüchtig war. Er ist 'einschlägig' vorbestraft und wird zu einer Geldstrafe sowie zehn Monaten Führerscheinentzug verurteilt.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, keine Zeugen.

Fall T 3.1

Anklage wegen Trunkenheit im Verkehr und wegen wiederholten Fahrens ohne Führerschein.

Dem Angeklagten, einem Arbeiter, ist nach einer Trunkenheitsfahrt der Führerschein vorläufig entzogen worden. Neben seiner Arbeit, der er in einer ca. 50 km entfernten Stadt nachgeht, trägt A frühmorgens zwischen halbvier und halbfünf Zeitungen aus. Zweimal hat er sich verschlafen und, da er fürchtete, den Zug zur Arbeit zu verpassen, die Zeitungen per Auto ausgetragen.

Er wird zu einer Geldstrafe und zwölf Monaten Führerscheinentzug verurteilt.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, keine Zeugen.

Fall T 4.1

Anklage wegen unerlaubten Entferns von der Unfallstelle.

Der Angeklagte, von Beruf Schornsteinfeger, war an einem Verkehrsunfall beteiligt. Schuld an diesem Vorfall war möglicherweise die Zeugin Z₁, doch das ist Gegenstand eines anderen Verfahrens. Dem Angeklagten wird vorgeworfen, an der Unfallstelle nicht auf die Polizei gewartet zu haben. Es besteht der Verdacht, daß er getrunken hatte. Allerdings hat A der Zeugin seine Adresse gegeben, er ist auch frühestens zehn Minuten nach dem Unfall weggefahren. A wird zu einer Geldstrafe verurteilt.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, V, Z₁ und weitere Zeugen.

Fall T 6.1

Anklage wegen Trunkenheit im Verkehr und wegen Fahrens ohne Führerschein.

Der Angeklagte, Maurer und wegen einer Unfallverletzung seit einem Jahr krankgeschrieben, ist am Abend des Rosenmontag mit 2,33 Promille am Steuer seines Wagens erwischt worden. Der Führerschein wurde vorläufig eingezogen. Trotzdem soll A nur vierzehn Tage später erneut gefahren sein. Zwei Polizeibeamte Z₂ und Z₃ bezeugen dies. Demgegenüber erklärt der Zeuge Z₁, er und nicht A habe am fraglichen Tag das Auto gefahren. Ihm wird in der Verhandlung ein Verfahren wegen Falschaussage angedroht. Die Aussage der Polizisten gilt als glaubwürdig, nicht weil sie Polizisten sind, sondern weil A in K, ein stadtbekannter Fußballspieler ist, so daß ein Irrtum über die Identität des Fahrers nicht in Frage zu kommen scheint.

A wird zu einer dreimonatigen Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt, der Führerschein wird für achtzehn Monate eingezogen.

Verfahrensbeteiligte: S, R, A, Z₁, Z₂, Z₃.

Logik der Argumentation¹

1. Die Kunst der Argumentation

An einer mit 80 km Höchstgeschwindigkeit ausgeschilderten Stelle der Autobahn Frankfurt-Köln hielt die Polizei einen Autofahrer an, der über 50 Stundenkilometer zu schnell fuhr. Von den Polizisten befragt, ob er denn nicht die Schilder gesehen habe, entgegnete der Fahrer: "Wie kann ich denn bei diesem Nebel die Schilder sehen?" (Nach einer Zeitungsmeldung Ende Dezember 1979).

2. Einleitung

Im folgenden verstehe ich unter Argumentationen eine bestimmte Art von komplexen sprachlichen Handlungen. Mit diesem Ausdruck sind Tätigkeiten gemeint wie etwa einen Rapport geben, ein Spiel erklären, ein Gutachten abfassen, einen Weg beschreiben, ganz allgemein Tätigkeiten, in denen ein einzelner oder auch mehrere gemeinsam versuchen, eine bestimmte Aufgabe mit sprachlichen Mitteln zu lösen. Wie dabei verfahren wird, ist unterschiedlich und hängt von vielen Faktoren ab; aber es ist nicht regellos, und die Regeln herauszufinden, trägt zur Erkenntnis des menschlichen Handelns das eine oder andere bei.

Ein bestimmender Faktor für eine komplexe sprachliche Handlung ist sicher die Art der Aufgabe, deren Lösung ansteht. Die konstitutive Aufgabe² einer Argumentation ist es, ein "Argument" zu entwickeln. Ein solches Argument läßt sich als eine Menge von Aussagen darstellen, die in einer bestimmten ("logischen") Weise miteinander verbunden sind und die in eine Antwort auf eine strittige Frage, die "Quaestio" der Argumentation, münden. Ein Argument besteht also aus relativ abstrakten Einheiten: es sind Inhalte, die sich durch Aussagen in einer natürlichen oder künstlichen Sprache ausdrücken lassen. Eine Argumentation hingegen besteht – wie jede komplexe sprachliche Handlung – aus Äußerungen, beispielsweise Behauptungen, Fragen, Einwänden, Zurückweisungen, Zwischenrufen, usw., und ihr Zusammenhang ist im allgemeinen nicht in jenem Sinne "logisch", in dem die Einheiten eines Arguments miteinander zusammenhängen: ein Argument ist eine abstrakte Struktur, die bestimmten Kriterien zu genügen hat, eine Argumentation der oft durch Fehlschlüsse, Irrwege, Positionskämpfe bestimmter Versuch, eine solche Struktur zu entwickeln.

Diese allgemeinen Überlegungen werden in den folgenden drei Abschnitten entfaltet und an einem Beispiel veranschaulicht. In Abschnitt 2 werden einige elementare Unterscheidungen eingeführt, mit deren Hilfe sich dies weite Feld der Argumentationen etwas übersichtlicher machen läßt. Im dritten Abschnitt geht es um den Begriff der 'Logik'; es ist bekannt, daß sich die üblichen Methoden der (deduktiven und induktiven) Logik auf alltägliche Argumentationen in natürlicher Sprache schlecht anwenden lassen; deshalb wird hier ein etwas flexibleres Verfahren entwickelt; man kann die übliche Logik als einen Spezialfall davon ansehen. Die Grundidee läßt sich informell so umreißen: für jeden Teilnehmer einer Argumentation gelten zu einem bestimmten Zeitpunkt bestimmte Aussagen und bestimmte Übergänge von diesen Aussagen zu andern; die Quaestio einer Argumentation definiert eine Klasse von Aussagen, die möglichen Antworten, von denen keine zu Beginn der Argumentation *k o l l e k t i v* – d.h. für alle Teilnehmer – *g i l t*; Ziel der Argumentation ist es, einer dieser Aussagen kollektive Geltung zu verschaffen. Man kann ein Argument nun als einen Baum darstellen, dessen Knoten Aussagen entsprechen, so daß die untersten Aussagen (die "Blätter") kollektiv gelten und alle andern sich aus diesen mithilfe kollektiv geltender Übergänge ergeben. Die oberste Aussage (die "Wurzel") ist eine mögliche Antwort auf die Quaestio. In der Argumentation wird versucht, eine solche Struktur zu entwickeln, und die einzelnen Beiträge der Argumentation sind gleichsam Spielzüge – und zwar oft antagonistische – im Aufbau eines solchen Arguments. In Abschnitt 4 wird dieses Verfahren dann auf die Analyse einer realen Argumentation angewandt, und zwar auf ein Streitgespräch zwischen den Professoren Hackethal und Rothauge über Nutzen und Schaden der Krebs-Vorsorgeuntersuchung. Ihre Argumentation ist höchst antagonistisch, und es gelingt ihnen nicht, gemeinsam ein Argument aufzubauen.

3. Einige elementare Unterscheidungen

Im folgenden führe ich einige Begriffe ein, mit deren Hilfe man unterschiedliche Aspekte der Argumentation zumindest vorläufig kennzeichnen kann. Dadurch läßt sich der weite Bereich der zu untersuchenden Phänomene etwas übersichtlicher gliedern.

3.1. Logik vs. Pragmatik der Argumentation

Von den Ereignissen, in deren Fluß wir fortwährend stehen, erscheinen uns viele als Handlungen – als Ereignisse, deren Verlauf vom planvollen Vorgehen Beteiligten mitbestimmt wird. Argumentationen sind solche Handlungen; sie sind durch die konstitutive Aufgabe, ein Argument zu

entwickeln, ausgezeichnet. Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht zufällig und willkürlich, kein bloßes Herumtappen, sondern sie folgt bestimmten Prinzipien; diese Prinzipien nenne ich die "Logik der Argumentation"; das Wort "Logik" hat hier einen sehr allgemeinen Sinn, etwa "planvolle Ordnung in den Teilereignissen eines komplexen Ereignisses"; in diesem Sinne spricht man etwa von der Logik einer Schachpartie oder der Logik in Beethovens musikalischer Entwicklung. Wir werden im nächsten Abschnitt versuchen, die Logik der Argumentation etwas näher zu kennzeichnen.

Wie in allen Handlungen verfolgen die Beteiligten auch in Argumentationen ihre jeweiligen sozialen Interessen. Sie beteiligten sich nicht nur an der Entwicklung eines Arguments, sie wollen, daß ihre Antwort auf die Quæstio an der Spitze des Arguments steht, sie wollen glänzen oder zumindest nicht ihr Gesicht verlieren, sie wollen andere ausstechen oder ihnen das Spiel verderben, sie wollen – bei wissenschaftlichen Argumentationen – berühmt werden oder – bei politischen – Wählern gewinnen. All diese Aspekte fasse ich zusammen unter dem Begriff "Pragmatik der Argumentation". Offenkundig ist die Funktion vieler Redebeiträge in Argumentationen überwiegend oder rein pragmatisch, sie tragen zur Entwicklung eines Arguments wenig bei, und oft führen pragmatische Gründe zum Abbruch – beispielsweise, wenn sich ein Argument als Ergebnis abzeichnet, das für einen der Beteiligten sozial unerträglich ist; er kann dann selbst reagieren, etwa mit Ablenkmanövern, Beschimpfungen, Faustschlägen, und ebenso kann es sein, daß andere, Einsichtige, die Argumentation dann nicht weitertreiben. Ich denke, daß der Begriff "Pragmatik der Argumentation" für den Augenblick hinlänglich klar ist. Pragmatische Aspekte werden in der Folge nur am Rande behandelt, und deshalb will ich hier keinen Versuch machen, diesen Begriff näher zu erläutern³, sondern lediglich noch auf zwei wichtige Punkte hinweisen. Der erste betrifft die Einbettung von Argumentationen in den Lauf der Ereignisse. Daß es zu einer Argumentation kommt, setzt dreierlei voraus:

1. Es muß – für bestimmte Menschen – etwas fraglich sein, d.h. es muß eine Frage geben, zu der – zu einem gegebenen Zeitpunkt – mehrere Antworten vertreten werden.
2. Das Fragliche muß strittig sein, d.h. es muß irgendwelche Gründe geben, die Frage zu entscheiden; diese Gründe können sehr unterschiedlicher Art sein, beispielsweise die praktische Notwendigkeit zu entscheiden, ob man mit der Bahn oder dem Auto nach Paris reisen soll, wenn diese Reise ansteht, oder die schwerer zu durchschauenden Motive, die viele Mathematiker dazu bemüßigt haben, sich an die Entwicklung eines Arguments zu machen, das

Fermats Letzten Satz entschiede. In jedem Fall sind diese Gründe ein Teil der Pragmatik der Argumentation.

3. Es muß schließlich Gründe dafür geben, das Strittige *a r g u m e n t a t i v* und nicht z.B. durch Würfeln oder ein Duell zu entscheiden. Weshalb man überhaupt das Mittel der Argumentation entwickelt hat und weshalb es im konkreten Fall gegenüber andern Möglichkeiten der Entscheidungsfindung bevorzugt wird, ist wiederum eine pragmatische Frage.

Der zweite Punkt, auf den ich hinweisen will, sind pragmatisch bedingte Einschränkungen des Argumentierens. Es wäre für einen Einzelnen, für eine Gruppe, für eine Gesellschaft selbstzerstörerisch zuzulassen, daß alles zum Gegenstand von Argumentationen gemacht wird. Wenn ein Bettler an deine Tür kommt und, unter Hinweis auf seine Armut und die Prinzipien der Nächstenliebe, hinfort die Hälfte deines Gehalts verlangt, dann wäre man ja wahnsinnig, wenn man sich in eine ernsthafte Argumentation über diese offene Frage einließe. Nur in pragmatisch unverbindlichen Argumentationen, etwa unter Philosophen, kann man alles in Frage stellen und argumentativ zu entscheiden suchen. Wir werden später sehen, daß solche pragmatische Einschränkungen dem logischen Grundprinzip der Argumentation zuwiderlaufen. Aber eine Argumentation ist eben nicht allein durch die Logik bestimmt.

3.2. Einige weitere Unterscheidungen

Die Aufgabe, ein Argument zu entwickeln, kann von einem allein oder von mehreren gemeinsam gelöst werden; demnach spreche ich von "individuellen" gegenüber "kollektiven" Argumentationen. Des Sokrates berühmte Darlegung in der "Apologie", daß er den Tod nicht zu fürchten habe, ist eine individuelle Argumentation, eine familiäre Debatte darüber, wer das Geschirr abtrocknen soll, eine kollektive. Die Unterscheidung ist deshalb wichtig, weil die Entwicklung eines Arguments und damit die Logik der Argumentation im kollektiven Fall meist verwickelter ist, beispielsweise, weil die einzelnen Redebeiträge koordiniert werden müssen.

Innerhalb kollektiver Argumentationen kann man kooperative und antagonistische Zustände unterscheiden; eine Argumentation ist in einem antagonistischen Zustand, wenn hinsichtlich der Quaestio verschiedene Positionen vertreten werden; sonst ist sie in einem kooperativen. "Antagonistisch" besagt nicht "feindselig", noch besagt "kooperativ", daß das Fragliche entschieden und die Argumentation damit beendet wäre; daß man sich über die erwünschte Antwort einig ist, besagt nicht, daß man ein Argument dafür hat.⁴

Argumentationen können sich in alltäglichen Interaktionen entwickeln, sie können aber auch an bestimmte institutionelle Formen gebunden sein; der Übergang zwischen solchen "privaten" und "öffentlichen" Argumentationen ist gleitend. Typische Beispiele für private sind familiäre Dispute über irgendwelche praktischen Probleme; hingegen unterliegen juristische, politische, wissenschaftliche, vielleicht auch philosophische Argumentationen einer Reihe institutioneller Regelungen über Ablauf, zulässige Fragen usw.; es sind Beispiele für öffentliche Argumentationen. Man kann sich den Unterschied am besten klar machen, wenn man sich überlegt, wie dieselbe Frage – z.B. ob der Bau von Kernkraftwerken eingeschränkt werden soll – vor dem Verwaltungsgericht, in wissenschaftlichen Zeitschriften und zu fortgerückter Stunde in einer Wohngemeinschaft zu entscheiden versucht wird.

Erwähnt sei schließlich noch eine Unterscheidung, die herkömmlich eine gewisse Rolle spielt und sich auf die Art der Quaestio bezieht: es kann sich um eine faktische oder um eine normative – etwa moralische oder ästhetische – Frage handeln. Die Unterscheidung ist deshalb wichtig, weil man über normative Fragen nach Ansicht vieler nur bis zu einem gewissen Grade argumentieren kann ("de gustibus non est disputandum"). In der Tat gerät man bei Argumentationen über die Frage, ob Verdi oder Wagner der bessere Komponist ist, ob Bocuse oder Troisgros besser kocht, ob man Tiere totmachen soll, um sie zu essen, und ähnlichen meist in eine Sackgasse. Aber zum andern ist dies auch bei vielen faktischen Fragen so, etwa bei der Frage, ob es einen Gott gibt, ob der Wille frei ist, ob der Mensch unsterblich ist, und zum zweiten gibt es in der Praxis ständig normative Argumentationen, die durchaus erfolgreich verlaufen. Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen faktischen und normativen Argumentationen, aber das ist eine empirische Frage. In jedem Fall muß der begriffliche Rahmen, mit dem man die Logik der Argumentation zu erfassen sucht, sich auf den Aufbau faktischer wie normativer Argumente anwenden lassen.

4. Logik der Argumentation – Logik des Arguments

Aufgabe einer Argumentation ist es, ein Argument zu entwickeln; ein solches Argument ist eine Menge von Aussagen, die in einer bestimmten Weise miteinander verbunden sind und die in eine Antwort auf die Quaestio münden; wir werden diesen Begriff gleich präzisieren; für den Augenblick können wir uns ein Argument als einen Baum vorstellen, dessen "Blätter" die Prämissen sind, dessen übrige Knoten aus den Blättern logisch folgen und dessen Wurzel in von der Quaestio festgelegten Menge von Antworten ist. Die Logik der Argumentation sind die Prinzipien, nach denen ein solcher Baum entwickelt wird. Dies kann etwa so ge-

schehen, daß einer der Beteiligten eine Grundstruktur vorgibt, deren Knoten durch andere ergänzt oder aber angefochten werden; es kann auch sein, daß jemand eine andere Struktur dagegenstellt und daß es dann zu einem ‘Kampf’ um einzelne Knoten kommt, usw. Wir wollen versuchen, diese allgemeinen Überlegungen etwas zu systematisieren.

Man kann die Aufgabe, ein Argument zu entwickeln, in drei Teilaufgaben auflösen:

1. Die einzelnen Aussagen, aus denen sich das Argument zusammensetzt, müssen *g e r e c h t f e r t i g t* werden (Rechtfertigungsproblem).
2. Es muß sichergestellt sein, daß die einzelnen Aussagen in bestimmter Weise miteinander *v e r k ü p f t* sind; eine unverbundene Menge von Aussagen, deren jede durchaus gerechtfertigt sein mag, ist kein Argument (Kohärenzproblem).
3. Die einzelnen Redebeiträge, in denen die intendierten Bestandteile des aufzubauenden Arguments enthalten sind, müssen *k o o r d i n i e r t* werden (Koordinationsproblem).

Die ersten beiden Aufgaben bilden die Voraussetzungen, denen das zu entwickelnde Argument genügen muß; wir gehen gleich ausführlich darauf ein. Das dritte, über das ich hier nur wenig sage, bezieht sich auf die Reihenfolge, in der die einzelnen ‘Züge’ beim Aufbau des Arguments vollzogen werden, und die Art und Weise, in der man sie in Bezug setzt. Gesteuert wird diese Koordination im wesentlichen durch fünf Mittel: durch allgemeine Regeln des ‘turn taking’, durch spezifische koordinierende Redebeiträge (*Jetzt bin ich am Reden, Also, um es mal zusammenzufassen*, usw.), durch pragmatische Faktoren (z.B. Anciennität in Gremien), durch weithin unbekannte kognitive Faktoren – z.B. bestimmte Strategien, komplexe Fragen in Teilfragen zu zerlegen – und schließlich durch eigens für diese Aufgabe eingesetzte Personen (etwa Diskussionsleiter). Wie das Koordinationsproblem im einzelnen gelöst wird und welche Regeln dafür gelten, ist eine empirische Frage.

Kommen wir nun zu den beiden anderen Aufgaben, nämlich Rechtfertigung der einzelnen Aussagen und Sicherung der Kohärenz. Es kann dabei nicht allein um die Wahrheit von Prämissen (Rechtfertigung) und um die logische Folgerungsbeziehung (Kohärenz) gehen. Beide spielen in realen Argumentationen eine vergleichsweise geringe Rolle. Dies ist wiederholt bemerkt worden. Ich will nur drei Punkte erwähnen. Erstens geht es in realen Argumentationen vielfach um normative Aussagen; es ist aber keine Frage von wahr und falsch, ob man seine Frau betrügen soll. Zweitens geht es selbst bei faktischen Aussagen nie darum, ob sie im logischen Sinne wahr sind, sondern darum, ob wir berechtigt sind,

sie nach dem jeweiligen Stand unserer Erkenntnisse als wahr anzunehmen; in diesem Leben haben wir nie mehr als unterschiedlich gut gesicherte und unterschiedlich weit verbreitete Meinungen (obwohl viele natürlich meinen, die ihren seien mehr). Und drittens vollziehen wir in realen Argumentationen beständig Übergänge von Aussagen zu anderen Aussagen – und zwar zu Recht –, die weder den Kriterien der deduktiven noch der induktiven Logik⁵ genügen. Wenn wir wissen, daß jemand letztes Jahr seinen Doktor gemacht hat, schließen wir ohne weiteres daraus, daß er lesen und schreiben kann. Wenn jemand seine Großmutter ermordet, seine Frau verprügelt, seine Kinder zur Prostitution anhält und obendrein einem Blinden ein Bein stellt, so gehen wir ohne weiteres zu der Aussage über *Er ist ein Lump*, obwohl dies nicht logisch daraus zu folgen scheint. Wenn wir siebenmal einen Hamburger bei McDonald gegessen haben – dies ist ein Beispiel, ich habe nie einen gegessen – und er war siebenmal entsetzlich, dann induzieren wir daraus unverzüglich, daß die Hamburger dort ungenießbar sind, obwohl im Jahr vielleicht 200 Millionen verkauft werden und obwohl keine induktive Logik einen solchen Schluß zu rechtfertigen scheint.⁶ Im folgenden will ich nun eine Betrachtungsweise vorschlagen, die relativ flexibel ist und es erlaubt, alle diese Fälle zu erfassen.

Ausgangspunkt einer jeden Analyse realer Argumentationen ist die elementare Tatsache, daß kein Mensch wirklich weiß, was wahr ist, was gut, was woraus folgt. Was wir haben, sind sich wandelnde Überzeugungen, die mehr oder minder fest sind und von mehr oder minder vielen geteilt werden. Mehr kann niemand in eine Argumentation einbringen. Wir können solche Überzeugungen sprachlich ausdrücken⁷; ich will dafür sagen, daß wir sie in Aussagen formulieren können; solche Aussagen können speziell sein (*Vor zwei Wochen habe ich ein Eisbein gegessen*) oder allgemein (*Geschichte ist Mumpitz*), faktisch (*in Holland regnet es ewig*) oder normativ (*Peter Alexander ist wunderbar*), apodiktisch (*Gott ist tot*) oder eingeschränkt (*Fritz ist vielleicht schon weg*); in jedem Fall bringen sie einen bestimmten Inhalt zum Ausdruck.⁸ Statt zu sagen, daß eine Person *p* zu einem Zeitpunkt *t* dies oder das meint, sage ich auch, daß die Aussage *a*, die dies oder das ausdrückt, zum Zeitpunkt *t* für die Person *p* gilt. Was für die Person *p* zum Zeitpunkt *t* nicht gilt – etwa weil das Gegenteil gilt oder sie überhaupt keine Meinung dazu hat – ist für *p* zu *t* fraglich. Das Geltende und das Fragliche sind also relativ zu Personen und Zeitpunkten. Man kann nun diese Relativierung ganz oder partiell aufheben, also etwa das betrachten, was für *p* zu allen Zeiten oder über eine bestimmte Zeitspanne hinweg gilt und was sich – in Abhängigkeit von welchen Bedingungen – ändert. Argumentationen sind beispielsweise Fälle, in denen sich Geltendes ändert, aber natürlich nicht die einzigen; jede Wahrnehmung etwa führt

zu Änderungen. Umgekehrt kann man den Faktor "Zeit" konstant halten und die Person variieren lassen, also betrachten, was für mehrere Menschen – ich sage dafür "ein Kollektiv" – gilt; was für jedes Mitglied eines Kollektivs k zum Zeitpunkt t gilt, bezeichne ich als das "kollektiv Geltende" dieses Kollektivs k zum Zeitpunkt t .⁹ Was nicht kollektiv gilt, nenne ich "kollektiv fraglich" (für k zu t); kollektiv fraglich heißt also nicht "für jeden im Kollektiv fraglich", sondern "für mindestens einen". Wir können zulassen, daß ein Kollektiv k nur eine Person p umfaßt; dann ist das Geltende einfach ein Grenzfall des kollektiv Geltenden. Diesen Begriff des "kollektiv Geltenden" (für k zu t) betrachte ich als – nicht weiter definierten – Grundbegriff der Argumentationsanalyse.

Zum kollektiv Geltenden zählen nicht nur faktische Aussagen, sondern auch normative; insbesondere zählen aber auch Aussagen dazu, die besagen, von welchen Aussagen man zu welchen übergehen kann. Dies kann sich also mit der Zeit ändern, und es ist lediglich jeweils für bestimmte Kollektive festgelegt. Möglicherweise gibt es Übergänge, die für alle zu allen Zeiten gelten; man kann sich schwer vorstellen, daß der Modus ponens, der ja einen solchen Übergang festlegt, für jemanden nicht gilt, aber immerhin.

Worum es in Argumentationen geht, läßt sich nun in einer sehr einfachen These formulieren:

(T) In Argumentationen wird versucht, etwas kollektiv Fragliches mithilfe des kollektiv Geltenden in kollektiv Geltendes zu überführen.

Die Grundsituation einer Argumentation ist, daß etwas – für das betreffende Kollektiv – fraglich, daß es darüber hinaus strittig ist und daß es davon abgesehen jedoch – für das betreffende Kollektiv – einen gemeinsamen Bestand zu Geltendem gibt; dieser gemeinsame Bestand wird nun eingesetzt, um das Fragliche zu entscheiden; je nachdem, welcher Art die Quaestio ist, kann man hier verschiedene Möglichkeiten unterscheiden. Ich will dies aber hier nicht verfolgen, sondern lediglich auf zwei wichtige Punkte hinweisen:

1. Die oben aufgestellte These (T) ist nicht als eine Art Postulat – eine Anforderung, die Argumentationen zu erfüllen haben – gemeint, sondern als eine empirische Behauptung: in realen Argumentationen geht genau dies vor sich.
2. Der entscheidende Passus in (T) ist "mithilfe des kollektiv Geltenden"; was nun für alle in einer Argumentation gilt, ist zum ersten in ständiger Veränderung begriffen – etwa durch Informationen,

die im Verlauf der Argumentation von einem beigebracht werden und die anzuzweifeln die andern keinen Anlaß haben; und zweitens ist es nicht eine Sache des Erwünschtseins, was gilt: aus dem, was gilt, ergibt sich vieles, was eben auch gilt, ob es den Beteiligten erwünscht ist oder nicht.

Die Argumentation setzt gleichsam eine Kinematik des kollektiv Geltenden in Gang, die nicht allein vom Ermessen oder den Wünschen der Beteiligten abhängig ist. Wir werden dies später bei der Beispielanalyse in Abschnitt 5 noch im einzelnen sehen.

Der Begriff des kollektiv Geltenden erlaubt uns nun eine relativ flexible Konzeption von Argument und Logik des Arguments. Ein Argument ist in unserer Betrachtungsweise eine Menge von Aussagen – genauer: von Inhalten von Aussagen – die (a) in bestimmter, "logischer" Weise miteinander verknüpft sind, und (b) deren Spitze eine Antwort auf die Quaestio darstellt. Ich gehe davon aus, daß es möglich ist, bestimmte Inhalte durch bestimmte sprachliche Ausdrücke – die ich hier Aussagen nenne – unmißverständlich darzustellen; das ist vielleicht kontrafaktisch, aber ohne eine solche Annahme wird jeder Begriff von Argument höchst problematisch; im folgenden spreche ich einfach von Aussagen, obwohl im Grunde deren Inhalte gemeint sind; unter der eben gemachten Annahme scheint dies aber zulässig.

Das zweite der genannten Kriterien für ein Argument ist relativ unproblematisch: die Quaestio der Argumentation definiert eine Klasse von Antworten; die Spitze des Arguments – ein Begriff, der gleich erläutert wird – muß in dieser Klasse liegen. Schwierig ist hingegen das zweite Kriterium: die "Zulässigkeit", "Folgerichtigkeit", "Legitimität" der Verknüpfungen oder Übergänge zwischen den Aussagen: in realen Argumentationen werden zum einen Übergänge sehr unterschiedlicher Art als zulässig akzeptiert, und zum andern sind solche Übergänge selbst Gegenstand der argumentativen Auseinandersetzung (etwa in Redebeiträgen wie *das ist ja richtig, aber das sagt noch lange nicht, daß ...*). Sie sind deshalb Teil der "Kinematik des kollektiv Geltenden".

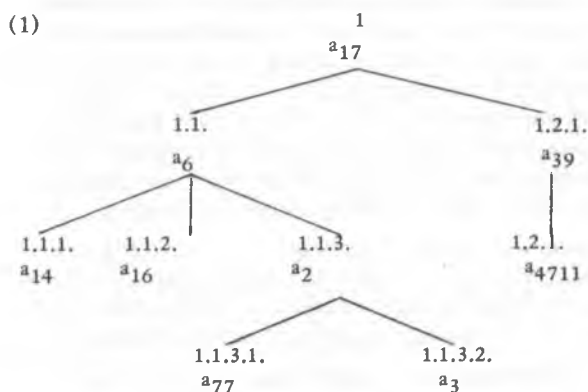
Für die folgende Definition benötigen wir zuerst einige Hilfsbegriffe. Ein "Baum" D ist eine endliche Teilmenge der endlichen Folgen natürlicher Zahlen, so daß

- (a) wenn $f' = n_1 \ n_2 \ ... \ n_{s-1} \ n_s \in D$, dann $f = n_1 \ n_2 \ ... \ n_{s-1} \in D$
(informell: mit jeder Folge ist auch jedes Anfangsstück dieser Folge in D);
wir sagen, daß f' von f unmittelbar dominiert wird;

- (b) wenn $f = n_1 n_2 \dots n_s \in D$, dann $f' = n_1 n_2 \dots n'_s \in D$, wenn $n_s > n'_s$ (informell: mit jeder Folge f' ist auch jede gleichlange Folge f , deren letzte Zahl kleiner ist, in D); wir sagen dann, daß $f'f$ vorangeht bzw. unmittelbar vorangeht, falls $n_s = n'_s + 1$.

Die Definition wird gleich an dem folgenden Beispiel (1) klar; die Folgen sind natürlich die "Knoten" des Baums.

$P = \{a_0, a_1, \dots\}$ sei die Menge aller möglichen Aussagen, eine ziemlich große Menge; jede Funktion A' von einem Baum D in P bezeichne ich als ein "mögliches Argument"; ein mögliches Argument ist also ein Baum, dessen Knoten – nach Belieben – mit Aussagen etikettiert sind, wie in dem folgenden Beispiel (ich gebe sowohl die Folgen wie die ihnen entsprechenden Aussagen):



Die Idee, die wir im folgenden präzise formulieren wollen, ist nun die: eine Struktur wie (1) ist ein Argument, wenn a_{14} , a_{16} , a_{77} , a_3 und a_{4711} kollektiv gelten, a_2 sich mithilfe eines geltenden Übergangs aus a_{77} und a_3 ergibt, a_6 aus den drei davon dominierten Knoten a_{14} , a_{16} , a_2 , und die Spitze a_{17} ebenso aus a_6 und a_{39} (wobei a_{39} wiederum aus a_{4711} hervorgeht).

Eine beliebige Folge $\langle a_0, a_1, \dots, a_n \rangle$ ist ein legitimer Übergang, wenn es im kollektiv Geltenden eine Aussage gibt, die dies zum Inhalt hat¹⁰; dies ist, natürlich variabel nach Zeitpunkt und Kollektiv. D sei ein Baum, A' ein mögliches Argument mit D als Definitionsbereich; A' ist ein "Argument" A genau dann, wenn für jedes $f \in D$ gilt: $\langle A'(f_1), A'(f_2), \dots, A'(f_{s-1}), A'(f_s) \rangle$ ist ein legitimer Übergang, wobei f_1, f_2, \dots, f_{s-1} alle Folgen sind, die von f_s unmittelbar dominiert werden und $f_1, f_2, f_3, \dots, f_{s-2}, f_{s-1}$ unmittelbar vorausgeht.

Diese Definition sagt natürlich nichts darüber, wie die legitimen-Übergänge inhaltlich aussehen. Das zu ermitteln und allgemeine Formulierungen dafür zu finden, ist eben eine Aufgabe der Argumentationsanalyse. Es scheint mir – wie schon erwähnt – sinnvoll, anzunehmen, daß es Übergänge gibt wie etwa $\langle \text{wenn } p, \text{ dann } q; p, q \rangle$, die in allen Kollektiven zu allen Zeitpunkten gelten; aber erstens ist dies eine empirische Frage, und zweitens sind solche Übergänge offenkundig nicht die einzigen, die in realen Argumentationen vorkommen und dort zugelassen sind. Wir werden dies im nächsten Abschnitt sehen.

5. Eine argumentative Diskussion über ein wissenschaftliches Problem

Was in den vorausgehenden Abschnitten über Pragmatik der Argumentation, Logik der Argumentation und Logik des Arguments ausgeführt wurde, ist sehr summarisch, sehr abstrakt, wenig abgesichert und in vielem anfechtbar. Ich werde mich hier nicht mit dem Verhältnis zu anderen Argumentationsanalysen noch mit möglichen Einwänden auseinandersetzen (vgl. dazu etwa Klein (1980), wo sich auch viele Ergänzungen finden), sondern versuchen, das Gesagte durch die Analyse eines Beispieltextes anschaulicher und hoffentlich etwas plausibel zu machen.

Es handelt sich um ein vom "Spiegel" herbeigeführtes Streitgespräch zwischen dem Chirurgen Julius Hackethal und dem Urologen Carl-Friedrich Rothauge über Probleme der Krebsbehandlung, insbesondere über Nutzen und Schaden der Vorsorgeuntersuchung bei Prostata-Krebs.¹¹

Zum Verständnis der Diskussion ist es notwendig, einiges über ihre Hintergründe zu wissen. Vor etwa einem Jahrzehnt wurde in der Bundesrepublik – parallel zu anderen Ländern – damit begonnen, Programme zur Früherkenntnis von Krebs einzuführen, darunter auch auf Vorschlag von Urologen eine Vorsorgeuntersuchung auf Prostata-Krebs bei Männern eines bestimmten Alters. Diese Vorsorgeuntersuchung wurde 1978 von Julius Hackethal als nicht bloß nutzlos, sondern umgekehrt als gefährlich angegriffen; sein Buch war zum Zeitpunkt der Diskussion noch nicht erschienen, aber seine Hauptthesen – für die die Prostata-Vorsorgeuntersuchung nur ein allerdings wichtiger Beispielfall ist – waren bereits bekannt. Er vertritt die Ansicht, daß die Untersuchung selbst – Abtasten der Prostata und Entnahme von Gewebeproben – sehr oft harmlose Wucherungen – ("Haustier-Krebs") in gefährliche ("Raubtier-Krebs") umwandelt. Ein möglicher Vorteil der frühzeitigen Erkennung wird so mehr als ausgeglichen. Im übrigen vertritt er die Auffassung, daß auch frühzeitige Erkennung nicht nützt, weil keine brauchbaren Behandlungsmethoden verfügbar sind. Die vorhandenen erhöhen die Überlebens-

rate nicht und sind für den Behandelten sehr quälend. Er behauptet weiterhin, die ganze Einführung der Vorsorgeuntersuchung sei nichts als eine Beutelschneiderei. Soviel zum Hintergrund.

Die Argumentation ist kollektiv, privat und durchweg stark antagonistisch. Es gibt nicht eine durchgängige Quaestio, sondern es werden hintereinander drei – allerdings eng zusammenhängende – Fragen behandelt:

1. "Muß man sich vor den Urologen fürchten?" (3); diese Frage bildet den Hauptgegenstand von 1-17; in dieser Phase wird aber nicht versucht, systematisch ein Argument zu entfalten; einer der beiden Beteiligten lehnt dies sogar ausdrücklich ab: "[Rothauge:] Das kann ich mit einem klaren Nein beantworten. Mehr will ich dazu nicht sagen." (4) die anschließenden Ausführungen von Hackethal sind dann auch bloß Antworten auf Fragen des Dritten, in denen er seine Auffassung erläutert.
2. "Soll man Vorsorgeuntersuchungen durchführen?" Um diese Frage, die im übrigen jedoch nicht wörtlich so gestellt wird, kreist der Hauptteil des Streitgesprächs; in 18-173 wird versucht, sie argumentativ zu entscheiden, wobei Hackethal von Anfang an die Position "Nein" vertritt, Rothauge die Position "Ja"; der Dritte hat lediglich koordinierende Funktion.
3. "Soll man zum Heilpraktiker gehen?" Nachdem sich in der Diskussion über die zweite Frage keine gemeinsame Antwort abzeichnet, leitet der Dritte abschließend auf diese Frage über (in 174); sie bildet dann den Gegenstand der abschließenden Äußerungen (bis 194), oder besser gesagt: den Ausgangspunkt. Es wird nur noch ansatzweise versucht, ein Argument zu entwickeln.

Da es hier nicht um die Struktur von Diskussionen überhaupt geht, sondern um Argumentationen, betrachte ich im folgenden nur den mittleren Teil, weil hier in der Tat versucht wird, das für beide Geltende herauszuarbeiten und auf dieser Grundlage eine gemeinsame Antwort zu sichern. Wie schon beim vorigen Text werde ich auch hier pragmatische Aspekte nur am Rande behandeln, obwohl das Streitgespräch in dieser Hinsicht sehr ergiebig ist.¹²

Ich setze den Anfang dieser Argumentation mit 18 an; der Übergang ist zwar gleitend, aber in 18 wird die Frage nach dem Nutzen der Vorsorgeuntersuchung explizit aufgeworfen. Die Quaestio ist, wie oft in privaten¹³ Argumentationen, nicht völlig eindeutig. Man kann sie ungefähr mit "soll man Vorsorgeuntersuchungen durchführen?" ansetzen; gemeint ist: für Prostata-Krebs, obwohl zumindest Hackethal dies nur als Exempel für den Sinn von Vorsorgeuntersuchungen ansieht; der Dritte schränkt die Argumentation aber ausdrücklich darauf ein (vgl. 34). Die

beiden möglichen Antworten sind natürlich *ja* und *nein*; zudem kann man, wie bei jeder Alternativfrage, die Alternative selbst ablehnen, etwa mit *das kommt darauf an*; das tun jedoch die Beteiligten nicht. Es ist aber zu berücksichtigen, daß die Antwort *nein* mehrdeutig ist, je nachdem ob man die Negation auf *soll* oder auf *Vorsorgeuntersuchung durchführen* bezieht; im ersten Fall wird lediglich bestritten, daß man es tun soll; im zweiten Fall wird empfohlen, es nicht zu tun. Man hat demnach drei Fälle auseinanderzuhalten: (Ich nummeriere hier und im folgenden wichtige Aussagen, um deren Geltung es geht, durch):

A₁: Man soll Vorsorgeuntersuchungen durchführen.

A₂: Es ist zu empfehlen, keine Vorsorgeuntersuchungen durchzuführen.

A₃: Es ist nicht zu empfehlen, Vorsorgeuntersuchungen durchzuführen.

Die beiden Beteiligten haben offenbar von Anfang an nur A₂ (Hackethal) und A₁ (Rothauge) im Visier. Hackethal's Position ist zu Beginn bereits klar; Rothauge konstatiert sie ausdrücklich: "Ja. Die Prostata ist von der Anatomie her geradezu ein Idealobjekt für die Vorsorgeuntersuchung." (19) Diese Spitze versucht er nun unmittelbar durch die Entfaltung eines Arguments zu stützen; dieser Versuch läuft mit Unterbrechungen von 19 bis 30. Für ihn gilt offenbar folgendes:

A₄: Die Erfahrungen der letzten zehn Jahren haben uns A₅ gelehrt.

A₅: Es gibt zwei Formen des Prostata-Krebs: U-Krebs (hoch differenziert, relativ ungefährlich, "Haustierkrebs") und G-Krebs (entdifferenziert, gefährlich, "Raubtierkrebs").

A₆: U-Krebs muß nicht unbedingt behandelt werden; dies hängt vom Fall ab.

A₇: G-Krebs führt zu qualvollem Tod, wenn er unbehandelt bleibt, sonst aber nicht.

A₈: G-Krebs muß behandelt werden.

A₉: Behandlung setzt effiziente Diagnose voraus.

A₁₀: Effiziente Prostata-Krebs-Diagnosen sind wünschenswert.

Streng genommen ist dies noch kein Argument für A₁, denn es wird nur versuchsweise begründet, daß überhaupt Diagnosen nötig sind; außer A₄ – A₁₀ gilt für Rothauge noch verschiedenes andere, z.B. daß es unerwünscht ist, wenn Menschen einen qualvollen Tod sterben; dies wird aber verständlicherweise nicht eigens erwähnt, weil es nicht den geringsten Grund für die Annahme gibt, daß dies nicht kollektiv gilt. Zur kollektiven Geltung von A₄ – A₁₀ wird zunächst nichts weiter thematisiert, sondern, gesteuert durch den Koordinator, wendet sich die Argumentation nunmehr der Frage zu, ob die in der Vorsorgeuntersuchung benutzten Diagnosen in der Tat welche sind, wie sie in A₁₀ als notwendig angenommen werden.¹⁴ Der koordinierende Dritte führt zunächst eine

dieser Methoden, nämlich die Tastdiagnose, ein (36) und fragt nach ihrem Nutzen. Für Rothauge gilt nun (39, 41):

A₁₁: Tastdiagnose deckt Verhärtungen eindeutig auf.

A₁₂: Verhärtungen sind ein Symptom für Krebs oder für chronische Entzündung.
Dies ist ein Schritt in Richtung auf

A₁₃: Tastdiagnose ist wünschenswert

und damit auf $\langle A_1 \rangle$. Allerdings konstatiert Rothauge A₁₃ nicht ausdrücklich, so daß zunächst offen ist, ob $\langle A_{13} \rangle_R$ oder nicht. Die Geltung von A₁₃ wird nun von Hackethal bestritten. Sein Versuch, stattdessen

A₁₄: Tastdiagnose ist nicht wünschenswert

einzuführen, wird in zwei Weisen gestützt, nämlich durch Bestreiten von A₁₁ und durch Einführen von

A₁₅: Tastdiagnose ist gefährlich

Diese Argumentationslinie wird ihm vom Koordinator in 48 vorgegeben. Sein Gegenargument beginnt mit 49 und bezieht sich auf A₁₁; die ganze Diskussion von 49 – 91 kreist um $\langle A_{11} \rangle$; in 92 greift dann der Koordinator ein und lenkt über auf $\langle A_{15} \rangle$. Hackethal führt zunächst aus: "[Die Tastdiagnose] ist erstens unzuverlässig, weil fast nur Unerfahrene die Untersuchung machen. 80 Prozent sind Internisten und Praktiker. Und ich habe genügend Prostata untersucht, um zu wissen, wie schwierig es ist, welch großes Fingerspitzengefühl dazu gehört, um wirklich zu beurteilen: Was ist noch eine Verhärtung, was ist keine? Ist eine Asymmetrie da, ist sie größer oder kleiner als eine Kastanie? ... Zweitens: Auch der erfahrene Diagnostiker kann nur die Krebsknötchen tasten, die ganz dicht an der Kapsel liegen... Es kann fast die ganze Prostata voll Krebs sein, und sie können es trotzdem nicht fühlen." (49-52). Wir können dies wiederum schematisch so festhalten (für Hackethal gilt):

A₁₆: Für 80 Prozent aller Untersuchenden gilt A₁₁ nicht, weil sie keine Erfahrung haben.

A₁₇: Krebsbedingte Verhärtungen können über die ganze Prostata verbreitet sein.

A₁₈: Selbst Experten können nur Verhärtungen dicht an der Kapsel abtasten.

Deshalb ist die Tastmethode in keinem Fall sicher, und deshalb gilt A₁₁ nicht.

Um A₁₁ zu halten, muß Rothauge A₁₆ – A₁₈ angreifen. Er wählt, zunächst jedenfalls, A₁₇: "Herr Hackethal, sie übersehen eins, daß es gerade die pathologisch-anatomische Besonderheit des Vorderdrüsen-Krebses ist, daß er nur von der Kapsel ausgeht – oder vorwiegend von der Kapsel." (53). Damit ist offenbar, daß A₁₇ nicht kollektiv gilt, und es muß nun versucht werden, entweder A₁₇ oder nicht – A₁₇ in kollektiv

Geltende zu überführen. Dazu müssen sich die Kontrahenten auf Aussagen stützen, von denen sie annehmen, daß sie kollektiv gelten. Dies sind in erster Linie die wissenschaftlichen Befunde zu diesem Punkt, und damit beginnt nun Rothauge: Es steht bei Hamperl (89). Was nicht angesprochen ist, also auch gilt, ist: Hamperl ist eine Autorität auf diesem Gebiet, und was Autoritäten auf ihrem Gebiet sagen, gilt. Rothauge beläßt es aber nicht dabei, sondern er weist darauf hin, daß es die allgemeine Lehrmeinung ist: "Und das steht in jedem Lehrbuch" (= A₁₉). Hackethal müßte nun entweder A₁₉ bestreiten, oder aber zeigen, daß es trotz seiner Geltung nicht relevant für <A₁₇> ist. Er geht zunächst den zweiten Weg, und zwar über eine Klarstellung des mehrdeutigen Begriffs "Kapsel". A₁₇, wie es von ihm behauptet wurde, bezieht sich auf die "anatomische Kapsel", Rothauge's <A₁₉> auf die "chirurgische Kapsel."¹⁵ Wenn dieser Unterschied besteht, mag A₁₉ durchaus gelten; es ist für A₁₇ irrelevant. Rothauge hebt daher den Unterschied wieder auf; für die üblicherweise Untersuchten fallen beide Kapseln weithin zusammen: "[Die chirurgische Kapsel ist] bei 80 Prozent aller Männer, die der Vorsorgeuntersuchung zugeführt werden, die eigentliche Kapsel, weil bei 80 Prozent aller Männer in diesem Alter das die Harnröhre umschließende Drüsengewebe schon gewuchert ist." (61). Hackethal läßt nun die Behauptung unangefochten, daß der Krebs vorwiegend (zu 90%) in der chirurgischen Kapsel sitzt, bestreitet aber, daß — bei dem relevanten Personenkreis — chirurgische Kapsel und "eigentliche" Kapsel sich entsprechen. Für beide Beteiligten gilt aber ein Prinzip, daß, wenn zwei gegenläufige Auffassungen geäußert werden, eher diejenige dessen gilt, der die größere Kompetenz hat. Dieses Prinzip macht sich Rothauge nun zunutze, um die Identitätsfrage zu entscheiden:" [Rothauge:] Moment, Herr Hackethal. Bei den Patienten, über die wir uns unterhalten, entspricht die chirurgische Kapsel eigentlich der Kapsel [Hackethal:] das bestreite ich [Rothauge:] Ja, dann haben Sie eben von der pathologischen Anatomie keine Ahnung! Ich habe anderthalb Jahre pathologische Anatomie gemacht. Ich frage Sie: Wo haben Sie Ihre pathologisch-anatomische Ausbildung erhalten? ... Haben Sie eine erhalten nach dem Staatsexamen? Ja oder Nein? [Hackethal:] Nein. Sie haben sie. [Rothauge:] Ich habe Sie. [Hackethal:] Richtig." (67-75). Damit gilt aufgrund der größeren Kompetenz für beide, daß die Trennung von chirurgischer Kapsel und eigentlicher Kapsel nicht zu halten ist; A₁₉ ist relevant. Damit kann nur noch die Geltung von A₁₉ selbst in Frage gestellt werden; wenn <A₁₉>, dann nicht A₁₇; demnach greift Hackethal A₁₉ direkt an; dies geschieht in völliger Parallelität zu Rothauge: "Das habe ich schon vor über 25 Jahren bei Hamperl gelernt. Und das steht in jedem Lehrbuch." (S. 59). Er greift zunächst die Autorität Hamperls an, und zwar mit Erfolg; Rothauges

“De mortuis nil nisi bene” (77) heißt im Grunde, daß Hamperl nicht zur Debatte steht; anschließend bestreitet Hackethal, daß es in jedem Lehrbuch steht: er spielt gegen Rothauges Lehrbücher die “amerikanische Literatur” aus. Dies bestreitet Rothauge, und damit gilt in dieser Richtung gar nichts. Die Diskutierenden sind nicht in der Lage, eine Entscheidung über A₁₇ herbeizuführen, weil es nichts kollektiv Geltendes gibt, auf dessen Grundlage eine solche Entscheidung möglich ist – jedenfalls nicht in dieser Situation. Sie müßten jetzt die Literatur selbst anschleppen, zitieren, nachweisen, daß sie dem neuesten Stand entspricht usw.; das ist hier aber natürlich nicht möglich; es ist praktisch ausgeschlossen, auf ein gemeinsam Geltendes zurückzugehen. Deshalb werden einfach Behauptungen repetiert. Damit gilt auch A₁₁ nicht kollektiv, ebensowenig wie das Gegenteil; allerdings gilt nicht – A₁₁ für den Fall der Nicht-Experten; denn A₁₆ ist von Rothauge nicht bestritten.

A₁₁ war ein Schritt in der Begründung von A₁₃ (Tastanalyse ist wünschenswert), und Hackethals ersten Angriff darauf war ein Versuch, statt A₁₃ A₁₄ (Tastanalyse ist nicht wünschenswert) einzuführen. Sein zweiter Versuch dazu wird nunmehr vom Koordinator aufgerufen. Er soll A₁₅ geltend machen, d.h. die Gefährlichkeit der Tastanalyse; darum geht es in 93 - 124. Hackethal versucht A₁₅ im wesentlichen mit folgendem zu stützen:

A₂₀: * Wenn Krebs vorhanden ist, kommt es zu Verbundlockerung der Zellen

A₂₁: Tastdiagnose führt bei Verbundlockerung zur Ausschwemmung

A₂₂: Anschwemmung von Krebszellen ist gefährlich.

A₂₂ wird dabei nicht mehr explizit behauptet, weil es offenkundig für beide gilt. A₂₀ – A₂₂ würde A₁₅ nämlich die Gefährlichkeit der Tastdiagnose belegen. Also muß Rothauge A₂₀ oder A₂₁ angreifen. Er tut beides. Zunächst greift er A₂₀ an; allerdings bestreitet er die Verbundlockerung nur für den relativ ungefährlichen Drüsenkrebs. Damit scheint er A₂₀ indirekt für den G-Krebs zu akzeptieren, und damit würde A₂₀ doch in einem entscheidenden Punkt gelten (in der Abwandlung: Gefährlicher Krebs führt zu Verbundlockerung). Der Angriff auf A₂₀ trägt damit wenig zur Entwicklung des Arguments bei. Er ist aber unter pragmatischen Aspekten interessant, weil Rothauge hier mit seiner Trumpfkarte “Kompetenz in Pathologie” punkten kann. Er muß nun A₂₁ selbst angehen. Was er sagt, ist, daß es dafür keinen Beweis gibt, und damit gilt A₂₁ in der Tat nicht kollektiv. Allerdings wird indirekt zugleich eingeräumt, daß A₂₁ ernsthaft möglich ist; es ist bis jetzt nicht bewiesen, es laufen jedoch Untersuchungen. Damit gilt zumindest

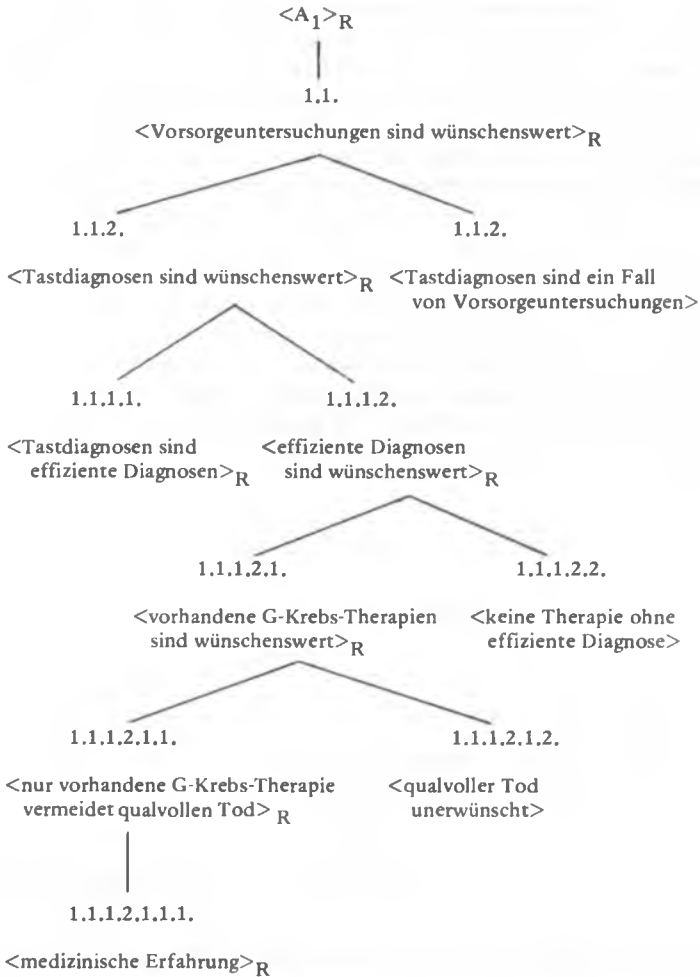
A₂₃: Es ist gut möglich, daß A₂₁
und somit auch

A₂₄: Es ist gut möglich, daß A₁₅

Möglicherweise würde A₂₄ bereits genügen, um A₁₄ (dh. Tasterdiagnose ist unerwünscht) zu stützen (man soll nicht nur Maßnahmen unterlassen, die nachweislich gefährlich sind, sondern auch solche, die möglicherweise gefährlich sind). Hackethal macht noch einen Versuch, A₂₇ zu stützen (in 105), der aber nicht akzeptiert wird (106). Damit gilt A₂₀ (in etwas veränderter Form) und A₂₂, ferner A₂₃ und damit A₂₄. Nächster Schritt müßte es nun sein, die Geltung von A₁₄ zu klären. Dazu kommt es aber nicht, weil der Koordinator diese immanente Entwicklung unterbricht und die Frage auf die Gefährlichkeit einer anderen Art der Vorsorgeuntersuchung richtet; dies wird dann in 107 - 124 diskutiert, ohne daß es zu einer Einigung käme; das Ergebnis ist A₂₄ analog; ich betrachte diesen Fall hier nicht.

In 125 lenkt dann der Koordinator auf ein anderes Problem, nämlich die Therapie. Dies ist ein größerer Sprung in der Logik der Argumentation, und es ist vielleicht sinnvoll, sich hier einmal den bisherigen Verlauf zu vergegenwärtigen. Ausgangspunkt ist Rothauges Versuch, in 19 - 30 ein Argument zu entfalten; dieses Argument reicht allerdings nicht bis zur Spitze A₁, aber es bildet einen wesentlichen Versuch, einen Unterbau zu entwickeln; zusammen mit dem, was in der Folge gesagt wird, kann man seinen Argumentationsversuch ungefähr folgendermaßen rekonstruieren¹⁶:

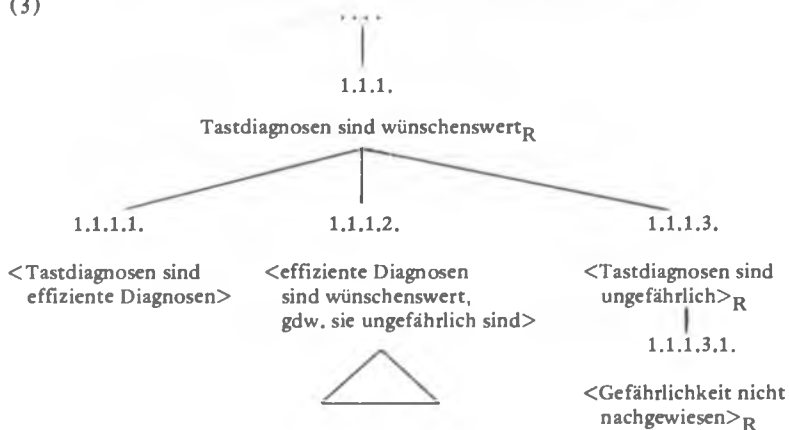
(2)



Ich verzichte darauf, die einzelnen Übergänge anzuführen. Ein Teil der Aussagen gilt kollektiv, ein Teil nur für Rothauge; ich habe zur besseren Bezugnahme die Knoten im Sinne von (1) in Abschnitt 4 numeriert. Die Logik der Argumentation läßt sich ungefähr so beschreiben. Rothauge führt zunächst den Teilbaum, der von 1.1.1.2. dominiert wird, ein (in 19 - 30); all dies wird zunächst einmal akzeptiert, dh. es gilt z u d i e - s e m Z e i t p u n k t für ihn, und für Hackethal ist es offen. Um das Argument als Ganzes geltend zu machen, müßte nun nur noch Knoten

1.1.1.1. abgesichert werden. Denn dann ergäbe sich 1.1.1. als geltend, und da 1.1.2. bereits kollektiv gilt, auch 1.1. und schließlich $\langle A_1 \rangle$.¹⁷ Die Auseinandersetzung setzt demnach bei 1.1.1.1. ein; dies ergibt sich nicht zufällig so, sondern wird vom Koordinator in 36 entsprechend gelenkt; die anschließende lange Debatte endet, wie wir gesehen haben, damit, daß Hackethals Argumente gegen 1.1.1.1. zumindest partiell abgeschlagen werden; zumindest für Untersuchungen durch Experten ist die Tastdiagnose wirksam; daher muß er den Übergang von 1.1.1.1. und 1.1.1.2. zu 1.1.1. bestreiten; dazu gibt er die Gefährlichkeit von Tastdiagnose ein. Effiziente Diagnosen sind dann nicht so ohne weiteres wünschenswert, wenn sie gefährlich sind. Man kann zweifellos davon ausgehen, daß Rothauge dem zustimmt; statt 1.1.1.2. gilt mithin kollektiv \langle effiziente Diagnosen sind genau dann wünschenswert, wenn sie ungefährlich sind \rangle .¹⁸ Damit kann Rothauge durchaus fertigwerden; allerdings ändert sich das Argument gegenüber seinem ursprünglichen Ansatz etwas (ich gebe nur die betroffenen Teile an):

(3)

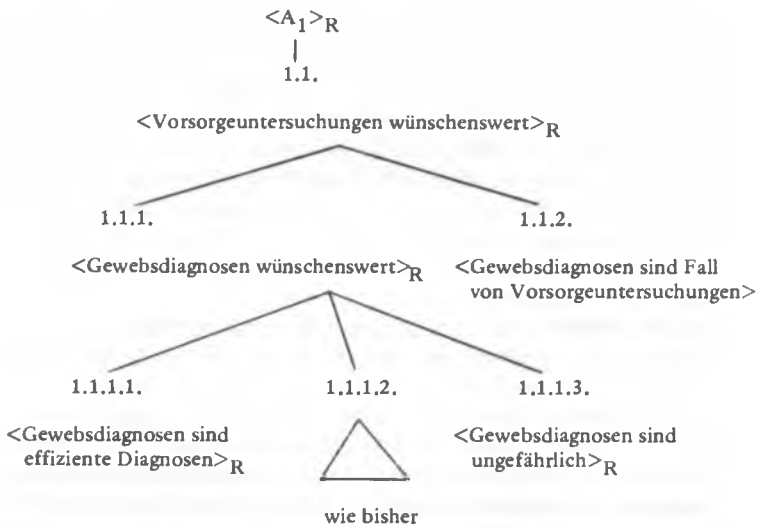


Wenn es ihm gelänge, 1.1.1.3. zu sichern, wäre 1.1.1. gerettet; das gelang aber, wie wir gesehen haben, nicht. Hackethal bestreitet sowohl das absichernde 1.1.1.3.1. ("Im Tierversuch ist das längst nachgewiesen" (105)), mutmaßlich auch den Übergang, dh. die Aussage, daß 1.1.1.3.1. überhaupt 1.1.1.3. stützen würde. Das allerdings wird nicht mehr ganz klar, da der Koordinator an der betreffenden Argumentation in eine andere Bahn lenkt (107).

Dieses Umschwenken in der Logik der Argumentation, deren Analyse wir uns nun wiederum zuwenden, ist aber keineswegs ein Bruch. Der

Koordinator hält durchaus am ursprünglichen Entwurf fest, wie er von Rothauge in 19 - 30 eingeführt worden war; der von 1.1.2. dominierte Teilbaum bleibt (in der etwas modifizierten Form von (3)) zunächst einmal erhalten; dieser Teil war ja auch bis jetzt nicht umstritten. Auch das restliche Schema von Argument (2) bleibt erhalten, bloß daß nun Feinnadel-Biopsie (bzw. Stanzung) – ich sage hier “Gewebsdiagnose” – statt “Tastdiagnose” betrachtet wird. Der Koordinator hat also das folgende Argument im Visier:

(4)



Die nun folgende Diskussion in 108 - 124 gilt der Aussage 1.1.1.3. Hackethal versucht gegen 1.1.1.2. folgendes zur Geltung zu bringen:

A₂₅: Gewebsdiagnose geht durch “Scheiße”

A₂₆: Scheiße führt regelmäßig zur Infektion

A₂₇: Gewebsdiagnose führt regelmäßig zur Infektion

A₂₈: Infektion ist gefährlich.

A₂₆ und A₂₈ werden dabei nicht explizit gemacht; A₂₆ gilt also offenbar für beide. Rothauge bestreitet nun A₂₅ und damit A₂₇ durch 115.: “Es wird nicht durch Scheiße¹⁹ durchgestoßen, sondern selbstverständlich muß das Rektum vorher gesäubert und mit entsprechenden desinfizierenden Lösungen keimfrei gemacht werden.” Damit fällt auch A₂₇, wie es steht. Es gilt aber das schwächere “Gewebsdiagnose führt gelegent-

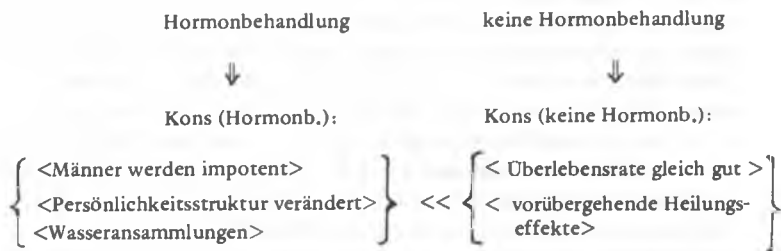
lich zur Infektion'', und zusammen mit A₂₈ würde dies – bei einer bestimmten Gewichtung – möglicherweise doch 1.1.1.3. zum Einsturz bringen; deshalb greift er auch A₂₈ an: Infektion ist – in diesem Fall – nicht gefährlich, weil durch Medikamente unter Kontrolle.²⁰ Dies müßte nun wieder von Hackethal angefochten werden; das tut er aber nicht; er sagt: "Aha" (120). Damit ist offenbar dieser Versuch abgeschlagen. Der Dritte bringt daraufhin einen zweiten Versuch ins Spiel, der parallel zu A₁₇ beim vorhergehenden Argumentversuch ist: Feinnadel-Biopsie führt zu Ausschwemmung. Dies wird von Rothauge bestritten; die Situation ist der im Falle der Tastdiagnose sehr ähnlich; allerdings wird das Teilargument hier nicht weiter entfaltet, und Hackethal greift nicht ein. Damit sind die Versuche, 1.1.1.3. zu stürzen, zuerst gescheitert. Dies heißt umgekehrt noch nicht, daß damit schon 1.1.1.3. kollektiv gilt; dazu wäre noch ein für beide geltendes Prinzip wie "Wenn wir keine guten Gründe haben, etwas als gefährlich anzusehen, dann können wir es als ungefährlich ansehen." Ob ein solches Prinzip für Hackethal gilt, ist aus dem Text nicht zu ersehen; ich halte es aber für relativ plausibel, sonst dürfte man in der Medizin praktisch überhaupt nichts mehr tun. Dies spräche dafür, daß 1.1.1.3. gilt, es sei denn, es werden andere Gründe vorgebracht und akzeptiert; aber das geschieht nicht.

Die plausibelste Art, das Argument weiterzuentwickeln, wäre es nun, auf die Effizienz der Gewebsanalyse einzugehen. Das tut der Koordinator aber nicht. Vielmehr geht er nun von Problemen der Diagnose zu Problemen der Therapie über (in 125). Man kann dies als eine selbständige Quaestio ansehen, etwa "soll man (die vorhandenen) Krebs-Therapien durchführen?" Die Klärung dieser Frage hat also durchaus auch eine Funktion im Rahmen der Quaestio, die mit (4) zu beantworten versucht wird. Rothauge hat bei der Entwicklung seines Arguments angenommen, daß sie bejaht wird; vgl. Ag: G-Krebs soll behandelt werden – und das heißt natürlich: mit den vorhandenen Therapien;²¹ sinngemäß taucht Ag in 1.1.1.2.1. ("G-Krebs-Therapien wünschenswert") auf. Wenn dies nicht gilt, fällt auch 1.1.1.2. und damit das ganze Argument (es sei denn, es gelänge, 1.1.1.2. anderweitig zu stützen – z.B. aus rein wissenschaftlichen Gründen). Um die Frage, ob (die vorhandenen) Krebs-Therapien wünschenswert (und demnach durchzuführen) sind, geht es nun in 126 - 153.

Ag oder 1.1.1.2.1. beruht auf 1.1.1.2.1.1. und auf 1.1.1.2.1.2; letzteres ist kollektiv akzeptiert; um Ag zu Fall zu bringen, muß er demnach 1.1.1.2.1.1. angreifen oder aber den Übergang. Er tut beides. Wenn man die Wirksamkeit der vorhandenen Therapien einmal zugesteht, so kann man damit noch nicht ohne weiteres zu Ag übergehen, da sie auch negative Folgen haben. Es müssen daher für die vorhandenen Therapien Be-

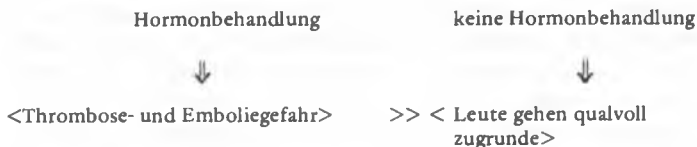
wertungen vorgenommen werden. Dies geschieht nun hintereinander für die drei wichtigsten Ektomie, Bestrahlung und Hormontherapie. Im ersten Fall ist die Alternative als solche unbestritten: "Heilung" (Rothauge, 130) – "fünf Prozent Operationsnote, 95 Prozent Impotenz und 20 Prozent Dauernässer" (Hackethal, 126). Eine Bewertung dieser Alternative wird allerdings nicht vorgenommen;²² im zweiten Fall ist die Alternative selbst auch unbestritten: 30 Prozent Heilungssatz für bestimmte Fälle (Rothauge, 138) – Krebs wird erheblich verschlimmert, wird eventuell erst durch die Therapie gefährlich (Hackethal, 136). Diese Alternative wird nicht weiter zu entscheiden versucht, so daß es überhaupt nicht zu einer Bewertung kommen kann. Im dritten Fall schließlich, der Hormonbehandlung, ist die Alternative partiell umstritten, und dementsprechend ist die Bewertung unterschiedlich. In der folgenden schematischen Darstellung bezeichnet ↓ die faktische Konsequenzen aus einer Handlung (Kons (. . .)) und >> bzw. << die Höherbewertung; dann sehen die beiden Alternativen mit ihrer jeweiligen Bewertung so aus (Hackethal vertritt (5), Rothauge (6)):

(5)



Daraus ergibt sich per Rückschluß, daß "keine Hormonbehandlung" vorzuziehen ist.

(6)



Welche der beiden Alternativen gilt, wird – außer in einem eher magischen Punkt, nämlich dem Ausmaß der Wasseransammlungen – nicht weiter durchgefochten. Der Versuch, Ag oder seine Negation über die Gewichtung der jeweiligen Folgen abzusichern, ist damit gescheitert. Eine Entscheidung könnte wiederum nur durch die Fachliteratur – sofern sie für beide

gilt – herbeigeführt werden; das ist in dieser Situation nicht möglich. Der Koordinator greift nun 1.1.1.2.1.1. (bzw. A₇) direkt auf: sind die vorhandenen G-Krebs-Therapien überhaupt geeignet, einen qualvollen Tod zu vermeiden? Dies wird von Hackethal bestritten. Er vertritt

A₂₉: Die vorhandenen G-Therapien führen nicht zu Lebenszeitverlängerung und damit wäre natürlich A₇ – d.h. auch 1.1.1.2.1.1. – entkräftet. Die Begründung, die er in 154 beginnt, macht Gebrauch von

A₃₀: U-Krebs sind durch Gewebsanalyse nicht zu unterscheiden.

Dies wäre im übrigen gleichzeitig ein Angriff auf 1.1.1.1. in (3). Es ist nicht klar, wie er A₃₀ verwenden will, um A₂₉ zu stützen; bevor er dies ausführen kann, wird A₃₀ von Rothauge bestritten (155). Die Diskussion in 154 - 173 kreist nun um diese Frage. Es wird zunächst schroff Aussage gegen Aussage gestellt: “[Rothauge:] Histologische Unterscheidung ist d o c h möglich. [Hackethal:] Ist n i c h t möglich.” (155 - 156). Darauf zieht sich Hackethal auf die Position zurück: Hier steht Meinung gegen Meinung (158). Pragmatisch ist dies einleuchtend, denn für ein histologisches Problem ist Rothauge als der eingestandenermaßen Kompetentere für Pathologie im Vorteil. Das weiß Rothauge natürlich auch, und er spielt sofort diese Karte: “Herr Hackethal, Ihnen fehlen die pathologisch-anatomischen Grundlagen! Man kann es sehr wohl ansehen, und Sie stehen im Gegensatz zu allen Pathologen auf der Welt! ... Wir haben nicht nur die einfache histologische Untersuchung. Wir haben Möglichkeiten wie Autoradiographie und die Impulszytrophometrie, wo Sie zum Beispiel durch die Bestimmung der DNS-Synthese genau die Zellkinetik verfolgen können...” (159-161). Wenn Hackethal dies nicht widerlegen kann, gilt 1.1.1. und damit 1.1.; ebenso ließe sich – es sei denn, Hackethal bringt neue Gründe²³ für A₂₉ – auch A₇ nicht halten, und damit wäre das Argument (4) hart an der kollektiven Geltung.

Sein Beitrag 162, mit dem er Rothauge unterbricht, scheint daher nur noch pragmatisch verständlich: er lenkt von einer Niederlage ab, er muß das Argument akzeptieren: “Sagen Sie, untersuchen Sie eigentlich mit dem rechten oder dem linken Zeigefinger. Das interessiert mich. ... ich bin Rechtshänder und untersuche links.” (162 - 164). Rothauge versteht es denn auch so: “Sie lenken jetzt von dem entscheidenden Punkt ab, weil Sie ...” (165). Ich glaube nicht, daß die Lage so einfach ist. Mir scheint, Hackethal bestreitet einfach die R e l e v a n z dieser grundsätzlichen Möglichkeit einer Unterscheidung. Was er mit 162 - 164 zu verstehen gibt ist

- A₃₁: Es ist vielleicht grundsätzlich mit modernsten Methoden möglich, G-Krebs und U-Krebs zu unterscheiden.
- A₃₂: In den Vorsorgeuntersuchungen werden diese Methoden so gut wie nicht angewandt.
- A₃₃: In der Praxis der Vorsorgeuntersuchung ist eine Unterscheidung nicht möglich.

A₃₁ muß Hackethal zugeben. Er verweist aber darauf, daß dies für den Nutzen der Vorsorgeuntersuchung einfach nichts besagt. Rothauge versteht diese Argumentationslinie nicht (sie ist auch nicht eben klar), und der Rest bis 173 ist nur noch unter pragmatischen Aspekten interessant; zur Logik der Argumentation trägt es nichts mehr bei. Der Versuch, ein Argument zu entfalten, ist gescheitert. Der Koordinator greift ein und wirft eine andere Quaestio auf (174).

In unserer Analyse wurden nur die Hauptlinien der Logik dieser Argumentation herausgearbeitet; viele Einzelaspekte sind unberücksichtigt geblieben, und pragmatische Gesichtspunkte sind nahezu völlig unter den Tisch gefallen. Ein Punkt scheint mir in dieser Hinsicht bemerkenswert. Die Argumentation ist von Anfang bis Ende antagonistisch; Hackethal und Rothauge vertreten zu Beginn unterschiedliche Positionen, und dies ändert sich nicht. Der Antagonismus äußert sich sehr markant in der Pragmatik der Argumentation, bis hin zu üblen Beschimpfungen. Er wirkt sich aber, soweit man hier sehen kann, kaum auf die Logik der Argumentation aus; es wird mit großer Systematik versucht, ein Argument zu entwickeln, dh. Aussagen, die nur für den einen oder anderen gelten, Schritt für Schritt in dem zu verankern, was für beide gilt.

Die Entfaltung eines Arguments ist keineswegs die freundschaftliche Einigung auf irgendwelche Ansichten. Was kollektiv gilt, ist unter Umständen für den einen der Beteiligten pragmatisch gesehen sehr unangenehm; aber wenn es sich aufgrund geltender Übergänge aus Geltendem ergibt, dann gilt es eben — gleich ob er will oder nicht. Man kann sich gegen das Denken schlecht wehren. Übergänge von Geltendem zu Geltendem vollziehen sich in uns, ob sie uns gefallen oder nicht. Wir wollen sie manchmal nicht zugeben oder von ihnen ablenken; die Pragmatik der Argumentation kann die Logik der Argumentation überspielen; aber sie kann sie nun schwer außer Kraft setzen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz ist die nachträgliche schriftliche Formulierung meines Mannheimer Vortrages, welchselbiger wiederum auf einem langen, unveröffentlichten Manuskript "Argumentation und Argument" (MPI für Psycholinguistik, Nijmegen 1979) beruht. Für Diskussion und Kritik danke ich Günter Grewendorf, Max Miller, Brigitte Schlieben-Lange, Dieter Wunderlich und meinen Kollegen in Nijmegen, ferner den Diskussteilnehmern der Mannheimer Tagung.
- 2 Man kann in einer Argumentation noch allerlei andere Ziele verfolgen, z.B. ein Solidaritätsgefühl zu erzeugen, eine Gruppe zu spalten, sich zu profilieren, usw., genauso wie man in einer Wegauskunft auch noch versuchen kann, eine Verabredung zu lancieren; das ist aber nicht konstitutiv für eine Wegauskunft. – Ich möchte hier noch eine allgemeine Bemerkung anfügen. Was hier über Argumentationen gesagt wird, entspricht nach meiner Ansicht wesentlichen Zügen des intuitiven Argumentationsbegriffs; sonst wäre es wenig befriedigend. Es ist aber nicht meine Absicht, diesen intuitiven Begriff möglich genau rekonstruieren zu wollen; dies scheint mir so abwegig, wie von der Biologie zu verlangen, sie müsse ihren Bemühungen den intuitiven Begriff "Fisch" zugrundelegen und möglichst genau rekonstruieren; damit wird, so glaube ich, die Einsicht in biologische Zusammenhänge wenig befördert. Vielmehr muß man dazu anhand klarer Fälle wesentliche Eigenschaften zu ermitteln suchen, die zu einem neuen, homogenen und wissenschaftlich besser fundierten Begriff "Fisch" führen, der wichtige Züge des intuitiven Begriffs wahr, sich aber nicht völlig mit ihm zu decken braucht. Es erscheint verfehlt, gegen den biologischen Begriff "Fisch" ins Feld führen zu wollen, daß er nicht den Walfisch und den Tintenfisch abdeckt. Aussagen wie, daß es die konstitutive Aufgabe einer Argumentation ist, ein Argument zu entwickeln, lassen sich dem Anspruch nach Aussagen wie, daß Fische eine Kiemenatmung haben, vergleichen. Ob dieser Anspruch berechtigt ist und zu Einsichten führt, ist damit natürlich nicht entschieden. Man muß es überprüfen. Dasselbe gilt für die später aufgestellte Grundthese über Argumentationen (Abschnitt 4).
- 3 Etwas ausführlichere Darlegungen zur Pragmatik der Argumentation finden sich in Klein (1980), Abschnitt 4.
- 4 In Klein (1980) wird eine sehr lange Argumentation analysiert, in der alle Beteiligten dieselbe Antwort vertreten; die Argumentation scheitert trotzdem, denn es gelingt ihnen nicht, ein Argument dafür zu entwickeln.
- 5 Ich rede hier etwas pauschal von "der" deduktiven und "der" induktiven Logik; sagen wir: aller bis 1980 veröffentlichten formalen Systeme der deduktiven und induktiven Logik. – Um Mißverständnisse zu vermeiden: alles was ich hier zu sagen habe, ist selbstverständlich kein Angriff auf die formale Logik. Hier geht es darum, das Verhalten von Menschen in bestimmten, realen Situationen zu analysieren und auf Prinzipien zu bringen oder, wie man auch sagen könnte, Regularitäten darin zu entdecken. Wenn jemand untersucht, wie Leute Kreise zeichnen, um daraus gewisse Prinzipien ihres Verhaltens abzuleiten, und dabei feststellt, daß die Kreise oft nicht sehr rund sind, dann ist dies kein Angriff auf den mathematischen Kreisbegriff.

Die meisten Logiker legen einen gewissen Wert darauf, daß sie nicht mehr "l'art de penser" beschreiben; um etwas derartiges – um die empirisch zu ermittelnden Prinzipien des realen Argumentierens – geht es aber hier.

- 6 Man kann möglicherweise all diese Fälle retten, wenn man jeweils die Existenz vieler "verschwiegener Prämissen" annimmt, aber das ist natürlich ein Trick: aus dem Umstand, daß man von Aussage a ohne weiteres zu Aussage b übergeht, geht man zu der Annahme über, daß es noch die verschwiegene Prämisse "Wenn a, dann b" gibt. Alles gerettet. Vgl. dazu auch Öhlschläger (1980).
- 7 Es ist denkbar und sogar plausibel, daß es Überzeugungen gibt, die wir nicht sprachlich ausdrücken können (ganz im Gegensatz zu Searles "principle of expressability"), aber mir scheint, daß man diese Möglichkeiten für die Analyse von Argumentationen vorerst vernachlässigen kann.
- 8 Reale Argumentationen bestehen im allgemeinen nicht aus solchen Aussagen, sondern aus Redebeiträgen sehr unterschiedlicher Art, die aber eben Inhalte, die durch derartige Aussagen formulierbar sind, ausdrücken.
- 9 Es gibt gewisse Gründe, das kollektiv Geltende nicht einfach als den Durchschnitt des jeweils individuell Geltenden aufzufassen; so ist es in der forensischen Argumentation sinnvoll, das im Urteil Festgelegte als kollektiv zu betrachten, obwohl der Angeklagte vielleicht einer andern Meinung anhängt. Für den vorliegenden Zweck will ich aber diese einfache Auffassung beibehalten.
- 10 Dabei gibt es den Grenzfall des "einstelligen" Übergangs, den man mit "gewöhnlichen" Aussagen identifizieren kann. Formal gesehen ist also jede Aussage ein Übergang, und jeder Übergang eine Aussage.
- 11 Der vollständige Text ist im Anhang abgedruckt. Er ist ungekürzt dem "Spiegel" 40/1978 vom 2. Oktober 1978 entnommen (S. 139 - 155). Abbildungen sind weggelassen. Ich danke dem "Spiegel" für die Erlaubnis zum Abdruck. Die einzelnen Abschnitte wurden von 1 - 194 durchnummeriert; darauf beziehen sich Zitatnachweise im folgenden. Es empfiehlt sich, zunächst den Text als Ganzes durchzulesen, um eine gewisse Übersicht zu gewinnen.
- 12 Die Transkription entspricht den Gepflogenheiten eines "Spiegel - Gesprächs", d.h. die Äußerungen sind normiert (keine Versprecher, "eh's" usw.) und Parallelsprechen ist nicht verzeichnet. Für den vorliegenden Zweck ist dies aber kein entscheidender Nachteil.
- 13 Ich sehe die Argumentation als privat an, obwohl sie teilweise wissenschaftlichen Charakter hat und damit Züge einer öffentlichen aufweist. Es wird aber nicht im Rahmen der Institution "Wissenschaft" argumentiert.
- 14 Ich übergehe hier Einschübe wie 31 - 33, in denen es um den Schreibtischmörder-Vorwurf geht, oder 42 - 44, in denen die Beteiligten gefragt werden, ob sie selbst zur Voruntersuchung gehen; dies ist für die Pragmatik der Argumentation sehr interessant, nicht aber für ihre Logik.
- 15 Die anatomische Kapsel ist, grob gesagt, die äußere Umhüllung der Prostata, die chirurgische Kapsel eine innere Wucherung, die die ganze Prostata zusehends ausfüllt und erweitert; diese Wucherung braucht aber keinesfalls Krebs zu enthalten.
- 16 Ich bezeichne Aussagen, die kollektiv gelten, mit <...>, solche, die nur für Rothaugen gelten, mit <...>_R.

- 17 Dies trifft natürlich nur unter der Voraussetzung zu, daß Hackethal auch die Übergänge – beispielsweise von 1.1.1. und 1.1.2. zu 1.1. akzeptiert; dies ist zumindest in einem Fall – nämlich beim Übergang von 1.1. zu A₁, nicht unproblematisch.
- 18 Ich vereinfache hier wiederum etwas; genauer wäre es zu sagen, daß bei Diagnosen, die sowohl effizient wie gefährlich sind, eine Bewertung einzusetzen hat. Das spielt aber in der vorliegenden Argumentation keine Rolle, und deshalb erlaube ich mir diese Vergröberung.
- 19 Unter linguistischen Aspekten ist hier der Übergang von einer Nominalphase mit Artikel (*durch die Scheiße*, 114) zu einer ohne bemerkenswert; der bestimmte Artikel macht eine existentielle Präsupposition, die aber von Rothauge gerade nicht geteilt wird.
- 20 In Wirklichkeit ist das Gegenargument natürlich etwas komplizierter, denn Rothauge bestreitet sicher nicht die Gefährlichkeit von Infektionen überhaupt. Er sagt bloß, daß dies nicht relevant ist, solange man sie medikamentiv kontrollieren kann, und das kann man hier.
- 21 Es ist nicht ausdrücklich gesagt, aber offenkundig, daß sich niemand, außer vielleicht manchen Sektierern, gegen Krebstherapien, wendet; es geht immer um die tatsächlich verfügbaren.
- 22 Aus anderweitigen Äußerungen Hackethals scheint hervorzugehen, daß er die zweite Alternative für schlimmer hält, allerdings mit der zusätzlichen Annahme, daß auch keine schlechtere Überlebenschance besteht. Das können wir aber hier nicht heranziehen.
- 23 Dies würde er wahrscheinlich auch tun, aber dazu kommt er nicht.

Literatur

- Klein, W. (1980): Argumentation und Argument. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38/39 (Themenheft: Argumentation). Göttingen.
- Ohlschläger, G. (1979): Enthymene. In: Patholinguistik, Sprachtherapie, Stilleforschung und Rhetorik, Maschinelle Sprachverarbeitung, Sprecherziehung/Phonetik, Bd. IV, Kongreßbericht der 9. Jahrestagung GAL. Heidelberg.

Anhang

Eine argumentative Diskussion über ein wissenschaftliches Problem.

Der folgende Text ist unverändert dem "Spiegel" vom 2. Oktober 1978 (Heft 40/1978, S. 139 - 153) entnommen. Weggelassen sind jedoch mehrere Abbildungen. Zur leichteren Bezugnahme werden die einzelnen Absätze durchnummeriert.

- 1 Spiegel: Herr Professor Hackethal, bei Ihrem letzten Fernsehauftritt haben Sie dem deutschen Publikum gesagt: "Wenn Sie einen Urologen sehen, laufen Sie, so schnell Sie können." Ein Vertreter dieser Zunft sitzt nun Ihnen gegenüber — war es ein keckes Bonmot, oder wie ernst haben Sie es gemeint?
- 2 Hackethal: Es gibt einen einzigen Urologen, den ich auf Anhieb davon ausnehmen kann, und ich habe das Glück, daß der ausgerechnet heute mit mir und Ihnen dieses Gespräch macht. Ich habe neulich dem Kollegen Rothauge einen Patienten geschickt — ich schicke sonst zu keinem Urologen Patienten.
- 3 Spiegel: Dann geht die Frage an Sie, Herr Professor Rothauge: Muß man sich vor den Urologen fürchten?
- 4 Rothauge: Das kann ich mit einem klaren Nein beantworten. Mehr will ich dazu nicht sagen.
- 5 Spiegel: Wenn wir recht gehört haben, Herr Professor Hackethal, dann haben Sie vor, gegen den deutschen Urologen-Papst, also gegen Herrn Professor Alken, Anzeige wegen Mordes zu erstatten.
- 6 Hackethal: Ich weiß nicht, wer das verbreitet hat, daß es Alken ist, den ich anzeigen will. Das weiß ich nicht. Es ist aber vielleicht naheliegend anzunehmen, daß er es sein wird.
- 7 Ich habe erklärt, daß ich den Hauptverantwortlichen nun anzeigen werde, unter Beifügung meines nächsten Buches, aus dem meines Erachtens eindeutig hervorgeht, daß hier schlimmste Verbrechen begangen worden sind von dem, der in der Verantwortung hauptsächlich steht. Ich will im Moment noch immer nicht sagen, wer es ist.
- 8 Ich meine, die Dinge lägen so schlimm — und das wollte ich kürzlich auf dem Juristentag schon sagen; man hat mich aber nicht ausreden lassen — daß nach Art der Arzt-Prozesse nach dem Krieg jetzt ein Arzt-Prozeß laufen muß gegen diejenigen, die für das Krebs-Vorsorgeprogramm verantwortlich sind, insbesondere gegen die verantwortlichen Urologen.
- 9 Spiegel: Ihre Vorwürfe richten sich also nicht gegen einzelne Ärzte, die Kunstfehler begehen, sondern gegen die Zunft der Urologen in Deutschland.
- 10 Hackethal: Ja. Meine Anklage — so darf ich es einmal überspitzt nennen — richtet sich gegen die Wissenschaftsfunktionäre, das heißt gegen die Medizin-Ordinarien. Die schreiben die Lehrbücher, die machen die Richtlinien der Medizin-Politik. Und deshalb müssen die jetzt der Öffentlichkeit Rede und Antwort stehen.
- 11 Spiegel: Was werfen Sie ihnen konkret vor?
- 12 Hackethal: Ich werfe ihnen vor, daß sie nicht nur leichtfertig und nicht nur grob fahrlässig, sondern wahrscheinlich zum Teil vorsätzlich — jedenfalls

im Sinne des bedingten Vorsatzes – Dinge eingeführt haben, die nur für ihren Geldbeutel gut sein konnten und für nichts anderes, und daß sie dabei den Tod von vielen tausend Leuten riskiert haben.

- 13 Spiegel: Sie sprechen jetzt von den Urologen?
- 14 Hackethal: Ja, besonders von den Urologen. Da habe ich es ja bis in kleinste recheriert. Ich kann diesen Verbrechens-Vorwurf nur auf die Urologen beziehen. Verdacht, wohlgemerkt, dringender Verdacht.
- 15 Spiegel: (zu Rothauge): Was sagen Sie zu dieser generellen Anschuldigung?
- 16 Rothauge: Diese generelle Anschuldigung muß ich zurückweisen. Und ich würde sogar sagen, daß Herr Professor Hackethal durch seine publizistische Tätigkeit sich selbst den Vorwurf gefallen lassen muß, zum Schreibtischmörder zu werden.
- 17 Denn immerhin sterben jedes Jahr in der Bundesrepublik rund 7500 Menschen an einem Prostata-Karzinom. Diese Menschen gehen unter furchtbaren Qualen zugrunde.
- 18 Spiegel: Hätte eine Vorsorgeuntersuchung sie davor bewahren können?
- 19 Rothauge: Ja. Die Prostata ist von der Anatomie her geradezu ein Idealobjekt für die Vorsorgeuntersuchung. Nach der zehnjährigen Erfahrung mit der Vorsorgeuntersuchung ...
- 20 Hackethal: ..., zehn Jahre sind's noch nicht ganz.
- 21 Rothauge: Knapp zehn Jahre. In der Zwischenzeit wissen wir – und das ist der entscheidende Punkt, den Sie, Herr Kollege Hackethal, vernachlässigen, und das muß ich Ihnen vorwerfen – daß Prostata-Krebs und Prostata-Krebs nicht dasselbe ist.
- 22 Man muß unterscheiden, das haben wir gelernt aus der Vorsorge-Untersuchung, der ich am Anfang, wie Sie ja wissen, auch kritisch gegenüberstand, wir haben gelernt, daß es zwei Formen gibt.
- 23 Das eine ist der hoch ausdifferenzierte Drüsenkrebs, über den sich die Pathologen streiten, ob man diese Form überhaupt als Krebs bezeichnen kann. Das zweite sind die entdifferenzierten Krebse, also die gefährlichen.
- 24 Spiegel: Der "ausdifferenzierte", also relativ gutartige Prostata-Krebs entspricht dem, was Sie, Herr Hackethal, als "Haustierkrebs" bezeichnet haben.
- 25 Hackethal: Genau das.
- 26 Spiegel: Und der gefährliche, das wäre der "Raubtierkrebs" – stimmen Sie, Herr Professor Rothauge, mit dieser Unterscheidung überein?
- 27 Rothauge: Ja, aber nicht im Sinne von Herrn Hackethal, wenn er sagt, daß der Haustierkrebs durch den Stich mit der Nadel zum Raubtierkrebs wird. Das nicht.
- 28 Aber richtig ist folgendes: Wenn ein 70jähriger Patient mit einem hoch ausdifferenzierten Prostata-Karzinom in den Anfangsstadien kommt, lassen wir ihn zunächst unbehandelt: denn auch unbehandelt hat er eine durchschnittliche Überlebenszeit von sieben Jahren, und das entspricht der Lebenserwartung auch eines gesunden 70jährigen.

- 29 Ganz anders ist die Situation bei den entdifferenzierten Karzinomen. Diese Patienten sterben alle, wenn sie unbehandelt bleiben, innerhalb von weniger als zwei Jahren. Bei diesen Patienten muß man also unter allen Umständen das gesamte therapeutische Repertoire, das uns zur Verfügung steht, einsetzen, um sie vor einem qualvollen Tod zu retten.
- 30 Und ich darf ein Letztes sagen: Die Voraussetzung für jede Therapie, das wissen Sie genau wie ich, Herr Kollege Hackethal, ist eine exakte Diagnosestellung. Und was ich Ihnen vorwerfe, ist die Verteufelung der Probergewebsentnahme durch die Nadelbiopsie.
- 31 Spiegel: Wir kommen darauf zurück. Dürfen wir zunächst noch klären, was Sie mit dem Vorwurf "Schreibtismörder" an Herrn Hackethal gemeint haben. Sie meinen doch wohl, daß durch Hackethals Veröffentlichungen Patienten, die der urologischen Behandlung bedürfen, davon abgehalten werden?
- 32 Rothauge: Ja.
- 33 Hackethal: Jawohl, und ein Schreibtismörder wäre ich ja auch, wenn ich für das, was ich behaupte, keine Beweise antreten könnte. Aber ich bin nun mal der festen Überzeugung, daß die Medizin, so wie sie zur Zeit praktiziert wird, für die Patienten mehr schlecht macht als gut. Ich bin der festen Überzeugung, wenn es morgen keine moderne Medizin mehr gäbe, dann müßten zwar Leute sterben am durchgebrochenen Blinddarm oder am Blasenverschluß; aber – insgesamt gesehen – würden ungleich weniger Leute krank sein, und die Überlebenszeit würde ungleich länger sein als heute.
- 34 Spiegel: Beschränken wir uns auf die Urologie. In Ihrem neuen Buch, Herr Hackethal, nennen Sie die Prostata einen "Kronzeugen" ...
- 35 Hackethal: Richtig. Ich meine, daß der Prostata-Krebs, der ja besonders gut zugänglich ist, der ja quasi in greifbarer Nähe liegt, als Kronzeuge für die Frage besonders geeignet ist, ob Vorsorgeuntersuchungen wirklich sinnvoll sind.
- 36 Spiegel: Die Vorsorgeuntersuchung gegen Prostata-Krebs beginnt mit der Tastdiagnose, also dem vielzitierten "Finger des Arztes und dem Plastikfingerling für zwei Pfennige", so Professor Alken ...
- 37 Hackethal: Ja, der Zeigefinger als Symbol der Vorsorge-Untersuchung. Der drohende Zeigefinger.
- 38 Spiegel: Wieviel taugt diese Vorsorgeuntersuchung durch Betasten?
- 39 Rothauge: Man kann damit umschriebene Verhärtungen in der Prostata eindeutig aufdecken.
- 40 Spiegel: Verhärtungen sind ein Symptom ...
- 41 Rothauge: ... können ein Symptom für einen Krebs sein. Sie können genauso gut ein Symptom für eine chronische Entzündung sein.
- 42 Spiegel: (zu Rothauge): Sie sind jetzt 53, sollten sich also einmal jährlich auf vergrößerte Prostata untersuchen lassen. Tun Sie das?
- 43 Rothauge: Bisher habe ich das noch nicht getan.
- 44 Spiegel: Herr Hackethal?

- 45 Hackethal: Bin ich denn verrückt?
- 46 Spiegel: (zu Rothauge): Warum machen Sie es nicht?
- 47 Rothauge: Diese Frage kann ich nicht nur als Mediziner beantworten, sondern die kann ich als Mensch beantworten. Da gibt es verschiedene Motive, zum Beispiel weltanschauliche, religiöse und medizinische Motive. Das betrifft meine persönliche Sphäre. Das geht niemanden etwas an.
- 48 Spiegel: (zu Hackethal): Nun sagen Sie, die Fingerdiagnose ist unzuverlässig und sogar gefährlich, weil sie zur Ausbreitung von Krebszellen führen kann.
- 49 Hackethal: Sie ist erstens unzuverlässig, weil fast nur Unerfahrene die Untersuchung machen: 80 Prozent sind Internisten und Praktiker. Und ich habe genügend Prostatas untersucht, um zu wissen, wie schwierig es ist, welches große Fingerspitzengefühl dazu gehört, nun wirklich zu beurteilen: Was ist noch eine Verhärtung, was ist keine? Ist eine Asymmetrie da, ist sie größer oder kleiner als eine Kastanie? Und so weiter.
- 50 Ich meine, daß die schon in große Bedrängnis kommen, diese 80 Prozent, wenn sie überhaupt sagen sollen, ist da was dran oder nicht.
- 51 Zweitens: Auch der erfahrene Diagnostiker kann nur die Krebsknötchen tasten, die ganz dicht an der Kapsel liegen.
- 52 Ich habe hier mal ein Modell mitgebracht ... (zeigt ein mit Salz gefülltes Säckchen, siehe Seite 148) ... das ist eine nachgebildete Prostata. Wie eine Edelkastanie so groß. Und in diesen Salzsack habe ich mal reingepackt eine kirschgroße Holzkugel, zwei erbsengroße, drei linsengroße und noch vier stecknadelgroße Kügelchen, so als wären es Krebsgeschwülste. Ich habe ausgerechnet: Vier Milliarden Krebszellen sind in diesem Säckchen. (zu Rothauge) Und nun versuchen Sie mal, das zu tasten ... Um es kurz zu machen: Es kann fast die ganze Prostata voll Krebs sein, und Sie können es trotzdem nicht fühlen.
- 53 Rothauge: Herr Hackethal, Sie übersehen eins, daß es ja gerade die pathologisch-anatomische Besonderheit des Vorsteherdrüsen-Krebses ist, daß er nur von der Kapsel ausgeht – oder vorwiegend von der Kapsel.
- 54 Hackethal: Von der Kapsel?
- 55 Rothauge: Von der Kapsel, jawohl!
- 56 Hackethal: Ach so.
- 57 Rothauge: Von der Kapsel.
- 58 Hackethal: Das ist ganz neu.
- 59 Rothauge: Nein, das ist nicht neu. Das habe ich schon vor über 25 Jahren bei meinem pathologisch-anatomischen Lehrer Hamperl, dem Lenin-Arzt, gelernt¹. Und das steht in jedem Lehrbuch.
- 60 Hackethal: Moment, Moment. Reden Sie von der chirurgischen Kapsel oder von der anatomischen?

¹ Der Marburger (später Bonner) Pathologe Herwig Hamperl (1899 - 1976) untersuchte im Jahre 1930 Lenins Gehirn.

- 61 Rothauge: Von der chirurgischen Kapsel. Die ist nämlich bei 80 Prozent aller Männer, die der Vorsorgeuntersuchung zugeführt werden, die eigentliche Kapsel, weil bei 80 Prozent aller Männer in diesem Alter das die Harnröhre umschließende Drüsengewebe schon gewuchert ist.
- 62 Hackethal: Moment, da sind ja nun ein paar Behauptungen drin, die von niemanden getragen werden, daß zum Beispiel der Krebs nur in der Kapsel säße ...
- 63 Rothauge: ... vorwiegend in der Kapsel sitzt.
- 64 Hackethal: Gut, also vorwiegend sitzt er. Zu wieviel Prozent?
- 65 Rothauge: Zu 90 Prozent, würde ich sagen.
- 66 Hackethal: Also zu 90 Prozent in der sogenannten chirurgischen Kapsel sitzt. Das ist nämlich keine Kapsel im engeren Sinne. Das ist die eigentliche Prostata.
- 67 Rothauge: Moment, Herr Hackethal. Bei den Patienten, über die wir uns unterhalten, entspricht die chirurgische Kapsel eigentlich der Kapsel ...
- 68 Hackethal: ... das bestreite ich.
- 69 Rothauge: (laut) Ja, dann haben Sie eben von der pathologischen Anatomie keine Ahnung!
- 70 Ich habe anderthalb Jahre pathologische Anatomie gemacht. Ich frage Sie: Wo haben Sie Ihre pathologisch-anatomische Ausbildung erhalten?
- 71 Hackethal: Aha.
- 72 Rothauge: Haben Sie eine erhalten nach Ihrem Staatsexamen? Ja oder nein?
- 73 Hackethal: Nein. Sie haben sie.
- 74 Rothauge: Ich habe sie.
- 75 Hackethal: Richtig. Ich würde Ihnen aber mal empfehlen, nicht so sehr den Hamperl nachzulesen. Hamperl ist der deutsche Pathologe, von dem ich fast fürchte, daß von ihm viel Unglück ausgegangen ist. Wie mir überhaupt aufgefallen ist, daß von Marburg die schlimmsten Ordinarien in die Welt gesandt worden sind.
- 76 Spiegel: Vielleicht sollten wir nicht so sehr über Hamperl ...
- 77 Rothauge: De mortuis nil nisi bene.
- 78 Hackethal: In Ordnung. Jedenfalls: Sie sollten mal mehr amerikanische Literatur lesen. Dann wüßten Sie zum Beispiel, daß auch die Behauptung längst widerlegt ist, der Prostata-Krebs sitze nur im hinteren Teil der Kapsel. Also nur dort, wo man ihn fühlen kann.
- 79 Das ist eine ganz grobe Unwahrheit. Und wenn Sie das gelernt haben bei dem Hamperl, dann hat er die Prostata nicht richtig untersucht.
- 80 Ich habe hier in meinem Buch die amerikanischen Arbeiten zitiert, die festgestellt haben, der Krebs ist völlig gleichmäßig verteilt über die Vorsteherdrüse.

- 81 Rothauge: Herr Hackethal, ich glaube, ich kenne die amerikanische Literatur besser als Sie.
- 82 Hackethal: Beweisen Sie es.
- 83 Rothauge: Wir brauchen aber gar nicht nach Amerika zu gehen.
- 84 Hackethal: Wir müssen es doch. Da sind Sie eben im Irrtum!
- 85 Rothauge: Nein. Moment ...
- 86 Hackethal (laut): Sie sollten mal über den Horizont von Gießen hinweggucken.
- 87 Rothauge: Ich habe nicht so einen engen Horizont, wie Sie denken; und
- 88 jedenfalls, Sie können nicht aufrechterhalten, daß man den größten Teil der Krebse nicht mit dem Finger erfassen kann.
- 89 Hackethal: Die Fingeruntersuchung taugt überhaupt nichts, rein schon vom Tastgefühl her, weil nämlich Prostata-Krebs über die ganze Drüse verteilt ist. Nur wenn er zufällig am hinteren Teil liegt und wenn er eine bestimmte Größe überschritten hat, kann man ihn überhaupt fühlen.
- 90 Rothauge: Der Prostata-Krebs ist nicht über die Drüse verteilt, sondern er entsteht unilokutär, an einer Stelle.
- 91 Wenn man ihn nicht fühlen kann, dann ist er für die Behandlung uninteressant, weil er dann möglicherweise ein latenter Krebs ist, der keiner Behandlung bedarf. Es bedürfen nur die Krebse einer Behandlung, die man tatsächlich mit den Fingern nachweisen kann.
- 92 Spiegel: Der zweite Punkt war: Wie gefährlich ist die Fingerdiagnose?
- 93 Hackethal: Sie ist höchst gefährlich. Sie muß es schon aus biologischen Gründen sein, weil nämlich eine der wesentlichsten Eigenarten des Krebses darin besteht, daß es zu einer Verbundlockerung kommt. Die Krebszellen haften schlecht aneinander.
- 94 Diese Verbundlockerung führt dazu, daß schon eine leichte Berührung des Krebsgewebes zu einer Ausschwemmung der Krebszellen in die benachbarten, in die angeschlossenen Lymphkanäle führt.
- 95 Rothauge: Auch hier, Herr Kollege Hackethal, fehlen Ihnen die pathologisch-anatomischen Grundlagen. Der hoch ausdifferenzierte Drüsenkrebs führt nicht zu einer Verbundlockerung. Und es gibt im ganzen Weltschrifttum nicht den geringsten Beweis dafür, daß durch eine Betastung der Prostata jemals eine Aussaat von Krebszellen erfolgt ist.
- 96 Wir sind dieser Frage auch in meiner Klinik nachgegangen. Es ist dann, 1972, von uns eine Arbeit erschienen mit dem Titel "Prostata noli me tangere", Prostata, berührt mich nicht. Und wir konnten den Nachweis erbringen auf Grund der klinischen Daten, daß keinerlei Anhalt dafür besteht, daß eine solche Aussaat erfolgt.
- 97 Darüber hinaus sind wir nun dabei, einen Schritt weiterzugehen. Auf Grund der Spende eines dankbaren Patienten ...
- 98 Hackethal: ... das führt zu weit.

- 99 Rothauge: Nein, das führt zu weit; denn das ist das entscheidende. Wir sind jetzt dabei, die Krebszellen radioaktiv zu markieren.
- 100 Hackethal: Bei wem?
- 101 Rothauge: Bei Prostata-Karzinom-Kranken.
- 102 Hackethal: Sie sind wohl verrückt geworden, Mensch! Werden Sie das Ihren Patienten erzählen, daß Sie die auch noch mit radioaktiven Substanzen beschießen wollen?
- 103 Rothauge: Ist Ihnen denn nicht bekannt, daß nach amerikanischen Untersuchungen der Einsatz von radioaktiven Substanzen gegen Prostata-Karzinome therapeutisch wirkungsvoll und nützlich ist?
- 104 Wir jedenfalls sind jetzt dabei festzustellen, ob diese radioaktiv markierten Krebszellen nach einer Prostata-Betastung oder auch nach einer Stanzung¹ im Blut erscheinen.
- 105 Hackethal: Im Tierversuch ist das längst nachgewiesen.
- 106 Rothauge: Moment, da zitiere ich Fritz Voelcker, meinen verehrten Lehrer, der gesagt hat: Der Mensch ist kein Rattenbock.
- 107 Spiegel: Ist die Sache auch ungefährlich bei der nächsten Diagnose-Stufe, der eben erwähnten Stanzung?
- 108 Rothauge: Moment, die nächste Stufe ist noch nicht die Stanzung ...
- 109 Hackethal: Jetzt kommt er auf seine Scheiß-Feinnadel-Biopsie ...
- 110 Rothauge: ... die nächste Stufe ist ...
- 111 Spiegel: ... dürfen wir das drucken?
- 112 Hackethal: Bitte, bitte, bitte. Die Scheiß-Feinnadel-Biopsie, schreiben Sie bitte wörtlich. Diese Märchenerzähler. (zu Rothauge) Ja, ist gut, erzählen Sie man.
- 113 Rothauge: Es ist eindeutig erwiesen, daß Sie mit der Feinnadel-Biopsie, die Sie am nichtnarkotisierten Patienten durchführen können ...
- 114 Hackethal: ... durch die Scheiße wird durchgestoßen, nicht? Oder machen Sie das vom Damm aus? Ich frag Sie nur, damit die Leute es verstehen.
- 115 Rothauge: Es wird nicht durch Scheiße durchgestoßen, sondern selbstverständlich muß das Rektum vorher gesäubert und mit entsprechenden desinfizierenden Lösungen keimfrei gemacht werden.
- 116 Das wissen wir natürlich, daß da gelegentlich auch mal Colibakterien verschleppt werden.
- 117 Hackethal: Sie stechen also auch den Mastdarm durch? Sie machen also dasselbe wie die anderen auch? Ihnen schicke ich keine Patienten mehr, damit Sie das genau wissen.

1 Stanzung: Zu Diagnose-Zwecken wird der Prostata, nach Art einer Probebohrung, ein Gewebestück entnommen und anschließend mikroskopisch untersucht.

- 118 Vor Ihnen werde ich warnen. Ist das klar? Ist Ihnen doch klar, daß Sie jedesmal eine Infektion in die Prostata schleppen.
- 119 Rothauge: Herr Hackethal, daß es da gelegentlich zu Infektionen kommen kann, ist klar. Wir haben aber doch heute Medikamente in der Hand, unter deren Schutz wir solche Eingriffe durchführen können.
- 120 Hackethal: Aha.
- 121 Spiegel: Wie häufig ist die Entzündung nach der Feinnadel-Saugbiopsie?
- 122 Rothauge: Die Entzündung nach der Feinnadel-Saugbiopsie schwankt zwischen fünf und sieben Prozent.
- 123 Spiegel: Gibt es eine Aussaat von Krebszellen durch die Saugbiopsie?
- 124 Rothauge: Das ist nicht bewiesen und ich halte es für unwahrscheinlich.
- 125 Spiegel: Kommen wir jetzt zum zweiten Teil des Themas, zur Therapie: auch hier, Herr Professor Hackethal, haben Sie nicht mit Kritik gespart. Einer Ihrer Einwände: die "riesige Komplikationsrate". Können Sie die Zahlen hier einmal nennen?
- 126 Hackethal: Die Zahlen für die Ergebnisse der sogenannten Radikaloperation nenne ich in meinem Buch: fünf Prozent Operationstote, 95 Prozent Impotente und 20 Prozent Dauernässer.
- 127 Kein Wunder übrigens, denn die radikale Prostatektomie, also das Ausräumen der Drüse und der benachbarten Lymphknoten, ist eine Riesenschnittoperation. Der Bauch wird so weit aufgeschnitten ...
- 128 Rothauge: Nein. Der Eingriff ist nicht so groß, wie Sie meinen, sondern der Schnitt liegt zwischen Nabel und Schamfuge.
- 129 Spiegel: Ist der Patient dann geheilt?
- 130 Rothauge: Ja. Allerdings mit den Verstümmelungen, die Herr Hackethal hier angesprochen hat. Das wird kein vernünftiger Urologe bestreiten. Die Leute werden jedesmal vorher aufgeklärt.
- 131 Wir bieten ihnen die Bestrahlungstherapie als Alternative an, weil die Fünf-Jahres-Überlebensraten etwa gleich groß sind. Wir lassen also die Leute selbst entscheiden, überreden keinen Menschen zu dieser Operation.
- 132 Es gibt aber Leute, die sagen: Wenn ich einen Krebs in mir habe, der noch zu keiner Aussaat geführt hat, dann will ich diesen Krebs herausgeschnitten haben.
- 133 Spiegel: Die Bestrahlungstherapie ist von Ihnen, Herr Hackethal, mit dem schreckensreichen Wort "Atomstrahlenfeuerkanonade" ...
- 134 Hackethal: ... Atomsprühfeuerkanonade ...
- 135 Spiegel: ... Atomsprühfeuerkanonade umschrieben worden. Welche Kritik verbirgt sich hinter dieser Vokabel?
- 136 Hackethal: Für mich ist klar, daß die Gefährlichkeit des Krebses zu einem wesentlichen Teil in der Verbundlockerung der Zellen besteht. Und wenn das so ist, dann kann ich mir vorstellen, daß es, wenn man dort mit einer Strahlenkanone draufschießt, so ist, als ob man mit dem Feuerwehrschauch auf einen Bienenschwarm schießt. So schwärmen die Krebszellen aus.

- 137 Spiegel (zu Rothauge): Ist das richtig?
- 138 Rothauge: Nein, Herr Hackethal, Ihre Vorstellung ist falsch. Tatsache ist, daß durch die Strahlentherapie konventioneller Art 50 Prozent der Prostata-Karzinome in den ersten beiden Stadien geheilt werden können.
- 139 Aber wir haben ja nicht nur die Operation und die Bestrahlung als tragende Säulen der Prostata-Karzinom-Behandlung. Wir haben ja zusätzlich die gegengeschlechtliche hormonale Behandlung und wir haben heute noch die Immunstimulierung.
- 140 Spiegel: Die Hormon-Behandlung nennen wiederum Sie, Herr Hackethal, einen "chemischen Giftkrieg". Was meinen Sie damit?
- 141 Hackethal: Ich meine damit, daß die Giftwirkung der gegengeschlechtlichen Hormontherapie zu den tatsächlichen Heilwirkungen in keinem Verhältnis steht.
- 142 Spiegel: Worin besteht die Giftwirkung?
- 143 Hackethal: Die Giftwirkung besteht erstens darin, daß die Männer zu Kastraten werden. Sie haben keine funktionierenden Hoden mehr. Sie werden impotent, sie können ihre Frauen nicht mehr befriedigen, und auch nicht mehr ihre Freundinnen. Und sie werden in der Persönlichkeitsstruktur verändert. Darüber hinaus kriegen sie Brüste. Dann werden sie auch noch mit Wasser aufgetrieben. Diese Hormone führen zu einer Flüssigkeitsansammlung ...
- 144 Rothauge: Das ist falsch, das haben wir geprüft. Das ist eine wiederum nicht bewiesene Behauptung.
- 145 Hackethal: Sie sind doch gleich dran.
- 146 Rothauge: Wir haben das Gegenteil bewiesen.
- 147 Hackethal: Der letzte Punkt mag nicht so die große Rolle spielen. Daß er aber vorhanden ist, ist kein Zweifel. Und vor allen Dingen ist ja unbewiesen, daß solche Behandlungen die Überlebenszeit verlängern.
- 148 Spiegel: (zu Rothauge): Ist es ein "chemischer Giftkrieg"?
- 149 Rothauge: Keinesfalls. Denn die Hormone, die wir verwenden, sind Stoffe, die auch normalerweise vom Organismus produziert werden, allerdings vom weiblichen. Wir wissen inzwischen, durch eine Untersuchung an allen amerikanischen Militär-Hospitälern, daß wir früher zu hoch dosiert haben. Die einzige Nebenwirkung dieser Therapie besteht in einer erhöhten Thrombose- und damit Emboliegefahr, und zwar dadurch, daß die Aggregation, das heißt das Zusammenballen der Blutplättchen, gefördert wird. Das muß man gleichzeitig medikamentös unterbinden.
- 150 Spiegel: Sie meinen also, die Risiken, die mit der Hormonbehandlung verbunden sind, sind so, daß man sie in Kauf nehmen kann ...
- 151 Rothauge: ... die sind absolut zu vernachlässigen und so gering, daß sie in Anbetracht des Nutzens und der Tatsache, daß andernfalls die Leute unter entsetzlichen Qualen zugrunde gehen, überhaupt nicht ins Gewicht fallen.

- 152 Wenn Sie einmal einen Prostata-Karzinom-Kranken behandelt haben, der in diesen Stadien zu Ihnen kam, und Sie geben dem das erste Hormon, dann küßt er Ihnen zwei Tage später die Hände, weil er von entsetzlichen Qualen befreit worden ist. (Zu Hackethal) Und das bezeichnen Sie als chemischen Giftkrieg – das ist doch unverantwortlich!
- 153 Spiegel: Herr Professor Hackethal, Sie haben erklärt, wir zitieren wörtlich: "Alle Erfolgsstatistiken über Lebenszeitverlängerung sind unwahr". Bezieht sich diese Äußerung auch auf die eben geschilderten ...
- 154 Hackethal: ... natürlich, Sie müssen deshalb unwahr sein, weil die histologische, also die feingewebliche Unterscheidung von Haustier- und Raubtierkrebs nicht möglich ist.
- 155 Rothauge: ... ist doch möglich.
- 156 Hackethal: Ist nicht möglich.
- 157 Rothauge: Dann sind Sie über den neusten Stand nicht unterrichtet.
- 158 Hackethal: Gut, wir können uns hier nicht einigen. Ich behaupte: Man kann es einem Verbrecher und auch einer wuchernden Zellbürgerfamilie nicht ansehen, ob sie gutartig ist oder ob sie wirklich zum Raubtier werden wird.
- 159 Rothauge: (sehr laut): Herr Hackethal, Ihnen fehlen die pathologisch-anatomischen Grundlagen! Man kann es sehr wohl ansehen, und Sie stehen im Gegensatz zu allen Pathologen auf der Welt!
- 160 Hackethal: Ich bin nicht schwerhörig!
- 161 Rothauge: Wir haben heute nicht nur die einfache histologische Untersuchung. Wir haben Möglichkeiten wie Autoradiographie und die Impulszytophotometrie, wo Sie zum Beispiel durch die Bestimmung der DNS-Synthese genau die Zellkinetik verfolgen können ...
- 162 Hackethal: Sagen Sie, untersuchen Sie eigentlich mit dem rechten oder mit dem linken Zeigefinger? Das interessiert mich.
- 163 Rothauge: Sie lenken jetzt von dem ...
- 164 Hackethal: ... ich bin Rechtshänder und untersuche links.
- 165 Rothauge: Sie lenken jetzt von dem entscheidenden Punkt ab, weil Sie im Gegensatz zu allen Pathologen auf der Welt stehen, die Ihnen heute ganz eindeutig sagen: Man kann mit den modernen Methoden diesen hochausdifferenzierten Krebs von dem entdifferenzierten Krebs oder, wie Sie es nennen, den Haustierkrebs von dem Raubtierkrebs unterscheiden.
- 166 Das haben Sie vorhin eingeräumt, als Sie mir zugegeben haben, daß die hochdifferenzierten Krebse ...
- 167 Hackethal: ...nein, Sie haben mich falsch verstanden. Ich rede wahrscheinlich nicht so laut wie Sie. Deswegen hören Sie mich nicht so richtig.
- 168 Rothauge: Sie müssen auch ablenken, weil Ihnen die pathologisch-anatomischen Grundlagen fehlen.
- 169 Hackethal: Passen Sie auf, ich wollte Ihnen sagen, Sie sind hinter dem Mond.
- 170 Rothauge: Nein, Sie sind hinter dem Mond.

- 171 Hackethal: Sie haben keine Ahnung. Sie müßten mal aus Gießen rausgehen und müßten mal die Weltliteratur studieren. Lesen Sie doch mal dieses Buch hier von dem Berliner Ordinarius Heinz Oeser "Krebsbekämpfung: Hoffnung und Realität". Tun Sie sich den Gefallen. Wenn Sie das gelesen haben, müssen Sie Ihr Ordinariat zurückgeben, weil der Sie nämlich zum Dummkopf erklärt.
- 172 Rothauge: Dann tun Sie's doch, und bringen Sie hier Tatsachen. Dann sagen Sie etwas über die Zellkinetik, ob es möglich ist, die Bestimmung der Zellkinetik durchzuführen, ob es möglich ist, über die Mitose-Rate (Zellteilungsrate) etwas auszusagen, ob es möglich ist, etwas über die Atypie einzelner Zellen auszusagen.
- 173 Sie müssen Fakten hier auf den Tisch legen, und nicht ein Buch, das ich jetzt hier in fünf Minuten nicht durchlesen kann.
- 174 Spiegel: Her Professor Hackethal, mehrfach, zuletzt in der Bremer Fernsehsendung, haben Sie gesagt: Wer etwas mit der Prostata hat, soll erst mal zum Heilpraktiker gehen. Was kann ihm der Heilpraktiker nützen?
- 175 Hackethal: Jawohl. Selbst auf die Gefahr hin, daß die Heilpraktikerausbildung zur Zeit teilweise schlecht ist – ich werde dafür sorgen, daß sie besser wird – er soll da hingehen. Denn der Heilpraktiker macht ihm erst einmal klar, daß die Prostata ein Organ ist, an dem man nicht stirbt – wenn man nicht den Schulmedizinern in die Hände fällt.
- 176 Er nimmt ihm erst einmal die Angst und sagt: Zu mir kommen so viele Leute, die verzweifelt sind, weil sie nicht mehr pinkeln können und so weiter. Ich verordne Ihnen mal ein paar Tröpfchen, und dann werden Sie sehen, wenn Sie in 14 Tagen wiederkommen, dann können Sie wieder.
- 177 Spiegel: Wir bezweifeln, daß er mit den Tröpfchen was bewirkt.
- 178 Hackethal: Er schadet wenigstens nicht.
- 179 Rothauge: Es ist für den Patienten absolut der falsche Weg.
- 180 Spiegel: Stirbt er eher?
- 181 Rothauge: Der stirbt eher, und zwar unter furchtbaren Qualen.
- 182 Spiegel: In der Empfehlung von Professor Hackethal, prinzipiell in solchen Fällen den Urologen zu meiden und zum Heilpraktiker zu gehen, liegt ein massiver Angriff gegen die Schulmedizin.
- 183 Rothauge: Ich kann nur dazu sagen, daß Herr Kollege Hackethal in der Manier eines Michael Kohlhaas nun hier das Kind mit dem Bade ausschüttet und dann noch die Mutter mit der Badewanne totschießt.
- 184 Hackethal: ... zu Zeiten von Kohlhaas gab's noch keine Badewannen ...
- 185 Rothauge: Denn ich meine: An der Wirksamkeit der Behandlung des Prostata-Karzinoms gibt es heute gar keinen Zweifel mehr. Und wenn Herr Hackethal hier die tragenden Säulen der Therapie, obwohl schon unendlich viele Menschen auf der Welt damit vor einem vor allem qualvollen Tode bewahrt wurden, mit Schlagworten disqualifiziert, dann kann ich nur sagen, dann ist das verbrecherisch.
- 186 Und wenn ein Patient zu mir kommt, der sagt, ich habe auf Grund der Veröffentlichung vom Hackethal mir dies oder jenes nicht machen lassen –

und die kommen alle, wenn sie ihre Schmerzen kriegen – dann zeige ich Sie an wegen Beihilfe zur fahrlässigen Körperverletzung mit Todesfolge.

- 187 Hackethal: Zur vorsätzlichen.
- 188 Rothauge: Nein, zur fahrlässigen. Sie wissen's ja nicht besser, Sie können es nicht wissen, weil Sie Chirurg und Orthopäde sind und weder von der pathologischen Anatomie noch von der Urologie, noch von der Immunologie überhaupt die geringste Ahnung haben.
- 189 Hackethal: Sie sind der Meinung, daß man Medizin-Verbrecher anzeigen muß?
- 190 Rothauge: Ja, dazu gehören Sie.
- 191 Hackethal: Also, Sie sind der Meinung, daß denen der Prozeß gemacht werden muß?
- 192 Rothauge: Selbstverständlich. Überhaupt Verbrechern, nicht nur Medizin-Verbrechern.
- 193 Hackethal: Ist in Ordnung, mehr wollte ich nicht wissen. Und mir ist eins klargeworden, heute klargeworden, daß Sie kein weißer Rabe sind, sondern vielleicht sogar einer der Schlimmsten, die rumlaufen.
- 194 Spiegel: Wir danken den Herren Professoren für das Gespräch.

Zur Legitimation und Einbettung von Erzählungen in Alltagsdialogen

I Materialprobleme

Wer im Bereich der Dialogforschung empirisch arbeiten will, sieht sich vor eine Reihe auch technischer Probleme gestellt. Nach wie vor sind die drei Textbände gesprochener deutscher Standardsprache (Freiburger Forschungsstelle des IdS) die einzigen größeren und allgemein zugänglichen Materialsammlungen, die zu den Verschriftungen auch die entsprechenden Tonbandaufnahmen anbieten. Diese Texte reichen aber als Materialgrundlage für alltagssprachliche Untersuchungen nicht aus. Es sind zu wenig Texte, teilweise entspricht die Verschriftung nicht den neueren Erkenntnissen der Aufbereitung von gesprochener Sprache, und schließlich erscheint mir die Streuung der Texte zu gering zu sein. Dennoch: ich habe einige Erzählungen in den Textbänden gefunden, besonders im dritten Band, und ich will an ihnen zum Teil provisorisch zu Legitimations- und Einbettungsproblemen Stellung nehmen.

Ein Blick auf die schnell anwachsende Literatur zeigt, daß dort meist nur Einzelverschriftungen abgedruckt sind, oft aus selbst erhobenem Material.

Ich halte diese Situation für problematisch. Die in der wissenschaftlichen Literatur angegebenen Texte sollten sämtlich überprüfbar sein, d.h., das Tonbandmaterial wie auch die Verschriftungen sollten insgesamt öffentlich zugänglich sein. Nur dann ist eine wissenschaftliche Diskussion möglich. Ich halte es weder für realisierbar noch für wünschenswert, daß man an den verschiedensten Stellen Material anfordern muß (womöglich noch unverschriftetes) oder Sprachaufnahmen selbst erheben muß, um zu den Problemen des alltagssprachlichen Dialogs überhaupt etwas empirisch Begründbares sagen zu können. Fast scheint es heute so zu sein, daß man immer schon ein Projekt haben muß, wenn man in empirie-nahen oder empirie-abhängigen Gebieten arbeiten will.

Ich greife daher an dieser Stelle einen Vorschlag von Hans Ramge, Konrad Ehlich und Bernd Switalla (Ehlich u.a. 1977) auf, die die Einrichtung einer Zentralstelle für Dokumentation und Verschriftung gesprochener Sprache gefordert haben. Ich verbinde dies mit einem Appell an das IdS, die einmal begonnene Arbeit, Texte zu erheben und zu verschriften und vor allem die Texte und Tonbänder zu publizieren bzw. öffentlich zugänglich zu machen, fortzusetzen.

Die Beispiele, die ich in dieser Arbeit präsentieren werde, stammen – wie bereits angedeutet – aus den Freiburger Textbänden "Texte gesprochener deutscher Standardsprache" (München 1971, 1974, 1975). Ich beziehe mich in meinen Ausführungen allerdings durchaus auch auf meine Erfahrungen in der Alltagskommunikation, denen ich auch in diesem Fall manche Einsichten verdanke.

II Rahmen

Es geht in diesem Vortrag um Erzählungen in Alltagsdialogen. Das Hauptcharakteristikum dieser Dialoge ist (neben der Ausrichtung der Beteiligten aufeinander und auf gemeinsame, wechselnde Themen) die häufige wechselseitige Übernahme der Sprecher- bzw. Hörerrolle, die sich nach den bekannten Sacksschen Regeln vollzieht. (Sacks u.a. 1974).

Diese symmetrischen Alltagsdialoge sind zusätzlich gekennzeichnet durch ständiges reaktives Handeln, das allen Beteiligten prinzipiell gleiches Rederecht und damit gleiches Recht der Selbstdarstellung bietet.

"Erzählen" ist dagegen eine prinzipiell *monologische* Darstellungsform. Es ist so, daß trotz der interaktionellen Aktivitäten des Hörers der Erzähler alleiniges Rederecht besitzt. Als eine monologische Form stellt die "Erzählung" im Dialog folglich ein fremdes Element dar, dessen Einbringung in den Dialog scheinbar dessen Spielregeln verletzt, insofern es dem Erzähler expansives Rederecht gibt und ihm ein momentanes interaktionelles Übergewicht verleiht.

Die Einführung einer Erzählung in den Dialog bedeutet auch in einer weiteren Hinsicht eine Veränderung: Es tritt ein *Rahmenwechsel* ein. Die bisher direkt situationsbezogenen Meinens- und Verstehensprozesse werden auf eine neue Ebene transformiert. Es wird ein neues Bezugssystem eingeführt, auf das hin alle referentiellen, deiktischen und pragmatischen Interpretationen ausgerichtet sind. (Das "hier" einer Erzählung ist *nicht* das "hier" der Erzählsituation!).

Eine solche Etablierung eines durch vielfältige interaktionelle und allgemein verstehensbezogene Gründe hervorgerufenen *Einschnitts* in den Dialog erfordert vom Sprecher, der das Handlungsschema "Erzählen" in den Dialog einbringen will, dies auf jeden Fall in der einen oder anderen Weise zu markieren, es anzukündigen. Bei diesen "Ankündigungen" handelt es sich textlinguistisch um Kohärenzmarker. Den verschiedenen Ausprägungen und Funktionen dieser Kohärenzmarker gilt hier mein Interesse. Sie haben eine komplexe Struktur. Auf einige Aspekte dieser Struktur werde ich eingehen.

Zunächst jedoch möchte ich ganz kurz einige Forschungsergebnisse skizzieren.

E. Gülich (1976) gibt folgende Kennzeichnungen von Erzählungen an:

1. In einer Erzählung werden "Ereignisse" und "Handlungsabläufe" oder "Geschichten" (...) als zurückliegend, d.h. nicht mit der erzählenden Sprechhandlung gleichzeitig ablaufend, dargestellt.
2. Die Ereignisabläufe werden so dargestellt, daß einem Ausgangszustand ein veränderter Endzustand gegenübersteht.
3. An den erzählten Ereignissen und Handlungsabläufen sind belebte, im allgemeinen menschliche Handlungsträger beteiligt. (S. 225)

Einen weit engeren Erzählbegriff vertritt Quasthoff (1979), die folgende Bestimmungen angibt:

Semantische Restriktion

- Der Text referiert auf eine zeitlich zurückliegende Handlungs-/Ereignisfolge in der Realität. Dieser Referent des Textes wird im folgenden (mit Gülich 1976) "Geschichte" genannt.
- Die Geschichte des Erzähltextes ist ein singuläres Erlebnis, ist also zeitlich und lokal eindeutig identifizierbar.
- Die Geschichte erfüllt gewisse Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeit. "Ungewöhnlichkeit" wird dabei relativ zu den Erwartungen des in der Geschichte Beteiligten und/oder den an allgemeinen Normen orientierten Erwartungen verstanden (...).
- Der Sprecher ist identisch mit einer der in die erzählte Geschichte verwickelten Personen (Agent, Opfer, Beobachter ...).

Formale Restriktion

Im Unterschied zum Bericht ist die konversationelle *Erzählung* eher eine szenisch vorführende, weniger eine sachlich darstellende Repräsentation vergangener Handlungen/Ereignisse. Aufgrund dieser Form sind die folgenden Ausdrucksmittel typisch für die konversationelle Erzählung:

- Evaluative und expressive Sprachformen (...).
- Direkte Rede, in der in Stimmführung und Formulierung eine Nachahmung der redenden Figuren versucht wird.
- Ein hoher Detaillierungsgrad der Repräsentation der Geschichte. "Atomisierung" des Ereigniskontinuums zumindest in einigen Phasen (...).
- Die Verwendung des "historischen Präsens" zumindest in den atomisierten Passagen der Erzählung (...). (S. 104 f.)

Problematisch erscheint mir vor allem die semantische Restriktion, daß der Sprecher identisch sein müsse mit einer in die Geschichte verwickelten Person. Wenn man diese Bedingung gelten läßt, wird die große Klasse der Erzählungen, die auf *n i c h t* selbsterlebte Geschichten zurückgehen, ausgeschlossen. Genau diese Erzählungen aus zweiter Hand aber will ich einschließen, weil sie gewisse zusätzliche Annahmen über die Legitimierung von Erzählungen erlauben. Ich komme darauf zurück. Die Restrik-

tion "Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeit" gilt meines Erachtens auch nicht uneingeschränkt. Ich denke hier an bestimmte Erzählungen in "phatischer" Funktion (dazu weiter unten), die völlig uninteressanter Natur sein können, deren mögliche Funktion in der Überbrückung eines normwidrigen Schweigens besteht (Malinowski 1974, S. 349: "(...) für den natürlichen Menschen ist das Schweigen eines anderen kein beruhigender Faktor, vielmehr etwas Beunruhigendes und Gefährliches."). Daneben gibt es Funktionen, auf die ich ebenfalls detailliert eingehen werde.

Kallmeyer/Schütze (1977) haben vorgeschlagen, den Kommunikationsprozeß auf drei "Ordnungsebenen" zu beschreiben: auf der Ebene der "Gesprächsorganisation" (Gesprächsschemata), der "Handlungskonstitution" (Handlungsschemata) und der "Sachverhaltsdarstellung" (Sachverhalts-schemata).

Mit Gesprächsorganisation ist das Zustandebringen und Aufrechterhalten eines Kommunikationskontaktes gemeint, also der Zustand, miteinander im Gespräch zu sein, unabhängig von den im Kommunikationsverlauf verfolgten Handlungszielen. Die Gesprächsorganisation wird überlagert von der Handlungskonstitution. Auf dieser Ebene ist die Durchführung von inhaltlich zu bestimmenden Handlungszusammenhängen wie "eine Auskunft einholen" oder "jemand von der eigenen Schuldlosigkeit überzeugen" zu beschreiben. (S. 159 f.)

Sachverhaltsschemata – zu denen die Autoren "Erzählen", "Beschreiben" und "Argumentieren" rechnen –

werden stets in Handlungsschemata eingebettet, d.h. sie werden durch bestimmte Handlungszüge ausgelöst und haben eine Funktion im Rahmen des übergeordneten Handlungsschemas. (S. 163)

Diese analytische Trennung ist in der Literatur bisher unterschiedlich aufgenommen worden. Quasthoff (1979, S. 122, Anm. 2) lehnt diese Trennung ab:

Jede intentional und konventionell abgegrenzte Handlungseinheit hat innerhalb einer größeren Handlungseinheit eine Funktion. Innerhalb der komplexen Struktur eines Gesprächs greifen viele auch konventionell voneinander abgegrenzte Handlungszüge ineinander (...). Es ist deshalb nicht ersichtlich, warum gerade zwei Ebenen, die des Handlungsschemas und die des Sachverhaltsschemas, begrifflich abgegrenzt werden müssen.

Gülich (1980) deutet zwar die Problematik dieser Trennung an, ohne sie jedoch grundsätzlich in Frage zu stellen. Sie hat die wichtige Beobachtung machen können, daß viele Erzählungen nicht in dem oben angedeuteten Funktionszusammenhang stehen, d.h.,

daß sich die Funktion der Erzählung nicht bzw. nicht mehr aus einem übergeordneten Handlungsschema ergibt und insofern auch nicht in Zusammenhang mit dem erzählten Sachverhalt steht. (S. 21 f.).

In manchen Fällen

könnte man auch eine phatische Funktion des Erzählens annehmen (...). (S. 22)

Solche Erzählungen bezeichnet sie als

handlungsschematisch und inhaltlich nicht-funktional (S. 22).

Allerdings wird hinsichtlich der von Gülich vorausgesetzten drei Ordnungsebenen keine Konsequenz gezogen, etwa derart, phatische Erzählungen als eigenes Handlungsschema zu etablieren:

das wäre (...) im Rahmen der hier vorgetragenen Überlegungen nicht konsequent. (S. 48, Anm. 7).

Ihre Begründung: Handlungen seien zweck- und ergebnisorientiert.

Ich komme allerdings zu dem Ergebnis, daß man phatische Kommunikation – und damit auch phatisches Erzählen – als e i g e n e s Handlungsschema begreifen muß.

Der Begriff der "phatischen Kommunion" ist von Malinowski (1974) in folgendem Kontext eingeführt worden:

In ihren primitiven Verwendungsarten fungiert die Sprache als ein Bindeglied konzentrierter, einvernehmlicher menschlicher Tätigkeiten, als ein Stück menschlichen Verhaltens. Sie ist ein Handlungsmodus, nicht ein Instrument der Reflexion. (S. 346).

Diese Verwendungsweise gibt es "unter wilden Stämmen genauso (...) wie in europäischen Salons" (ebd. S. 348). Die Sprache erfüllt hier eine Funktion, in der die Bedeutung der verwendeten Wörter "fast völlig irrelevant" ist:

Erkundigungen nach dem gesundheitlichen Befinden, Bemerkungen über das Wetter, Bestätigungen eines auch für den Dümmden offensichtlichen Sachverhalts: alle solche Bemerkungen werden nicht zum Zwecke der Information ausgetauscht, nicht um handelnde Menschen zusammenzuhalten, ganz gewiß nicht um irgendeinen Gedanken auszudrücken, (...) Es kann kein Zweifel bestehen, daß wir hier eine neue Art des Sprachgebrauchs haben – phatische Kommunion bin ich versucht, sie zu nennen (...) – eine Art der Rede, bei der durch den bloßen Austausch von Wörtern Bande der Gemeinsamkeit geschaffen werden (...) Werden bei der 'phatischen Kommunion' die Wörter primär dazu benutzt, Bedeutung zu übermitteln, die Bedeutung, die ihnen symbolhaft zukommt? Ganz gewiß nicht! Sie erfüllen eine soziale Funktion, und das ist ihr hauptsächliches Ziel, sie sind aber weder das Produkt intellektueller Reflexion, noch rufen sie notwendigerweise im Hörer Reflexion hervor. Wir können wiederum sagen, daß die Sprache hier nicht

als Mittel zur Übermittlung von Gedanken fungiert. (ebd. S. 348 ff.).

Zusammengefaßt: Sprache ist in dieser Funktion "ein Verhaltensmodus, ein unerläßliches Element einvernehmlicher menschlicher Aktion" (ebd. S. 353); dieser Modus hält soziale Beziehungen aufrecht und stabilisiert sie. In alltäglicher Interaktion dominiert diese Funktion der Sprache.

Damit komme ich zur Ausgangshypothese meines Vortrags:

"Erzählen" ist primär eine phatische Handlung.

Obwohl diese Hypothese in so direkter Form bisher nicht geäußert worden ist, vertritt bereits Malinowski und unter Berufung auf ihn auch Dell Hymes (1973) grundsätzlich diese Auffassung. Die "erzählende Rede" ist nach Malinowski ein ausgezeichnetes Mittel, die sozialen Beziehungen herzustellen und aufrechtzuerhalten, oder in seinen eigenen Worten: sie ist "primär eine Form sozialer Aktion, nicht ein bloßer Reflex des Denkens (...) Die Bezugsfunktion [= referentielle Funktion] ist ihrer sozialen und emotiven Funktion untergeordnet." (Malinowski 1974, S. 347 f.). Diese Funktion von Erzählungen gilt für primitive Gesellschaften ebenso wie für zivilisierte.

Stets die gleiche Betonung von Bejahung und Zustimmung, vielleicht gemischt mit einer anfänglichen Meinungsverschiedenheit, welche die Bande der Abneigung herstellt. Oder persönliche Berichte über die Ansichten und die Lebensgeschichte des Sprechers, denen der Zuhörer etwas gezwungen und mit kaum verhüllter Ungeduld lauscht, bis er selber an der Reihe ist zu sprechen. Bei dieser Art von Sprachgebrauch sind die zwischen Hörer und Sprecher hergestellten Bande nicht ganz symmetrisch; der sprachlich Aktive heimt den größeren Anteil an sozialer Genugtuung und Selbstbestätigung ein. Aber wenngleich die solchen Äußerungen gewährte Anhörung in der Regel weniger intensiv ist als der eigene Anteil des Sprechers, ist sie doch für den Lustgewinn entscheidend notwendig, und die Gegenseitigkeit wird durch den Rollentausch gewährleistet. (ebd. S. 350).

Dell Hymes greift den Begriff der "phatischen Kommunikation" in seiner programmatischen Arbeit "The Ethnography of Speaking" (1968, dt. 1973) auf und kennzeichnet die damit bezeichnete Funktion "als eine Unterart der expressiven Funktion des Sprechens" (Jakobson), die vor allem "im Wechselgespräch realisiert wird: wenn etwa Hausfrauen Geschichten über ihre Kinder austauschen oder Anthropologen über ihre Felduntersuchungen." (Hervorhebung: R.R.). Dell Hymes geht es in diesem Zusammenhang in erster Linie darum, darzustellen, daß die einzelnen Sprachfunktionen gemischt auftreten, wobei die phatische Funktion "die plaudernde Darstellung einzelner Vorgänge in Geschichten" einschließe (ebd. S. 371).

Die hier vorgetragenen Ansichten zweier namhafter Ethnologen über phatische Kommunikation und über die primäre Funktion von Erzählungen basieren auf umfangreichen Felduntersuchungen und sind daher nicht als bloße Spekulationen anzusehen.

Ich möchte hier einige mehr provisorische Bemerkungen anschließen, die mir geeignet erscheinen, die Ausgangshypothese zu vertiefen.

Erzählungen – wie erlebt sie ein Kind, wie wird es mit dieser Kommunikationsstruktur vertraut? Es ist immer wieder zu beobachten, daß Kinder sehr häufig den Wunsch äußern, Geschichten erzählt zu bekommen. Dabei scheint es keine Rolle zu spielen, ob die Kinder den Inhalt der Erzählungen kennen oder nicht. Oft wollen sie sogar ausdrücklich die ihnen längst bekannten Geschichten hören ("erzähl mir doch noch 'mal die Geschichte vom Rotkäppchen"). Für diese interessante Erscheinung lassen sich einige einander nicht ausschließende Erklärungen finden, die u.a. den primär phatischen Charakter von Erzählungen verdeutlichen. Dem Kind kommt es in erster Linie nicht auf den jeweiligen Inhalt oder Informationsgehalt der Erzählung an, sondern darauf, daß ihm jemand (meist die Bezugsperson) erzählt. Mit anderen Worten: Erzählungen übernehmen hier eine Art Brückenfunktion: die Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson wird durch Erzählen aktualisiert. Auffällig ist ferner – und dies spricht ebenfalls für eine phatische Funktion – daß der Wunsch nach Erzählen einer Geschichte besonders häufig vor dem Zubettgehen von den Kindern geäußert wird. Geschichten-Erzählen also als ein Mittel, den Kontakt mit anderen aufrechtzuerhalten (weiter In-Beziehung stehen zu den Erwachsenen), aber auch als ein Mittel, unmittelbar vor dem Einschlafen den Kontakt zu den Eltern oder Bezugspersonen zu vertiefen. Das Erzählen in der Funktion, ein Nichtalleinsein zu ermöglichen und fortzusetzen – was erzählt wird, darauf kommt es nicht an. Daß erzählt wird, ist wichtig.

Eine andere, aber durchaus nicht gegenläufige Erklärung findet diese Erscheinung darin, daß das Kind mit dem Hören von Erzählungen einen Teil der narrativen Kompetenz erwirbt. Gerade der Wunsch, eine bereits bekannte Erzählung immer wieder hören zu wollen, spricht für die Annahme einer Einübungspraxis. Dabei muß der Erwerb der Fähigkeit, Geschichten verstehen und selbst erzählen zu lernen, in engem Zusammenhang gesehen werden mit dem Erwerb der Fähigkeit, Geschichte verstehen und machen zu lernen. Sind nicht Erzählungen nachgerade die beste Möglichkeit, durch sie mit dem Prozeßcharakter, mit dem historischen Charakter allen menschlichen Lebens vertraut zu werden? Und andererseits: bestehen nicht Zusammenhänge zwischen der kognitiven Organisa-

tion von Welterfahrung in "Schemata" (Mandler/Johnson 1978) und der Struktur des Gedächtnisses, so daß beim "Erzählen" die ontogenetisch bedeutungsvolle Einübung möglicher Strukturierungsmuster komplexer Erfahrungen realisiert wird? Hinzu kommt: die *g e s a m t e S i t u a t i o n d e s K i n d e s* — da ist die Kontaktnahme durch Erzählen kein Einzelfall — hat hochgradig phatischen Charakter. Und was hier erworben wird, wird auch im späteren Leben ständig realisiert: die Kontaktsuche und -nahme *u m d e s K o n t a k t e s w i l l e n*.

Wenn wir uns Interaktionen vorstellen, in denen die phatische Funktion von Sprache nicht nur an bestimmten Stellen (wie Anfang und Ende eines Dialogs oder Dialogsegments) auftritt, sondern *d u r c h g ä n g i g* den gesamten Kommunikationsprozeß dominiert — ich denke hier an Textsorten wie "Kaffeeklatsch", das männliche Gegenstück: "Stammtischgespräch", Unterhaltung mit Freunden, Nachbarn, Bekannten, Gespräche auf einer Party usw. — dann kann jeder aus seinen Alltagserfahrungen bestätigen, daß diese Interaktionen dadurch gekennzeichnet sind, daß die Beteiligten wechselseitig ständig Geschichten erzählen, Anekdoten vortragen, Erlebnisse berichten, Witze erzählen und dergleichen.

Alle diese Handlungen dienen dazu, die Kommunikation aufrechtzuerhalten *u n d* dabei ein Gefühl von "Gemeinsamkeit" zu stiften: man lacht und amüsiert sich über dieselben Dinge, man verschafft sich wechselseitig Kenntnisse über den Alltag und die Alltagserlebnisse der anderen, man lernt sich besser kennen.

Unter diesem übergeordneten Gesichtspunkt der Beziehungstiftung und -vertiefung wird auch das scheinbar Belanglose erzählenswert, *a l l e s* wird erzählenswert. Auch eine Erzählung ohne Pointe, ohne großen Neuigkeitswert, enthält immer noch eine Mitteilung über den Sprecher. Hier bin ich anderer Meinung als Quasthoff, die, siehe oben, gewisse Minimalbedingungen von "Ungewöhnlichkeit" für Erzählungen verlangt.

Obwohl die phatische Funktion der Erzählungen (unter dem dominierenden Gesichtspunkt: "Erhöhung der Kenntnisse von- und übereinander") deren Grundfunktion darstellt, können ihnen (auch in Alltagsdialogen!) noch weitere, allerdings *a b g e l e i t e t e* Funktionen zugeschrieben werden. "Erzählungen" können dann in (Quasi-)Beweis-, Beleg-, Demonstrations-, Exempel- oder Argumentationsfunktion eingesetzt werden. In Bezug auf die Grundfunktion werden die abgeleiteten Funktionen *z u s ä t z l i c h* markiert.

Entsprechend den bisherigen Überlegungen komme ich zu folgenden Thesen:

1. Jede Erzählung in Alltagsdialogen muß (wegen ihres "Einschnitt-charakters" auf den verschiedensten Ebenen, s.o.) **a n g e k ü n d i g t** werden.
2. Erzählungen, in denen die phatische Funktion dominiert, werden durch die Ankündigung lediglich **e i n g e b e t t e t**.
3. Erzählungen, in denen eine der abgeleiteten Funktionen dominiert, werden im Rahmen der Ankündigung zusätzlich **l e g i t i m i e r t**.

Ich gehe zunächst auf Legitimationsprobleme ein.

III Legitimations- und Einbettungsprobleme in Alltagsdialogen

1. Zur Legitimierung von Erzählungen

Unter "Legitimierung" verstehe ich eine explizite oder implizite Begründung dafür, warum der spezielle Kommunikationsmodus "Erzählen" mit nicht-phatischer Funktion gewählt wird. Die Legitimierung selbst erfolgt in zweifacher Weise: Einmal muß der Sprecher gesprächsorganisatorisch deutlich machen, daß er für eine gewisse Zeit die Sprecherrolle beansprucht ("Erzählen kostet Zeit." Quasthoff 1979, S. 116). Der Sprecher selbst legt dabei die Erzählerrolle fest und bringt gleichzeitig zum Ausdruck, daß er mehr als eine Äußerungseinheit (Rath 1979) zu machen gedenkt. Diese Beanspruchung eines expansiven Rederechts muß klar zum Ausdruck gebracht werden (Sacks 1971). Darüber hinaus aber muß der Sprecher auch irgendwie deutlich machen, **w a r u m** er die Geschichte erzählen will. Er muß einen Zusammenhang herstellen zwischen der aktuellen Sprechsituation und damit vor allem der augenblicklichen übergeordneten Handlung und dem Inhalt der Erzählung. Dies ist eine notwendige kommunikative Kohärenzbedingung: nämlich die Funktionalität der Erzählung auszuweisen. Dadurch erst wird die Erzählung über eine gesprächsorganisatorische Ankündigung hinaus legitimiert, wird angezeigt, daß textlich nicht beliebig verfahren wird.

Dazu einige Beispiele, um darzulegen, wie dies konkret geschieht. In einem Gespräch über Erziehungsprobleme (Zweiergespräch zwischen Ehepartnern) möchte die Frau den Mann davon überzeugen, daß Kinder — konkret geht es auch immer um das eigene Kind — eine magische Phase durchmachen, in der sie vor allem nachts Angst, u.a. vor wilden Tieren, haben. Es nützt in dieser Situation nichts, zu sagen, es gebe keine wilden Tiere: *Die Rationalisierung wird von den Kindern nicht kapiert.* (Textband III, S. 29). Man müsse dem Kind vielmehr den Glauben an die wilden Tiere lassen, es aber mit Abwehrmechanismen — wie: die Türen verschließen, Licht anlassen — ausstatten. Der Mann akzeptiert dies nicht,

er empfindet das als eine Zumutung. In dieser Situation sagt die Frau:

Textband III, S. 30

AA: *Also diese Geschichte bei der NN is genau dasselbe. Wo der Junge schließlich ne Vase durchs Fenster schmeißt wegen dem Nachtvogel. Und die Eltern haben immer gesagt, da is kein Nachtvogel. Es gibt keinen Nachtvogel und sind abends wieder weggegangen. Er hat Angst gehabt vor dem Nachtvogel. Da sind mal die Eltern nach Haus gekommen und haben ans Fenster geklopft, weil sie die Schlüssel nicht hatten. Und da war für das Kind klar, da is der Nachtvogel. Und da hat er ne Vase genommen und durchs Fenster geschmissen. Und dann haben die Eltern ihn arg geschimpft und bestraft, daß er so ne gute Vase und das Fenster kaputt und dreckiges Wasser aufs schöne Kleid und so. Und das ist das, was mindestens*

AB: *Was sagt denn des aus?*

Das Fazit dieser Geschichte geht auf die Eltern und nicht auf diese Komponente ...

Ich gehe hier nicht näher auf die hochinteressante Binnenstruktur der Erzählung ein – mit der Vorwegnahme der Pointe (*wo der Junge schließlich ne Vase durchs Fenster schmeißt wegen dem Nachtvogel*) und dem unterschiedlichen Detaillierungsgrad der Erzählung (was alles kaputt gegangen ist, nicht aber, wohin die Eltern an dem Abend gegangen sind!). Es kommt mir hier auf die Legitimierung der Erzählung an. Zunächst ist unklar, ob hier eine genaue Erzählankündigung vorliegt. Offenbar ist sich die Sprecherin nicht ganz im klaren darüber, ob nicht ihr Partner die Geschichte schon kennt und sie auch parat hat, und daher vielleicht eine *B e r u f u n g* auf diese Geschichte genügt. Dies würde die vorweggenommene Pointe erklären. Erst als kein Signal erfolgt, daß die Geschichte bekannt sei, wird die Geschichte mit Wiederholung der Pointe am angemessenen Ort, nämlich am Schluß der Erzählung, erzählt. Im Vorgang der Berufung auf die Geschichte ist bereits – prophylaktisch, möchte man meinen – die Legitimierung eingebaut. Und zwar in der Sequenz: *Also diese Geschichte bei der NN is g e n a u d a s s e l b e*. Expliziter: 'genau dasselbe wie bei unserem Kind, über das wir die ganze Zeit reden'.

Genau dasselbe ist der Legitimierungsmarker: Er referiert auf die *P a r a l l e l i t ä t z w e i e r v e r s c h i e d e n e r E r e i g n i s s e*. Ein fremdes Kind reagiert in genau derselben Weise wie das eigene Kind. Die durch die Erzählung etablierte Parallelität zweier Verhaltensweisen dient als Argument dazu, den Partner von der Richtigkeit der eigenen Meinung zu überzeugen. Eine aufweisbare Parallelität verschiedener Einzelereignisse, Einzelverhaltensweisen oder Einzelhandlungen kann in Quasi-Beweis- oder Belegfunktion hinsichtlich der Geltung eines zugrundeliegenden allgemeinen Gesetzes verwendet werden. Im vorliegenden Falle aber läßt sich der Partner nicht von seiner Meinung abbringen: er interpretiert die Erzählung anders als die Partnerin.

Aus demselben Kontext wie die Nachtvogel-Geschichte, nur etwas später erzählt, die Krokodilgeschichte:

Textband III, S. 31

AA: *ja nun die Kinder haben eine magische Phase und für die Kinder gibts des. Und die Frau NN hat auch von ihrem Hermännle erzählt. Er hat Nacht für Nacht Angst gehabt nach dieser Geschichte äh im Urlaub, und Nacht für Nacht gerufen, bis er eines Nachts gesagt hat, Mama, heute Nacht hab ich ihn weggeschickt, den Hund oder das Krokodil oder was es war.*

AB: *ja wenns das Kind selber sagt, dann ist s auch in Ordnung ...*

In dieser Erzählung ist das *auch* der Legitimationsmarker ('Und die Frau NN hat *auch* ... erzählt'). Es setzt zwei Verhaltensweisen (von Kindern) als parallele, ähnliche oder gleiche miteinander in Beziehung. Das *auch* steht somit in gleicher Funktion wie die etwas explizitere Vergleichsform *genau dasselbe* im vorhergehenden Beispiel.

Wir haben es hier ganz zweifellos mit einer allgemeinen Erscheinung zu tun. Zwischen einer aktuellen Handlung und einer in der Vergangenheit liegenden Handlung – vorgebracht durch eine Erzählung – wird mittels eines Vergleichs eine Beziehung hergestellt und zwar in der Absicht, eine Parallelität, Analogie oder Identität zwischen den Handlungen zu erzeugen. Bei der Legitimierung von Erzählungen sind demnach drei Aspekte zu berücksichtigen:

- **gesprächsorganisatorisch**: asymmetrische Beanspruchung der Sprecherrolle (Sacks 1971; Kallmeyer/Schütze 1977).
- **handlungsorientiert**: Konstatierung einer Parallelität verschiedener Handlungen, Ereignisse oder Verhaltensweisen.
- Den dritten Aspekt möchte ich – provisorisch – "**an Normen des Alltagswissens orientiert**" nennen und meine damit folgendes: Sprecher und Hörer verfügen über ein gemeinsam geteiltes und gegenseitig unterstelltes Alltagswissen. Dazu gehören auch bestimmte eingefahrene, d.h. konventionalisierte Denk- und Schlußfolgerungsprozesse. Eine dieser elementaren Operationen ist eine nichtwissenschaftliche, sondern alltägliche Art der induktiven Beweisführung. Diese wird hier angewandt, indem aus einer konstatierten Parallelität (oder Analogie) ein allgemeiner Schluß gezogen wird.

2. Fremde Geschichten

Die bisher zitierten Erzählungen sind nicht selbsterlebt (nach Quasthoff erfüllen sie damit nicht die Bedingungen für Erzählungen). Es handelt sich also hier um Erzählungen aus zweiter Hand. Ich rechne sie, wie schon angedeutet, zu den Erzählungen, weil mir Ausschließungsgründe fehlen. Für ihre Einbeziehung sprechen folgende Gründe:

Sie müssen ebenso legitimiert werden wie selbsterlebte Geschichten: es muß nämlich extensives Rederecht gefordert und eingeräumt werden. Die Kohärenzbedingungen müssen ebenso erfüllt sein wie bei den selbsterlebten Geschichten. Vor allem können diese Erzählungen in gleicher Funktion stehen wie die auf selbsterlebte Geschichten zurückgehenden.

Allerdings unterscheiden sie sich auch: für die Wahl einer Erzählung, die auf eine selbsterlebte bzw. nicht selbsterlebte Geschichte zurückgeht, lassen sich einige Gründe in Betracht ziehen: die fremde Geschichte hat die größere "Beweiskraft", weil mit ihr die Komponente "Subjektivität" ausgeschlossen oder relativiert wird. Objektivität rangiert hier vor Authentizität: wenn einem *a n d e r e n* das gleiche passiert ist, dann zählt dies u.U. mehr, als wenn einem selbst das gleiche *m e h r f a c h* passiert ist.

Die fremde Geschichte stellt weiterhin für den Erzähler eine Art Schutz dar: einerseits spricht sie für die größere Objektivität, andererseits braucht er nicht die Verantwortung für ihren Wahrheitsgehalt zu übernehmen — dem Erzähler bleibt immer die Möglichkeit zu sagen: "ich hab' ja nur das erzählt, was ich gehört habe". Der Hörer muß also, wenn er die Position des Erzählers nicht teilt, auch die Position anderer Personen (nämlich die Positionen des/der Ereignisträger(s) der Geschichte) bezweifeln oder angreifen.

Schließlich ist zu bedenken, daß fremde Geschichten fast zu eigenen werden können: der Erzähler identifiziert sich mit den Ereignisträgern der fremden Geschichte, er übernimmt deren Positionen, er tut so, als ob er die Geschichte selbst erlebt hätte. Ich nehme an, daß man nicht selbst erlebte Geschichten unter bestimmten Bedingungen soweit verinnerlichen kann, daß es eigene Geschichten werden, ja sogar ein Teil der eigenen biographischen Geschichte.

3. Dysfunktionale Legitimierung

Eine sicher nicht sehr oft zu beobachtende, aber hochinteressante Erscheinung ist eine dysfunktionale Legitimierung. Ich bezeichne damit folgenden Sachverhalt: ein Sprecher kündigt eine Erzählung an, ohne daß eine Erzählung folgt. Dabei ist von Bedeutung, daß es *n i c h t g e s p r ä c h s o r g a n i s i e r e n d e* Gründe sind, die das Erzählen der Geschichte verhindern, etwa derart, daß die Erzählung nicht akzeptiert und durch einen unterbrechenden Sprecherwechsel verhindert würde. Dies gibt es auch, dazu etwas später unter dem Stichwort: mißglückte Einbettung. Bei der dysfunktionalen Legitimierung ist es vielmehr so, daß die Gesprächsteilnehmer die Erzählankündigung ratifizieren, der potentielle Erzähler aber in der vorherigen Darstellungsform — die eben nicht Erzählen ist — verbleibt.

In dem Freiburger Korpus habe ich dazu folgende Stelle gefunden:

Textband II, S. 375

AG: (...) *alle diese Gesetze sind von Männern gemacht. Wer hat den Mann zum Richter der Frau bestellt? Grotesk.*

(Bravorufe und Klatschen)

unendlich unendlich grotesk scheint mir die Situation. Ich darf hier ein persönliches Erinnerungsbekenntnis ablegen. Ich stand heute vor dreißig Jahren als deutscher Soldat bei NN. Es war der Beginn des Ostfeldzugs. Besonders grotesk erscheint mir die Situation von uns Männern zu sein. Wir haben ja das Leben nicht geschützt. Wie kommt es? Das ist ja nur tiefenpsychologisch zu verstehen. Lassen sie mir es als einem Kind der Stadt Sigmund Freuds sagen, wie kommt es, daß so viele Männer engagiert sich als Hüter des Lebens aufspielen wenn sie gleichzeitig in Theorie und Praxis ein Overkill, ein Ausmorden, ein Töten des Lebens größten Ausmaßes täglich realisieren und vorbereiten? (...)

Ich würde ja ganz gerne über den Inhalt dieses Statements diskutieren – hier geht es aber um die Erzählungsankündigung: *Ich darf hier ein persönliches Erinnerungsbekenntnis ablegen. Ich stand heute vor dreißig Jahren bei NN. Es war der Beginn des Ostfeldzugs.* Man mag hier zunächst einwenden, es handele sich nicht um eine Erzählungsankündigung. In der Tat ist die Formulierung *persönliches Erinnerungsbekenntnis* nicht eindeutig. Man kann eine Fortsetzung erwarten wie: 'ich bekenne mich ausdrücklich zu ...' Genauso ist aber der Anschluß einer selbsterlebten Geschichte möglich. In jedem Falle aber wird um ein längeres Rederecht nachgesucht. Die beiden nächsten Äußerungseinheiten aber machen die Sprache klar: es folgt eine Erzählung. Tempuswechsel, Episodenmerkmale der Zeit, Lokalisierungsangaben und Nennung des Ereignisträgers (identisch mit dem Sprecher) sind eindeutige Indikatoren für den Beginn einer Erzählung. Schließlich erfolgt auch eine Legitimierung, und zwar durch eine besondere Betonung des Episodenmerkmals der Zeit: *heute vor dreißig Jahren*. Der Erzähltag (*heute*) erhält damit das Gewicht eines Jubiläums. Die Erzählung wird mit anderen Worten dadurch legitimiert, daß die Geschichte, die erzählt werden soll, auf den Tag 30 Jahre vorher passiert ist. Nicht der Inhalt der zu erwartenden Erzählung, sondern das relativ zum Erzählzeitpunkt herausragende Jubiläumsdatum wird zur sachlichen Begründung für ihre Realisierung.

Dies ist durchaus nichts Ungewöhnliches. Jemand, der ein Jubiläum feiert, ist immer schon dadurch zur Erzählung einer Geschichte legitimiert, daß sie genau auf das Jubiläum bezogen ist. Ob sie nun darüber hinaus erzählenswert ist oder "gewisse Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeit" besitzt, ist in solchen Fällen irrelevant. Die Erzählung wird also legitimiert – und dann folgt keine Erzählung. Statt dessen knüpft der Sprecher wörtlich (*grotesk*) an seine vorhergehende argumen-

tative Sachverhaltsdarstellung an. Damit aber wird die Legitimation dysfunktional.

Daß dann n a c h t r ä g l i c h doch noch eine sinnvolle Interpretation der Ankündigungsformel möglich wird, ist eine andere Sache. (Nämlich die – ich paraphrasiere –: 'ich möchte ein persönliches Erinnerungsbekenntnis ablegen: ich war Soldat und meine folgenden Ausführungen beziehen sich auf Soldaten und Krieg. Ich schließe mich daher bei der Kritik voll ein.')

4. Einbettung phatischer Erzählungen

Im Gegensatz zu den bisher vorgestellten nicht phatischen Erzählungen bedürfen, wie schon gesagt, die phatischen keiner besonderen Legitimation.

Einige Beispiele:

Drei Kolleginnen unterhalten sich während einer Pause im Büro u.a. über Urlaub und Urlaubserlebnisse. (Soll man einen Photoapparat mit in den Urlaub nehmen? Diebstahlgefahr im Ausland. Geldmitnahme, Geldverstecke). Es heißt dann:

Textband III, S. 53

AB: ich meine | andererseits |

AA: | ja ja

AB: kommt man sich schäbig vor, wenn man den Leuten so was zutraut, nich?
aber

AC: ich mein man muß ja | wenn sie nachher
ja sie sind ja die Dumme, |
kein Geld mehr | haben |

AB: | ja | in Moskau soll es auch
einer passiert sein in dieser Reisegruppe von NN
erzählte Irene, nich?

AC: mhm

AB: da war also da war n Teil waren ja so ältere Leute
aus Berlin, der der Gruppe haben sie sich
angeschlossen. Und ein so n Mutchen hat
ihr gan ihre ganzen sechshundert Mark mit in die
Kirche genommen. Und als sie wieder rauskam,
war das weg nun waren | die aber in ner |

AC: | bat sie aus Versehen |
in die Kollekte gegeben?

AB: nee

(Lachen)

nun waren die aber in ner Gruppe und äh über
Intourist und so. Un äh für die war das natürlich

AA: | nun n n ganz |
peinlich

AB: *unangenehme Sache. Und da haben sie ihr das ersetzt,
 nich? damit das nich verbreitet wird,
 da wird geklaut* | *und so* |
 AA: | *ja ja* | *das is so* |
 AB: | *aber uns* | *ersetzt das*
ja keiner, nich?

Im Rahmen eines Gesprächs über Geldverstecke im Urlaub fällt der Sprecherin eine Geschichte (die sie nicht selbst erlebt hat), ein, die davon handelt, daß einer alten Frau in einer russischen Kirche Geld gestohlen worden sei. Die Einbettung erfolgt auf zweierlei Weise. Einmal wird die Erzählung angeboten mit den Worten: *In Moskau soll es auch einer passiert sein in einer Reisegruppe von NN erzählte Irene nich?* Dieses Erzählangebot wird am Ende durch das Vergewisserungssignal *nich?* begrenzt (dem eine kurze Pause folgt.) Die Sprecherin vergewissert sich, ob es den Partnern genehm ist, eine Geschichte zu hören. Eine der Hörerinnen gibt durch ein deutlich vernehmbares *mhm* die Ratifikation seitens der Hörer bekannt, womit der Sprecherin expansives Rederecht eingeräumt ist. Das Erzählangebot wird konstituiert durch den Hinweis, daß einer bestimmten Person (Ereignisträger) etwas Bestimmtes "passiert sein soll". Ferner wird von Anfang an eingeräumt, daß es sich um eine Erzählung aus zweiter Hand handelt (*erzählte Irene*).

Die Erzählankündigung enthält weiterhin ein gesprächsorganisierendes Signal, das den Hinweis gibt: die folgende Erzählung "paßt" in unseren Zusammenhang, paßt in den Zusammenhang unseres gesamten Gesprächs. Es handelt sich dabei um das an anderer Stelle besprochene *auch*: *In Moskau soll es a u c h einer passiert sein ...* Dieses *auch* verweist hier nicht auf eine Parallelität zwischen einer aktuellen Handlung und der Handlung in einer (vergangenen) Geschichte, sondern auf die Parallelität verschiedener in der Vergangenheit liegenden Handlungen oder Ereignisse. Während also bei der Legitimation aktuelle Handlung und ein vergangenes Ereignis verbunden werden, werden bei der Einbettung entweder – wie im vorliegenden Beispiel – verschiedene in der Vergangenheit liegende Ereignisse oder ein Einzelereignis *gesprächsorganisatorisch* auf die aktuelle Sprechsituation bezogen, ohne daß ein übergeordneter Handlungszug erkennbar wäre. Oder anders gesagt: Es wird weiterhin über Ferienerlebnisse und andere Kurzweiligkeiten geplaudert. Mit der Verwendung von Partikeln wie *auch* ist eine weitere Funktion verbunden. Mit ihrem Gebrauch kann der Sprecher interaktionslogisch so tun, als ob seine Geschichte die direkte Fortsetzung eines Partnerbeitrags sei. Diese Signalisierung von Bestätigung ist ein strategischer Aspekt, der die strukturelle Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes symmetrischer Interaktion abmildert.

In ähnlicher Weise eingebettet ist die Geschichte mit dem Personalausweis in der Waschmaschine aus dem gleichen Gespräch. Es geht immer noch um Geldverstecke und Diebstahl. Erwogen wird ein Geldversteck im Bademantel (einnähen), man darf ihn aber nicht am Strand vergessen.

Textband III, S. 57

oder damit ins Wasser gehen

(Gelächter)

so wie meine Mutter ihren Personalausweis mit in die Waschmaschine tut (...)

Die Einbettung leistet hier das *so wie*. Bei Bademantel assoziiert die Sprecherin "Strand", dann "Wasser" und damit hängt auch die Personalausweisgeschichte zusammen. Das Assoziationsmuster dieser Einbettung liegt auch bestimmten Witzen zugrunde: Jemand nennt den Goetheplatz fälschlicherweise "Kupferplatz". Auf seinen Fehler angesprochen sagt er, ich habe verwechselt: Goethe mit Schiller und Schiller mit Lessing und Lessing mit Messing und Messing mit Kupfer.

Assoziationsmuster dieser Art sind für eine Einbettung phatischer Erzählungen offenbar ausreichend. Bemerkenswert ist aber, daß die Einbettung sehr oft auch formal vollzogen wird. Es werden die gleichen Kohärenzmarker verwendet wie bei der Legitimierung von Erzählungen, sie beziehen sich aber auf eine andere Ebene. Die Legitimation markiert das Erzählschema als nicht phatische Handlung, die Einbettung bezieht sich vorrangig auf die Gesprächsorganisation. Bei der Einbettung wird angezeigt, daß eine Kompatibilität zwischen der beabsichtigten Erzählung und dem phatischen Charakter der Kommunikation besteht. Neben den schon genannten Indikatoren *auch*, *so wie* und *dasselbe* treten häufig auf: *Dabei fällt mir ein*, *mir ist etwas Ähnliches passiert*.

Eine große Klasse dieser Erzählungen dient dazu, die Gesprächsteilnehmer zu unterhalten (in der Literatur nicht ganz glücklich "Belustigungsfunktion" genannt). Sie sind aber gleichzeitig auch ein ausgezeichnetes Mittel der Selbstdarstellung (vgl. Quasthoff 1979, S. 106, die hier die folgende Unterscheidung trifft: "Belustigung" und "Unterhaltung" rechnet sie zu den "primär Hörerorientierten Funktionen", "Selbstdarstellung" zu den "sprecherorientierten Funktionen"). Die Unterhaltungsfunktion wird in der Ankündigung oft ausgeführt, etwa in dem Beleg (Textband I, S. 79): *Ich hab dir ja schon erzählt den Gag ... Oder: Ich hab heute etwas Merkwürdiges, Lustiges, Komisches, Sonderbares ... erlebt*.

An dieser Stelle könnte man auch das Witze-Erzählen einordnen. Man könnte sie als verselbständigte Erzählungen in Unterhaltungsfunktion

ansehen, die zur Belustigung der Hörer und zur Selbstdarstellung des Sprechers vorgetragen werden. Im Unterschied zu den Erzählungen sind sie in aller Regel nicht selbst erlebt, sind stark schematisiert, enthalten eine Pointe (die verpatzt werden kann) und stehen in einem festen Kanon ("den kenne ich schon").

Für die Kommunikationssituationen, in denen Witze erzählt werden können, gelten offenbar größere Restriktionen als für Erzählsituationen (Männerwitze, unanständige Witze). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage der Einbettung. Wenn nämlich einmal – in welcher Runde auch immer – Witze erzählt werden können und erzählt werden, dann braucht der Einzelwitz nicht mehr eingebettet zu werden. Die Gesprächsteilnehmer rufen nur noch die Witze ab, und da der Witz eine relativ eindeutige (meinetwegen auch zweideutige) Textsorte darstellt, bereitet die Identifikation und das Abrufen des konkreten Einzelwitzes keine Schwierigkeit. Die Einräumung des Rederechts für die Erzählung von Witzen hängt im wesentlichen davon ab, ob der Witz bekannt ist oder nicht. Bei Nichtbekanntheit wird das Rederecht in aller Regel sofort eingeräumt – es sei denn, ein ausgesprochener Anti-Witz-Fan bestreitet es.

5. Mißglückte Einbettungen

Vor allem bei phatischen Erzählungen, aber auch bei den anderen kann eine Einbettung bzw. Legitimierung mißlingen, oft aus Gründen, die die Ebene der Gesprächsorganisation betreffen. Hierzu ein Beispiel aus dem Textband II, aus dem Text: Kann man Bouletten wirklich essen? Dieses Gespräch stammt aus der Sendereihe des WDR "Die fixe Idee". In ihr "werden Unsinnsthemen in Unsinnsdiskussionen behandelt. (...) Weil die Diskussionsteilnehmer das Thema erst kurz vor der Sendung erfahren, hat die Diskussion einen etwas spontaneren Charakter als die anderen. Das ändert nichts an der Tatsache, daß das auch in diesem Falle heikle Thema nach allen Regeln der Kunst diskutiert wird." (Textband II, S. 196). Den letzten Satz möchte ich unterstreichen. Auch in einem Unsinnsgespräch gelten natürlich die Regeln der Gesprächsorganisation, der Handlungsrealisierung usw. Auf unsere Fragestellung bezogen: Die Regeln der Einbettung oder Legitimierung werden auch in einem solchen Gespräch nicht außer Kraft gesetzt.

Beispiel Textband II, S. 210

Der Sprecher AD gibt das *Stichwort*, so sagt er, *Frikandelle* und versucht damit eine Geschichte anzubringen. Dies gelingt ihm zunächst nicht, er kommt nicht über den Anfang der sogenannten Etymologie des Wortes hinaus. Ein anderer Sprecher – im Textband ist dies falsch verschriftet – versucht ganz klar einen Themenwechsel herbeizuführen. (*Ich muß noch*

mal auf die Bouletristik zurückkommen). Angesichts dieser Gefahr – eine Geschichte kann unerzählbar werden, wenn der richtige Einbettungszeitpunkt verpaßt wird – setzt sich der ursprüngliche Sprecher mit einer explizit kritischen Bemerkung zur Gesprächsorganisation durch: *Nein ich glaub, sie haben mich nicht zu Ende gelassen*. Er nimmt die begonnene Erzählung auf und erzählt jetzt die Geschichte zu Ende, nachdem der erste Versuch gescheitert war.

Eine andere Art einer mißlungenen Einbettung liegt im folgenden Beispiel vor (Textband III, S. 83). Es handelt sich um ein Gespräch in einer Messehalle zwischen einem Messeverkäufer und zwei Messebesuchern. Es geht um Verkaufsmethoden, das Stichwort *Vergleichswerbung* ist gefallen. Der Verkäufer sagt nun:

AA: *wenn ein Kunde kommt und sagt zu mir ich hab grad n Sicomatic gesehen und jetzt sehe ich ihren, was ist der Beste? dann sage ich natürlich, ja, gnädige Frau, sie müssen wissen, wofür sie ihr Geld ausgeben ja? beide Töpfe sind gut, aber ich hab n kleinen Vorzug, daß wir hier das Ventil drauf haben und so weiter. Also man stellt doch etwas heraus nicht wahr?*

AB: *kleine Vorteile*

AA: *und der jute Mann da der erklärt den Kunden, wenn se n Topf öffnen dürfen sie nie mit kaltem Wasser drüber laufen lassen, sondern müssen oben n ganzen Dampf ablassen.*

Wenn sie kaltes Wasser rüber laufen lassen, werden öh die Vitamine restlos zerstört ne?

Wir haben voriges Mal ... mein lieber Freund noch einmal dann gebts aber los.

(AC lacht)

AB: *Und jetzt macht er s nicht mehr?*

AA: *Nein, wir haben den Stand schließen lassen nich? Geschäftsschädigung.*

Was hier von dem Messeverkäufer gesagt wird, ist offenbar keine Erzählung. Es handelt sich eher um ein Erfahrungsresümee. Es fehlen die Episodenmerkmale der Zeit und die Ortsangaben. Es handelt sich offenbar auch nicht um ein einmaliges Ereignis. Eine iterative Redeweise also, die nicht der einer Erzählung entspricht. Erst am Ende des Abschnitts ändert sich etwas. Der Verkäufer geht sehr kurz zu einem Einzelereignis über: *Wir haben voriges Mal ...* Das Tempus wechselt, und das Ereignis wird zeitlich fixiert. Auch der Ort ist implizit bestimmt: Auf einer Messe. Dies führt nun zu einer gewissen Schwierigkeit: Ein allgemeines Resümee über Verkaufsmethoden endet mit einem ziemlich unklaren Hinweis auf ein bestimmtes Ereignis. Dieser Hinweis hat den Charakter einer Erzählankündigung, aber er steht sozusagen im falschen Sachverhaltsschema (Resümee) und am falschen Ort: am Ende einer Einheit statt am Anfang, wo eine Ankündigung hingehört. Diese Unklarheit wird auch von der Gesprächsteilnehmerin bemerkt, denn sie fragt genau an dieser Stelle nach: *Und jetzt macht ers nicht mehr?* Diese Frage zeigt, daß noch irgend-

etwas fehlt. Der Sprecher geht darauf ein und liefert einen auf das konkrete Ereignis bezogenen Nachtrag. Mit diesem Nachtrag in Verbindung mit einer deplaziert angeordneten Erzählankündigung wird das Resümee im Nachhinein umfunktioniert: Es erhält quasi die Qualität einer Erzählung. Die allgemein und iterativ formulierten Handlungszüge beziehen sich auf eine konkrete, einmalige Geschichte. So entsteht eine defekte Erzählung, obwohl die klassischen Voraussetzungen für das Erzählen einer ganz normalen Geschichte gegeben sind: Der Messeverkäufer hätte zu einem im Gespräch befindlichen allgemeinen Thema ein persönliches Erlebnis in Form einer Erzählung beitragen können. Dies aber mißlingt u.a. deswegen, weil die Einbettung nicht rechtzeitig vollzogen worden ist.

6. Höreranteile bei der Erzählung von Geschichten

Fast am Ende des Referats möchte ich vorläufig und provisorisch einige Bemerkungen zum Komplex der Hörerrolle beim Erzählen von Geschichten machen. Zunächst drei Einzelbeobachtungen:

a) Nachfragen

Beim letzten Beispiel ist schon deutlich geworden, daß der Hörer wesentlich am Zustandekommen einer Erzählung beteiligt sein kann. Er besitzt das Recht der *N a c h f r a g e*. Dieses Recht gibt ihm die prinzipielle Möglichkeit, den Erzähl a b l a u f mitzusteuern. Es ist auf der überaus sensiblen Ebene der Gesprächsorganisation angesiedelt. Dieses Recht wird im Zusammenhang mit Erzählungen zu verschiedenen Zwecken genutzt. Die Nachfrage kann sich direkt auf die Binnenstruktur der Erzählung beziehen. Beispiel: Textband II, S. 169: *Schätzungsweise wie alt waren sie da?* Der Detaillierungsgrad der Erzählung reicht dem Hörer nicht. Er will an bestimmten Stellen Genaueres wissen. Die Nachfrage kann sich aber auch auf die Legitimierung beziehen: Etwa wenn gefragt wird, was denn diese Geschichte in diesem Zusammenhang solle.

In solchen Fällen ist es dem Sprecher nicht gelungen, die Erzählung angemessen zu legitimieren, d.h. ihre abgeleitete Funktion deutlich zu machen. Der Tendenz nach liegt ein solcher Fall vor in dem Beispiel des Messeverkäufers, wo die Nachfrage *und jetzt macht ers nicht mehr?* paraphrasiert werden könnte: 'Nun haben Sie uns angedeutet, daß Sie eine Geschichte erlebt haben, Sie haben auch einiges davon gebracht, aber ganz haben wir Sie in diesem Handlungszusammenhang noch nicht verstanden. Könnten Sie sie noch etwas ausführen?'

b) Pointieren-Miterzählen

Eine andere Art der Hörerbeteiligung liegt vor, wenn der Hörer sich aktiv an der Erzählung beteiligt, indem er augenblicksweise die Erzählerrolle übernimmt, etwa zum Zwecke der Pointensetzung, er will sich sozusagen eine geistreiche Fortsetzung – die evtl. vom Erzählplan des Sprechers abweicht – nicht entgehen lassen: Hier liegt eine Möglichkeit vor, Selbstdarstellung und Unterhaltung der übrigen Teilnehmer Hörerseite zu verbinden. So könnte man den Hörerbeitrag in der Moskau-Geschichte (Gelddiebstahl in der Kirche) bewerten. Die Sprecherin sagt: *und als sie wieder rauskam (aus der Kirche) war das (Geld) weg*. Der Hörer fügt deutlich vernehmbar ein: *Hat sie aus Versehen in die Kollekte gegeben?* Das Lachen der übrigen Teilnehmer deutet an, daß der Einschub angekommen ist.

Diese Art der Hörerbeteiligung scheint mir vor allem in den phatischen Erzählungen aufzutreten, die aufgrund der übereinstimmenden Definition der Gesprächssituation, in der diese Geschichten erzählt werden können, viel stärker für eine Hörerbeteiligung geöffnet sind. Es besteht eine ständige implizite Aufforderung an den Hörer, "mitzumachen".

c) Ausleiten von Erzählungen

Der Hörer hat wesentlichen Anteil daran, die Erzählung in die aktuelle Situation überzuleiten. Er kann die Rolle übernehmen, das Ende der Erzählung zu markieren, indem er, der Hörer, an die aktuelle Handlungssituation anknüpft. In der Nachtvogelgeschichte wird die Erzählung vom Hörer mit folgenden Worten abgeschlossen: *Was sagt denn das aus? Das Fazit der Geschichte geht doch auf die Eltern (...)*. Mit diesen Bemerkungen wechselt er aus der Hörerrolle in die Sprecherrolle. In der Geschichte vom Personalausweis in der Waschmaschine bekräftigt der Hörer das Ende der Erzählung, indem er eine Parallelhandlung angibt: *uns passiert das immer mit Tempotaschentüchern*. In der hier nicht zitierten Erzählung aus dem Textband I "Missionsversuch einer älteren Dame" schließt der Hörer die Geschichte ab, indem er sagt: *Das war gestern oder vorgestern*.

Man kann diese unterschiedlichen Hörerbeteiligungen unter folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen: So wie der Sprecher das Recht hat, um ein expansives Rederecht nachzusuchen, liegt auf seiten des Hörers das komplementäre Recht der Ratifikation dieses Sprecherrechts. Die verschiedenen Hörerbeiträge können als implizite Kundgaben der Ratifikation aufgefaßt werden: Die Darstellungsform der Erzählung wird akzeptiert, wobei dies allerdings nicht besagt, daß der mit der Erzählung

verfolgte Zweck des Sprechers — etwa die Beweisfunktion — von vorneherein akzeptiert wird. In den nicht-phatischen Erzählungen kann ihre Ratifikation durchaus mit einer Nichtakzeptierung der Funktion verbunden sein, während dies bei phatischen Erzählungen nicht zu erwarten ist.

IV Schluß

Damit komme ich abschließend noch einmal auf mein Hauptanliegen zurück, wobei ich zusammenfasse:

- Erzählungen sind im Prinzip monologische Formen. Es ist grundsätzlich so, daß — trotz der vielfältigen interaktionellen Aktivitäten des Hörers (s.o.) — der Erzähler alleiniges Rederecht besitzt.
- Als eine monologische Form stellt die Erzählung im Dialog, gerade auch in Alltagsgesprächen, ein fremdes Element dar, dessen Einbringung in den Dialog die Spielregeln des Dialogs verletzt.
- Aus diesem Grunde bedürfen Erzählungen einer besonderen Legitimation — oder, wenn in ihnen die Grundfunktion des Erzählens, die phatische Funktion dominiert, einer Einbettung.
- Einbettungen haben die eher formal zu sehende Aufgabe, Anfang und Ende der Erzählung festzulegen, während Legitimation bedeutet: Erlaubnisnahme zur Durchbrechung dialogischer Regeln. Damit aber ist "Legitimation" mehr als nur ein Nachsuchen um ein expansives Rederecht. Legitimieren ist die Indikation eines qualitativen Wechsels der Verkehrsform. Es geht hier m.E. nicht allein, nicht einmal vordringlich darum, daß man bei einer Erzählung zeitlich bevorzugt behandelt wird, vielmehr darum, daß man *e r z ä h l e n* darf. Und erzählen heißt, monologisch darstellen und sich selbst darstellen. Das kann kurz oder lang sein. Jemand, der eine lange Argumentation vorhat und sie durchführt, *k a n n*, muß dies aber nicht ankündigen. Er hat im Dialog das Recht, auch zeitlich expansiv zu argumentieren. Jemand, der eine Erzählung anbringen will, sei sie kurz oder lang, muß dies eigens begründen.
- Letztendlich sehe ich den Grund dafür vor allem darin, daß Erzählen in ausgezeichneter Weise Selbstdarstellung ist: Während des Erzählens verhält sich der Erzähler reflexiv, artikuliert Erfahrungen aus seiner eigenen Biographie, er realisiert "seine" kognitive Geschichte. Dagegen ist "Argumentieren" eine reaktive Darstellungsform, mit *d i r e k t e m* Eingehen auf die Argumente des Partners. Diese Selbstdarstellung mit Blick zurück auf die kognitive Geschichte ist es, die in den Fällen einer abgeleiteten Verwendungsweise einer besonderen Begründung bedarf.

Literatur

- Ehlich, Konrad/Hans Ramge/Bernd Switalla (1977): Transkriptionen gesprochener Sprache, in: *Studium Linguistik*, H 3, 1977, S. 116-117.
- Gülich, Elisabeth (1976): Ansätze zu einer kommunikationsorientierten Erzähltextanalyse, in: Haubrichs, Wolfgang (Hrsg.): *Erzählforschung 1* (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (Lili), Beiheft 4, Göttingen 1976), S. 224-256.
- (1980): Konventionelle Muster und kommunikative Funktionen von Alltagserzählungen, in: Konrad Ehlich (Hrsg.): *Erzählen im Dialog*, Frankfurt 1980, im Druck.
- Hymes, Dell (1973, engl. 1968): Die Ethnographie des Sprechens, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 338-432.
- Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarsellung, in: Wegener, Dirk (Hrsg.): *Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976*. Hamburg 1977, S. 159-274.
- Malinowski, Bronislaw (1974, engl. 1923): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen, in: C.K. Ogden/I.A. Richards: *Die Bedeutung der Bedeutung*. Frankfurt 1974 (London 1923), S. 323-384.
- Mandler, Jean M./Nancy S. Johnson (1978, engl. 1977): Erzählstruktur und Erinnerungsleistung. Eine Grammatik einfacher Geschichten, in: Haubrichs, Wolfgang (Hrsg.): *Erzählforschung 3* (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (Lili) Beiheft 8, Göttingen 1978), S. 337-379.
- Quasthoff, Uta (1979): Eine interaktive Funktion von Erzählungen, in: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 104-126.
- Rath, Rainer (1979): *Kommunikationspraxis. Analysen zur Textbildung und Textgliederung im gesprochenen Deutsch*. Göttingen 1979.
- Sacks, Harvey (1971): Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen, in: Kjolseth, Rolf/Fritz Sack (Hrsgg.): *Zur Soziologie der Sprache* (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 15), Opladen 1971, S. 307-314.
- Sacks, Harvey/Schegloff E.A./Jefferson G. (1974): A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation, in: *Language* 50 (1974), S. 696-735.
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache, Band I (1971), Band II (1974), Band III (1975). Erarbeitet im Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i.Br. (= Heutiges Deutsch II/1-3), München – Düsseldorf.

Zuhöreraktivitäten beim konversationellen Erzählen

- 0. Was ist konversationelles Erzählen?
- 1. Strukturen und Funktionen von konversationellen Erzählungen
- 2. Die konversationelle Rolle des Zuhörers
 - 2.1. Erzählfördernde Aktivitäten des Zuhörers und hörersteuernde Signale des Erzählers
 - 2.1.1. Reaktionen auf Erzählankündigungen
 - 2.1.2. Zuhöreraktivitäten während des Vollzugs der narrativen Diskurseinheit
 - 2.1.3. Zuhöreraktivitäten nach Vollzug einer narrativen Diskurseinheit
 - 2.2. Erzählhemmende Aktivitäten des Zuhörers und hörersteuernde Signale des Erzählers
 - 2.2.1. Reaktionen auf Erzählankündigungen
 - 2.2.2. Zuhöreraktivitäten während des Vollzugs der narrativen Diskurseinheit
 - 2.2.3. Zuhöreraktivitäten nach Vollzug der narrativen Diskurseinheit

0. Was ist konversationelles Erzählen?

Das Geschichten-Erzählen scheint ein Grundbedürfnis des Menschen zu sein. Man kennt keine menschliche Gesellschaft, in der nicht in der einen oder anderen Weise Geschichten erzählt werden. In manchen Kulturen ersetzt das Geschichten-Erzählen die Geschichtsschreibung und die historische Wissenschaft. Das religiöse Weltbild der Kulturen beruht z.T. auf einer bestimmten Form von Geschichten; das Erzählen von "Geschichten" (Mythen, Legenden, Gleichnissen ...) tradiert die kollektive Sinngebung der Welt, die die kulturelle Identifikation des einzelnen ausmacht.

Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Bedürfnisse und der zivilisatorisch-technologischen Möglichkeiten zu ihrer Befriedigung, die sich in unserer gegenwärtigen westlichen Welt vollzieht, sind auch die Funktionen des mündlichen Erzählens reduziert. Mit der Trennung zwischen mündlichen und schriftlichen bzw. gedruckten Erzählmodi geht für den Geschichten-Erzähler u.a. die Notwendigkeit einher, sich für bestimmte Formen und Funktionen des Geschichtenerzählens speziell legitimieren zu müssen. Mit anderen Worten: Es kann nicht jeder einen Erzählband bei Suhrkamp publizieren. Es kann aber jeder seinem Freund erzählen, wie ihm am letzten Wochenende seine Katze wegelaufen ist, wie die Auseinandersetzung mit dem Chef wegen der Ge-

haltserhöhung ausgegangen ist oder wie er seine Frau kennengelernt hat. Über diese Art des Erzählens, die die ursprünglichste ist, wenn man etwas, das alle tun, einen Anspruch auf Ursprünglichkeit zubilligen will, werden wir hier reden.

Das alltägliche mündliche Erzählen in den alltäglichen Gesprächssituationen unserer westlich zivilisierten Welt ersetzt zwar weder die Geschichtsschreibung noch fundiert es unsere religiöse Identität. Es wäre aber falsch, ihm keine Funktionen – auch kultureller Art – zuschreiben zu wollen. (Zu dem Zusammenhang zwischen konversationellen Erzählungen in den U.S.A. und der nordamerikanischen Kultur vgl. Polanyi demn.). Die Inhalte, die im Alltag erzählerisch gestaltet werden, die narrativen Transformationen, denen Ereignisse bzw. Erlebnisse beim Erzählen unterzogen werden, sind nicht nur im höchsten Maße kulturspezifisch, sondern auch kulturfundierend.

Im übrigen ist das konversationelle Erzählen eine soziale Aktivität, die – fast möchte ich sagen lebenswichtige – kognitive und interaktive Bedürfnisse des einzelnen erfüllt. Die kognitiven Bedürfnisse liegen in der Verarbeitung von Erlebnissen zu Erfahrungen, die ohne eine Verbalisierung nur in sehr eingeschränktem Maße möglich ist (vgl. Kraft/Nikolaus/Quasthoff 1977). Die interaktiven Bedürfnisse liegen für jeden Menschen in der Notwendigkeit, sich eine soziale Identität zu geben, die von den anderen anerkannt wird und die möglichst mit dem eigenen (positiven) Selbstbild übereinstimmt (vgl. Quasthoff 1980b).

Eine der Möglichkeiten, ein solches Selbstbild interaktiv durchzusetzen, ist es, sich selbst in Erzählungen diesem Selbstbild entsprechend agieren zu lassen. Hat ein Mensch nicht die Möglichkeit, seine Erlebnisse – und seien sie noch so "trivial" – mit einem anderen erzählend aufzuarbeiten, so bedeutet das für ihn den sozialen Tod – mit allen Konsequenzen, die das Absterben des Sozialen im Menschen hat. Man kann Einsamkeit bestimmen als die Unmöglichkeit, Geschichten zu erzählen.

Es ist deutlich, daß man bei einer derartigen Verständnisweise des Erzählens seinen Gegenstand nicht bestimmen kann als ein statisch verstandenes, textuelles Gebilde, das ausschließlich strukturell zu beschreiben ist. Ich habe die konversationellen Erzählungen u.a. auch deshalb 'konversationelle Erzählungen' genannt, weil ich entgegen der noch vor einigen Jahren vorherrschenden Forschungstradition die Strukturen der Erzählaktivität auf der Grundlage der Funktionen dieser Gesprächseinheiten beschreiben wollte. Indem ich entsprechende erzählanalytische Traditionen zum Teil aufnehme, bestimme ich die konversationelle Erzählung wie folgt:

“Erzählung im Gespräch” oder “konversationelle Erzählung” ist eine grundsätzlich mündlich konstituierte Diskurseinheit, die sich spontan in Gesprächen realisiert. Sie ist eine Form der sprachlich/kommunikativen Bildung und Bewältigung von Erfahrung, die in der folgenden Weise zu charakterisieren ist:

Inhaltliche Bestimmungen

- Der Erzähltext nimmt auf eine zeitlich zurückliegende Handlung-/Ereignisfolge in der Realität Bezug. Dieser Referent des Textes wird (mit Gülich 1976) “Geschichte” genannt.
- Die Geschichte ist ein singuläres Erlebnis, ist also zeitlich und lokal eindeutig identifizierbar.
- Die Geschichte erfüllt gewisse Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeit. “Ungewöhnlichkeit” wird dabei relativ zu den Erwartungen des in der Geschichte Beteiligten und/oder den an allgemeinen Normen orientierten Erwartungen verstanden (Quasthoff 1980).
- Der Erzähler ist identisch mit einer der in die erzählte Geschichte verwickelten Personen (Agent, Opfer, Beobachter...).

Formale Bestimmung

Im Unterschied zum Bericht ist die konversationelle Erzählung eher eine szenisch vorführende, weniger eine sachlich darstellende Repräsentation vergangener Handlungen/Ereignisse. Aufgrund dieser Form sind die folgenden Ausdrucksmittel typisch für die sprachliche Realisierung der konversationellen Erzählung:

- Evaluative und expressive Sprachformen.
- Direkte Rede, in der in Stimmführung und Formulierung eine Nachahmung der redenden Figuren versucht wird.
- Ein hoher Detaillierungsgrad der Repräsentation der Geschichte, “Atomisierung” des Ereigniskontinuums als Mittel der szenischen Darstellung.
- Die Verwendung des szenischen Präsens zumindest in diesen atomisierten Passagen der Erzählung.

1. Strukturen und Funktionen von konversationellen Erzählungen

‘Struktur’ im Sinne unseres Ansatzes ist also nicht analog zu den “narrativen Strukturen” eher traditioneller, meist an literarischen Gegenständen orientierter Ansätze zur Erzählforschung zu verstehen.

Unsere Strukturbeschreibung von Erzählungen versucht vielmehr, den strukturierten Prozeß der Textproduktion innerhalb der Interaktion in geeigneter Weise abzubilden (vgl. für eine ausführliche Darstellung Kraft/Nikolaus/Quasthoff 1977). Strukturiert ist also nicht eine statische Entität "Text", sondern der prozeßhafte Verlauf eines komplexen, interaktiven Geschehens. In diesem Prozeß werden kognitiv organisierte – also hierarchisch strukturierte – Inhalte regelhaft in eine wiederum strukturierte sprachliche Form linearisiert. Dies geschieht in Abhängigkeit von den Intentionen des Erzählers sowie den Bedingungen der Erzählsituation, zu denen konstitutiv alle interaktiven "Züge" des Interaktionspartners, also des Zuhörers der Erzählung, gehören.

Die Intentionen des Erzählers und die Reaktionen des Zuhörers fundieren die **F u n k t i o n e n** einer konversationellen Erzählung. Eine Funktion einer Erzählung in meinem Sinne ist gleichzusetzen mit ihrer intendierten und tatsächlich realisierten Wirksamkeit. Die Funktionen von konversationellen Erzählungen unterteile ich in sogenannte kommunikative und sogenannte interaktive Funktionen – eine Benennung, die nicht das Mißverständnis nahelegen soll, Kommunikation sei nicht eine Form der Interaktion. Aus Raumgründen muß ich an dieser Stelle darauf verzichten, auf diese Unterscheidung näher einzugehen (vgl. dazu Quasthoff 1979a und Quasthoff 1980b). Interaktive Funktionen realisieren sich über die **F o r m** des Erzählens als einem unter mehreren Modi der Sachverhaltsdarstellung. Kommunikative Funktionen konversationeller Erzählungen realisieren sich über die jeweiligen **I n h a l t e** der Erzählung.

Ich teile die kommunikativen Funktionen, die sich aus der Analyse der mir vorliegenden Corpora sowie aus der täglichen "teilnehmenden Beobachtung" ergeben haben, in der folgenden Weise ein:

Primär sprecherorientierte Funktionen

Selbstdarstellung

Psychische/kommunikative Entlastung

Primär hörerorientierte Funktionen

Belustigung und Unterhaltung

Information

Primär kontextorientierte Funktionen

Beleg

Erklärung.

Nach dieser notwendigerweise sehr komprimierten und lückenhaften Skizzierung unseres integriert strukturell-funktionellen Beschreibungsansatzes für Erzählungen komme ich nun zu meinem eigentlichen Thema, der konversationellen Rolle des Zuhörers innerhalb des interaktiven Prozesses des Erzählens.

2. Die konversationelle Rolle des Zuhörers

Soweit das Geschichten-Erzählen überhaupt als ein interaktiver Prozeß aufgefaßt wurde, sind auch früher bereits Beobachtungen zur Rolle des Zuhörers formuliert worden. Harvey Sacks, der das Erzählen als Gegenstand der Konversationsanalyse etabliert hat, stellt schon in seinen Vorlesungen von 1971 fest, daß

“part of the common business of story-telling occasions involves story recipients positioning an *appreciation* of the story on its completion. So that it's an altogether common feature of story-telling occasions that, on some story's recognized completion, recipients will offer *understandings of the story*.” (Sacks 1971a: 7 (Lecture 1))

Labov, der schon 1967 zusammen mit Waletzky einen inzwischen klassisch gewordenen Aufsatz zu mündlichen Erzählungen geschrieben hat, thematisiert mit Fanshel zusammen in einer neueren, diskursanalytisch orientierten Analyse einer Erzählung ebenfalls diese konversationelle Verpflichtung des Zuhörers:

“He [the listener] must [...] indicate to the narrator that he has understood how this narrative is to be interpreted.” (Labov/Fanshel 1977:109)

Ryave (1978) hat die Verklammerung mehrerer Erzählungen von verschiedenen Sprechern im Gespräch untersucht. Er konnte dabei das Z u h ö r e r verhalten offenlegen als zum Teil motiviert durch die nächste Erzählung, die der Zuhörer dann als E r z ä h l e r selbst produziert. Jefferson (1978) hat die konversationelle Einbettung von Erzählungen und – unter dem Stichwort ‘sequential implicativeness’ – wiederum besonders den ausleitenden Übergang von einer konversationellen Erzählung in den nachfolgenden turn-by-turn-talk untersucht. Außerdem sind in diesem Zusammenhang natürlich die bekannten Analysen von Sacks zu den story prefaces (Sacks 1971b) zu nennen, sowie seine Beobachtungen darüber, wie besonders Kinder sich “Eintrittskarten” für das Erzählen organisieren (Sacks 1972).

Als Ergänzung zu diesen Beobachtungen des Zuhörerhaltens, die sich insbesondere auf die ein- und ausleitenden Grenzen der narrativen Diskurseinheit beziehen, fehlt m.W. eine Untersuchung, die die verbalen Aktivitäten des Zuhörers vor und nach der Erzählung systematisch auf seine Beteiligungsformen während der Erzählung bezieht. Außerdem soll die gesprächssteuernde Funktion der jeweiligen Aktivität, ihre erzählfördernde oder erzählhemmende Wirksamkeit in der vorliegenden Untersuchung systematisch in den Blick gerückt werden. Einem solchen Unternehmen liegt ersichtlicherweise die Annahme zugrunde, daß derartige Zuhöreraktivitäten nur zum Teil (für die Mitglieder einer Kultur) invariant sind, daß sie partiell eine Konsequenz der jeweiligen kommunikativen Intentionen und der Beschränkungen durch die jeweilige Interaktionssituation darstellen. Wenn die Definition der Situation durch einen Interaktanten das Erzählen als Kommunikationsmodus nicht zuläßt, werden seine Zuhöreraktivitäten z.B. eher erzählhemmend als erzählfördernd sein.

2.1. Erzählfördernde Aktivitäten des Zuhörers und hörersteuernde Signale des Erzählers

Mit der Bindung der Zuhöreraktivitäten an die Einschätzung von Situationstypen läßt sich eine Unterteilung von Situationen in "erzählfreundliche" und "erzählfeindliche" vornehmen. Eine solche Unterteilung beansprucht nicht den Status einer Situationstypologie aus der Sicht der Interaktanten. Sie verhält sich lediglich zu der Tatsache, daß Kulturmitglieder das Erzählen in einigen Situationen offensichtlich für einen angemessenen Kommunikationsmodus halten, in anderen jedoch nicht. Diese Tatsache kann man sich heuristisch zunutze machen, indem man Gesprächsmaterial aus "erzählfreundlichen" Situationen untersucht auf der Suche nach erzählfördernden Zuhöreraktivitäten und umgekehrt.

Die Benutzung von Datenmaterial aus sogenannten "erzählfreundlichen" und "erzählfeindlichen" Gesprächssituationen ist eine Konsequenz der Annahme, daß der interaktive Boden für das Wachsen und Gedeihen einer konversationellen Erzählung, also der erzählfreundliche oder der erzählfeindliche Charakter der Gesprächssituation, primär durch die Situationseinschätzung und entsprechende Verhaltensformen des Zuhörers konstituiert wird. Ich lasse mich also bei der Anlage meiner Untersuchung davon leiten, daß die Beteiligungen des Zuhörers beim Erzählvorgang diesen Vorgang entweder hemmen oder fördern, je nachdem, ob der Zuhörer das Erzählen für situationsangemessen oder situationsunangemessen hält. Ich gehe weiter davon aus, daß der Erzäh-

ler seine Erzählstrategien relativ zu den beiden Formen von Zuhöreraktivitäten unterschiedlich aufbaut.

Als Beispiel für einen erzählfreundlichen Situationstyp können uns die unstrukturierten Gespräche dienen, innerhalb derer Studenten und ich in Berlin versucht haben, konversationelle Erzählungen zu elizitieren (vgl. Quasthoff 1977). Wir haben dieses Material in der Hauptsache zur Erstellung einer semantischen Strukturbeschreibung von Erzählungen verwendet, da der elizitierte Charakter einer Funktionsanalyse, die nicht den besonderen Gegebenheiten einer artifiziellen Treibhaussituation aufsitzen wollte, nicht genügen konnte. Diese Treibhaussituation ist es aber gerade, die das Material für erzählfreundliche Situationen als prototypisch ausweist: Wir können sicher sein, daß der beteiligte Linguist als Zuhörer alles in seiner Macht Stehende tat, um das zarte Pflänzchen einer sich ankündigenden Erzählung zur vollen Blüte gelangen zu lassen.

2.1.1. Reaktionen auf Erzählankündigungen

Es ist bekannt, daß narrative – wie andere – Diskurseinheiten sich nicht abrupt aus der dialogischen Aktivität herausheben, sondern daß sie durch ein Zusammenspiel von Ankündigung (Wald 1978), preface (Sacks 1971b) und "Aufmacher" (Quasthoff 1980b) mit dem vorangehenden turn-by-turn-talk verwoben sind. Alle diese Vorspiele zu einer Erzählung und auch das als Aufmacher vorangestellte abstract (Labov/Waletzky) dienen in unterschiedlichen Graden dazu, das Interesse und die Aufnahmebereitschaft des Zuhörers für eine bestimmte Erzählung herzustellen bzw. zu testen. Sie stellen also für den interessierten Zuhörer die konversationelle Verpflichtung dar, entsprechend Interesse und Aufnahmebereitschaft zu signalisieren. Gleichzeitig bieten sie natürlich dem Zuhörer, der an der Entwicklung einer Erzählung seitens des Sprechers nicht interessiert ist, die Möglichkeit, durch Verweigern entsprechender Signale sein Desinteresse deutlich zu machen.

Ein typisches Beispiel für eine erzählfördernde Reaktionsform auf den Aufmacher zu einer Erzählung ist das folgende:

- (1) E: Genau wie Vorjesjahr der Vogel da bei ihm brütete da in
 seinem – Arbeitszimmer
→ Z: Was? Davon weiß ich gar nichts –
 E: Hat gebrütet Vorjesjahr ein Star ...
 ("Ein Bonmot": 1-2)

Hier ist die erzählfördernde Nachfrage *i n f o r m a t i o n s r i e n t i e r t*, weil auch der Aufmacher einen inhaltlichen und nicht einen evaluativen Teil der Erzählung repräsentiert. Im folgenden Beispiel ist die erzählfördernde Nachfrage entsprechend dem funktionsmarkieren-

den Charakter des Aufmachers *evaluation*sorientiert:

- (2) Die Erzählerin spricht über ihre Tochter, die als Neugeborenes kaum lebensfähig war; die Ärzte hatten ihr "keine Chance gegeben" ...

E: Drei Tage Geburt - -

→ Z: Só lange hat die Geburt gedauert?

E: Ja war Querlage ...

("Eine schwere Geburt": 1-2)

Das erzählelizitierende Verhalten der gesprächsführenden Linguistin macht sich gerade diese Möglichkeit des Zuhörers zunutze, durch Ratifizierungen von Erzählankündigungen die Durchführung von narrativen Diskurseinheiten zu fördern. Durch seine Elizitierungsabsichten geschieht es dann auch, daß Redebeiträge in den Reaktionen des Zuhörers wie Erzählankündigungen behandelt werden, *obgleich sie gar nicht notwendigerweise als solche intendiert waren:*

- (3)

E: Die ganzen Geschäfte die (...) zertrümmert
Z: ja — ja das weiß ich bloß ham Sie
E: die Synagogen angezündet
→ Z: Ja. Ham Sie das persönlich mitgekriecht?
→ Z: Ham Sie das (...)
E: Aber genau
E: Ich bin ja gelaufen ...

("Die Kristallnacht": 7-13)

2.1.2. Zuhöreraktivitäten während des Vollzugs der narrativen Diskurseinheit

Bevor ich die unterschiedlichen Formen und Funktionen von Zuhöreräußerungen während des Vollzugs einer konversationellen Erzählung diskutiere, muß ich einschränkend anmerken, daß ich weder Neben-Sequenzen (Jefferson 1978) noch Expansionen (Quasthoff 1979b) in der Analyse berücksichtige. Beides sind konversationelle Einheiten, die die narrative Diskurseinheit temporär außer Kraft setzen und ihren eigenen Strukturgesetzen folgen. Ich berücksichtige hier also nur diejenigen Zuhörerbeteiligungen, die den interaktiven Vollzug des Geschichten-Erzählens selbst mitkonstituieren.

Erwartungsgemäß ist die Art der Zuhörerbeteiligung in erzählfreundlichen Situationen normalerweise *erzählfördernd*. Allerdings gibt es Ausnahmen — und auch das ist nicht überraschend. Schließlich ist das Verhalten des Zuhörers beim Erzählen nicht nur eine Funktion seiner Einschätzung des Situationstyps, sondern es hängt auch von sei-

nen jeweiligen kommunikativen Intentionen ab. Diese kommunikativen Intentionen können aber durchaus – besonders in Gesprächen mit mehreren Beteiligten – mit den Interessen des Erzählers an der Entfaltung seiner Erzählung konfligieren. Ein typisches Beispiel für einen solchen Fall ist die auflösungsorientierte Zwischenfrage des Zuhörers, die den Detaillierungsbedürfnissen und -bestrebungen des Erzählers entgegensteht:

- (4) E: Da löoft er mit mir zehn vor sechse los – zu Wöllwort
 → [E: und schleppt sich een
 Z₁: Hatse jeholt?
 E: Na ja hatse doch jekriecht-
 Z₂: Na ja
 E: Rennt mit mir zehn vor sechse los –
 Z₁: Hatse mir do nich jesacht weiß ick nich
 E: ich saje ...
 ("Der Ehemann der alles kauft": 23-27)

Hier ist mindestens der Zuhörer Z₁ das Ergebnis des erzählend ausgefalteten Vorgangs wichtiger als die Geschichte selber. Insofern ist die auflösungsorientierte Zwischenfrage eine erzählhemmende Zuhöreraktivität. In einer nach Statushierarchien stärker strukturierten Gesprächssituation kann eine derartige auflösungsorientierte Zwischenfrage die erzählende Detaillierung tatsächlich abbrechen, indem der Erzähler seinen Erzählplan abändert und auf eine andere, nämlich geringere, Detaillierungsebene (vgl. Quasthoff 1980b) überwechselt. Hier läßt sich die Erzählerin jedoch nicht aus dem Konzept bringen: Die Wiederholung (*rennt mit mir zehn vor sechse los*) markiert die Wiederaufnahme ihres unterbrochenen Erzählplans, und auch der Detaillierungsgrad der folgenden Sequenzen zeigt, daß sich die Erzählerin nicht hat irritieren lassen.

Man kann die Beteiligungsformen des Zuhörers während der Erzählung grob u n t e r t e i l e n in solche, die in irgendeiner Weise die g l o b a l e Strukturierung der Diskurseinheit aufnehmen, und solche, die eher l o k a l die Verstehensplanbildung des Zuhörers explizieren. Zu letzteren gehören Erscheinungen wie das "Rätsellösen":

- (5) E: un den ein Tach / kommt da so'n Deubelskerl [Lachen] /
 nichwa und=eh
 E: klingelt und sacht [Lachen] ob ich – ob ich sowat / trettn kann
 [macht hörbare Tretbewegungen] /
 E: Denk ich "Mensch was istn das – trettn [Tretbewegung]
 E: trampelt er imma mit de Füße und so nich
 → Z: Vlleicht n Rad?
 [E: Neien – Nähmaschien-der hat so ne - - - S
 Z: Nähmaschine
 ("Rüsse läßt nähen": 7 ff)

In ähnlicher Weise werden innere Verstehensprozesse nach außen gebracht, wenn der Zuhörer ein *visuelles Bild*, das der Erzähler bei ihm erzeugt hat, explizit macht:

- (6) [E: Nichwa wir lagen beide auf der Erde –
 Z: Hm
 E: und der der nie getrunken hat – mein Chef der hatte ne Flasche
 französischen Cognac jeschnappt und reichte mir die zitternd
 rüber
 E: und da ham wir immer abwechselnd n Schluck genom
 → Z: Uffm Fußboden
 ("Brandbomben im Lokal": 38-40a)

Sieht man sich das grafische Bild von Erzählungstranskripten an, so fällt einem fast auf den ersten Blick etwas auf: Die Zuhörerbeteiligungen, die wegen des Prinzips des primären Sprechers (Wald 1978, Quasthoff 1980a) markante Ausnahmefälle zwischen den turns des Erzählers darstellen, zerteilen die Erzählung in durchaus sinnvolle Teile. Dies gilt sogar und gerade für solche marginalen Beteiligungsformen wie das phatisch bestätigende *Hm* sowie das Hörsignal des Lachens. Im folgenden soll eine Erzählung ganz wiedergegeben werden, damit die global-strukturelle Relevanz der Hörerbeteiligungen beobachtet werden kann.

(7)

GESPRÄCH NR. 4

TITEL DER KE: Dieter und die Polizei

DECKNAME/ALTER DES INFORMANTEN: Dieter / 21

BERUF: Mechaniker

DATUM/ORT DER AUFNAHME: 22.12.1977 / Elternhaus von Dieter

INTERVIEWER: P.R.

TRANSKRIPTION: P.R.

AUFNAHMEGERÄT/KASSETTEN NR.: Sony TC 55

POSITION:

SPRECHZEIT: 1 Min. 25 Sec.

TRANSKRIPTIONSZEIT: 1 1/2 Std.

KONTEXT: Während eines dreistündigen Gesprächs zwischen der Interviewerin (X) und Dieter wurde, etwa in der Mitte des Gesprächs, für ungefähr 50 Min. das Band eingeschaltet, und zwar unmittelbar vor der folgenden KE.

Dieter und X sind Geschwister.

Vorbemerkung: Dieter spricht sehr schnell. Er ist 'native speaker' des Schwäbischen.

1 D: Noi – hab bloß saga wella

2 D: in Bretta mir isch's Greschte bassiert uff da (...) –

3 D: Wo – wo e in Dengs war – Im Barbados

4 D: no hab e hoim wella – von derra Diskothek d_ dronna

5 D: no ben e oba v_ in Bretta an da Kirch vorbeigfahra

6 D: un do kommt mor'n Bolizischt entgega

- 7 D: no hab i em Rickspiegl gsäh wie se om_ – wie se omdrähnt hen –
 8 D: e hab abor – abor scho zwei K_ – zwei Whisky-Cola dronga ghe
 9 D: no hab e denkt – Jesasgott jetzt wellat se doch nix von mir
 → 10 X: Zwei Whisky-Cola machat doch nix aus – odor?
 11 D: ha?
 12 D: abor so wie i se dronga hab scho –
 13 D: machat scho was aus. –
 14 D: No hab e denkt o jemine – no hab e denkt
 15 X: [lacht]
 16 D: jetzt gescht halt a bißle – jetzt gesch halt a bißle schnellor om die K_ –
 17 D: om die Kurv rom an do Kirch –
 18 D: un war abor naß –
 19 D: e hab abor – war no nie – eben die Strecke no nie gfahra –
 20 D: jetzt hot middla en da – middla en da Kurv –
 21 D: hot – hot da Asphalt ufghert – und hot n'Kopfstoipflaschtor
 ogfanga
 → 22 X: o liebor Gott – [lacht]
 23 D: bevor e richtig guckt hab – ben e en denne Kur sen
 24 D: d'Bolizishta nonnorzuas gfahra un i wiedor ruffzuas
 25 D: weil e nemlich – weil en da Kurv hot me's grad om d'aiga Achs
 romdrähnt
 26 X: [lacht]
 27 D: mit am Auto –
 28 D: no hen se wiedor omdrähnt –
 → 29 X: [lacht lauter]
 30 D: sen – no ben e – ben e – aifach – ben aifach en d'negscht
 31 D: Querstroß neigfahra –
 32 D: no an dem Ortsschild von – von Dengs – von – von – von Bretta
 am Ortsschild
 33 D: vielleicht zwaihonnord Meter noch am Ortsschild – no hense me
 ghet. –
 34 D: N_ a – sen se dann a mor vorbei –
 35 D: no sch'n o'ghalta – Babiere säah wella –
 36 D: sonsch nix wella –
 → 37 X: Nee?
 38 D: no frogt or me / wie schnell sen sie gfahra – [hebt die Stimme imi-
 tierend] /
 39 D: no sag e / fénfafuffzich – allorhegschts fénfafuffzich – [hebt imi-
 tierend die Stimme] /
 40 D: sagt / des warat mindeschtens sieblich [hebt die Stimme] /
 41 D: no ha i gsagt wie wellet sen die des wissa –
 42 D: sie sen doch schnellor gfahra wie i –
 43 D: sie hen jo ufhol a missa –
 → 44 X: [setzt an zum Lachen]
 45 D: gsagt / hegschts fénfafuffzich –
 46 D: genau fénfafuffzich noch meim Tacho [hebt die Stimme] /
 47 D: no hab e dann romgstritta
 48 D: no hen se me vielleicht a halbe Ston oder a dreiviertl Ston
 49 D: n'hen se me feschtghalta ghet
 50 D: n'hen se me wiedor laufa lassa – bis e meine Babiere wiedor griegt hab
 konn_ – konn_ –
 → 51 X:

- 52 X: kontak dor abor nix nochweisa – ha
53 D: ha? sie hen me net blösa lassa – nix
54 X: siehsch

Anmerkungen:

- 2: Bretta – Bretten (Stadt in Süddeutschland)
Greschte – Größte
3: Barbados – Name einer Diskothek
4: hoim – nach Hause
5: oba – oben
6: Bolizischt – Polizist
7: omdräh – gewendet
8: dronga – getrunken
20: middla – mitten
21: ufghert – aufgehört
ogfanga – angefangen, begonnen
24: nonnorzuas – hinunter, abwärts
ruffzuas – herauf, aufwärts
25: om d'aiga Achs romdräh – um die eigene Achse gedreht
30: aifach – einfach
negscht – nächste
33: hense – haben sie
ghet – gehabt
35: o'ghalta – angehalten
Babiere sääh wella – Papiere sehen wollen
39: allorhegschts fenfafuffzich – allerhöchstens fünfundfünfzig
43: ufholä – aufholen
47: romgstritta – herumgestritten
48: blösa – blasen

Die erste Hörerbeteiligung (Z. 10), die eine Nebensequenz auslöst, setzt an der Stelle ein, an der der Erzähler das setting aufgebaut hat und die Komplikation (Labov/Waletzky, Quasthoff 1980b) unausweichlich ist. Die ZuhörerIn nutzt also für ihre Zwischenfrage eine erzählstrukturell besonders einschneidende Zäsur. Wie wichtig die Markierung dieser Zäsur ist, macht der Erzähler in Zeile 14 deutlich: Nach dem Ende der Nebensequenz setzt er wiederaufnehmend noch einmal bei der Wiedergabe des inneren Monologs ein, wobei er eine Formulierung (*O jémine*) benutzt, die einerseits auf die nachfolgende Komplikation hinweist, andererseits die ZuhörerIn zum Lachen (Zeile 15) reizt. Hier ist also dieselbe Zäsur im interaktiven Zusammenspiel zwischen Erzähler und Zuhörer noch einmal markiert.

Der komplikative Teil der Erzählung enthält mehrere Steigerungen:
Die Flucht vor der Polizei (Zeile 16-21), der Wagen dreht sich um die

eigene Achse (Zeile 23, 25, 27), das Wiederauftauchen der Polizei (Zeile 24, 28) und schließlich die Auseinandersetzung mit der Polizei (Zeile 32-49). Wir können nun feststellen, daß sämtliche dieser Episoden entweder einleitend oder ausleitend durch die Zuhörerin markiert sind. Die formelhafte Wendung *O liebor Gott* und das Lachen in Zeile 22 leitet die Episode ein, in der der Fahrer die Gewalt über den Wagen verliert. Diese Äußerungsformen erfüllen die strukturierende Funktion, indem sie eine komplikationsankündigende Sequenz (Zeile 21) des Erzählers ratifizieren. Die Szene des sich drehenden Autos wird auch ausleitend von der Zuhörerin durch Lachen quittiert (Zeile 26).

Das nächste Hörsignal der Zuhörerin erfolgt nach dem Ende der Szene, in der die Polizei umgedreht und dem flüchtenden Fahrer wieder auf der Spur ist (Zeile 29). Durch die Lautstärke und die Intensität des Lachens markiert die Zuhörerin gleichzeitig, daß sie es mit einer Steigerung von verschiedenen Einzelszenen innerhalb der Komplikation zu tun hat.

Die nächste verbale Zuhörerbeteiligung, das verstärkende *Nee?* (Zeile 37) unterteilt die letzte Szene in sich noch einmal. Auch hier wird wieder Vorbereitendes von dem eigentlich Spannenden abgetrennt: Daß die Polizisten in einer Auseinandersetzung der geschilderten Art die Papiere sehen wollen, ist normal und erwartbar, gehört zum Skript-Wissen von dieser Art von sozialer Aktivität, das bei jedem vorauszusetzen ist. Das eigentlich Spannende wird unmittelbar nach der Zuhörerbeteiligung erzählt. Hier geht es nämlich darum, ob die Polizei nun merkt, daß der Fahrer getrunken hat, oder nicht. Das *Nee?* der Zuhörerin signalisiert dem Erzähler, daß sie genau diese evaluative Qualität des nun folgenden verstanden hat. Unmittelbar nach der hörermarkierten Zäsur markiert der Sprecher dann auch die spezifische Qualität dieses Teils der Erzählung, indem er hier stark detailliert, indem er direkte, nachahmende Rede benutzt, kurz, das szenische Kernstück der konversationellen Erzählung sprachlich akzentuiert.

Es ist typisch für konversationelle Erzählungen, daß diese szenisch realisierten Phasen vom Zuhörer kaum je mit eigenen verbalen Aktivitäten begleitet werden. Selbst "continuers" wie *Hm* und andere Hörsignale werden in diesen Phasen des Erzählens im allgemeinen nicht produziert, weil sie den szenischen Charakter des Erzählstils zerstören würden. Die Zuhörerin in der uns vorliegenden Erzählung setzt zwar in Zeile 44 zum Lachen an, bricht aber deutlich ab, als sie hört, wie es weitergeht. Offensichtlich hat sie die Schlagfertigkeit der in Zeile 43 wiedergegebenen Rede mißverstanden als eine Pointe, die den szenischen Teil abschließen

sollte. Als sie merkt, daß die Wiedergabe des Dialogs weitergeht, bricht sie sofort ab. Sie greift dann nur noch einmal am Ende der gesamten Erzählung ein, indem sie selbst eine Auflösung formuliert und damit die Erzählung ratifiziert.

Die Art der Hörersignale, mit Hilfe derer strukturelle Zäsuren der Erzählung vom Zuhörer ratifiziert werden, hängen von der kommunikativen Funktion und der entsprechenden verbalen Gestaltung der Erzählung ab. Ist die Erzählung von Inhalt und Funktion her nicht belustigend intendiert, wird der Zuhörer den strukturellen Aufbau der Erzählung auch nicht mit Lachen ratifizieren, sondern eher mit verständnisanzeigenden Hörersignalen wie *hm*, *ja*, *aha* u.ä.:

(8)

- 13 A: — [holt Luft] na ja nd auf einmal du weißt ja
 14 A: rührt man mal so'n bisschen mit der Gabel
 15 A: mach ich so die Zwiebel auseinander
 16 A: damit die Zwiebel nicht schwarz wird
 17 A: auf einmal — züschts das --
 18 A: so als wennde was überkocht /- [sehr schnell]
 19 S: Hm [phatisch]
 20 A: und hã alle andern Plattn schon abgedeckt
 21 A: damit die keine Spritza kriegt
 22 A: und denke — Mensch — du hast doch aba jetzt nicht jespritzt
 23 A: mit der Gabel 'raus
 24 A: wenn man so an die Plattn denn — so det züschts denn so — nich
 25 S: Hm
 26 A: Mensch denk ich
 27 A: des jibts doch jar nich
 28 A: du hast doch jetzt aba nich gespritzt —
 29 A: und denke Mensch — nimm doch jetzt mal den Kochtopf runta
 30 A: ob da irgendwie am Rand was is was runterläuft
 31 A: und wenn da so einbrennt des hã ick nich jern —
 31a S: Hm
 32 A: Ick nehm den Kochtopf runta —
 33 A: is 'n Flëck auf der Platte ---
 34 S: Hm [nachdenklich]
 35 A: ick hab jedacht ick spinn —
 36 A: stell den Kochtopf nu auf den Kohleherd
 37 A: hatt 'n nich jeheizt —
 38 A: und denke stelln wieder rauf —
 39 A: da is'n See ---
 40 S: [Lachen]
 41 A: s' NU los
 42 A: da hat mein Kochtopf 'n Lõch —
 43 S: und das hat man fast nich gesehn? [Lachen]
 44 A: nein — da war 'ne ganz kleine Stelle das Emallje abjeplatzt
 45 S: Hm [nachdenklich]

Bei der Beschreibung der globalstrukturellen Relevanz der Hörsignale ist es wichtig, sich daran zu erinnern, daß diese Hörsignale im allgemeinen vom Sprecher provoziert werden. Jefferson (1979) hat nachgewiesen, wie Sprecher durch die Positionierung eigener "Lachpartikeln" das Lachen des Zuhörers zu steuern versuchen. Für die verständnisanzeigende Verwendungsweise verschiedener Ausprägungen von HM (Ehlich 1979) ergibt bereits eine flüchtige Durchsicht meines Materials, daß die Sprecher *m i n d e s t e n s* die folgenden Möglichkeiten haben, um verständnisanzeigende Signale beim Hörer auszulösen:

- Kurze Pausen, "slots", in die der Hörer ein entsprechendes Signal "hineinstecken" soll;
- tag questions;
- Unsicherheitsmarkierungen;
- Motivations- oder Absichtsexplikationen;
- implizite Redeweisen, die einen Schlußprozeß beim Hörer in Gang setzen sollen, dessen Vollzug der Hörer zu signalisieren hat;
- Erklärungen und (in Erzählungen) alle anderen Arten von Expansionen.

Ich verzichte aus Raumgründen darauf, für jede dieser Verwendungsweisen ein Beispiel anzuführen. Entsprechende Züge des Sprechers sind so eng mit der Realisierung von Hörsignalen gekoppelt, daß jeder solche "adjacency pairs" problemlos selbst in jedem beliebigen Material auffinden kann.

An dem aufgewiesenen Zusammenhang zwischen aktivem Sprecherverhalten und (re)aktivem Zuhörerverhalten läßt sich im Detail die Strukturierung einer Erzählung als eine gemeinsam von Erzähler und Zuhörer zu verrichtende interaktive "Arbeit" nachweisen.

Wenn ein Zuhörer lacht oder formelhafte Wendungen wie *Ob lieber Gott* ("Dieter und die Polizei": Zeile 22) zur Markierung der narrativen Strukturen verwendet, haben wir intuitiv den Eindruck einer anderen Qualität des Zuhörerverhaltens, als in den Fällen, in denen ein Zuhörer sein strukturiertes Prozessieren der Informationen lediglich mit verständnisanzeigenden Mitteln wie *hm* anzeigt. Das liegt daran, daß verständnisanzeigende Mittel nur als "continuers" fungieren, insofern sie die äußeren Anzeichen eines problemlos ablaufenden Informationsverarbeitungsprozesses sind. Lachen, formelhafte Wendungen wie *ach du Schreck, ach du lieber Himmel, du meine Güte* etc. sowie Zwischenfragen wie *is das nich so wahnsinnig schmerzhaft?* ("Eine schwere Geburt": Zeile 7a) zeigen nicht nur an, daß der Zuhörer die Informationen verarbeitet, sondern sie machen gleichzeitig deut-

lich, wie er sie verarbeitet, d.h., welche Einstellungen er gegenüber dem Erzählten hat. Solche Formen der Zuhörerbeteiligung ratifizieren also nicht nur die inhaltliche Struktur der Erzählung, sondern gleichzeitig ihren evaluativen Gehalt.

Es ist damit zu rechnen, daß dieser Unterschied in den Hörsignalen auf die unterschiedlichen Situationstypen ausschlägt. In erzählfeindlichen Situationen dürften evaluationsratifizierende Mittel eher verweigert werden, als in erzählfreundlichen.

2.1.3. Zuhöreraktivitäten nach Vollzug einer narrativen Diskurseinheit

Jefferson (1978: 229) geht so weit zu sagen, daß eine Erzählung im Gespräch "getilgt" ist, wenn der nachfolgende Diskurs nicht auf sie eingeht. Daraus läßt sich ersehen, welche zentrale Rolle gerade die ausleitenden und nachfolgenden Zuhöreräußerungen beim Geschichten-Erzählen spielen.

Bei einer Durchsicht des Materials im Hinblick auf die Zuhöreraktivitäten nach Abschluß der narrativen Diskurseinheit fällt unmittelbar auf, daß es einige Erzählungen gibt, deren dialogische Aufarbeitung sich ausgesprochen lange hinzieht. Ein solches Wiederaufnehmen, Expandieren, Evaluieren von Teilen der Geschichte nach dem Abschluß der eigentlichen Erzählung kann zwei Gründe haben: Entweder – dieses Phänomen hat Jefferson 1978 bereits beobachtet – mißlingt der Übergang von der Diskurseinheit, in der der Erzähler gleichzeitig "primärer Sprecher" (Wald 1978) ist – also Sonderrechte innerhalb des Sprecherwechselmechanismus hat – zu dem nachfolgenden turn-by-turn-talk. Und zwar gelingt der Übergang deswegen nicht, weil der Zuhörer der Erzählung seine Rolle im gleichberechtigten dialogischen Austausch nicht übernimmt. Das Nachschieben von Erzählresten durch den Erzähler ist in solchen Fällen als der Versuch zu werten, dem Zuhörer das Ende der narrativen Diskurseinheit zu signalisieren und ihn zum aktiven Eintreten in die turn-by-turn-Rede zu provozieren. Ein Beispiel für diese Situation ist das lange Ausklingen der bereits behandelten Erzählung "Loch im Topf", währenddessen die Zuhörerin sich außer mit phatischen Signalen nicht beteiligt:

(9)

[44 A: nein – da war ne ganz kleine Stelle das Emaille abgeplatzt –

[45 S: Hm

46 A: und das is schon 'n Jahr

47 A: den Kochtopf den hab ich mindestens – ach schon zehn zwölf

[48 A: Jahre wenn nich noch länger

[49 S: Hm

- 50 A: weiß ich ja nich wie lange ich den schon habe –
 51 A: und saje ja und hätte das auch nich jemerkt –
 52 A: aber weil nu die abjekratze Stelle eh – abjeht das
 53 A: Emallje so abjeht
 54 S: ja ja
 55 A: das stört ja weiter nich
 56 S: nee nee
 57 A: deshalb verwendet man das ja weiter
 58 A: und dabei muß des wohl durchjerostet sein –
 59 S: [Räuspern] Hm
 60 A: und mit der Jabel nu bin ich vleicht durchjepiekt oder wat
 61 S: [fängt an zu lachen]
 62 A: daß das irgendwie so dünn wird
 63 A: weil ich so mit der Gabel des – so – damit des so – damit des so – damit
 die Zwiebel nich anhakt
 64 S: Hm [phatisch]
 65 A: damit die nich so schwarz wird –
 66 A: und die soll ja 'n bißchen braun werden – wegen der Soße –
 67 S: ja ja
 68 A: Mensch ick denk mich laust der Affe – der Kochtopp –
 69 A: hab ich erstmal schnell umjefüllt in'n annern Kochtopp damit –
 70 A: 'n muß ich'n schräch haltn sonst wär mir det ganze Fett un-
 71 S: [Lachen]
 72 A: und jerade det war schon so schön braun – [fängt auch an zu lachen]
 73 A: ick war so wütend-
 74 A: was eim manchmal so passiert
 75 S: Joo

In Abwandlung des konversationsanalytischen Begriffs 'turn-exit-device' könnte man also davon sprechen, daß ein "story-exit-device" nur auf *continuers* von seiten des Zuhörers stößt und deshalb die Schließung der narrativen Diskurseinheit nicht gelingt.

Ein anderer Grund für eine lange Aufarbeitung einer Erzählung kann demgegenüber gerade wiederholtes interessiertes Nachfragen des Zuhörers sein. Im folgenden Beispiel hatte die Erzählerin eine Geschichte darüber erzählt, wie sie eine gemeinsame Bekannte getroffen hat, die sie aber nicht angesprochen hat, weil diese Bekannte die Schuhe ausgezogen hatte und mit Schuhen in der Hand die U-Bahn-Treppe hinauf-lief:

(10)

- S: Ach ja [beschwichtigend] Meinse sie hätt das krumm genom?
 D: Na ich weiß nich ich ha mer nachher nich mehr jetraut
 U: [unverständlich]
 S: Ja ja – wie lang is das her?
 D: Hm [überlegend] war im Sommer jewesn
 U: So [offensichtlich im Zusammen-
 hang mit anderen Verrichtungen]

- S: Ehm [zur Kenntnis nehmend] als heiß war noch
 D: Na Mai?
 S: Aha
 D: Jedenfalls denk i na jetzt kannse nich mehr anrufen ne
 war ja auch dunkel
 war auch sehr spät schon
 S: Ehm [bestätigend]
 D: is ja war ja (...) jechtse ohne Schuhe los [lacht]
 warn sicherlich neue Schuhe --
 S: Aha
 U: Hm [zustimmend] hab ich auch schon gemacht
 D: Da stand se -- ja
 S: Aber wie sah die aus so? Konnte vom Gesicht was sehen?
 D: Von hinten von hinten sah ich se bloß --
 S: Ach so Ja
 D: nach der Gestalt war se's --
 da sah se nich dünner aus
 S: Nee?
 D: Nee
 S: Ach Mensch

Die Sequenzen nach Abschluß einer konversationellen Erzählung arbeiten also einerseits die Erzählung auf, indem sie auf sie Bezug nehmend den dialogischen Austausch reetablieren. Sie bereiten andererseits aber auch folgende Diskurseinheiten oder Themen vor. Ryave (1978) hat bereits darauf hingewiesen, daß die Reaktionsformen des Zuhörers auf eine narrative Diskurseinheit manchmal weniger auf diese gerade gehörte Erzählung hin orientiert sind, sondern vielmehr den Boden bereiten wollen für eine geplante Erzählung, die der Zuhörer gerne selber realisieren möchte.

Ein beliebtes Mittel für die Vorbereitung einer eigenen Erzählung innerhalb einer "series" (Ryave) von Erzählungen ist die Verlagerung des "points" der eben gehörten Geschichte auf einen selber: Die Bemerkung der Zuhölerin U im Beispiel (10) *Hm, hab ich auch schon gemacht* kann man durchaus in diesem Sinne als Ankündigung einer eigenen konversationellen Erzählung verstehen.

Bereits die vorausstrukturierende Funktion dieser Aufarbeitungssequenzen macht es wahrscheinlich, daß in hierarchisch stark strukturierten Situationen, wie es unsere "erzählfeindlichen" Gesprächssituationen sind, solche langen Aufarbeitungsphasen nicht vorkommen: Hier brauchen Themen und Diskurseinheiten nicht ausgehandelt zu werden, sondern sie werden ziemlich eindeutig durch die Bedingungen der Situation und die Steuerungen des statushöheren bzw. institutionenverpflichteten Interaktionsteilnehmers festgelegt.

Weitere Beobachtungen zum Zuhörerverhalten nach Abschluß einer narrativen Diskurseinheit ergeben, daß sich hier eine ähnliche Unterteilung vornehmen läßt wie bei den Hörsignalen, die während des Vollzugs einer Erzählung geäußert werden: Es gibt Beteiligungsformen, die den Anschluß der Erzählung auf *i n h a l t l i c h e r* Basis ratifizieren, so die Explikation der Auflösung durch den Zuhörer (vgl. Beispiel (7), Zeile 50 f) oder die informationsorientierten Nachfragen (vgl. Beispiel (10)). Daneben gibt es jedoch Reaktionsformen, die zu unterschiedlichen Graden *f u n k t i o n s* orientiert sind und den Abschluß der Erzählung nicht nur inhaltlich, sondern auch evaluativ markieren. Dazu gehören alle Beteiligungsformen, die nachfragend ("Kristallnacht": 22a) oder sogar wiederholend den "point" (Polanyi demn.) aufnehmen:

- (11) Nach der Erzählung über einen russischen Besatzungssoldaten, der die Erzählerin unter Bedrohung mit einem Gewehr nach dem Kriege Säcke nähen ließ:

Z: Du lieber Himmel – der stand tatsächlich mit mitm Gewehr (...)
 ("Russe läßt nähen": 13)

Auch der Einsatz entsprechender formelhafter Wendungen wie *du lieber Himmel* im Beispiel (11) ist ein Mittel zur evaluativen Ratifizierung.

Einen besonders hohen Grad von evaluativem Engagement auf seiten des Zuhörers stellen Fälle dar, in denen der Zuhörer Evaluationen selbst formuliert:

- (12) E: Diss vergißt man nich-
 E: Sowas vergißt man nich
 [Z: Einfach vom Bild her beeindruckend
 E: Ja ja Ja ja
 Z: Hm [Zustimmung]
 E: Sowas vergißt man nich
 Z: Genau
 E: eHm [Zustimmung]
 ("Einblick in die große Welt": S. 4)

- (13) E: Mein Nachbar der stand dabei
 E: der machte gleich daß er wegkam
 Z: Is ja niedlich
 E: Das war SUSS
 ("Ein Bonmot": 17-18a)

An den diskutierten Zuhöreraktivitäten sollte deutlich geworden sein, in welcher Weise *i n t e r e s s i e r t e* Zuhörer mit Erzählungen umzugehen haben, wie der Eindruck einer erzählfreundlichen Atmosphäre geschaffen wird. Diese Beobachtungen haben uns als Hintergrund zu dienen für die Analyse der rauen Wirklichkeit einer nicht "linguistisch geschützten" Gesprächssituation in der Institution Sozialamt.

2.2. Erzählhemmende Aktivitäten des Zuhörers und hörersteuernde Signale des Erzählers

Als Beispiel für einen Situationstyp, der das konversationelle Erzählen mit seiner funktionellen Spezifik und seiner hohen Detaillierung eigentlich ausschließt, dienen uns Sachberatungsgespräche im Sozialamt. Das Material wurde im Rahmen eines psychologischen Forschungsprojekts unter Leitung von Rainer K. Silbereisen an der Technischen Universität Berlin erhoben. In diesen an die institutionelle Aufgabe gebundenen Gesprächssituationen können wir davon ausgehen, daß die gesprächsführenden Sozialarbeiter und Verwaltungskräfte das "langatmige Dönnenen-Erzählen" der Klienten für situationsunangemessen halten. Sie dürften deswegen konversationstechnisch alles in ihrer Macht Stehende tun, um solche Erzählungen zu behindern. Dem Zuhörer ist hier also im Vergleich zu dem erzählungselizitierenden Linguisten genau die gegenteilige Intention zu unterstellen.

2.2.1. Reaktionen auf Erzählankündigungen

Wenn man in einer erzählfeindlichen Gesprächssituation eine narrative Diskurseinheit deutlich ankündigt, so läuft man verständlicherweise Gefahr, daß der Zuhörer die Ratifizierung verweigert und damit der Durchführung der Erzählung den Boden entzieht. Ein prototypisches Beispiel für einen solchen Vorgang ist ein Gespräch, in dem die Klientin über das gesamte Gespräch verteilt drei verschiedene Ankündigungen für ihre Erzählung produziert, die alle vom Zuhörer nicht aufgenommen werden, bis sie schließlich über einen Aufmacher, der aber auch nicht befriedigend ratifiziert wird, zur Durchführung ihrer Erzählung kommt: Es geht um die Geschichte eines Verkehrsunfalls mit Totalschaden, und die erste Ankündigung – ziemlich zu Beginn des Gesprächs – ist die folgende: *Ja, ich kann ja gar nicht fahren, ich hab doch einen schweren Autounfall gehabt.* Die Nachfrage des Zuhörers daraufhin ist nicht etwa ein erzählförderndes *Wie ist denn das passiert?*. Stattdessen fragt der Zuhörer *Haben Sie sich was gebrochen?*, d.h., die Frage ist nicht auf den Ablauf der Geschichte orientiert – das würde eine Erzählung stimulieren –, sondern auf die Auflösung der Erzählung, auf das **E r g e b n i s** der Geschichte. Folgerichtig kommt die Erzählung auch nicht zur Entfaltung. Stattdessen versucht die Erzählerin an einer späteren Stelle des Gesprächs nochmal eine Erzählankündigung: *Und jetzt stehe ich da ohne Wagen, nicht...* Auch hierauf erfolgt keine Ermunterung von seiten des Zuhörers, und so versucht sie es in einem anderen thematischen Zusammenhang noch einmal. Sie spricht über ihren Portier und sagt: *Der Mann hat mir zweimal den Wagen in Ordnung gebracht, der ist Monteur, ...*

Auch hier bezieht sich der nächste Beitrag des Zuhörers nicht auf das Erzählpotential in der Äußerung – das kaputte Auto – sondern auf den Portier, und so setzt die Erzählerin dann ziemlich abrupt mit einem Aufmacher für ihre Erzählung ein: *Tja, und der Wagen war Total-schaden*. Obwohl die Nachfrage des Zuhörers auch hier nicht erzählmotivierend ist (*Völlig, ja?*), entfaltet die Erzählerin im folgenden sozusagen "ohne Eintrittskarte" ihre Erzählung.

Der beschriebene konversationstechnische Mechanismus, der Zusammenhang zwischen Erzähllankündigung und der Möglichkeit, die angekündigte Erzählung zu stoppen, führt dazu, daß Erzähler in erzählfeindlichen Situationen häufig eine Art "Überrumpelungstechnik" (Quasthoff 1980b) benutzen: Sie vermeiden alle Äußerungsformen, die vorausweisend auf eine folgende narrative Diskurseinheit schließen lassen: Ankündigungen, Aufmacher und sogar Orientierungen. Sie überrumpeln den Zuhörer, indem sie mitten in der Repräsentation des Geschehens einsetzen und – wenn nötig – orientierende Elemente nachschieben.

2.2.2. Zuhöreraktivitäten während des Vollzugs der narrativen Diskurseinheit

Aus den entsprechenden Beobachtungen zu Zuhöreraktivitäten während des Vollzugs einer narrativen Diskurseinheit in erzählfreundlichen Situationen leitete sich die Hypothese ab, daß erzählemmendendes Zuhörerverhalten sich wohl insbesondere in der Verweigerung von evaluationsratifizierenden Äußerungsformen zeigen würde. Die Durchsicht des Sozialamtsmaterials ergibt prinzipiell eine Unterstützung dieser Hypothese, wenn man auch hier wiederum keinesfalls von einer mechanistischen Ausnahmslosigkeit ausgehen kann. Ähnlich wie wir erzählemmendendes Verhalten in "erzählfreundlichen" Situationen beobachten konnten, finden sich auch hier im "erzählfeindlichen" setting verteilt erzählfördernde Zuhöreraktivitäten.

Zunächst einmal ist festzustellen, daß es auch hier Zwischenfragen des Zuhörers während des Erzählvorgangs gibt. Allerdings sind diese Zwischenfragen im allgemeinen entweder auflösungsorientiert, was sie – wie beschrieben – zu einem eindeutig erzählfeindlichen Mittel macht. Oder sie sind rein inhaltsorientiert – ich habe keine Zwischenfrage gefunden, die auf die kommunikative Funktion der Erzählung gerichtet gewesen wäre.

Meistens ist es sogar so, daß die informationsorientierten Zwischenfragen des Zuhörers nicht auf die Inhalte der Erzählung gerichtet sind, die den Kern, den "point" der Erzählung ausmachen und damit selbst

wieder in engem Zusammenhang mit der Erzählfunktion stehen. Es ist vielmehr zu beobachten, daß die meisten Zwischenfragen durch die institutionelle Funktion des Sozialamts und die rollengebundenen Aufgaben des Sozialarbeiters als seines Agenten motiviert sind. Das heißt aber im allgemeinen, daß diese Zwischenfragen gerade nicht auf jene Teile der Erzählung eingehen, die dem Erzähler wichtig sind.

Ein besonders deutliches Beispiel für diesen krassen Unterschied in den Relevanzsystemen zwischen Klienten und Agenten der Institution ist die lange Erzählung von zwei Schwestern (H und M) über den Besuch in einem Kinderheim, in dem die Kinder der Klientin M zwangsweise untergebracht sind. Die gemeinsame Erzählung der beiden Klientinnen ist äußerst engagiert und streckenweise sehr erregt, wenn sie die unwürdige Behandlung der Kinder oder das selbstherrliche und aus ihrer Sicht ungerechte Vorgehen des Heimleiters schildern. An den folgenden Gesprächsausschnitten dürfte deutlich werden, wie die an bestimmten prozeduralen Abläufen orientierten Fragen der Beraterin (B) eine evaluative Ratifizierung der Erzählung krass verweigern, in welcher Weise die Erzählerinnen also sich "nicht verstanden" fühlen müssen:

(14)

- 91 H: den Mikey ham wa überhaupt nich jesehn.
 92 [H: Das wat der Richter gesacht hat wir dürftn die Kinder beide
 93 [M: bis auf n nächstn Tach
 94 [H: sehn — ALLEINE - - Nich?
 95 [B: Hm (.....)
 → 96 [B: Und s war vör Weihnachtn wars um n siebzehntn rum nich
 97 [H: Ja ja
 98 [M: Hm Hm
 99 [H: Wir wolltn die Kinder ja mitnehm
 100 [B: Hm
 101 [H: Und - - und Räuspern
 → 102 [B: dann (schreibm wa mal) siebzenter Zwölfter
 → 103 B: Da ham Sie auch beim — Amtsgericht dann vorgesprochn
 104 [H: Ja — wir wārn beim Amtsgericht — dreimal warn wir beim Amts-
 gericht
 105 [B: (bei der Fahrt) (dann erwähn ...)
 106 [M: HmHm
 → 107 B: kann man das ja auch noch mit erwähn
 108 H: Dreimal warn wir da - -
 279 [M: ham Bescheid gesacht daß ich da bin
 280 [H: er wußte ja dat die Mammi da war
 281 [H: der Michael
 → 282 [B: Ham Se das dem Richter gesagt? —

- 300 M: un da hat er gleich gestoppt, (Dat Kind)
 301 [H: Wurd er gleich unterbrochen mit dem seim
 → 302 [B: Jetzt öh steht hier vom öh
 303 B: daß das Jugendamt mich
 304 B: ich hab Ihnen des damals glaub ich auch gesagt
 305 B: am siebzehnten Zwölften hat ja – Witten – mich nomal
 angeschreiben
- 349 H: Du darfst ja nich ein Wort freiwillig mit den Kindern sprechen
 350 H: dann wird schon 'n Blick zugeworfen
 351 H: dann wissen die Kinder genau Bescheid [erregt, ärgerlich]
 352 H: Natürlich stehen die unter'm Heim – Belastung [schnell]
 → 353 B: Na ich kann vom – Heim natürlich weiter eben – wie Sie
 354 wissen nichts – nix drüber sagen und kann's nicht
 355 beurteilen ne?
 ("Besuch im Kinderheim")

Gerade an dem letzten Gesprächsausschnitt wird deutlich, daß aufgrund des Grades der evaluativen Markierung seitens der Erzählerin die konversationstechnische Verpflichtung zur Ratifizierung so stark ist, daß die Beraterin diese Ratifizierung nicht einfach durch Nicht-Vollzug verweigern kann, sondern daß sie die Verweigerung selbst thematisieren und entschuldigen muß.

Die Überprüfung des strukturierenden Einsatzes von verständnisanzeigenden Mitteln ergibt keinen wesentlichen Unterschied im Vergleich zu der erzählfreundlichen Gesprächssituation. Es kommen zwar nach einem groben Häufigkeitsüberblick in der Sozialamtssituation häufiger Fälle vor, in denen ein *Hm*, zu dem der Sprecher deutlich einlädt, verweigert wird; der Normalfall unterscheidet sich aber nicht wesentlich von dem Befund in den Elizitierungssituationen. Daraus läßt sich zunächst einmal vorsichtig ableiten, daß das Signalisieren eines problemlos verlaufenden Informationsverarbeitungsprozesses auf seiten des Hörers offensichtlich zu einem so hohen Grad eine Grundbedingung von Kommunikation ist, daß der Einsatz oder die Verweigerung derartiger Äußerungsformen kaum zur inhaltlichen und organisatorischen Steuerung der Kommunikation benutzt werden kann.

Das Material zeigt überraschenderweise außerdem, daß deutliche evaluative Markierungen – Pointen – im allgemeinen vom Zuhörer auch mit Lachen quittiert werden. Das geschieht sogar in solchen Erzählungen, denen nach ihrem Abschluß jegliche Art von Ratifizierung verweigert wird, die sich also deutlich gegen das kommunikative Interesse des Zuhörers durchgesetzt haben. Auch diese Beobachtung spricht wiederum dafür, daß es Grade der evaluativen Ratifizierung gibt. Die zwischengeschobenen "Lachpartikeln" (Jefferson) stellen dabei offen-

sichtlich einen relativ geringen Grad der Evaluationsratifizierung dar, der auch dann gewährt wird, wenn man auf anderen Ebenen die Ratifizierung verweigert.

2.2.3. Zuhöreraktivitäten nach Vollzug der narrativen Diskurseinheit

Es ist bereits in verschiedenen Zusammenhängen deutlich geworden, daß der entscheidendste Hinweis darauf, ob eine Erzählung inhaltlich oder das Erzählen als Kommunikationsmodus "angekommen" ist, das Zuhörerverhalten nach Abschluß der narrativen Diskurseinheit darstellt. Die Reaktion auf vollzogene Erzählungen ist offensichtlich eins der wichtigsten Mittel für die Interaktionsteilnehmer, ihre Definition der Situation – die Erzählen entweder einschließt oder nicht einschließt – interaktiv durchzusetzen. Die Durchsicht erzählfeindlicher Verhaltensformen ergibt auch hier wieder eine graduelle Abstufung.

Eine relativ milde Art zu signalisieren, daß die Geschichte, so wie sie erzählt wurde, eigentlich nicht interessiert, ist die Ignorierung des vom Erzähler markierten Kerns der Geschichte und stattdessen das institution-motivierte Fragen: Ein Klient erzählt die deutlich evaluativ markierte Geschichte darüber, wie er ganz auf die Schnelle einen Job gefunden hat. Die Reaktion des Beraters daraufhin ist: *Lohnsteuerkarte auch schon abgegeben?* ("Erfolgreiche Arbeitssuche": 46).

Eine sehr viel deutlichere Form der Verweigerung ist die Initiierung eines Themenwechsels durch den Zuhörer nach Abschluß der Erzählung. Auch hier gibt es wieder graduelle Abstufungen. Man kann nämlich einmal diesen Themenwechsel nach einer kurzen Ratifizierung der Erzählung initiieren. Hier bleibt also ein Mindestmaß an "sequential implicativeness" (Jefferson) gewahrt. Trotzdem ist aber der erzählfeindliche Effekt ganz deutlich. Man kann zum anderen als Steigerung des ersten Verfahrens den Themenwechsel auch abrupt unmittelbar nach der Erzählung initiieren, ohne auch nur im geringsten auf die vollzogene Erzählung einzugehen. Für die beschriebenen Situationstypen scheint dies die schärfste Form der Disqualifizierung einer konversationellen Erzählung durch den Zuhörer zu sein.

Ich gebe im folgenden je ein Beispiel für diese beiden Formen des Themenwechsels:

- (15) Die Klientin hat in selbstdarstellender Funktion eine lange Geschichte über die Umstände ihrer Wohnungssuche und das Ausmaß ihrer Eigeninitiativen dabei erzählt. Die Reaktion der Beraterin darauf (der erste Teil der Äußerung wird sehr schnell gesprochen):

- B: Also Frau P. das hört sich ja alles wunderschön an
ich drück Ihn' den Daum'
jetz is nur die Frage – öh wie machen wir das mit dem Umzug ...
("Erfolgreiche Wohnungssuche": 159-161)

Durch entsprechende Intonation und die abqualifizierende Zusammenfassung des *ja alles* ist der evaluationsratifizierende Teil der Zuhörerreaktion deutlich zurückgestuft, während der institutionenmotivierte Themenwechsel das eigentliche kommunikative Interesse der Beraterin ausdrückt. In Worten ausgedrückt wäre diese Zuhörerreaktion zu paraphrasieren als: "Mich interessiert überhaupt nicht, welche Schwierigkeiten du bei der Wohnungssuche hattest und wie toll du diese Schwierigkeiten gemeistert hast, ich will nur wissen, was das Sozialamt jetzt für dich tun muß".

Als Beispiel für die schärfste Form der Nicht-Ratifizierung einer Erzählung kann uns ein Textausschnitt dienen, den ich an anderer Stelle (Quasthoff 1979a) bereits im Zusammenhang mit der Vorführung einer interaktiven Funktion des Erzählens diskutiert habe. Die erzählfeindliche Haltung negiert die Situationsangemessenheit des Erzählens als Kommunikationsmodus. Sie wendet sich damit automatisch gleichzeitig gegen eine mögliche interaktive Funktion des Erzählens, die nämlich der Umdefinition der Situation in einen erzählfreundlichen Situationstyp.

- (16) Die Klientin hat selbstdarstellend eine Geschichte darüber erzählt, wie sie bei einem Krankenhausaufenthalt mit dem Chefarzt umgegangen ist. Sie schließt deutlich evaluativ mit einem Zitat des Chefarztes:

"Die G.n is doch nich [Lachen] im Grab muß ma die noch dotschlagen"
[Lachen]

Die unmittelbare Reaktion der Beraterin darauf:

Z: So – Frau G. – nun nochma zurück zu der Hauspflege –
Z: wenn ich nu ein' finden würde die Ihn die Böden macht ...
("Mit dem Chefarzt auf du und du": 40-42)

Literatur

- Ehlich, Konrad (1979): Formen und Funktionen von 'HM'. Eine phonologisch-pragmatische Analyse, in: Weydt, Harald (Hrsg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin, S. 39-57.
- Gülich, Elisabeth (1976): Ansätze zu einer kommunikationsorientierten Erzähltextanalyse (am Beispiel mündlicher und schriftlicher Erzähltexte), in: Haubrichs, Wolfgang (Hrsg.), Erzählforschung 1. Theorien, Modelle und Methoden der Narrativik. Göttingen, S. 224-256.

- Jefferson, Gail (1978): Sequential Aspects of Storytelling in Conversation, in: Schenkein, Jim (Hrsg.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*. New York etc., S. 219-248.
- Kraft, Eberhard/Kurt Nikolaus/Uta Quasthoff (1977), Die Konstitution der konversationellen Erzählung, in: *Folia Linguistica* XI, 3/4, S. 93-141.
- Labov, William/Waletzky, Joshua (1973): Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung, in: Ihwe, Jens (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Bd. 1. Frankfurt/Main, S. 78-126. Engl.: *Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience*, in: Helm, J. (ed.), *Essays on the verbal and visual arts*. Seattle/London 1967.
- Labov, William/David Fanshel (1977): *Therapeutic Discourse. Psychotherapy as Conversation*. New York, San Francisco, London.
- Polanyi, Livia (demn.): The American Story. Ersch. in d. Reihe *Language and Being*, Norwood, N.J.
- Quasthoff, Uta M. (1977), Konversationelle Erzählung: Theorie und Empirie. In: Bielefeld, Hans-Ulrich/Ernest Hess-Lüttich/Andre Lundt (Hrsg.), *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung*. Wiesbaden, S. 223-233.
- (1979a): Eine interaktive Funktion von Erzählungen, in: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 104-126.
 - (1979b): Gliederungs- und Verknüpfungssignale als Kontextualisierungshinweise: Ihre Formen und Verwendungsweisen zur Markierung von Expansionen in deutschen und amerikanischen konversationellen Erzählungen. Trier: Linguistic Agency University of Trier (L.A.U.T.), Series A, Paper No. 62.
 - (1979c): Konversationelle Erzählungen im Sozialamt: Ihr Einsatz als kommunikative Strategien, in: Mackensen, Rainer/Felizitas Sagebiel (Hrsg.), *Soziologische Analysen. Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der ad-hoc-Gruppen beim 19. Dt. Soziologentag*. Berlin: Technische Universität, TUB Dokumentation, H. 1, S. 515-534.
 - (1980a): Gemeinsames Erzählen als Form und Mittel im sozialen Konflikt oder: Ein Ehepaar erzählt eine Geschichte, in: Ehlich, Konrad (Hrsg.), *Erzählen im Alltag*. Frankfurt/Main.
 - (1980b): Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen.
- Ryave, Alan L. (1978): On the achievement of a series of stories. In: Schenkein, Jim (ed.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*. New York etc., S. 113-132.
- Sacks, Harvey (1971a): Lectures, Oct. 8 - Dec. 3, 1971. Unveröff. Typoscript.

- Sacks, Harvey (1971b): Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen, in: Kjolseth, Rolf/Fritz Sack (Hrsg.), *Zur Soziologie der Sprache*, Sonderheft 15 der Kölner Zs. f. Soz. und Soz.psych, Opladen, 307-314.
- — (1972): On the Analyzability of Stories by Children, in: Gumperz, John J./ Dell Hymes (eds.), *Directions in Sociolinguistics*, New York etc., S. 325-345.
- Wald, Benji (1978): Zur Einheitlichkeit und Einleitung von Diskurseinheiten, in: Quasthoff, Uta (Hrsg.), *Sprachstruktur — Sozialstruktur. Zur linguistischen Theorienbildung*, Kronberg/Ts., S. 128-149.

Das Dialogische in Alltagssprache und Literatur*

1. Problemkontext

Auf einem Kongreß von Linguisten als Literaturwissenschaftler sprechen, heißt, eine Außenseiterrolle einnehmen. Dies gilt in doppelter Hinsicht. Trotz der "pragmatischen Wende" hat die deutsche Linguistik immer noch eine Enge, die die Verbindung zu einer Literaturwissenschaft als semiotischer Kulturwissenschaft schwer macht. Es fehlen in unserem Kontext Nachbardisziplinen, die ebenfalls umfassend – wenn auch aus anderem Blickwinkel – auf Kultur gerichtet sind; Ethnologie und Anthropologie beispielsweise. Auch hat die heillose, zur Alternative stilisierte Gegenübersetzung von "Geschichte oder System" umfassend kulturwissenschaftliche Fragen unterbunden ... und dies seit nunmehr vielen Jahrzehnten. Gleichzeitig wird die "monologisch" ausgerichtete Linguistik, die eine bestimmte Weise der Sprachbetrachtung seit Augustinus fortführt, von der Literaturwissenschaft wie von anderen Humanwissenschaften als vorbildliche oder doch zumindest typische Disziplin angesehen. Der semiotisch interessierte Literaturwissenschaftler muß auf Nebenlinien der Linguistik zurückgreifen, die es ihm dann ermöglichen, die gemeinsamen Grundlagen aller Formen der Sprachwirklichkeit im alltäglichen Gebrauch zu finden: als primär dialogisch, polyfunktional, offen, in stets neuer Semiose. Diese Tradition kann sich u.a. auf Hamann, W. von Humboldt, L. Spitzer und vor allem Bachtin/Vološinov berufen.¹

Eines der Gebiete, wo diese Gemeinsamkeit in den letzten Jahrzehnten von verschiedenen Seiten in zunehmend wechselseitiger Befruchtung aufgedeckt wurde, ist das Erzählen. In der Nachfolge von Labov wird in amerikanischen, von der Ethnomethodologie beeinflussten Arbeiten der Reichtum alltäglichen Erzählens sichtbar (Eisner, Jefferson, Linde, Polanyi, Sacks u.a.) – in der Literaturwissenschaft sind es vor allem die Arbeiten von F. Nies, die mit den "Genres mineurs" die Fülle der Erzählkultur im Übergang von Gebrauchstexten in der Konversation und von massenhaft verbreiteter "leichter" Literatur zu den "hohen" narrativen Formen aufzeigt. Von beiden Seiten wird der qualitative Sprung als unsinnig entlarvt, der insbesondere von literaturhistorischer Seite zwischen alltäglichem Erzählen und der Literatur vorausgesetzt wird.²

Unter den gemeinsamen Grundlagen erscheint wichtig, daß sich das Erzählen als dialogische Kommunikationsform par excellence erweist (dieser These soll hier weiter nachgegangen werden), daß auch das all-

tägliche Erzählen eine ungemein komplexe Angelegenheit ist, zu dessen Meisterung mehr als nur die Fähigkeit zur Isolation von Geschichten aus dem Chaos der Geschehnisse nötig ist (eine Tatsache, die die literarische Narrativik berücksichtigen muß), daß schließlich das Erzählen ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Mittel zur (Re-) Konstruktion der sozialen, individuellen geschichtlichen ... Wirklichkeit ist.³ Das Erzählen ist u.a. deshalb zentral, weil es schon in den alltäglichen Situationen des Gesprächs die Voraussetzungen der Situation in den Text integrieren muß, damit das "Recht zur Rede" über längere Zeit aufrecht erhalten bleiben kann: je weniger sich der Erzähler unterbrechen lassen will, desto mehr muß er in der Erzählung von dem integrieren, was sonst im Hinundher des Gesprächs realisiert wird. Dies führt unmittelbar zu der Gattungsform, die schon immer den Charakter der mündlichen Form des erzählenden Gesprächs betont hat, dem Roman. Er zeigt, daß gerade Literatur des Höhenkamms mehr "dialogisch" angelegt sein kann (von den Romanen Cervantes', Rabelais', der deutschen Romantiker und des französischen, deutschen und vor allem russischen Realismus bis zu manchem Roman der Gegenwart) oder tendenziell monologisch (etwa bestimmte Epochen wie das französische 17. Jahrhundert oder Gattungsformen wie — in der herrschenden Tradition — Drama und Lyrik).

Um Mißverständnisse zu reduzieren, sei folgendes unterschieden:

1. Es gibt Formen der Rede, die zwischen mehreren, mindestens zweien, stattfinden und die man unter "Gespräch" zusammenfassen kann. Hierbei ist oftmals unwichtig, wieviele Teilnehmer gegeben sind (Unterhaltung, Plauderei, Kaffeeklatsch etc.). In einigen Formen ist mit der Bezeichnung festgelegt, ob es sich um zwei Teilnehmer (Wortwechsel, Liebesgeflüster, Schwatz etc.) oder um viele handelt (Palaver, Debatte, "round-table-Gespräch" etc.). "Dialog" nennen wir mit der Antike ("sokratischer Dialog") eine bestimmte Form des Zwiegesprächs. Ich möchte den Begriff nicht zum Oberbegriff ausweiten. Ebenso wie manche Formen des Zwiegesprächs (Meinungsaustausch, Aussprache, Besprechung, Beratung etc.) zur Ausweitung in den "Polylog" tendieren, so gibt es umgekehrt die Tendenz der Reduktion auf den Einen, der mehr oder weniger alle Aktivitäten im "Monolog" an sich nimmt (Vortrag, Vorlesung, Aufruf etc.). 2. Unter allen Zwiegesprächen realisiert der Dialog bestimmte, weiter unten genauer zu bestimmende Bedingungen und Möglichkeiten mehr als andere. Wir sprechen dann vom "Dialogischen" (oder vom "dialogischen Prinzip"), wobei wir offenlassen, ob sich dieses Dialogische in einem Zwiegespräch oder in anderen Rede- oder Kommunikationsformen verwirklicht. Ebenso kann vom "Monologischen" oder vom "Polylogischen" dann gesprochen werden, wenn bestimmte, genauer herauszuarbeitende Prinzipien, gleichgültig in wel-

cher semiotischen Form, realisiert werden. 3. Der Begriff "Kommunikation" umfaßt alle diese Formen und mehr. Im weiteren Sinne kann man als Kommunikation "jede erkennbare, bewußte oder unbewußte, gerichtete oder nicht-gerichtete Verhaltensänderung bezeichnen, mittels derer ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmungen, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich oder unabsichtlich beeinflußt" (Spitz 1957, 12). Kommunikation im engeren Sinne setzt Intentionalität (auch unbewußte) voraus, Gebrauch von mehr oder weniger entwickelten Zeichensystemen, Verarbeitungsmöglichkeit durch Gedächtnis u.ä., vor allem aber Freiheit der (Re-) Aktion (Einbeziehung von erinnernten, vorgestellten, vorweggenommenen Vorstellungswelten, Möglichkeit der zeitlichen und räumlichen Verschiebung, Erweiterung des Kollektivs in seine historische Dimension ...). Auch Kommunikation i.e.S. darf nicht auf sprachliche Interaktionen limitiert werden. Die sprachlichen Mittel können ersetzt oder ergänzt werden durch gestuelle, wie einen Kuß, durch proxemische, wie das plötzliche, ganz nahe Herangehen an den anderen, durch Zeichenmittel der Kleidung, der Musik, der Schriftform oder Malerei etc.⁴

Entsprechend diesen Unterscheidungen kann man von dialogischen Gesten reden, ohne den Begriff metaphorisch zu gebrauchen: die Prinzipien des sprachlichen Dialogs können in anderen Zeichensystemen realisiert werden. Die Sprache ist deshalb unter allen Zeichensystemen ausgezeichnet, weil *ü b e r* sie andere Zeichensysteme realisiert werden können. Mit Worten kann man eine bunte Festtafel mit vielen zeichenhaften Handlungen und Dingen evozieren, die in dialogische Relation auch dann treten können, wenn oberflächlich (d.h. allein im Hinblick auf das Sprachliche) besehen, eine eher monologische Beschreibung vorzuliegen scheint ... so wie die Möglichkeiten des Wegblickens in manchen Kulturen die intensivsten Mittel dialogischer Kontaktaufnahme sind. Phylo- und ontogenetische Beobachtungen zeigen, daß das Dialogische dem Dialog vorausgeht und nicht nur mit "der Kunst des Gesprächs", sondern über es hinaus in komplexeren kulturellen Formen zur Entfaltung kommt. Die komplexeste Form dieser Entfaltung des Dialogischen ist die Romanliteratur mancher Epochen.⁵

2. Die Konstituenten des Dialogs

Seit Mukařovský gelten drei Merkmalbündel als unabdingbare Voraussetzungen des Zwiegesprächs:

1. Alternieren der Sprecher- und Hörerrolle, wobei es nicht nur um die technische Übernahme des Wortes geht, sondern um die Entfaltung der "Polarität zwischen 'Ich' und 'Du'", und zwar so, daß "die gegenseitige Beziehung der Gesprächsteilnehmer als Spannung empfunden wird"; sie ist an keine der beiden sprechenden Personen gebunden, sondern besteht wirklich "zwischen" ihnen. Diese "Stimmigkeit" verleiht dem Dialog eine "gesamtheitliche emotionelle Färbung." (1967, S. 108 ff.).

2. In die Beziehung geht die gegebene Kommunikationssituation ein, sei es, daß sie thematisiert wird, sei es, daß sie indirekt und als Voraussetzung den Gang des Gesprächs mitprägt.

3. "Im Unterschied zur monologischen Äußerung, die einen einzigen und zusammenhängenden Kontext hat, gibt es in der dialogischen Äußerung ein Sich-Durchdringen und Sich-Lösen von mehrerlei, wenigstens zweierlei Kontexten" ... bei thematischer Gemeinsamkeit. Die semantischen "Richtungsänderungen", die durch die Gesprächspartner (ihr Interesse, ihr Wissen, ihre "Geschichte" etc.) bedingt sind, können sehr "scharf" sein: Es können sehr verschiedene "Weltsichten" zusammenprallen.⁶

Die beiden ersten Konstituentenbündel schlagen sich sprachlich in der Deixis nieder. Diese kann mehr oder weniger genutzt werden. Das dritte Bündel betrifft alle sprachlichen Ebenen (vom lautlichen bis zu semantischen Komplexen). Auch hier kann mehr oder weniger "Spannung" positiv entfaltet werden, so daß insgesamt von einer zu entwickelnden "Kultur des Gesprächs" auszugehen ist. Die Bemerkungen Mukařovskys deuten bereits die Richtung auf das dialogische Prinzip an: Innerhalb der drei Konstituentenbündel und zwischen ihnen können nämlich mehr oder weniger reiche, bedeutsame Möglichkeiten entfaltet werden. Ein Gespräch kann entsprechend reicher oder ärmer sein, wobei die relative Dominanz nicht ein für allemal festgelegt ist: ein Gespräch kann dominant die Beziehung zwischen den Partnern oder die Einbeziehung einer immer mehr ausgeweiteten Kommunikationssituation oder die Vermittlung von "Welt" entfalten.

Im Unterschied zu Gespräch allgemein oder den anderen Arten des Zwiegesprächs hat auch die alltägliche Verwendung von "Dialog" diese Offenheit und diesen dynamischen Charakter in und zwischen den Konstituentenbündeln impliziert: in der Palestinafrage kommt es dann zum Dialog, wenn die Beziehungen zwischen den Parteien nicht mehr starr festliegen, die Kommunikationssituation nicht mehr durch die "Festschreibung" eines bestimmten Status limitiert und eine Konfrontation der "Ansichten" auf der Grundlage einer zumindest minimalen Verständnisbereitschaft gegeben ist. Dies ist entscheidend. Das Dialogische *w i r d*, es ist nicht ein für allemal gegeben. Daher ist zu den drei Bündeln festzustellen: ad 1, daß

es nicht einfach um ein Alternieren mit entsprechenden Regeln des "Verkehrs" geht, sondern um die Entwicklung der Beziehung. Natürlich ist die Annahme einer Beziehung Voraussetzung, dann jedoch ist entscheidend, daß Entwicklungsmöglichkeiten genutzt werden. Das Dialogische bezieht sich auf diese Möglichkeiten, die in der Alltagssprache mit "Näherkommen" oder "Versinken im Gespräch" umschrieben werden. Ad 2 ist mit Bühler zu zeigen, daß die Kommunikationssituation nicht nur irgendein n-Tupel betrifft, sondern über das Hic-et-nunc hinausgreift in immer weitere Räume und Zeiten, wobei das Gedächtnis und die Phantasie mehr oder weniger einbezogen werden. Für das Dialogische sind die typischen, dynamischen Entwicklungen der deiktischen Möglichkeiten wichtig, insbesondere die Verweisformen auf das schon in der "Geschichte" des jeweiligen Gesprächs Erstellte. Ad 3 schließlich läßt sich feststellen, daß die Entfaltung der Evaluations- und Referenzbereiche gerade durch das Maß der fruchtbar gemachten Verschiedenheit an Wert gewinnt. Im Rahmen vom Erzählen ist daher das Neue, das Unerhörte, Andere, Überraschende für bestimmte Gattungsformen bestimmend gewesen.

Zu diesen drei Konstituentenbündeln muß meines Erachtens ein v i e r t e s hinzugefügt werden, das mit den anderen verknüpft und dennoch selbständig ist: die Entfaltung, Einbeziehung und Durchdringung zweier Wort-Sprachen und der mit ihnen realisierten Zeichensysteme. Ich bezeichne dies alles als "Sprache" im weitesten Sinne (also unter Einschluß aller Zeichensysteme) und setze bei diesem Gebrauch das Wort in Anführungsstriche. Verschiedene Kontexte der "Weltsichten" realisieren sich mit und in jeweiligen "Sprachen"; die Kommunikationssituation wird entlastet, wenn in ihrem Verlauf für die jeweiligen Bedürfnisse eine spezifische "Sprach"-nutzung oder – im Extrem – eine spezifische "Sprache" entwickelt wird (z.B. In-group-Sprachen); die Beziehung manifestiert sich gerade in dem Maß, in dem die verschiedenen Partner bereit sind, die fremde "Sprache" zu lernen, ohne deshalb die eigene aufzugeben!

Ein Gespräch realisiert demnach mehr oder weniger an Dialogischem. Es ist auffällig, wie im sokratischen Dialog das Lernen und Erkennen alle vier Konstituentenbereiche umfaßt. Das Dialogische besteht im Z w i s c h e n der Partner, in der Ausdehnung der Situation, in der Interaktion der "Weltsichten" und in der Entfaltung der Semiosemöglichkeiten. Der konkrete Dialog hat Ergebnisse: Man ist Freund geworden; man hat eine Kommunikationssituation zu nutzen oder zu schaffen gewußt; man hat die jeweiligen Standpunkte verstanden, akzeptiert, angenähert; ein Stück "Welt" ist sichtbar geworden man hat seine Sprach- und Kommunikationsmöglichkeiten erweitert. Das Dialogische bezeichnet die zugrundeliegende "Energeia" im Sinne Humboldts.

Diese Sicht steht gegen eine hermeneutische Tradition, die sich zumindest bis auf Schleiermacher zurückverfolgen läßt. Dort wird der Dialog als eine "Geschichte" gesehen, in der am Anfang der Streit und am Ende die Übereinkunft stehen. Es geht dabei um die "Herausarbeitung des gemeinsam Gemeinten", das "gemeinsame Wissensollen" des "Sinns". Das Gespräch als "wechselseitige Anregung der Gedankenerzeugung" wird hier abgewertet, weil es ja eher Sinnvielfalt erzeugt. Es scheint so zu sein, daß auch hier ein eher statisches Modell vorliegt, in dem die Beziehung festgelegt, die Kommunikationssituation begrenzt, der "Sinn" vorgegeben (wenn auch noch nicht erreicht) und die Sprache festgelegt ist.

3. Gibt es Dialog mit Literatur?

Textuelle und insbesondere literarische Kommunikation ist erst einmal alles andere als ein Dialog. Zwar schreibt ein Autor für Leser, die jeweils als Einzelne den Text lesen müssen, doch gibt es weder ein Alternieren der Rollen noch eine gemeinsame Kommunikationssituation, deshalb auch keine echte Konfrontation von "Weltsichten" und schon gar kein gemeinsames Entfalten von Sprachen und Zeichensystemen. Dieser herrschende Standpunkt hat seine Berechtigung.

Es gibt jedoch Argumente dafür, auch in der literarischen Kommunikation manches als Dialog im wörtlichen Sinne anzusehen. Zuerst einmal steht ja nicht ein für allemal fest, daß der Raum eng, die Zeit kurz und der Rollentausch rasch vollzogen werden müssen, damit man von Dialog sprechen kann. Im Gegenteil: Wenn auch z.B. Telefon und Fernschreiber Raum und Zeit überbrückbar gemacht haben, niemand würde dennoch behaupten, daß unsere Gespräche am Telefon eher Dialog sind als die langen Briefe, die man insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert auszutauschen pflegte. Wenn Alexander von Humboldt auf dem Weg zur Orinokoquelle an seinen Bruder schrieb, dann war ihm relativ gleichgültig, wann diesen der Brief erreichte ... Hauptsache war, daß eines der drei Exemplare ankam und Antwort fand.

Verfolgt man die Korrespondenz großer Autoren, so sieht man, daß sie oft die Briefform nutzen, auch wenn der Partner aufzusuchen gewesen wäre, und weiter, daß eine Raum-Zeit-Trennung die Intensität noch zu steigern vermag und deshalb künstlich hergestellt wird ... dies stellen Autoren wie Goethe, Flaubert oder Thomas Mann des öfteren fest.

Ähnlich ist es mit dem Zeitfaktor während des Dialogs. Seit Sokrates weiß man, daß es nur physische Grenzen des Dialogs gibt. Es ist ebenso bekannt, daß eine Unterbrechung — die auch als solche empfunden wird —

die Intensität des Dialogs steigern kann. Man hat über das Gespräch nachgedacht oder kann schwierige Passagen auf eine erinnerbare Formulierung bringen, hat zwischenzeitlich Lösungen gefunden oder das in Sprache zu überführen gelernt, was vorher nur ein das Gespräch begleitendes Gefühl war.

Vor allem stellt sich die Frage nach den *S u b j e k t e n* der Zwierede. Man geht normalerweise davon aus, daß nur das konkrete Individuum "hic et nunc" ein Dialogpartner sein kann. Um dies zu problematisieren, ein Exkurs zu Selbst- und Chorgespräch. Im *S e l b s t g e s p r ä c h* geht es um ein Dialogisieren in einem einzigen Individuum, das sich in zwei oder mehr Redesubjekte spaltet, die verschiedene Rollen, Sprachen, Situationen und Weltansichten haben. In der Literatur kennen wir dies beispielsweise aus dem mittelalterlichen "Streit des Leibes mit der Seele" und anderen Soliloquien oder aus vielen Formen lyrischer Dichtung, in denen ein Selbstgespräch vollzogen wird. Wir wissen, daß das Denken in der Philosophie, die Gewissenserforschung und andere Formen als innerer Dialog interpretiert worden sind. Ebenso die Studien zum *i n n e r e n M o n o l o g* seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts, der nicht als Monolog beschrieben wird, sondern als Dialog in der gespaltenen Person. Ähnliches in der psychoanalytischen Literatur seit Freud.

Die Hinweise auf die verschiedenen Formen des Selbstgesprächs zeigen, daß es eigentlich unmöglich ist, sinnvoll gebrauchte Sprache nicht als Dialog zu sehen. Da auf diese Weise jedoch "Dialog" gleichgesetzt erscheint mit "erfolgreicher sprachlicher Kommunikation", sei darauf verwiesen, daß Aussagen wie "mehr Dialog", "wenig Dialog" und "eher Monolog" nur sinnvoll sind im Hinblick auf eine klar definierte Kommunikationssituation. Im Hinblick auf das Gespräch mit einem konkreten Gegenüber ist das "laute Denken" des Einen oft ein Monolog; im Hinblick auf die innerlich realisierte Situation kann es aber ein Dialog sein. Im Hinblick auf den einmaligen Akt der Publikation kann ein Pamphlet Monolog sein; betrachten wir aber den Austausch einer Menge solcher und anderer Reden oder Texte zwischen den zwei Streitenden, dann erscheint dies in seiner Makrostruktur vielleicht als Dialog. Der Dichter, der alleine schreibt, sein Werk einschließt und erst zur Publikation nach seinem Tod freigibt, kann dieses auf umfassender Ebene dennoch als Teil eines intensiven Dialogs angelegt haben. Der Text kann ganz unmetaphorisch Antwort auf eine Herausforderung eines Einzelnen, einer Gruppe, eine Äußerung des kollektiven Bewußtseins sein und ganz unmittelbar verbale Gegenreden oder Handlungen (wie Selbstmord, Rückzug oder Engagement) hervorrufen. Ob wir etwas als "Dialog" oder "Monolog" bezeichnen, hängt davon ab, wie groß wir die Einheit des Raumes, der

Zeit, der Weltsicht, des Subjektes und der "Sprachen" setzen. Dies ist eine Entscheidung, die sich nicht automatisch ergibt, sondern vom Standpunkt des Betrachters abhängt, der verschieden begründet werden kann. - Nichts anderes geschieht übrigens in den "inneren Gesprächen", wo das Ich seine möglichen Redeweisen konfrontieren kann, die es aus verschiedenen eigenen Kontexten, Rollen, Situationen etc. gewinnt: der leicht anarchistische, dialektsprechende, geschwätzige Witzbold des Stammtischs kann sich gezwungen sehen, sich selbst als dem arbeitsamen, angepaßten, hochsprachlich versierten Tugendbold der "normalen" Tageszeit Rede und Antwort zu stehen.

Soweit die Möglichkeit der Auflösung dessen, was von einem (sinnvollen) Standpunkt aus als Monolog erscheint, in einen Dialog oder Polylog. Ebenso ist das Umgekehrte denkbar: ein Dialog erweist sich als Monolog. Als Beispiel diene das *Chorgespräch*, das Kainz "Kollektivmonolog" genannt hat. Es ist beschreibbar durch Fehlen der vier Konstituentenbündel des Dialogs: die Sprachen, Stile, benutzten Zeichensysteme sind identisch (4), die "Welt" oder das referentiell Evozierbare ist gemeinsam (3), die Kommunikationssituation ist irrelevant (2), alternierend wird nur geredet, die Luft bewegt (1). Dieses "Gespräch" ist ganz offenbar ein Monolog mit verteilten Rollen. Jeder einzelne Sprecher könnte auch das Ganze sagen, keiner steht in irgendeinem Spannungsverhältnis zum Kontext oder den anderen. Es ist die Situation, in der gleichsam aus vielen Personen ein Subjekt geworden ist. Wir kennen diese Situation aus universitären Gremien, aus homogen politischen, religiösen oder wissenschaftlichen Gruppen ...

Schließlich könnte man mit Bachtin und Lotman den *Text* begriff genauer betrachten.⁸ Es liegt ja nicht ein für allemal fest, was eine Rede ist, die eine Gegenrede bekommt. Manchen ist nur der rasche Wortwechsel ein Dialog, andere akzeptieren, daß längere Diskurstypen gleicher oder verschiedener Art alternieren können: Der eine ergeht sich beispielsweise in Beschreibungen, und der andere formuliert die Quintessenz. Wo aber ist die Grenze? Ist eine öffentlich und schriftlich über eine Zeitung geführte Kontroverse kein Dialog mehr? Ein Autor wie Balzac schreibt das Portrait eines Angestellten, publiziert es und bekommt eine so positive Reaktion, daß er es in eine Novelle integriert, und nach deren Erfolg (beispielsweise durch das Lob einer geliebten Dame) nimmt er die Novelle in einen Roman auf, dieser wird Teil der *Comédie Humaine*..., und alle diese Publikationen sind begleitet von Briefen, Gesprächen, Rezensionen, Polemiken, vielleicht sogar Prozessen etc., die Balzac wiederum anregen. Der französische Realismus wird als Ganzes von der russischen oder der

lateinamerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts rezipiert. Wo also ist die Grenze der Texteinheit, mit der dialogisch ausgetauscht werden kann?

Fassen wir zusammen. Unter den ca. fünfzig Bezeichnungen, die es im Deutschen für Arten des Gesprächs gibt und die Redeform, -funktion, -situation und -wert berücksichtigen, wurden Polylog – Dialog – Monolog herausgehoben. Statt sie jedoch nur auf das Kriterium der Zahl der aktiv Beteiligten festzulegen (1), haben wir sie in einem ersten Schritt noch um andere Konstituentenbündel erweitert: das Wo/Wann (2), das Was (3) und das Womit (4). Der Dialog erscheint so als die Ur- und Normalform, von der sich Monolog durch ein Weniger und Polylog durch ein Mehr in allen vier Bereichen auszeichnen. In einem zweiten Schritt haben wir festgestellt, daß die Zahl und das Wer nicht an die Person und die Situation nicht an das "hic et nunc" gebunden sein müssen. Das Was und das Womit haben wir wohlweislich ausgelassen, obwohl hier analog argumentiert werden kann (ideologische Vielfalt und Entfaltung der "Sprache" als Polysystem⁹). Statt dessen wurde angedeutet, daß auch die Einheit der Rede bzw. des Textes eine relative Größe ist. Wir wollen im Moment auf diesem Weg nicht weitergehen. Er läuft auf eine Konzeption hinaus, in der es eine Staffelung gibt zwischen:

1. innerer Dialog / Monolog / Polylog
2. Dialog / Monolog / Polylog von Angesicht zu Angesicht
3. dasselbe im Rahmen von raum-zeitlich größeren Einheiten und Gemeinschaften (z.B. der "Dialog in der Zeitschrift 'Die Wandlung'"),
4. dasselbe auf verschiedenen, umfassenden Ebenen,
5. dasselbe schließlich zwischen Kulturen (z.B. der "Monolog kultur-imperialistischer Nationen gegenüber der Dritten Welt").

Definiert man jeweils den R a h m e n der vier Konstituentenbündel, ist die Gefahr eines verfänglich metaphorischen Gebrauchs der Begriffe gebannt. Diese Konzeption steht gegen zwei Richtungen: einmal gegen die aus der Linguistik und Stilistik kommende Sicht, die entsprechend der erwähnten alten europäischen Tradition ihren Ausgangspunkt im Monolog nimmt. Sodann gegen die neue, insbesondere im französischen Sprachraum gegebene Tendenz, den kulturellen Polylog an den Anfang zu stellen und alle anderen Formen nur als Manifestationen in verschiedenen Variationen, Brechungen, Kombinationen zu interpretieren, wobei jeder Text nur kraft seines Anteils am Polylog (Intertextualität) realisiert werden kann.¹⁰ Tendiert die erste Richtung dazu, Kode/ Zeichensysteme jenseits des englinguistischen Rahmens zu leugnen, gibt es bei der zweiten eine eigenartige Vermischung von Kode/Zeichensystemen und dem "allgemeinen Text" der Kultur.

4. Dialogisches in der Realisation eines Erzähltextes

Auch wenn ein Text auf übergeordneter dritter Ebene als Ganzes Teil eines Dialoges sein kann – den ich als Kritiker, als Lehrer, als Frager gegenüber dem Dichter bei einer Lesung wirklich von Angesicht zu Angesicht führe –, muß für die untergeordnete zweite Ebene der Lektüre zugegeben werden, daß es hier *so* keinen Dialog gibt. Dennoch haben viele Leser den Eindruck, sie seien während der Lektüre in einem mehr oder weniger intimen Gespräch mit dem "Autor" oder mit dem Erzähler oder mit Personen des Textes. Zeugnisse zu diesem Eindruck sind in Beobachtungen der Literatur seit der Renaissance zu finden. Sie sind in der Gegenwart nicht weniger geworden. Wie kommt es zu diesem Eindruck? Die nachfolgenden Ausführungen seien zu einer These zusammengefaßt: Literatur und insbesondere der Roman können dazu geeignet sein, einen intensiven *i n t r a* personalen Dialog oder Polylog zur Entfaltung zu bringen, und uns somit die Erfahrung eines intensiven Gespräches, ja eines wirklichen Erlebens zu ermöglichen. Die Formen der Identifizierung, die u.a. H.R. Jauss aufgezeigt hat, sind davon nur eines der komplexen Verfahren.¹¹

Auch hier kann nur die Richtung der Argumentation entfaltet werden. Schon für jedes alltägliche Gespräch gilt: Je länger der Text, je größer der Kommunikationsraum, je größer die Zeitspanne zwischen Rezeption und Reaktion und je verschiedener die "Sprachen" der Beteiligten, desto mehr muß der Sprecher in seinen Text Vor- und Nachrede seines Gegenübers einbeziehen, der vorläufig nicht zu Wort kommt. Bachtin (Vološinov 1930, S. 175 f.) stellt fest:

Der Absatz ist gleichsam *ein abgeschwächter und ins Innere einer monologischen Äußerung eingegangener Dialog*. Die Orientierung auf den Hörer oder Leser und die Berücksichtigung seiner möglichen Reaktionen liegen dem Zerfall der Rede in Teile zugrunde, die in der schriftlichen Form als Absätze bezeichnet werden. Je schwächer die Orientierung auf den Hörer und die Berücksichtigung seiner möglichen Reaktionen, um so ungegliederter in Absätze wird unsere Rede sein. Die klassischen Typen der Absätze sind: die Frage-Antwort (wenn die Frage vom Autor gestellt und auch von ihm beantwortet wird); Ergänzungen; Vorwegnahmen möglicher Einwände; die Offenlegung von widersprüchlichen und ungereimt erscheinenden Stellen in der eigenen Rede usw. . Sehr verbreitet ist der Fall, daß man seine eigene Rede oder einen Teil davon (z.B. den vorangegangenen Absatz) zum Gegenstand der Beurteilung macht.

Diese Tendenz der schriftlichen Kommunikation hat die (Erzähl-) Literatur weiterentwickelt. Bachtin geht davon aus, daß sich der Autor bspw. selbst die Frage beantwortet. Der erste Schritt darüber hinaus ist das Vermeiden dieser Antwort (oder der der sonstigen Gegenrede), wobei aller-

dings der Leser diesen Redeteil verwirklichen muß, wenn er weiterhin verstehen will. Er realisiert also nicht nur das manifeste Zeichenangebot, sondern einen unausgeführten Nebentext. Ein Szenenanfang von A. Frère kann das illustrieren¹²:

- Fräulein Stewardesse! ... Fräulein Stewardesse, könnten Sie bitte ... Unmöglich, die zu erwischen. Ach, Steward! ...
- Steward, can you tell me where I shall find my luggage?
- I say: can you tell me ...
- You do not understand me? Mein Gott, mein Englisch ist doch korrekt, oder?
- Ach Sie sind Deutscher? Wie angenehm. Also: Wo werde ich mein Gepäck wiederfinden?
- Und wo ist das, der Zoll?
- Mein Gott nochmal, was ist das alles kompliziert ...
- Ach, Fräulein Stewardesse..., Ne, das ist sie nicht.
- Auf Wiedersehn, Frau Mrs. Anderson.
- Ja, ich seh Sie in Minneapolis.

Man versteht den Text, denn man nutzt blitzschnell das Angebot und rekonstruiert den ausgelassenen und dann vorausgesetzten Text. Hierbei ist im Moment gleichgültig, wie vollständig diese Rekonstruktion ist – auf jeden Fall ersetzt der Leser den fehlenden Anderen. Die Inkohärenz des Textes ist Voraussetzung für die Rollenübernahme, wobei der Inhalt der fremden Person, ihre Sprache und auch ihr Verhalten eingesetzt werden. A. Frère nutzt die Redundanzen in der Zusammenarbeit des alltäglichen Gesprächs. Wie dort Sprecherreaktionen provoziert werden, die den Fortgang steuern durch verschiedene semiotische Handlungen (Anzeigen von Verstehen, Zustimmung, Ergänzungsnotwendigkeit, Versicherung, Ermutigung etc.), so auch hier, wobei die Pausen, Unsicherheiten etc. Signale zur Eigenleistung des Lesers sind (vgl. den Beitrag von W. Kallmeyer in diesem Band). Es gibt also im Rezipienten ein wirkliches Alternieren der Rede. In ihm entfaltet sich eine Situation. Der Autor muß davon ausgehen, daß es keinen Dialog von Angesicht zu Angesicht mit seinem Leser gibt. Er nutzt aber diese Situation aus, um auf der untergeordneten Ebene im Leser kompensatorisch die Möglichkeiten des Dialogischen zu entfalten. Bühler bemerkt zur eigenmächtigen Mit-Konstruktion der Rede: "Ist das Selbstdenken des Hörers in Gang gebracht, dann lockert eine sprachtechnisch vollendete Rede die Zügel und setzt nur noch sparsam Impulse" (1934, S. 172). Dialogisch wird die Zusammenarbeit dann, wenn die tatsächlich eingebrachte Rede des Lesers im Text wiederum aufgenommen und zu weiteren Impulsen verarbeitet wird. Der Einwand, daß dies ja der Autor vorbedacht hat, ist nicht stichhaltig, denn im Alltagsgespräch ebenso wie im platonischen Dialog des Sokrates weiß einer ja auch oft besser, wohin der Weg führen soll...

Die Möglichkeit des Einbringens eines nachweis- und kontrollierbaren, mehr oder weniger umfangreichen Redebeitrages des nur scheinbar passiven Hörers hat viele Formen –ein großes Forschungsgebiet der Text- und Literaturtheorie. So können im Text Fragen gestellt, Probleme aufgeworfen, Indizien angeboten, Sichten suggeriert werden ... worauf wir mehr oder weniger durch Eigenleistung reagieren. Es ist bekannt, wie diese Reaktionen nun selbst wieder verwendet werden: der Autor kann uns an der Nase herumführen, er kann uns verlachen, überraschen, entlarven etc. Dieser allgemeinen Möglichkeit sei hier nicht weiter nachgegangen, sondern gefragt: Gibt es einen Grund, warum gerade literarische Texte mehr zu dieser grundlegenden Form des Dialogs und Polylogs auf der untersten, intrapersonalen Ebene geeignet sind als alle anderen Text- und Redeformen? Für die Bejahung gibt es zwei Gründe. Der erste ergibt sich aus der alten, von den Prager Strukturalisten (Mukařovský, Jakobson u.a.) entwickelten These, daß die ästhetische bzw. *p o e t i s c h e F u n k t i o n* auf der Rückwendung der Rede auf sich selbst beruht. Diese bringt nach Jakobson (1960) eine Aufsplitterung der Konstituenten mit sich:

Mehrdeutigkeit ist eine unabdingbare, unveräußerliche Folge jeder in sich selbst zentrierten Mitteilung, kurz eine Grundeigenschaft der Dichtung (...). Nicht nur die sprachliche Botschaft selbst, auch Sender und Empfänger werden mehrdeutig. Neben Autor und Leser gibt es ein 'Ich' des lyrischen Helden oder des fiktiven Erzählers und das 'Du' oder 'Ihr' des angesprochenen Empfängers dramatischer Monologe, Fürbitten und Episteln (...). Jede poetische Mitteilung ist eigentlich zitierte Rede mit all den eigentümlichen und verwickelten Problemen, welche die 'Rede innerhalb der Rede' dem Linguisten auferlegt. Der Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen löscht den Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn mehrdeutig. Die doppeldeutige Botschaft findet ihre Entsprechung in einem geteilten Sender, einem geteilten Empfänger und weiter in einer geteilten Referenz (S. 110 f.).

Man kann ebenso ergänzen: des oder der verdoppelten Kode, der Kommunikationssituation etc. Diese vielfältigen *A u f s p l i t t e r u n g e n* können verschiedene Folgen haben: 1. Sie können dazu genutzt werden, um den Leser in dieses Kommunikationsgeschehen hineinzuziehen, um die Ebenen, die wir oben zu scheiden versuchten, konsequent zu vermischen, um den "Ort" seiner Beteiligung über den fiktiven Raum auszuweiten. Diese Möglichkeit wird seit Cervantes' "Don Quijote" systematisch genutzt und ausgeweitet, wo ein Redaktor und Kommentator den Text einer vielleicht nicht ganz authentischen Übersetzung der Vorlage eines eventuell lügnerischen "Mohren" wiedergibt. So verfährt auch Thomas Bernhard, wenn er in "Gehen" durch einen Herrn Öhler einem Erzähler von den Reden Mitteilung macht, die ihm der Psychiater Scherrer von den Reden des gemeinsamen und verrückterklärten Bekann-

ten Karrer mitteilt... Dasselbe gilt für das Spiel mit den "möglichen Welten" der Referenz und für die Nutzung der eigentlichen oder übertragenen, der ironischen oder akzentuierend stilisierenden Sprache etc. Der Leser muß sich mehr auf verschiedenen Ebenen und – der Möglichkeit nach – durch verschiedene Formen der Mitarbeit beteiligen, die vom Text selbst wieder genutzt werden können. So entfaltet der Autor in ihm das Hinundher, die Ausweitung der Kommunikationssituation, die alternativen Weltansichten und entwickelt mit ihm die "Sprachen" ...gerade weil äußerlich ein scheinbares Aufgehen im fremden Monolog akzeptiert wird. Die 2. Folge dieser Aufsplitterung ist, daß die möglichen dynamischen Wechselbeziehungen in und zwischen den Konstituenten ein Mehr an Kodifizierung zulassen. Ich habe dies an anderer Stelle (s. Anm. 1) ausführlich dargestellt und will später darauf kurz zurückkommen.

Die so ermöglichte größere Informationsdichte der Literatur (s. Lotman 1972, S. 42 u.ö.) erklärt, warum aus einem zweiten Grund die Möglichkeit des intrapersonalen Dialogs oder Polylog hier größer ist als bei allen anderen Textformen. Da sich die Linguistik dem wirklichen Dialog kaum zugewandt hat, sei ein in diesem Zusammenhang wichtiger Aspekt hervorgehoben. In der Diskussion dieser Vorlage wollte es einem Linguisten absolut nicht einleuchten, daß wir gerade im Alltag das Gespräch plurikodal führen. Er ließ den Kuß als mögliche Antwort auf eine verbale Frage nicht zu. Schließt man jedoch die parasprachlichen Kommunikationsmöglichkeiten (und alle anderen nutzbaren Zeichensysteme) aus, so werden viele Gespräche unmöglich: die reichen Repertoires der Prosodie, des Lächelns und Blickens, der Mimik überhaupt, des gestuellen Handelns, der proxemischen Zeichen des Zu-, Ab-, Wegwendens etc. sind integraler Bestandteil des Gesprächs und insbesondere des Dialogs. Ein Gesprächsteil bietet nicht nur die lineare Abfolge von sprachlichen Aussagen, die gleichzeitig mehrere Funktionen erfüllen, gleichzeitig auf mehreren Registern angelegt und gleichzeitig an verschiedene Gesprächsteilnehmer adressiert sein können, sondern mit den parasprachlichen und sonstigen zeichenhaft nutzbaren Handlungen, Gegenständen, Bedingungen des Raumes und der Zeit hat jeder Gesprächsteil die Möglichkeit einer mehr oder weniger großen *O r c h e s t r i e r u n g* der Mitteilung. Linearität ist wie Monofunktionalität eine künstliche Reduktion all der "Sprechmöglichkeiten", die untereinander die verschiedensten Beziehungen eingehen können (Addition, Widerspruch, Metasprache etc.). Die Simultaneität multikodaler Entfaltung im Gespräch betrifft vor allem das Miteinander der Partner. Während der eine vielfältig "spricht", ist der andere nicht "stumm", sondern er hat ihm nur die relative Dominanz gelassen: Nicken, Blicken, Ausdrücke der Spannung

und der Langeweile, Brummen und andere phatische Mittel, Einwürfe, Formulierungshilfen, Zwischenfragen oder Ergänzungen, gestuelle Aufforderungen, zur Sache zu kommen, sich kurz zu fassen, sich Zeit zu lassen u.ä.m. werden oftmals ebenso reich orchestriert angeboten wie das gleichzeitige "Sprechen" dessen, der das Wort hat. Diese gleichzeitigen Reaktionen werden vom jeweils dominant "Sprechenden" hoffnungs- oder angstvoll erwartet; er benötigt sie mehr oder weniger, und sie gehen als Erwartungen schon vorweg in die jeweilige Rede ein. Die Entfaltung und Konfrontation der Zeichensysteme, die wir im vierten Konstituentenbündel festgestellt haben, umfassen diesen Bereich. Wer gut "zuhören" kann, beflügelt des Anderen Rede, gerade weil er gleichzeitig schweigt und "spricht".

Genau diese Möglichkeit der gemeinsamen Orchestrierung des Gesprächs entfaltet intrapersonal die literarische Kommunikation mit Hilfe der auf der ästhetischen Funktion aufbauenden Verfahren. Schon das einfache Beispiel von A. Frère zeigt, daß die Rekonstruktion der ausgelassenen Texte der anderen Personen annähernd gleichzeitig mit der Rezeption der Rede des Passagiers geleistet wird. Damit wird die Simultaneität dessen, was im Kurzzeitgedächtnis gespeichert wird, wesentlich erhöht. Hatte die Poetik seit langem festgestellt, daß die Literatur auf verschiedenste Weise versucht, die Dichte, und die Dauer des im Kurzzeitgedächtnis simultan präsent Gehaltene zu erhöhen, so ist nun zu ergänzen, daß dies dialogischen Charakter haben kann. Was sich 'in nuce' im alltäglichen Gespräch an Orchestrierung nachweisen läßt, das wird insbesondere in der Erzählliteratur systematisch entfaltet.¹⁴

Überblickt man unter diesem Gesichtspunkt die Entwicklung des Romans seit den hellenistischen Anfängen (s. Bachtin 1978 insb. Teil 3), dann sieht man, daß diese Gattungsform von jeher das Spiel mit den Kommunikationsebenen betrieben hat. Übergehen wir mal die Tatsache, daß der "einsame Leser" ein Produkt neuzeitlicher Entwicklung ist, so können wir vereinfachend feststellen, daß es dem Roman darauf ankommt, den gesellschaftlichen Polylog der 3. bis n-ten Ebene intrapersonal zur Auf-führung zu bringen. Von Anfang an lassen sie die Verwirrspiele um die zentrale Ebene – den fehlenden Dialog von Autor und Leser von Angesicht zu Angesicht – feststellen. Anders als etwa die Lyrik (wenn es auch dort Ausnahmen gibt) kompliziert der Roman den Wechsel der Rede, vermischt die kodifizierten Situationen, konfrontiert verschiedene Welt-sichten, indem er mit Personen verschiedener nationaler, kultureller, sozialer etc. Zugehörigkeit die vielen "Sprachen" zur Aufführung bringt. Einem Einwand ist hierbei zuvorzukommen: Diese Aufführung an sich ist noch nicht dialogisch. Die Tatsache, daß der Rezipient alle Zeichen-

angebote realisieren muß, ist eine semiotische Trivialität. Erst wenn diese Realisierung zu einer Eigenproduktivität führt, die im Austausch zu dem Angebot steht, kann man von einem intrapersonalen Dialog sprechen. Einige Beispiele: Ein Brief geht verloren; der Leser stellt sich aus dem Kontext notwendigerweise den Inhalt vor; dies wird im weiteren Verlauf des Romans bestätigt (schwache Dialogizität), als typische Fehleinschätzung entlarvt, oder es wird gar vom Leser wiederholt eine Revidierung unter verschiedenen Gesichtspunkten verlangt (starke Dialogizität). Oder: Zwei und mehr Weltsichten werden so konfrontiert, daß der Leser mittels seiner eigenen Erfahrung eine Entscheidung trifft, deren Bestätigung ihm der Text solange versagt, bis er sie gebunden an relativen Konsens erkennt. Es geht also darum, daß der Rezipient nicht nur Zuschauer dessen ist, was in ihm zur Aufführung kommt, sondern als eine oder mehrere Personen mitspielt, -handelt, -spricht. Dasselbe gilt für das Drama, das nicht schon deshalb dialogisch ist, weil Dialoge die vorherrschende Darstellungsform sind.

5. Das Dialogische und die semiotische Intuition

Ein Dialog verwirklicht sich durch die Spannungen in und zwischen den vier Konstituentenbündeln. Das Dialogische nennen wir in Alltagsgespräch und Literatur jenes Prinzip, das den Dialog stets zu einem Mehr treibt:

1. nicht nur als Alternieren der Rede in mechanischer Abfolge, sondern die gemeinsame Entfaltung eines Zwischenraums der Beziehung, in der sich die Verschiedenheit der Partner als günstig erweist;
2. nicht nur die Einbeziehung der konkreten Kommunikationssituation, sondern Nutzung ihrer Voraussetzungen und latenten Möglichkeiten;
3. nicht nur Zurkenntnis- oder gar Übernahme des fremden Inhaltes, sondern die fruchtbare Entfaltung des Eigenen durch das Fremde;
4. schließlich nicht die Auflösung der Verschiedenheit der "Sprachen", sondern die Entwicklung zusätzlicher "Sprachen".

Das Dialogische ermöglicht das Einbeziehen von immer mehr: es holt in die sprechenden Subjekte die sozialen Vorredner; es eröffnet die aktuelle auf vergangene, ähnliche, künftige, denkbare Situationen; es weitet den Inhalt durch Konfrontation und Entwurf von Referenzbereichen, es reduziert nicht, sondern schafft "Sprachen".

Dies klingt übertrieben. Der Gedankengang sei daher für den 4. Bereich erweitert. — Die ästhetische Funktion richtet die Einstellung des Rezipienten zeitweise auf den Text als komplexes Zeichen. Sie ermöglicht mit der Aufsplitterung der Konstituenten nicht nur zusätzliche Kodiermöglichkeiten, sondern entfacht die "sprachliche Intuition" des Rezipienten durch den Vergleich, den die Orchestrierung nahelegt. Um dies am alltäglichen Gespräch zu belegen, sei auf die Geste verwiesen, die dann einsetzt, wo die

Wortsprache zu versagen beginnt, oder auf das Verfahren, ein Wort durch eine ganze, vorangegangene Geschichte aufzuwerten, oder auf die Möglichkeit, einen Bedeutungskomplex, der durch Worte direkt nicht faßbar erscheint, durch analoge Beschreibungen additiv zu erfassen ("Weißt du, das ist einer der tut (dies und das), der spricht immer (so und so), in dessen Anwesenheit passiert mir jenes"). Ganz ähnlich verschiebt die Literatur die Grenzen des jeweils Sagbaren.

Die Metasprache einer Sprache ist das "Modell der Semiosis, das in einer gegebenen Sprache fixiert ist" (Vartazarjan 1973, S. 35). Als Untersystem ist diese "natürliche Metasprache" korreliert mit der Hinwendung des Bewußtseins auf sich selbst oder doch zumindest auf die "äußeren Formen des Ausdrucks des Bewußtseins". Da jedoch das metasprachlich artikulierte Selbstbewußtsein nicht in der Lage ist, den ganzen Umfang des Zeichenverhaltens abzudecken, ist eine zugrundeliegende "sprachliche Intuition der Subjekte" anzusetzen, die das gesamte Zeichenverhalten bewußt oder unbewußt steuert. Wie Vartazarjan sagt: "Diese Zeichenintuition ist die innere Form und Möglichkeit der Metasprache". Wie schon die zunehmende Intensität des Dialogs im außerliterarischen Bereich mit sich bringt, daß die sprachliche Intuition der Partner zunehmend aktiviert wird, so ist die Nutzung des Dialogischen in der Literatur ebenfalls, nur intensiver und systematischer, darauf angelegt, die Zeichenintuition zu nutzen.¹⁵

Die Dynamik des Dialogischen beruht auf einer extremen Nutzung dieser intuitiven Grundlagen. Die Entfaltung des Zwischen der Dialogpartner bedeutet eine zunehmende Bereitschaft, sich auf das Geschehen einzulassen. Literarisch kann der Autor den mit der Lektüre geschlossenen "Pakt" ("acte de générosité" seitens des Lesers, nennt ihn Sartre) nicht nur quantitativ nutzen, so daß der Leser tagelang gefangen ist, wie der Autor seinerseits manchmal jahrelang investiert hat, sondern er kann qualitativ die ganze Person fordern. Die Ausnutzung der in die Vergangenheit und in ihre Potentialität ausgeweitete Kommunikationssituation bedeutet, daß das jeweils mit der Lektüre Gelernte und Erreichte als Voraussetzung unmittelbar wieder in den Prozeß eingehen kann in einer Form der Selbstinduktion. Dasselbe gilt für das Einbringen der persönlichen Erfahrung des Lesers in die Konfrontation mit den Sichten des Textes: Dialogisch entfaltet sich der Text dadurch, daß er latent gegebene Analogieschlüsse aus den eigenen Erlebnissen etc. zur Entfaltung bringt. Jede Beschreibung von Landschaften, Personen, Gefühlen kann darauf angelegt sein, dieses Reservoir zu nutzen. Da nun das Wechselverhältnis der Dialogpartner ebenso wie die Kommunikationssituation und die Weltsicht kulturell und somit zeichenhaft vermittelt ist, ist die Zeichen-

intuition hier überall mitangesprochen. Mit dem vierten Konstituentenbündel des Dialogs wird sie aber recht eigentlich thematisiert – weshalb Bachtin zurecht bemerkt, daß insbesondere die Romanliteratur die Vielfalt der "Sprachen" nicht nur nutzt, sondern in ihrer Potentialität vorführt.

Die eigenartige Verquickung von intrapersonalem und gesellschaftlichem Dialog bzw. Polylog unter Aussparung der interpersonalen Möglichkeit bringt es mit sich, daß das Dialogische in der (Roman-) Literatur gleichzeitig extrem intim und offen ist. Der Autor geht als Person und als Repräsentant der geschichtlichen Möglichkeiten ebenso in den Text ein, wie der Leser sich und seine Möglichkeiten in der Lektüre idealiter setzt. Daher geht Bachtin – wie Grübel zurecht hervorhebt (1979, S. 47) – davon aus, daß die ideale Sprechsituation intern schon gegeben ist:

... außer diesem Adressaten (dem 'Zweiten' (s.c. dem Leser, R.K.)) setzt der Autor der Äußerung mehr oder weniger bewußt einen höheren 'Überadressat' (den 'Dritten') voraus, dessen absolut richtiges Verständnis entweder in metaphysischer Ferne oder aber in ferner historischer Zeit angenommen wird (ein Schlupfloch-Adressat). In verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Weltverständnissen nehmen der Überadressat und sein antwortendes Verstehen einen unterschiedlichen konkreten ideologischen Ausdruck an (Gott, die absolute Wahrheit, das Urteil des unparteiischen menschlichen Gewissens, das Volk, das Urteil der Geschichte, die Wahrheit usw.).

Da so "die Entwicklung des Romans in der Vertiefung des Dialogs, in seiner Entfaltung und seiner Verfeinerung besteht" (Bachtin 1978, S. 120), ist weder mit dem Ende des Romans, noch gar mit einer erschöpfenden Aufdeckung der dialogischen Strukturen in ihm zu rechnen.

Anmerkungen

- * Der vorliegende Aufsatz ist die Überarbeitung meines 30-Minuten-Vortrags. Die Anregungen der langen Diskussion auf der IdS-Tagung, sowie der gemeinsamen Arbeit am Lehrstuhl Romanistik III der Universität Mannheim sind in verschiedener Form aufgenommen worden. Es sei allen gedankt, die sich die Mühe gemacht haben, die Ausführungen kritisch zu prüfen.
Ich habe auf ein Literaturverzeichnis verzichtet, weil in den anderen drei Aufsätzen, die ich zum "dialogischen Prinzip" verfaßt habe, die jeweils relevanten Quellen ausführlich behandelt und aufgeführt sind (s. Anm. 1).
- 1 Für die Romanistik ist als Gegenposition zur herrschenden monologischen Sprachauffassung die frühe Arbeit Leo Spitzers wichtig: Italienische Umgangssprache (= Veröffentlichung des rom. Auslandsinstituts der Rhein. Fr.-Wilhelm-Universität, Bd. 1), Bonn/Leipzig (K. Schröder Verlag) 1922; ähnlich und grundsätzlicher M. Bachtin, der wahrscheinlich Verfasser einer Schrift ist, die 1930 unter dem Namen V.N. Vološinov erschienen ist: Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft, dt. Berlin (Ullstein) 1975.

Den weiteren Kontext dieser Fragestellung habe ich dargestellt in: *Dynamic Structures in the Narrative. The 'Dialogic Principle'*, in: *Poetics Today* 2 (1980), und zwar im Hinblick auf das Dialogische im literarischen Kommunikationsprozess; die grundsätzliche (philosophische und psychologische) Fragestellung ist entwickelt in der Vorlage des Konstanzer Kolloquiums über 'Dialogizität in der literarischen Kommunikation' (Juli 1980), die unter dem Titel "Grundlagen des dialogischen Prinzips in der Literatur" Ende 1980 oder Anfang 1981 in der "Romanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte" erscheinen wird. Weiterhin: "Fluchtpunkt 'Rezeption'. Gemeinsamkeiten 'szientistischer' und 'hermeneutischer' Konzeptionen in Bielefeld und Konstanz", in: Klopfer et al. (ed.), *Bildung und Ausbildung in der Romania*, Bd. 1, *Literaturgeschichte und Texttheorie*, S. 621 - 657, München (Fink) 1979. In dieser Arbeit wird vor allem gegen die monologische Literaturkonzeption argumentiert. Einige weitere Aspekte des "dialogischen Prinzips" — insbesondere in Anwendung auf neueste deutsche Romanliteratur — finden sich in meinem Vortrag "Der Roman als entfesseltes Gespräch", in: R. Klopfer/G. Dillner (Hrsg.) (1981): *Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert*, Stuttgart (Kohlhammer) 1981.

Die Abgrenzung, die im "Fluchtpunkt" niedergelegt ist, und die mit dieser Vorlage vier Aufsätze zum Dialogischen bilden eine Einheit. Sie sind erste Versuche, die literatur- und kultursemiotische Theorie der Erfahrung im Umgang mit Literatur anzunähern.

- 2 Außer der bekannten Studie von Labov/Waletzky ist zu erwähnen das Kapitel "The Transformation of Experience in Narrative Syntax", in: Labov, W.: *Language in the Inner City*, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 1972; Eisner, J. (1975): *A Grammar of Oral Narrative*, Ann Arbor (unpubl. Univ. of Michigan Dissertation); Jefferson, G. (1978): *Sequential Aspects of Storytelling in Conversation*, in: J. Schenkein (ed.), *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, New York (Academic Press); Polanyi, L. (1980): *The American Story: Cultural Constraints on the Meaning and Structure of Stories in Conversation*, New York.

Sacks, H. (1974): *The Analysis of the Course of a Joke's Telling in Conversation*, in: R. Baumann/J. Sherzer (eds.), *Exploration in the Ethnography of Speaking*, London (Cambridge University Press). — Das Projekt von F. Nies hat sich niedergeschlagen in: *Genres Mineurs. Französische Texte zur Theorie und Geschichte nichtkanonischer Literatur*, München (Fink) 1978.

- 3 Der Frage nach der Relation alltägliches — literarisches Erzählen gehe ich in meinem "Narrativik"-Buch nach, in dem auch die Dimensionen narrativer Sinnkonstitution breit dargestellt werden. Ich hoffe, daß es 1981 in München (Fink) erscheinen wird. Der Preprint einer Kurzfassung von 1979 kann bei besonderem Interesse zur Verfügung gestellt werden (vgl. : Zum Problem des 'narrativen Kode', in: *Lili* 27/28 (1977), S. 69 - 90).
- 4 In der linguistischen Literatur (Althaus, P. et al. (1980): *Lexikon der germanistischen Linguistik*, Tübingen (Niemeyer) 1980; Lewandowski, Th. (1973): *Linguistisches Wörterbuch* 1, Heidelberg (UTB 200, Quelle & Meyer) 1973; Abraham, W. (Hrsg.) (1974): *Terminologie zur neueren Linguistik*, in: *Germanistische Arbeitshefte, Ergänzungsreihe* 1, Tübingen (Niemeyer) 1974 u.ä. Nachschlagewerke) wird "Dialog" als Oberbegriff benutzt und mit "Gespräch" (oft auch mit "Konversation") gleichgesetzt und

dann nachträglich mit "Monolog" kontrastiert ... oder entsprechend der linguistischen Tradition erst der Monolog bestimmt und dann verschiedene Formen des Dialoges ("asymmetrisch vs. symmetrisch" beispielsweise) kontrastiv dagegensetzt (vgl. Althaus et al: Lexikon der germanistischen Linguistik, Tübingen 1980, S. 320). Ebenso geht die traditionelle Sprachwissenschaft von den "linearen Einheiten" zu den "alternierenden" (s. Brinkmann, H.: Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung, Düsseldorf (Pädagog. Verlag Schwann) 1971, S. 846 - 880), wobei auch hier nicht zufällig die monologischen linearen als grundlegend und – zumindest quantitativ – wichtiger angesehen werden.

Diese monologische Grundkonzeption ist auch in der Literaturwissenschaft zu beobachten. Ich habe mich damit in dem Aufsatz "Fluchtpunkt 'Rezeption'" (s.o. Anm. 1) auseinandergesetzt. Übereinstimmung kann ich feststellen mit den Arbeiten von René Spitz, dessen Aufsätze "Vom Dialog" (1957) in einem deutschen Sammelband in Stuttgart (Klett) 1976 erschienen sind; vgl. dazu auch das Kapitel "Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation" in: Nein und Ja, Stuttgart (Klett/Cotta) 1972. Die hier angesprochenen "Grundlagen" habe ich in dem entsprechenden, ebenfalls in Anm. 1 zitierten Aufsatz breiter darzustellen versucht.

- 5 Unsere derzeitige Diskussion sollte auf die alten rhetorischen, moralistischen und philosophischen Traditionen zurückgreifen, die den Dialog nicht nur als höchste Form des Gesprächs gelobt, sondern auch beschrieben haben. Einen ersten Einblick gibt Claudia Schmölders (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs, München (DTV) 1979. – Bachtins These vom Roman als Entfaltung des Dialogischen steht auch im Gegensatz zu L.S. Wygotski (Denken und Sprechen, Frankfurt (S. Fischer) 1964), der mündlichen Sprache den Dialog und schriftlicher Nutzung den Monolog zuordnet (u.a. S. 335). Der entscheidende Gedanke Bachtins ist, daß die schriftliche Form kompensatorisch in den Text das hineinnehmen kann, was sich sonst in der Situation und zwischen den Partnern ereignet. Wir bemühen uns nachzuweisen, wie das geschieht.
- 6 Vgl. die "Zwei Studien über den Dialog" Jan Mukařovskýs von 1940, die aufgenommen sind in: Kapitel aus der Poetik, Frankfurt (Suhrkamp) 1967. In der gleichen Tradition steht Karl Bühlers "Sprachtheorie" von 1934 (Stuttgart (Fischer) 1965). Auch er fragt die Sprachwissenschaft: "Woher in aller Welt nimmt Ihr grob gesprochen das Rezept, das Individuum in Eurer Analyse vor die Gemeinschaft zu stellen?" (S. 3).
- 7 Vgl. Schleiermachers "Einleitung in die Dialektik", Darmstadt (Wiss. Buchges.) 1976, S. 7 - 10 und das interessante Zitat von Kaulbach, das R. Gröbel in seiner aufschlußreichen Studie "Zur Ästhetik des Wortes bei Michail M. Bachtin" (s. die Lit.-Angaben in Anm. 8 u. 9) anführt: "Der Dialog ist eine Geschichte der sprechenden Subjekte, an deren Anfang und an deren Ende die Übereinkunft und zugleich das Wissen der im Gang der Geschichte verbundenen steht". (S. 47). H.G. Gadamer geht an verschiedenen Stellen von "Wahrheit und Methode" (Tübingen (Mohr) 1960) auf das Gespräch im Sinne Schleiermachers ein (S. 176, 350 ff., 369 ff.), allerdings hebt er zunehmend – und gegenüber Schleiermacher positiver – die Produktivität des Gesprächs hervor, bindet sie aber an einen alles umgreifenden "Logos" und reduziert dann im Sinne von Collingwood die "Ursprünglichkeit des Gesprächs" auf die

„Logik von Frage und Antwort“ und führt schließlich zu jener Verschmelzung der Horizonte“, die die „eigentliche Leistung der Sprache“ sein soll. Nicht zufällig geht es in seinen Erörterungen um das Auffinden der Einheit – ganz in der sowohl griechischen wie jüdisch-christlichen Tradition der ursprünglichen und wiederzufindenden Einheit – und zwar 1. das Verschmelzen der Gesprächspartner, 2. die Aufhebung aller „Störungen“ der Situation, 3. die Entfaltung der einen „Sache selbst“ und 4. die Erarbeitung der „gemeinsamen Sprache“ (s. insb. S. 360).

- 8 Jurij M. Lotman: Die Struktur literarischer Texte, München (Fink) 1972 (insb. S. 402 ff.). Von den Schriften Bachtins ist vor allem die „Ästhetik des Wortes“ (Hrsg. von R. Grübel), Frankfurt (Suhrkamp) 1979 hervorzuheben; allerdings fehlt die dritte Studie, die in der französischen Ausgabe (Paris (Gallimard) 1978) zugänglich ist (S. 235 - 398).
- 9 Die Konzeption, daß die Vielzahl der Weltansichten mit der Vielzahl von Sprachen korreliert sind, entspricht einer Tradition, der sowohl Jakobson wie Bachtin und Lotman verpflichtet sind. Das scheinbar e i n e Russisch ist ein komplexes System von mehr oder weniger autonomen Sprachsystemen, das man künstlich, abstraktiv und im Dienst zentralistischer Tendenzen auf das reduzieren kann, was dann Niederschlag in Sprachbüchern findet und was dann seine Entsprechung in der „monolithischen Sprachkonzeption“ findet, gegen die Jakobson seit Jahrzehnten polemisiert. Ähnliches vertreten die „Russischen Formalisten“ und Bachtin. Eine systematische Weiterführung versucht Itamar Even-Zohar in seinem Buch „Papers in Historical Poetics“ (Tel Aviv (Porter Institute) 1979) in den Aufsätzen zum „Polysystem“.
- 10 Diese Diskussion um das auf Bachtin fußende Konzept der Intertextualität, das zuerst von J. Kristeva und dann vor allem von Ch. Grivel in die Forschung eingeführt wurde, habe ich in dem in Anm. 1 genannten Aufsatz „Grundlagen des dialogischen Prinzips“ diskutiert.
- 11 H.R. Jauf: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Bd. 1 (1. Kap.), München (Fink) 1977.
- 12 A. Frère: Comédies à une voix, Paris (NRF-Gallimard) ²1970.
- 13 R. Jakobson: Poetik. Gesammelte Aufsätze 1921 - 1971 (Hrsg. E. Holenstein u. T. Schelbert), Frankfurt (Suhrkamp) 1979, S. 110 f.); vgl. zu der Verdoppelung der Konstituenten die in Anm. 1 zitierte Arbeit „Dynamic Structures ...“.
- 14 Lotman (s.o. Anm. 8) hat Literatur als ein System definiert, das gleichzeitig die „Sprachen“ lehrt, die sie benutzt. Dieses „autodidaktische Prinzip“ habe ich im Zusammenhang mit der Mehrfachkodierung ebenfalls an verschiedenen Stellen von „Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente“, München (Fink) 1975 untersucht (s. Stichwortverzeichnis).
- 15 Die Theorie von A. Vartazarjan („Ot znaka k abrazu“, Erivan 1973) ist ausführlicher dargestellt in dem Aufsatz „Dynamic Structures ...“.

Schulischer Diskurs als Dialog? *

Der Terminus 'Dialog' wird in einem formalen (Beteiligung von (mindestens) zwei Sprechern) und in einem inhaltlichen Sinn verwendet. Der letztere hat philosophisch, rhetorisch und pädagogisch eine lange Geschichte, die in bestimmten Erwartungen an die kommunikative Interaktion zwischen Sprechern ihren Ausdruck findet (§ 1). Können schulische Diskurse solchen Anforderungen gerecht werden? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, wird der schulische Unterrichtsdiskurs vom Lehr-Lern-Diskurs differenziert (§ 2). Der Unterrichtsdiskurs ist eine institutionsspezifische Umwandlung des Lehr-Lern-Diskurses (§ 3). Die institutionellen Voraussetzungen haben Konsequenzen für die einzelnen sprachlichen Handlungsformen in der Schule. Dies wird an einer Reihe von Beispielen diskutiert, die sich auf audiovisuelle Aufnahmen aus der Unterrichtspraxis stützen (§ 4). Der Vergleich von Schulfaktizität und emphatischem 'Dialog'-Begriff erlaubt eine kritische Diskussion des Verhältnisses von pädagogischem Anspruch, institutionellen Anforderungen und der Wirklichkeit des schulischen Diskurses (§ 5).

1. Emphatische Dialog-Konzeptionen für den Unterricht
2. Lehr-Lern-Diskurs
3. Unterrichtsdiskurs
4. Sprachliche Handlungsformen im Unterrichtsdiskurs
- 4.1. Schulische und außerschulische Handlungsformen
- 4.2. Die "Lehrerfrage"
- 4.3. Lösungen abliefern
- 4.4. turn-Organisation
- 4.5. Die Folgenlosigkeit der Schülerkritik am Lehrer
- 4.6. Abduktionen
5. Unterrichtsdiskurs und Dialog

1. Emphatische Dialog-Konzeptionen für den Unterricht

'Dialog' hat viele Verwendungen. Er kann ganz formal verstanden werden; exemplarisch etwa in der folgenden "Definition", in der 'Dialog' als Spezies der Gattung 'Gespräch' firmiert:

" 'Gespräch' ist als Oberbegriff anzusehen. Es tritt in zwei Arten auf, dem Dialog (mit seiner Sonderform, dem Monolog) und dem Gespräch zwischen mehreren Personen, dem Gruppengespräch. Im *Dialog*, der Wechselrede zwischen zwei invarianten Partnern, bei ständigem Rollenwechsel von Sender und Empfänger, ist immer nur der jeweilige Empfänger angesprochen... Beim Gruppengespräch spricht jeweils ein Sender zu mehreren Hörern. ... Bleibt es, wenn mehrere Personen angesprochen und anwesend sind, doch bei zwei Partnern, die im Rollenwechsel Sender und Empfänger sind, so liegt trotz Anwesenheit mehrerer ein Dialog vor, dessen Verlauf allerdings durch

die Anwesenheit eines größeren Zuhörerkreises nicht unbeeinflusst bleibt." (Hartung u.a. (1974), S. 319)

Dialog erscheint hier als Zwiegespräch. Er wird über den Sprecherwechsel definiert. Treten mehr als zwei Interaktanten auf, wird aus der kommunikativen Dyade eine Gruppe.

Diese Art der Definition ließe sich selbstverständlich erweitern. Sie ließe sich wahrscheinlich sogar umkehren. Dann nähme 'Dialog' einen ähnlichen Stellenwert ein wie oben 'Gespräch'; 'Dialog' wäre der Oberbegriff, 'Gespräch' hingegen wäre ein bestimmter Typ des Dialogs.

Bestimmungen wie die angeführte verdanken sich z.T. einer bestimmten Festlegung der Sprachwissenschaft: lange war die Sprachwissenschaft nur auf *monologische Tätigkeiten* bezogen. Ja, auch die waren nicht einmal als monologische Tätigkeiten anerkannt. Man hatte es vielmehr ganz selbstverständlich mit fertigen Resultaten zu tun, die bei solchem Monologisieren entstehen: mit *Sätzen* oder *Texten*. Zwar fehlt auch für die Kategorien, die uns zur Beschreibung und Erklärung sprachlicher Erscheinungen wie Wörter, Sätze und Texte dienen sollen, noch immer weitgehend die erforderliche Klarheit. Gehen wir über Texte hinaus, so werden die Termini erst recht beliebig. Fachausdrücke wie 'Dialog' oder 'Gespräch' dienen in dieser Situation oft dazu, hervorzuheben, daß überhaupt wirkliche, gesprochene Sprache untersucht wird, im Unterschied zu ihren bloßen Relikten, den Beispielsätzen oder Beispieltexten der Linguisten. So werden 'Dialog', 'Gespräch', 'Konversation' zu Ausdrücken für gesprochene Sprache, für sprachliche Praxis schlechthin. Dieser terminologische Zustand ist wenig befriedigend. Präzisierungen sind also erwünscht. — 'Dialog' nun wird nicht nur in dem eben beschriebenen Sinn gebraucht. Eine zweite Verwendung ist davon zu unterscheiden. Sehr früh hat nämlich das Sich-Unterhalten eine eigene Dignität gewonnen: Es galt und gilt als gemeinsame kommunikative Tätigkeit, um Wahrheit zu finden. Dialog wurde in verschiedenen Zeiten als herausgehobenes und herauszuhebendes Medium der Erkenntnis angesehen. Vermutete eine spätere Zeit die Wahrheit zum Beispiel in der Nähe von Einsamkeit und Freiheit, gab es seit den rhetorisch bestimmten Anfängen der Philosophie, vor und mit Sokrates, immer auch eine Konzeption, die die Erkenntnis von Wahrheit dem gemeinsam diskutierenden Bemühen geschuldet oder sie dadurch doch mindestens stark gefördert sah. Nennen wir diesen Gebrauch von 'Dialog' den emphatischen. Am klarsten in diesem Jahrhundert ist er vielleicht in Bubers Philosophie des Ich und Du, in seinem "dialogischen Anarchismus" (Gudopp (1975)) ausgesprochen worden.

Die *Streitkunst* des "Sic et non" eines Abaelard macht ebenso einen emphatischen Gebrauch vom "dialogesthai", vom sich dialogisch Unterhalten, wie er in der *Dialektik* aufgehoben ist (aufgehoben, nicht einfach enthalten). Und wenn Wissenschaft als *Diskursgemeinschaft* bestimmt wird, so lebt darin die Hoffnung auf die zur Wahrheit helfende Kraft des Dialogs fort. Das gleiche gilt, wenn "*Diskurs*" als Ort der Versöhnung und der Freiheit erscheint. Die dialogische Praxis der "*Gesprächs*"-*Therapie* setzt auf denselben Zusammenhang, indem sie von den Dialogen zwischen Patient und Therapeut eine individuell heilende Kraft erhofft.

Ich habe eben zweimal den Ausdruck 'Diskurs' verwendet, obwohl ich den emphatischen Gebrauch von 'Dialog' diskutiere. Dies tue ich gemäß den Auffassungen, die ich referiere. Dadurch ergibt sich eine Doppelheit der Termini. Denn diese Verwendung entspricht nicht der, nach der ich im Titel dieses Artikels von Diskurs rede. Der Wechsel der Bezeichnungen zeigt, daß auch wissenschaftliche Terminologien durchaus arbiträr sind. Mir geht es hier nicht darum, etymologisierend 'Dialog' gegen 'Diskurs' auszuspielen. Entscheidend ist, für was die Ausdrücke stehen. Im Titel und soweit ich das Wort nicht referierend verwende, gebrauche ich 'Diskurs' in einem ganz und gar unemphatischen, deskriptiven Sinn. 'Dialog' hingegen nehme ich in jenem emphatischen Sinn, wie er eben kurz beschrieben wurde.

Die *schulischen Tätigkeiten* sind weitgehend sprachlich. Die Versprachlichung kann als eines der deutlichsten Kennzeichen für die Schule angesehen werden, ja, Schule ist eine versprachlichte Institution (Ehlich/Rehbein (1977)). Das legt es nahe, den kommunikativen Prozessen in der Schule, den schulischen Diskursen eine praktische (von Seiten des Lehrers) wie eine theoretische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen (von Seiten der Wissenschaft). Dies ist mannigfach geschehen. Es ist nicht weiter erstaunlich, daß schulische Kommunikation, daß die schulischen Diskurse als Dialog angesehen werden. Dies kann im Sinn der unemphatischen wie im Sinn der emphatischen Verwendung von Dialog geschehen. Das erstere gilt etwa für das folgende Zitat aus dem Artikel "Unterrichten als Dialog" von Dieter Wunderlich, einem Artikel, der seinerzeit ein Gespräch zwischen der jungen deutschen Linguistik und der Pädagogik auf fruchtbare Weise eröffnete:

"Die idealisierten Grundsituationen, mit denen es eine pädagogische Theorie zu tun hat, sind Dialogsituationen zwischen zwei (oder mehr) Personen mit unterschiedlichen Erfahrungen, Fähigkeiten, Kenntnissen" (1969), (S. 263)

Der schulische Diskurs wird als Dialog im emphatischen Sinn in der Pädagogik selbst in mannigfacher Weise und mit unterschiedlichsten Termini verstanden.¹ Es kann also auch hier weniger die terminologische Bezeichnung sein, die interessiert. (Bubers Konzeptionen etwa sind in der Pädagogik nicht zu breiter Wirkung gekommen²).

Aber sachlich ist die Konzeption des schulischen Dialogs als Mittel der Erziehung zu Wahrheit und ähnlichen Werten vielfach präsent. Denn wenn man die sprachliche Praxis der Schule als Dialog ansehen kann, dann trägt man dazu bei, Sinn pädagogischen Handelns zu stiften. Sinnstiftung aber ist ein Erfordernis, das nicht zuletzt die Lehrer empfinden, die ihre verbale Praxis im Unterricht bewußt erleben und sich erlebend bewußt machen. Je stärker die Tätigkeit der Schule auf emanzipative, befreiende Ziele hin ausgerichtet ist, umso offensichtlicher kommt dem Gespräch dabei eine wesentliche Rolle zu. Es ist hier nicht der Ort, diesen Zusammenhang im einzelnen zu entfalten, Rousseausche und Pestalozzische Gedanken gehören – durch die in ihnen enthaltene Praxis des Dialogs – ebenso hierher wie das freie Unterrichtsgespräch (B. Otto) als Heilmittel gegen die Wissen“eintrichternde“ Lernschule oder der “emanzipatorische Sprachunterricht“ in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart – (wobei letzterer freilich als (jedenfalls zum Teil beabsichtigte) Einführung in eine praktikable Eristik, in eine Streitkunst, den manchmal harmonisierenden Ansatz anderer dialogischer Konzeptionen verläßt).

Diese in sich unterschiedlichen Konzeptionen teilen die Auffassung, daß Dialog als eine gemeinsame Unternehmung von Lehrern und Schülern, von Erzieher und Zögling gedacht wird. Gerade hierin partizipieren die schulischen Dialog-Konzepte (um sie zusammenfassend so zu nennen) an der emphatischen theoretischen Konzeption des Dialogs, daß das Reden ein Reden miteinander ist, das von allen Beteiligten unternommen wird, um den Zielen – also im Fall der Schule den Erziehungszielen – nahezukommen. Ich möchte in meinem Papier nun der Frage nachgehen, inwieweit dieses Konzept der schulischen Wirklichkeit entspricht oder genauer: ob es der schulischen Wirklichkeit entsprechen kann. Um die Antwort vorwegzunehmen: ich meine, in vieler Hinsicht, nein. Und zwar deshalb, weil ein solches Konzept entscheidende Determinanten der schulischen Diskurse ausblendet. Dies möchte ich im folgenden entfalten.

Dabei beziehe ich mich auf einige Ausschnitte des schulischen Handelns – allerdings Ausschnitte, die für die schulische Praxis ziemlich wichtig sind und die zu den zentralen sprachlichen Handlungsformen des schulischen Diskurses gehören dürften. Ich gehe dabei so vor: zunächst diskutiere ich den “Lehr-Lern-Diskurs” und unterscheide ihn vom “Unterrichtsdiskurs”. Diese Unterscheidung ist mir sehr wichtig. Denn in ihr kristallisieren sich nach meiner Auffassung die unterschiedlichen Handlungsbedingungen, die schulisches und nicht-schulisches Lehr-Lern-Handeln der Tendenz nach voneinander unterscheiden. Der Unterrichtsdiskurs weist in sich widersprüchliche Kennzeichen auf. Dies zieht Folgen nach sich für das schulische

Handeln. Sie erfordern praktische Lösungen vom Lehrer wie vom Schüler. Sie werden besonders durch Veränderungen an sprachlichen Handlungsmustern bzw. durch die Neuausbildung von spezifisch schulischen Handlungsmustern oder sonstigen Handlungsformen entwickelt. Dies versuche ich am Beispiel der Lehrerfrage, des Lösung-Abliefern, der turn-Organisation, der Lehrerkritik und der "Abduktion" zu zeigen. Ich will schließlich zusammenfassend den emphatischen Dialogbegriff und die Faktizität des schulischen Diskurses vergleichend und kritisch miteinander in Beziehung setzen.

2. Lehr-Lern-Diskurs

Eine der wichtigsten sprachlichen Erscheinungsformen schulischer Diskurse ist der Unterrichtsdiskurs. In ihm realisieren sich die offiziellen Zwecke der Institution Schule. Andere Diskurse, zum Beispiel zwischen Schülern in der Pause oder zwischen Lehrern im Lehrerzimmer oder in Konferenzen, treten demgegenüber zurück.

Folgt man der offiziellen Linie der Institution, der Selbstverständigung ihrer Agenten, so ist der schulische Unterrichtsdiskurs ein Lehr-Lern-Diskurs. Der Lehrer lehrt, der Schüler lernt; beides geschieht, vermittelt durch den Diskurs (– oder durch den Dialog).

Ist diese Identifizierung von "Unterrichtsdiskurs" und "Lehr-Lern-Diskurs" aber richtig? Ich meine, nein. Denn der Lehr-Lern-Diskurs ist ein Diskurstyp eigener Art. Er kommt nicht nur in der Schule vor (einmal vorausgesetzt, daß er da vorkommt), er findet sich in vielen anderen Situationen auch, etwa, wenn ein Instrukteur eine neue Maschine vorführt, (Rehbein (1977), § 4.2.) oder wenn die Mutter dem Kind Fertigkeiten beibringt (Giesecke/Martens (1976)), oder wenn ein Kind, das mit einem Spielzeug umgehen kann, diese Fähigkeit einem anderen Kind vermittelt (vgl. Klann-Delius (1979)). Diskurse, die sich hier abspielen, sind Lehr-Lern-Diskurse. Aber sie haben mit Schule nichts weiter zu tun. Auch historisch gesehen fällt beides keineswegs zusammen. In Gesellschaften, die die Einrichtung von Schulen nicht kennen, gibt es Lehr-Lern-Diskurse, ohne daß es Unterrichtsdiskurse (im Sinne schulischer Diskurse) geben könnte.

Die Gleichung von Lehr-Lern- und Unterrichtsdiskurs identifiziert also zwei Typen der Kommunikation, deren Verhältnis zueinander genauer bestimmt werden müßte.

Betrachten wir die Kennzeichen des Lehr-Lern-Diskurses näher.

Der Lehr-Lern-Diskurs konkretisiert sich in einer Reihe sprachlicher Handlungsmuster, denen eine *ungleiche Verteilung von Wissen* zugrundeliegt.

Diese Ungleichheit in der Verteilung von Wissen ist nicht zufällig, sondern sie ist systematisch bedingt. Sie folgt aus der prinzipiellen Divergenz zwischen erarbeitetem gesellschaftlichen Gesamtwissen und der produktiven Ahnungslosigkeit der neuen Generation, die dieses Wissen verändernd in sich aufnehmen muß, wenn anders die erreichten Reproduktionsmöglichkeiten der Gesellschaft erhalten werden sollen. Der Lehr-Lern-Diskurs setzt *zwei unterschiedliche Gruppen* voraus, solche, die über ein Wissen verfügen, und solche, die darüber nicht verfügen, die aber darüber verfügen *wollen*. Damit sich der Lehr-Lern-Diskurs erfolgreich entwickeln kann, erfordert er von beiden Gruppen die wechselseitige *Anerkennung* dieser Gruppencharakteristiken und damit die wechselseitige Anerkennung der Aktanten, aus denen die Gruppen bestehen. Der Lehr-Lern-Diskurs erfordert also zumindest eine prinzipielle Übereinstimmung in der Anerkennung der Grundelemente, die dem Diskurs eignen, durch beide Gruppen.

Aufseiten des *Lehrenden* bedeutet das, daß er prinzipiell bereit sein muß, sein Wissen weiterzugeben, daß es sich also nicht um ein Geheimwissen handeln, daß er sich nicht als eine Art Horter von Wissen verstehen darf usw. Für den *Lernenden* dagegen bedeutet es (a) ein Eingeständnis seines eigenen Mangels an Wissen, (b) eine Anerkennung des Lehrenden, sofern er über mehr Wissen verfügt und (c) eine Absicht, die Differenz im Wissen tendenziell aufzuheben, indem er sich selbst in den Lehr-Lern-Prozeß hineinbegibt. Im Lehr-Lern-Diskurs finden die daran beteiligten Aktanten also zugleich ihre Anerkennung.

Zusammenfassend:

Der Lehr-Lern-Diskurs ergibt sich aus der unterschiedlichen Verteilung von Wissen auf die Mitglieder zweier Gruppen, aus ihrem Bewußtsein dieser Unterschiede, aus der wechselseitigen Anerkennung sowie aus dem Bedürfnis, die unterschiedliche Verteilung des Wissens tendenziell aufzuheben, indem dafür der Lehr-Lern-Diskurs eingesetzt wird.

Diese allgemeinen Bedingungen setzen sich in mindestens zwei Richtungen um: (a) sie bestimmen die *illokutiven* Anforderungen an mögliche sprachliche Handlungen, die zum Lehr-Lern-Diskurs gehören (können). Und (b) sie prägen sich in der *inhaltlichen* Dimension des sprachlichen Handelns aus. Beides ist selbstverständlich eng miteinander verbunden. Denn die illokutiven und die propositionalen Kennzeichen des sprachlichen Handelns sind voneinander abhängig, und nur ihr gemeinsames Auftreten konstituiert sprachliches Handeln als ganzes.

Die propositionalen Kennzeichen des Lehr-Lern-Diskurses folgen direkt aus der differenten Wissensverteilung der Teilnehmer am Diskurs. Die

Formen, in denen die Inhalte des sprachlichen Handelns organisiert werden, müssen geeignet sein, die Übertragung des Wissens von den Wissenden auf die Nicht-Wissenden zu operationalisieren. Der Lehrende verfügt über das Wissen, der Lernende nicht. Der Lehrende hat also eine Menge von möglichen propositionalen Gehalten, die dem Lernenden fehlen. Im wesentlichen kommt es für den Lehrenden darauf an, diese möglichen propositionalen Gehalte so zu strukturieren, daß der Transfer möglichst gut vonstatten geht. Der *Lehrende* verfügt also eo ipso auch über die *inhaltliche Organisation des Diskurses*.

Allerdings wird diese Charakterisierung durch eine zweite eingeschränkt, die ihr teilweise entgegenläuft.

Denn der Transfer des Wissens vom Lehrenden zum Lernenden ist nicht einfach nur von der Verbalisierung des Wissens und den dafür erfordernten Tätigkeiten des Lehrenden abhängig. Der Transfer ist zugleich von den Aufnahmefähigkeiten des *Lernenden* abhängig. Dieser Umstand tritt entscheidend und prägend in den Lehr-Lern-Diskurs ein, sobald das Wissen komplexer wird und der Lernprozeß Arbeit erfordert, nicht mehr sozusagen von selbst erfolgt.

Diese zweite Tendenz weist nun eine andere Verteilung bei den Mitgliedern der zwei Gruppen "Lehrende" und "Lernende" auf: hier verfügt der Lernende über einen direkten Zugang zu seinem eigenen Lernprozeß – sofern er ihm als ein interner mentaler Prozeß zugänglich ist. Der Lehrende dagegen hat zunächst und unmittelbar darüber kein Wissen. Er braucht es jedoch, um seinerseits den Lehrprozeß optimal zu organisieren.

Wo der Lehrende über ein Wissen verfügt, steht dem Lernenden allenfalls die Möglichkeit offen, den Lehrprozeß durch sprachliche Handlungen zweiter Stufe, die sich auf den Lehrprozeß beziehen, zu fördern, also durch *Fragen*, durch *Elizitierungen* usw. In der zweiten Tendenz kehrt sich auch dieses Verhältnis um, denn der Lehrende hat hier die Möglichkeit, solche sprachlichen Handlungen auszuführen (wie zum Beispiel "hast du das verstanden?" usw.).

Die wechselseitige Anerkennung von Lehrenden und Lernenden verändert sich hier also zur *wechselseitigen Abhängigkeit* der Aktanten voneinander.

Allerdings ist diese Umkehrung beschränkt auf jeweils spezifische Gebiete, nämlich das (*gesellschaftliche*) Wissen bzw. Teile davon auf der einen Seite, auf die unmittelbare *Erfahrung des Lernprozesses* auf der anderen. Das zweite Gebiet ist vom ersten abhängig, weil es auf das erste funktional bezogen ist. Insofern bleibt trotz der gegenläufigen Charakteristika

das *Übergewicht des Lehrenden* bestehen. Es legt sich nahe, daß der Lehrende versucht, seinen eigenen Mangel zu beseitigen. Die Geschichte der Pädagogik zeigt zahlreiche Bemühungen in dieser Richtung.

3. Unterrichtsdiskurs

Ich komme nun zum Unterrichtsdiskurs. Der Unterrichtsdiskurs weist auf den ersten Blick dieselben Kennzeichen wie der Lehr-Lern-Diskurs auf. Es besteht eine Wissensdifferenz zwischen den Mitgliedern zweier Gruppen, den *Lehrern* und den *Schülern*. Die Lehrer verfügen über bestimmte Teile des gesellschaftlichen Gesamtwissens. Den Schülern fehlt dieses Wissen. Die Schüler verfügen über Erfahrungen mit ihren eignen Lernprozessen. Die Lehrer haben diesen unmittelbaren Zugang nicht. Doch beginnt schon an diesem Punkt eine Veränderung sich abzuzeichnen. Die Lehrer sind nämlich im allgemeinen pädagogisch ausgebildet. Das heißt: sie haben Wissen erworben, das ihnen – abstrakt – dazu verhelfen soll, das eigene Wissensdefizit über die Lernprozesse der Schüler auszugleichen. Dies geschieht mittels der Pädagogik. Der Wissensausgleich ist so gut, wie die Pädagogik die tatsächlichen Lernprozesse hat durchschauen und wirklichkeitsadäquat verarbeiten können. Daß dies keinesfalls umstandslos der Fall ist, zeigt deren Geschichte. Die Faktizität der Lernprozesse erhält sich gegenüber der pädagogischen Bemühung als eigene, widerspenstige und hartnäckig unverfügbare Struktur. Doch ist dies oft etwas, was erst in der schulischen Praxisprobe auf das Wissen der Pädagogik sich herausstellt.

Fragen wir nach den Konsequenzen, die die *Professionalisierung des Lehrprozesses* für die Handlungsvoraussetzungen des Lehr-Lern-Diskurses hat: Bereits als Lehr-Lern-Diskurs ist der Unterrichtsdiskurs vom Lehrer dominiert. Versucht der *Lehrer*, auch die Lernerfahrungen der Lernenden zu substituieren, verstärkt sich dadurch seine *Dominanz*.

Schule als Institution in ihrer entwickelten Form geht von dieser Verfassung des Lehr-Lern-Diskurses immer schon aus. Dieser Umstand ergibt sich bereits daraus, daß die Effizienz des Lernprozesses im allgemeinen das Eingehen auf die individuellen Lernerfahrungen der einzelnen Schüler stark behindert, wenn nicht ausschließt.

Dies ist nun ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen schulischem Unterrichtsdiskurs und Lehr-Lern-Diskurs. Unterrichtsdiskurs weist im allgemeinen eine zahlenmäßige *Multiplikation* für die eine Gruppe auf, die Schüler, und zwar auch innerhalb des einzelnen Diskurses und für ihn: eine Vielzahl von Schülern steht einem Lehrer gegenüber, der die Vermittlung auf rationelle Weise vornehmen soll.

Die Konfrontation des einen Lehrers mit einer Vielzahl von Schülern ist aber ein Umstand, der auf die Zwecke und Möglichkeiten des Lehr-Lern-Diskurses nur bedingt zu beziehen ist. In dem Maß nämlich, wie der Lehr-Lern-Diskurs nur noch partiell für den einzelnen Schüler geführt und von ihm als sein eigener Diskurs erkannt und handlungspraktisch umgesetzt wird, ändert er seinen Charakter.

Die *Freiwilligkeit* des Lehr-Lern-Diskurses *verliert sich*. Das bedeutet: Die Handlungsvoraussetzungen verändern sich. Es ist nicht mehr problemlos der Wille des Lernenden vorhanden, sein Wissensdefizit zu beseitigen. Die Problematik verstärkt sich durch einen weiteren Umstand: Immer dann, wenn Schulen eingerichtet werden, ist das Gesamtwissen der Gesellschaft sehr komplex geworden. Der einzelne Lernende kann dann oft nur noch ganz partiell einsehen, daß er ein Wissensdefizit besitzt, das auszugleichen für *ihn* sich lohnt. Er steht dem gesellschaftlichen Gesamtwissen, das sich für ihn in der Person des Lehrers personalisiert, einigermmaßen ratlos gegenüber — wie das gesellschaftliche Gesamtwissen ihm gegenüber abstrakt bleibt. So wird *Wissenserwerb* aus einer Sache, die Spaß macht, weil sie ein Bedürfnis befriedigt (das Bedürfnis, etwas wissen zu wollen), zu einer Sache, die als *Forderung* an den Lernenden herangetragen wird. Der Schüler *will* nicht mehr lernen, er *soll* lernen.

Zwei Umstände sind bezeichnet worden, die Voraussetzungen des Lehr-Lern-Diskurses betreffen: Die Massenhaftigkeit des schulisch organisierten Lehr-Lern-Diskurses, also des Unterrichtsdiskurses, und die Komplexität des Gesamtwissens, das vom Lernenden zu erwerben ist. Sie führen dazu, daß der Lernende den Lehr-Lern-Diskurs immer weniger als seine eigene Sache erfährt. Damit aber verliert sich zugleich die Voraussetzung dafür, daß der Lehr-Lern-Diskurs in wechselseitiger Anerkennung der Aktanten verlaufen kann. Der Diskurs ist nicht mehr Ausdruck der Anerkennung des Lehrenden durch den Lernenden und des Lernenden durch den Lehrenden.

Der einzelne Lernende ist im Unterrichtsdiskurs nur noch partiell präsent, er kommt in ihm als Handelnder nur noch zeitweilig vor.

Sobald das der Fall ist, treten die Aktanten, die aus dem Lehr-Lern-Diskurs partiell ausgeschlossen sind, in einen *Widerspruch zu dem Diskurs als ganzem*. Konkret bedeutet das, daß eine Reihe von Schülern nicht oder nur für eine beschränkte Zeit am Lehr-Lern-Diskurs teilnehmen. Gleichwohl sind sie institutionell verpflichtet, physisch innerhalb des Handlungsraums weiterhin anwesend zu sein, der nicht mehr ihr Handlungsraum ist.

Der Unterrichtsdiskurs ist also durch eine dauernde Fluktuation zwischen der handlungspraktischen Anwesenheit und der handlungspraktischen Abwesenheit der Lernenden im Diskurs gekennzeichnet.

Dies alles: Ende der Freiwilligkeit
das Sich Verlieren der Anerkennung
das Fluktuieren zwischen Anwesenheit und Abwesenheit
im Diskurs

unterscheidet den Unterrichtsdiskurs vom Lehr-Lern-Diskurs. Der Unterrichtsdiskurs verändert also den Lehr-Lern-Diskurs in ganz spezifischen Weisen. Dies aber, so ist zu erwarten, bleibt für die einzelnen sprachlichen Handlungen nicht folgenlos.

Ich muß einen Punkt hervorheben, um zu verhindern, daß sich hier ein Mißverständnis ausbildet:

Was ich bisher beschrieben habe, ist eine systematische Analyse, die zwei Diskurstypen *als Typen* charakterisiert und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden in ihren inneren Strukturen aufzufinden sucht. Damit ist nicht gesagt, daß jeder im Schulunterricht auftretende Diskurs *eo ipso* Unterrichtsdiskurs in diesem systematischen Sinne ist. Jeder Lehrer wird auf Erfahrungen zurückblicken können, bei denen der Lehr-Lern-Diskurs sich in seinem Unterricht in ziemlich reiner Form abgespielt hat: die Kinder sind dann ganz bei der Sache, weil sie eine unmittelbare Neugier haben entwickeln können, weil die Sache ihre Sache ist, weil sie selbst ein Defizitbewußtsein haben ('ich weiß nicht, wie die Sache funktioniert, wie es geht, wie es sich damit verhält, und es interessiert mich unheimlich'). Der Lehrer hat das Wissen, und er wird zum Lehr-Lern-Diskurs von Schülern aufgefordert. (Ich will es wissen, der Lehrer weiß es, also frage ich ihn, und er gibt mir das Wissen, das mir fehlt.) Doch dies sind keineswegs die üblichen Fälle. Viele Diskurse sind vielmehr Ausdruck der Diskursart Unterrichtsdiskurs. Und daß dies so ist, macht nicht zuletzt einen wesentlichen Teil der Lehrer Erfahrung aus.

Die Unterscheidung von Lehr-Lern-Diskurs und Unterrichtsdiskurs wäre nun weiter zu untersuchen, indem die Schwierigkeiten des Lehr-Lern-Diskurses in der Schule systematisch erarbeitet werden. Sie sind auf die gesellschaftlichen Bedingungen hin zu befragen, die zu ihnen führen. Es ist zu erheben, welche Konsequenzen sich für die Erfahrungen der Schüler ergeben und für die Rolle, die die Institution Schule für sie hat. Und es ist dies alles auf die gesellschaftlichen Zwecke hin zu beziehen, die sich in derartigen Organisationsformen und mit derartigen Konsequenzen realisieren. Dies kann ich hier selbstverständlich nicht disku-

tieren. Meine Frage lautet vielmehr, welche Konsequenzen sich aus der Struktur des Unterrichtsdiskurses für die einzelnen sprachlichen Handlungen ergeben, aus denen er sich zusammensetzt.

4. Sprachliche Handlungsformen im Unterrichtsdiskurs

4.1. Schulische und außerschulische Handlungsformen

Der Unterrichtsdiskurs ist mit einer Reihe von Problemen belastet, die sich aus den Veränderungen des Lehr-Lern-Diskurses durch die schulischen Bedingungen ergeben. Die Interaktanten brauchen Formen, wie sie diese Probleme bewältigen können. Ein Teil der Formen betrifft etwa die Anwesenheit im Unterrichtsdiskurs; sie wird letztendlich durch Zwang gelöst: es gibt eine Schulpflicht, die die Schüler zur Anwesenheit verpflichtet. Abwesenheiten sind durch eigene sprachliche Handlungen (*“Entschuldigungen”, Anträge, Bitten* usw.) zu erhandeln, zu erkämpfen oder zu rechtfertigen. Doch kann dies selbstverständlich nur die physische Anwesenheit betreffen; die mentale Anwesenheit ist viel schwerer zu erreichen. Und der Erfolg der Institution ist hier sicherlich wesentlich geringer.

Der konkrete Unterrichtsdiskurs setzt sich aus einer Vielzahl von einzelnen sprachlichen Handlungen zusammen. Wir haben gegenwärtig keinen genauen Überblick, wieviele und welche Handlungsformen dabei beteiligt sind.

Die *schulischen* Handlungsformen sind nicht völlig neu, sie sind nicht genuin. Dies unterscheidet sie m.E. zentral von den sprachlichen Handlungsformen anderer Institutionen. Die Institutionen der *Religion* konstituieren zum Beispiel eine Reihe eigener sprachlicher und sonstiger Handlungsformen, die für das institutionelle Handeln als ganzes charakteristisch sind. Handlungen wie die *Taufe*, die religiös-zeremonielle *Bestattung*, die kultischen Handlungen bei speziellen *Teilhabe-Riten* (Abendmahl) sind solche ganz eigenen sprachlichen Handlungstypen. Institutionen wie das *Gericht* oder die *politischen Institutionen* entwickeln in einem geringeren Grad eigene sprachliche Handlungsformen als die Institutionen der Religion. Doch sind auch hier wahrscheinlich mehr solche Formen zu finden als gerade in der Schule.

Die schulischen Formen des sprachlichen Handelns bedienen sich, wenn diese Vermutung stimmt, also eher sprachlicher Handlungsformen, die außerhalb der Schule gewonnen wurden. Das Arsenal sprachlicher Formen dient der Institution Schule als ein Reservoir, aus dem sie die Mittel für ihr eigenes sprachliches Handeln bezieht. (Es gibt daneben allerdings auch schulspezifische Formen des sprachlichen Handelns; zum

Beispiel das schulische System der *B e n o t u n g* von Leistungen, das eine Spezifik innerhalb der *Z e u g n i s - E r t e i l u n g* aufzuweisen scheint. Doch gehe ich darauf hier nicht weiter ein). Es sind also wesentlich außerschulische Handlungsmittel, mit denen in der Schule gearbeitet wird. Ich habe im vorigen Abschnitt versucht aufzuzeigen, daß der Unterrichtsdiskurs als spezifischer Diskurstyp eine Reihe von Widersprüchen enthält, die vor allem durch die schulspezifische Umwandlung des Lehr-Lern-Diskurses zustandekommen. Wenn diese Widersprüche nun auf eine Weise gelöst werden sollen, so ist anzunehmen, daß die Schule bestimmte *Veränderungen an außerschulischen Mustern* vornimmt. Sie können (mindestens) das Muster selbst, seine Verwendbarkeit, die Voraussetzungen und die Folgen des Musters betreffen. Dies bedeutet im einzelnen, daß Veränderungen in der folgenden Weise zu erwarten sind:

- (A) (1) Die Muster können in ihrer *inneren Struktur* verändert werden. Dies bezieht sich vor allem (a) auf die *Zwecke* des Musters und (b) auf die *Vollständigkeit*.
- (2) Die handlungspraktische *Zugänglichkeit* der Muster kann – über die sachlich bedingten Restriktionen des Lehr-Lern-Diskurses hinaus – spezifisch eingeschränkt werden.
- (3) Muster können angewendet werden, wenn bestimmte *Voraussetzungen* für ihre Anwendung nicht existieren (a), oder es kann dazu kommen, daß Muster *nicht* angewendet werden, obwohl die Voraussetzungen für ihre Anwendung gegeben sind (b).
- (4) Die handlungspraktischen Konsequenzen der Muster können stillschweigend oder offen verändert werden.

Daneben stehen

- (5) *eigene schulische Handlungsformen.*

Es ist wahrscheinlich, daß innerhalb der schulischen Wirklichkeit sich dauerhaft praktikable Verfahren zur Bearbeitung der Widersprüche ergeben. Ist dies der Fall, so erhalten wir *schulspezifische Handlungsformen*, die eine gewisse *Konstanz* und damit eine *reziproke Erwartbarkeit* aufweisen, so daß sie als Handlungsformen den Aktanten, die ein institutionsspezifisches Wissen ausgebildet haben, fraglos zur Verfügung stehen. Die Widersprüche, so ist weiter zu erwarten, führen zu bestimmten Formen, in denen die Gegensätzlichkeiten offen manifest werden oder doch sich relativ deutlich unter der Oberfläche abzeichnen. Die Formen des zuletzt genannten Typs haben den Vorzug der besseren Praktikabilität, weil sie "glattere" Bewegungsformen der Widersprüche darstellen

und die Eskalation der Auseinandersetzung verschoben.
Betrachten wir nun einige wenige derartige Formen im einzelnen.

4.2. Die "Lehrerfrage"

Die *Lehrerfrage* ist ein sprachliches Phänomen, das in der pädagogischen Literatur ein breites Echo gefunden hat.³ Die Frage, ob sie opportun oder nicht ist, wird viel diskutiert. Sofern der Lehrer sich nicht primär für ein dozierendes Lehren entscheidet, ist sie – unabhängig von allen theoretischen Bestimmungen – ein wichtiger Bestandteil des konkreten Unterrichtsdiskurses.

Was für eine Form sprachlichen Handelns ist die *Lehrerfrage*? Selbstverständlich ist mit diesem Fragetyp nicht einfach gemeint, daß ein Sprecher, der eine *Frage* äußert und damit eine *Frage-Antwort-Sequenz* initiiert, ein Lehrer ist. Vielmehr handelt es sich um einen *spezifischen* Subtyp des Fragens. Er heißt "*Lehrerfrage*", weil er typischerweise innerhalb des Unterrichtsdiskurses vorkommt. Seine eigene Benennung verdient er sich dadurch, daß in ihm bestimmte konstellative Charakteristika gebunden sind, die man als "didaktisch" bezeichnen könnte. Die *Lehrerfrage* wird vom Lehrer *nicht* dann eingesetzt, wenn er, der Fragende selbst, das, was er fragt, *nicht* weiß. Damit ist eine wesentliche Voraussetzung für die *Frage* verletzt. Denn die Frage ist gerade eine sprachliche Form, die dazu dient, Wissen zu bewegen. Das Muster der Frage steht "in einem systematischen Zusammenhang mit dem Muster *Assertieren* ... Die Frage eröffnet kommunikativ einem Handelnden H den Wissensbereich eines anderen Handelnden S" (Ehlich/Rehbein (1979), S. 267). Die *Lehrerfrage* hingegen wird gerade dann angewendet, wenn der Fragende, nämlich der Lehrer, das Wissen bereits hat, der andere Interaktant es hingegen noch nicht oder noch nicht in der gewünschten Weise hat. Diese Umkehrung ist von Gaudig und anderen Autoren der Reformpädagogik gegen das ganze Verfahren der *Lehrerfrage* eingewendet worden: "Die Frage ist ... eine Schulform, die das Leben so gut wie gar nicht kennt. Im Leben wird man nicht von jemand gefragt, der uns das wissen lassen will, was er weiß; sondern wenn man uns fragt, so will der Fragende von uns das wissen, was er nicht weiß." (1909), S. 14 (zitiert nach Aebli (1971), S. 139). Die Reformpädagogik lehnte deshalb das "fragend-entwickelnde" Unterrichtsverfahren als ganzes ab und plädierte für den "fragelosen Unterricht".

Die Divergenz in den Voraussetzungen zwischen *Lehrerfrage* und *Frage* ist in der Tat äußerst verblüffend.

Was steckt hinter dieser eigenartigen Veränderung?

Betrachten wir sie zunächst noch etwas genauer: sie erschöpft sich ja nicht darin, wie bei der sogenannten *Examenfrage*, daß die Frage ein anderes Ziel hat als alltägliches Fragen. Der Zweck liegt nämlich nicht etwa darin, — statt in Erfahrung zu bringen, wie es sich mit dem fraglichen Sachverhalt verhält (nennen wir ihn in der üblichen Weise *p*) — in Erfahrung zu bringen, ob der Angesprochene über das Wissen, wie es sich mit *p* verhält, verfügt (das der Examinierende, also der Frager schon hat). Bei der Examensfrage wird ein Musterzweck desselben Typs an die Stelle des fragespezifischen Musterzwecks gesetzt. (A 1a)

Die Lehrerfrage ist anders. Sie dient nicht dazu, beim Lehrer ein solches Wissen zweiter Stufe zu erzielen.

Was aber ist dann ihr Zweck?

Aebli behandelt das folgende Beispiel:

“Wir nehmen an, die Klasse habe auf einer Wanderung im Wald Tollkirschen gefunden. Der Lehrer hat an Ort und Stelle auf die Gefährlichkeit dieser Frucht hingewiesen. Um aber jedem Schüler die Erscheinung einzuprägen, sind einige Pflanzen mitgenommen worden und bilden nun den Gegenstand einer Unterrichtsstunde in Botanik. ... Der Lehrer fragt unter anderem “Wie viele Kelchblätter weist die Frucht (die Blüte) auf?” ... Offensichtlich erscheint es dem Lehrer wichtig, daß die Schüler die Anzahl der Kelchblätter ... feststellen ..., denn durch sie unterscheidet sich die Tollkirsche unter anderem von der Einbeere (4 Kelchblätter). Das kann der Schüler nicht wissen. Er käme daher von sich aus nicht auf den Gedanken, die Zahl der Kelchblätter festzustellen, auch nicht einmal notwendigerweise, wenn beide Früchte vorlägen. Nun aber zählt er die Teile und antwortet auf die Frage des Lehrers: “An der Tollkirsche sind fünf Kelchblätter sichtbar.”” ((1971), S. 140).

Aebli zieht aus seinem Beispiel die folgende analytische Konsequenz: Der Schüler, der vor einer neuen Erscheinung steht (Tollkirsche), muß diese Erscheinung aktiv erfassen. Deshalb kommt es darauf an, “ob der Schüler weiß, welche Gesichtspunkte und Auffassungstätigkeiten auf den vorliegenden Gegenstand anzuwenden sinnvoll und fruchtbar ist.” (ebd.) Es ist wichtig, daß der Schüler die Anzahl der Kelchblätter feststellt, daß er also (mit Aebli's Worten) “die Auffassungstätigkeit des Zählens auf sie anwende” (ebd.). Ganz allgemein weiß der Schüler “vor vielen neuen Gegebenheiten nicht, welche Gesichtspunkte und Auffassungstätigkeiten er einsetzen soll.” Der Lehrer, so sagt Aebli, benutzt nun innerhalb dieser Situation die Frage in der folgenden Weise: “er fordert ihn (den Schüler) ganz einfach auf, einen vorliegenden Gegenstand unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu betrachten.” (ebd.) Diesen Gedanken entwickelt Aebli dann unter Bezug auf die verschiedenen Fragewörter weiter.

Was bedeutet Aebli's Analyse aber *linguistisch*? Das Handlungsmuster des Fragens ist aus seinem ursprünglichen Zweckzusammenhang, für das es als sprachliche Form in Geltung steht, herausgenommen worden. Es dient einem anderen Zweck (A 1). Um diesen Zweck herauszufinden, ist eine zusätzliche Überlegung erforderlich. Denn in Aebli's Beschreibung ist er durch eine Eigenart des Beispiels nicht besonders klar zu erkennen. Das Beispiel, das Aebli gewählt hat, ist nämlich insofern nicht gerade typisch für schulische Kommunikation, als es den Lerngegenstand in sinnlich manifester Form in den Unterrichtsraum transportiert: die Zweige, die mitgebracht wurden, können betastet, beobachtet, auseinandergenommen werden. Es ist hier also eine Handlung am sinnlich präsenten Objekt, im unmittelbaren Wahrnehmungsraum möglich. Dies gilt aber nur für einen kleinen Teil der Unterrichtsgegenstände. Der Unterricht ist vielmehr gerade dadurch gekennzeichnet, daß sehr viele seiner Objekte nur sprachlich präsent sind, also im Rederaum, im Textraum oder — noch stärker — im Vorstellungs- bzw. Denkraum der Aktanten.⁴ Im Beispiel sieht es nun so aus — wie Aebli es auch beschreibt —, als würde der Lehrer lediglich eine Frageform als Realisierungsmittel einer *Aufforderung* verwenden, um die Schüler zu einer bestimmten Handlung zu veranlassen. Dies wäre jedoch nicht die richtige Konsequenz aus dem Beispiel. Denn auch in all den Zusammenhängen, in denen die Schüler durch Lehrerfragen angesprochen werden, ohne daß sinnliche Objekte präsent wären, ist die Struktur nicht prinzipiell anders. Was durch die Lehrerfrage erreicht werden soll, ist also etwas anderes: Sie steht nicht einfach für die *Aufforderung* zu einer Handlung (außer man nimmt dies in dem allgemeinen Sinn, in dem man Fragen als Untertypen von Aufforderungen verstehen kann — ein Umstand, auf den ich hier nicht weiter eingehen möchte).

Die entscheidende Charakteristik zeigt sich in Aebli's Behandlung nur indirekt. Sie hängt mit der Operation des Zählens in diesem Beispiel zusammen. *Zählen* ist eine von zahlreichen *mental*en Operationen, die es mit der Bearbeitung von Wissen zu tun haben. Die Funktion der Lehrerfrage wird weiter deutlich in dem, *was* dem Schüler fehlt: er weiß nicht, wie er sich das (im Lehrer präsente) Wissen erarbeiten soll, das für das Phänomen wesentlich ist. Damit stoßen wir auf die m.E. zentrale Bestimmung für die Lehrerfrage: *Die Lehrerfrage ist ein Mittel, das mentale Operationen des Schülers anregt*. Diese sind erforderlich, um in Bezug auf einen bestimmten Wirklichkeitsausschnitt P das dafür relevante Wissen in den Kopf des Schülers zu transferieren. Wieso ist die Lehrerfrage dafür geeignet?

Die *F r a g e* allgemein muß genauer gekennzeichnet werden, um verstehen zu können, wieso die Lehrerfrage dazu funktionalisiert werden kann – ganz im Gegensatz zum ursprünglichen Zweckbezug der Frage –, Wissen im Schüler nicht etwa aus dessen Wissensbeständen freizusetzen, sondern in seine Wissensbestände *neu einzugliedern* (d.h. den exakt gegenteiligen Effekt zu dem zu erreichen, der dem Muster als solchem zukommt). Die *F r a g e* ist – wie die *A s s e r t i o n* – spezifisch dafür geeignet, die Wissensvermittlung zwischen Aktanten zu prozessieren, so war oben gesagt worden. Über den propositionalen Gehalt der Frage und über die jeweils angewendete Form der Frage (vgl. Wunderlich (1969)) signalisiert der Fragende dem Gefragten nicht nur, *daß* er ein bestimmtes Wissensdefizit hat, sondern er signalisiert ihm zugleich, *in welcher Domäne* dieses Wissensdefizit liegt. Durch die propositionale und die Typenstruktur der Frage aktualisiert er im Hörer eine Anzahl von Wissensbereichen (mit einer technizistischen Metapher aus dem Computerbereich gesagt: er bewirkt, daß diese Wissensbestände sozusagen in eine Art "Arbeitsspeicher" geholt werden. Psychologisch wissen wir leider noch viel zu wenig über diese Zusammenhänge).

Indem die Wissensgegenstände so präsent gemacht werden, können sie von dem, der gefragt wird, daraufhin untersucht werden, ob in ihnen die fraglichen Wissenspartikel vorhanden sind. Wenn ja, kann – sofern der Gefragte das will – die Antwort in Form einer *A s s e r t i o n* gegeben werden. Wenn nicht, ist das Mittel der Frage durch *S* nicht erfolgreich angewendet worden (in dem Sinn, daß der Handlungszweck des Musters nicht hat realisiert werden können).

Diese Zusammenhänge werden im kindlichen Spracherwerb mit dem Erwerb des sprachlichen Handlungsmusters erworben. Sie werden relativ früh standardisiert, ja – in einem nicht-technischen Sinn – automatisiert. Gerade auf diesen allgemeinen Kennzeichen der Frage aber beruht die Wirksamkeit der Lehrerfrage im Unterrichtsdiskurs. Sie setzt (als Realisierung der sprachlichen Formen, die die Frage kennzeichnen) bestimmte mentale Tätigkeiten im Schüler in Gang. Dadurch werden ihm bestimmte Wissenspartikel präsent gemacht. Hier beginnt die Lehrerfrage nun sich zu lösen von der Frage außerhalb des Unterrichtsdiskurses: dadurch, daß die Wissenspartikel vom Schüler überprüft werden, soll der Schüler nämlich dazu gebracht werden, seine eigene Wissensdefizienz kognitiv zu erfahren. Zugleich hat er als weiteres Wissen im schulischen Diskurs in langer Erfahrung gelernt, daß der Lehrer mit dem, was er sagt, (meist) etwas will: Auch wenn ihm das zunächst noch nicht klar ist, ist er durch den schulischen Diskurs und

seine Erfahrungen gehalten, sich der Maxime gemäß zu verhalten: "Finde den didaktischen Sinn dessen, was der Lehrer tut, heraus, und handle entsprechend."

Am Beispiel der Lehrerfrage bedeutet das, daß der Schüler in der Erkenntnis seines Wissensdefizits zugleich implizit miterkennt das Erfordernis, das Defizit auszugleichen. Dies kann geschehen, indem er bestimmte mentale Operationen gebraucht, wie sie angewendet werden, um herauszufinden, ob man ein vom Sprecher S angefordertes Wissenselement hat. Solches Überlegen aber ist genau das, was der Lehrer erreichen will. Gelingt dem Schüler das Auffinden der Wissenspartikel, die in der Lehrerfrage als fehlend – nämlich dem *Schüler* bisher noch fehlend – angezeigt waren, so ist ein didaktischer Erfolg zu verzeichnen. Gelingt es dem Schüler nicht, diese Wissenspartikel selbst aufzufinden, so ist doch immerhin das erreicht, daß der Schüler nun weiß, daß er p nicht weiß. Dies aber – so steht im Sinn des Unterrichtsdiskurses zu hoffen – führt ihn dazu, seinerseits real ein Interesse zu entwickeln, das im Lehr-Lern-Diskurs immer schon vorausgesetzt wurde, das jedoch beim Übergang zum Unterrichtsdiskurs auf Grund der Abstraktheit der Wissensgegenstände häufig verloren geht.

Fassen wir das zusammen, was sich an der Lehrerfrage gezeigt hat:

Hier wird ein dem Schüler verfügbares Muster vom Lehrer neuen institutionsspezifischen Zwecken zugewiesen. Es wird für die Institution funktionalisiert. Dies ist deshalb möglich, weil das Muster als praktisch relevante Form sprachlichen Handelns bestimmte mentale Verarbeitungsprozesse auf Seiten des Hörers (des Schülers) in Gang setzt. Diese sind aber übergeordneten Zwecken des institutionsspezifischen Diskurstyps konform.

Das Muster wird also *partikularisiert*: sein eigentlicher Zweck wird in den Dienst eines anderen Zwecks gestellt. Es wird eingesetzt, um etwas zu erreichen, was ihm zunächst äußerlich ist. Dies haben Rehbein und ich an anderer Stelle eine *Taktik* genannt⁵ (und in diesem exakten Sinn möchten wir den Ausdruck gern für die Analyse sprachlichen Handelns verwenden). Der Lehrer verwendet also mit der Lehrerfrage eine spezifische Taktik, die es ihm erlaubt, eine negative Konsequenz auszugleichen, die bei der Transformation des Lehr-Lern-Diskurses zum Unterrichtsdiskurs entsteht. Die Lehr-Lern-Gegenstände treten in Distanz zu den Lernern. Sie bleiben ihnen äußerlich. Durch die Verwendung der Taktik "Lehrerfrage" kann der Lehrer ein Stück weit versuchen, die Distanz zu überbrücken. So trägt er dazu bei, einen Widerspruch im Unterrichts-

diskurs zu bewegen: den von *mangelndem Schülerinteresse* einerseits und dem *Erfordernis*, das *gesellschaftliche Wissen weiterzuvermitteln*.

Die Taktik ist allerdings nicht selbstverständlich erfolgreich. Dies gilt nicht bloß empirisch, es gilt auch aus der Struktur des Musters heraus, dessen partielle Inanspruchnahme nur bedingt möglich ist. Die Anwendung der Taktik kann auch einen gegenteiligen Effekt haben, und zwar aus folgendem Grund:

F r a g e n, die an ein Auditorium gerichtet werden, bewirken eo ipso dessen Aufteilung in zwei Gruppen: die Angeredeten werden einer *Klasse der Wissenden* bzw. einer *Klasse der Nicht-Wissenden* zugewiesen. Dies ist ein Ergebnis der Anwendung von Fragen allgemein.

Wird die Frage nun in der Form der *Lehrerfrage* verwendet, so nimmt der Lehrer – wie erarbeitet worden ist – im allgemeinen nicht an, daß die Schüler dies Wissen bereits haben. Sie sollen es ja gerade erwerben. Damit entsteht ein neuer Widerspruch: Der Schüler erfährt, wenn ihm die Lehrerfrage gestellt wird, daß er p nicht weiß. Im alltäglichen Handeln führen derartige Erfahrungen, führt die Mitgliedschaft zur Gruppe der Nicht-Wissenden dazu, daß man aus dem Folgediskurs "aussteigen" kann, weil man davon suspendiert ist, die angefragte Assertion zu wissen. Stattdessen realisiert man eine Ersatzhandlung wie "weiß ich nicht" oder ähnliches. Zugehörigkeit zur Klasse der Nicht-Wissenden suspendiert also im alltäglichen Handeln von der weiteren kommunikativen Tätigkeit innerhalb der Sequenz "Frage – Antwort". Genau diese Seite des alltäglichen Handelns aber darf der Schüler nicht realisieren. Denn Aussteigen aus der Folgetätigkeit bedeutete Aufkündigen des Unterrichtsdiskurses. Paradox gesagt: indem der Schüler sich gemäß den alltäglichen sprachlichen Verfahrensweisen, also kommunikationsadäquat, verhalten würde, verhielte er sich innerhalb der Institution inadäquat.

Auch dieser Konflikt wird gelegentlich manifest, wenn der *Schüler* etwa antwortet: "weiß ich nicht." Lehrer reagieren oft darauf, indem sie die Taktik aufgeben und direkt das verlangen, was sie vom Schüler erwarten: "Dann streng dich mal ein bißchen an!"

Ich gehe hier nicht weiter auf die Vielzahl anderer Konsequenzen ein, die sich aus der Lehrertaktik "Lehrerfrage" ergeben. Ich möchte aber kurz darauf hinweisen, daß wir in der eben beschriebenen Konsequenz bereits ein Beispiel für den Fall (A 3b) haben: Ein Muster bzw. Muster-teile werden nicht angewendet, obwohl die Voraussetzung für die Anwendung gegeben ist. Kommunikativ wäre eine Beendigung des Diskurses mit dem Zu-Erkennen-Geben dessen, daß der Schüler nicht weiß, wonach er gefragt wurde, völlig legitim. Im Unterrichtsdiskurs hingegen kann diese Folgerung aus der Zugehörigkeit zur Klasse der Nicht-Wissenden nicht gezogen werden.

Eine interessante Frage ist schließlich, wie es mit der ontogenetischen Ausbildung des Typs "Lehrerfrage" steht. Auch Personen, die mit sehr kleinen Kindern umgehen, verwenden dasselbe Verfahren, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu lenken. Die Taktik als solche wird demnach auch im Lehr-Lern-Diskurs eingesetzt, allerdings in spezifischen Abschnitten davon, die sehr früh liegen und in denen

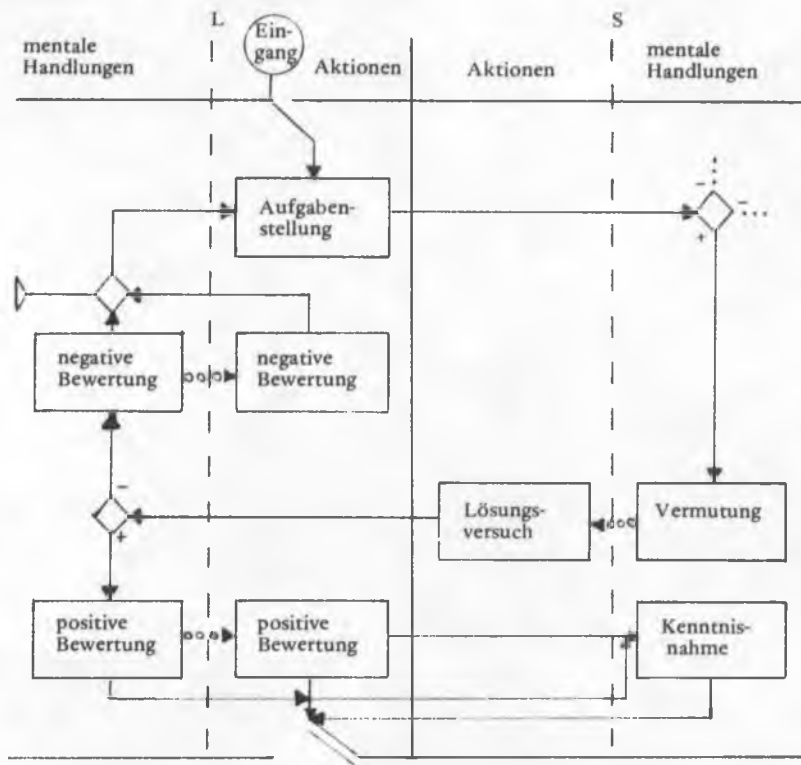
die Verfügung über die sprachlichen Handlungsmittel erst erworben wird. Leider wissen wir noch immer sehr wenig über die ontogenetische Entstehung sprachlicher Handlungsmuster. Eine Langzeituntersuchung zum *Fragen* im "Eltern-Kind-Diskurs" könnte hier weitere Aufschlüsse geben. Besonders wäre dabei interessant zu erfahren, wie sich *Fragen* und Fragen nach Art der "*Lehrerfrage*" zueinander verhalten. Besonders die Überführung der beiden Typen ineinander wäre von Bedeutung. Genauere Kenntnisse über diesen Zusammenhang würden zusätzliche Bedingungen für die institutionelle Verwendung der Taktik "*Lehrerfrage*" deutlich werden lassen. Zugleich wäre es interessant zu erfahren, ob und in welchem Umfang der Gebrauch der "*Lehrerfrage*" in der frühkindlichen Kommunikation durch die Institution Schule mit bedingt ist, die ja die Verhaltensweisen der Eltern mitgeprägt hat. Ein interethnischer Vergleich könnte dafür Aufschlüsse geben. (Zur Verwendung der *Frage* in der Kommunikation mit Kindern vgl. Jochens (1979).)

4.3. Lösungen abliefern

Ich komme zu einem Beispiel, in dem die Vollständigkeit eines Musters nicht abgearbeitet wird (A 1b). Es handelt sich um ein Phänomen, daß nach Lehrerauskünften oft im Unterricht vorkommt.

Das Muster ist das von *Aufgabe und Lösung*.⁶ Es ist für den Lehr-Lern-Diskurs charakteristisch und findet im Unterrichtsdiskurs eine sehr häufige Verwendung. Seine wesentlichen Phasen sind die *Aufgabenstellung* durch den Lehrer/die Lehrerin, *Lösungsversuche* durch die Schüler, denen entsprechende mentale Suchprozesse vorausgehen, ist eine *Einschätzung* (Bewertung) durch den Lehrer, die im positiven Fall zu *Anschlußhandlungen*, im negativen zu einer *neuen Inkraftsetzung* der Aufgabenstellung führt — es sei denn, der Lehrer *bricht ab*. Das Muster verlangt also die Bewertung durch L für S, um dem Schüler die Qualität seines Lösungsversuches zu zeigen (vgl. Diagramm I).

Dies aber erfordert, daß S die Bewertung zur Kenntnis nimmt. Dies wiederum setzt normale In- und Output-Bedingungen voraus, also vor allem Aufmerksamkeit. Doch die Schulwirklichkeit zeigt auf Schülerseite zum Teil ein ganz anderes Verhalten. Betrachten wir ein Beispiel (B 1).



Legende



Entscheidungsknoten
(mit alternativen
Ausgängen)



Handlung an der
Sequenzposition



Exothese



Stoppszeichen



Kommunikation
offen für Anschluß-
handlung

Aufgabe-Lösung-Sequenz

Diagramm I

(B 1)

18.11.74 / f / Gesellschaft und Politik / GS / 7. Kl. / 2 St.
Sony AV-3670 CE

250177 / ASC 5004 (Tonspur Video)/ Ehlich 1:60
260177 / " " / Rehbein 1:60

- L: [Wir wollen jetzt nur mal zusammentragen]
- L: [ist Interessenvertretung Volksvertretung? ((1 ()]
- L: [aber nochmal auf/auf das zurückzukommen, was der ..]
- L: [äh Christoph und der Ralf sachten .. ((2 Petra! ((3]
- Sp: [Es gibt da verschiedene Parteien; die ham ja alle ne andre]
- Sp: [Meinung ehm deswegen is das Volk/das wählt die. da-]
- Sp: [mit/ wo d/ also wo die Meinung von denen/ dem Volk]
- Sp: [am besten/ zu den Leuten/ äh zu den Parteien äh gehören]
- Sp: [(wo dann also sozusagen) also, was sie meinten, also daß]
- Sp: [sozusagen sie ei'ntlich an der Macht wären, also daß man]
- L: [Jaha ((5a : vielleicht schreiben]
- Sp: [.. ihre Meinung vertreten (würde) ((4]
- L₁ schreibt an: L: [(wir mal den Begriff) an die Tafel ((5b L₁.....1/ ((6]
"Macht(kampf)"
- L: [Seid ihr damit einverstanden, oder trifft das nicht zu]
- L: [bei Wahlen? ((7 Sylvia! , ja, hast' noch was? ((8]
- SS: [(Ja, ich]

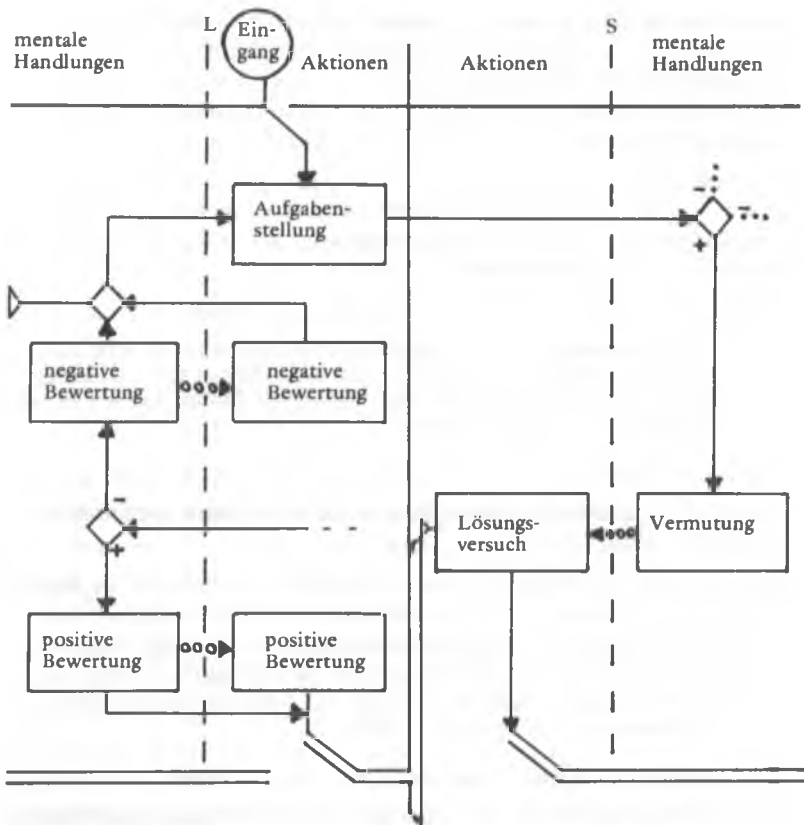
	L:	SS SSSSS ((9
L ₁ lehnt sich wartend zurück	S _S :	meine also Politik/ es gibt) verschiedene Politiken .. L ₁ also ₁ /
	S _S :	zum Beispiel äh in Deutschland is ja ne andere Politik als
L ₂ Handbewegung zur Seite	S _S :	zum Beispiel in . Polen oder/oder in/in/ China L ₂ oder
L ₃ nickt mit dem Kopf	L:	L ₃ ((11
	S _S :	weiß ich da ₂ / wo dat alles is . also in anderen Ländern
	S _S :	is ne ganz andre (Richtung), zum Beispiel in
L ₄ nickt mit dem Kopf	L:	L ₄ ((12
	S _S :	England, in England is nämlich 'ne Königin, L ₄ ((13
	L:	Selbstverständlich, ('s gibt) verschiedene politische
L ₅ Wegwenden zum Hintermann nach rechts	L:	Systeme. Aber alle politischen Systeme haben ganz bestimmte
	S _S :	L ₅ ((14
	L:	Ziele, die in den meisten Ländern übereinstimmen. Über die
	L:	einzelnen politischen Systeme werden wir noch sprechen. (Wir
	L:	werden uns)/(das könn) wer heut noch nich alles behandeln ((15
L ₆ formelles Nicken (90sec)	L:	Tobias! ((17 Wer wollen uns heute mal
L ₇ S _S wendet sich L wieder zu	S _S :	L ₆ 6/ ((16
		L ₇ ((18
	L:	(über/ damit) beschäftigen: Was versteht man so
	L:	allgemein unter Politik ? Die näheren .. äh Aspekte
	L:	besprechen wir noch , in einer der späteren Stunden . Aber
	L:	denkt mal daran, , in unserer Regierung zum Beispiel,
	L:	wer trifft denn da Entscheidungen? ((19 Christoph! ((20
((105 sec)	S _S :	((Lärm)) ((21

Das Beispiel (B 1) stammt aus einer Stunde "Gesellschaft und Politik" in einer 7. Gesamtschulklasse. Es ist in segmentierter Form abgedruckt. Die einzelnen Segmente haben Nummern der Art "(2)". Für das Lösungssabliefern sind die Segmente s 8 – s17 von Interesse.

Die Lehrerin eröffnet die Thematik, indem sie die Schüler auffordert, Beiträge zu der Frage zu bringen, ob "Interessenvertretung Volksvertretung" sei (s1). Damit ist die Aufgabe gestellt, das Muster initiiert. Der Beitrag der Schülerin Petra wird akzeptiert und in modifizierter Form an der Tafel festgehalten (Lösungsversuch und positive Bewertung). Die Schülerin Sylvia macht anschließend einen weiteren Lösungsversuch (s10). Er ist in sich reichlich komplex, die Verbalisierung ist sichtlich Ausdruck der "Verfertigung der Gedanken beim Reden". Mit s15 bringt die Lehrerin ihre Bewertung des Lösungsvorschlags zum Ausdruck: Der Lösungsversuch Sylvias wird als ganzer zwar nicht explizit abgelehnt. Aber in einer wiederum relativ komplexen Form wird zum Ausdruck gebracht, daß er nicht im Sinn der von der Lehrerin angezielten Lösung der Aufgabe ist, daß er also an der vorgebrachten Stelle nicht als wirkliche Lösung angesehen werden kann. Er wird deshalb auf eine spätere Stelle im Gesamt Ablauf verschoben ("das können wir heute noch nicht alles behandeln").

Interessant ist nun in diesem Zusammenhang, wie sich die Schülerin Sylvia verhält. Eigentlich bedürfte es der Video-Aufnahme des Ausschnitts, um sich davon einen lebendigen Eindruck zu verschaffen: Die Lehrerin hat gerade begonnen, ihre Bewertung zu verbalisieren. Sie ist noch bei der Einleitung, die – schon dadurch, daß sie den Beitrag als (bloße) Selbstverständlichkeit kennzeichnet – zu verstehen gibt, daß damit die Bewertung nicht als ganze gegeben sein kann. Aber noch während die Lehrerin dies sagt, wendet sich die Schülerin aus dem typischen Kommunikationskontakt heraus einem anderen Partner zu, ihrem Hintermann. Und während die Lehrerin ihre differenzierte Einschätzung des Lösungsvorschlags vornimmt, ist die Schülerin kommunikativ mit diesem anderen Kommunikationspartner beschäftigt. Erst ganz gegen Ende des Lehrerbeitrags wendet sie sich der Lehrerin wieder zu. Die Schülerin hat ihre Lösung "abgeliefert". Was damit geschieht, interessiert sie nicht mehr.

Auf Grund der Umwandlung des Lehr-Lern-Diskurses zum Unterrichtsdiskurs ist das schülerseitige Interesse nicht mehr notwendig gegeben. Für den Schüler stellen sich die Anforderungen anders dar: Ihm kommt es darauf an, einen Beitrag gemacht zu haben, der dem Lehrer zeigt,



Legende



Entscheidungsknoten
(mit alternativen
Ausgängen)



Handlung an der
Sequenzposition



Exothese



Stoppzeichen



Kommunikation
offen für Anschluß-
handlung

Lösungen abliefern

Diagramm II

daß er sich beteiligt. Die Bewertung wird erst dann substantiell interessant, wenn sie dem Punktekonto gutgeschrieben werden kann. Im vorliegenden Beispiel kann das nicht eintreten, weil die Klasse sich in einer sogenannten Sammelphase befindet, in der kaum je speziell bewertet, allgemeine Beteiligung aber durchaus vermerkt wird.

Das bedeutet, daß der Schüler aus dem Diskurs um die Sache aussteigt, indem er das Muster verläßt und andere Anschlußhandlungen ausführt (vgl. Diagramm II). Die inhaltlich-thematische Arbeit bleibt für den einzelnen Schüler auf der Strecke.

Zu diesem Phänomen eine charakteristische Lehreräußerung:

“Daß der Schüler so eine Teilaufgabe abliefert und daß ihn der Rest nicht mehr interessiert, das gibt es sehr oft. Die stellen dir ne Frage, und du versuchst sie zu beantworten, und indem du den Mund aufmachst, sind sie mit ihrem Kopf beim Nachbarn und so.”

4.4. turn-Organisation

Die handlungspraktische Zugänglichkeit der Muster kann spezifisch eingeschränkt werden (A 2).

Dafür hier nur ein Hinweis auf ein charakteristisches Beispiel: die Regelung des turn-Apparates. Er ist in der Schule besonders strikten Festlegungen unterworfen, die die turn-Vergabe tendenziell in der Hand des Lehrers konzentrieren, der sie nach seiner Vorstellung im Verlauf des Unterrichts handhabt. (vgl. Mazeland (1979), zum Teil in kritischer Auseinandersetzung mit McHowl (1978)).

4.5. Die Folgenlosigkeit der Schülerkritik am Lehrer

Die handlungspraktischen Konsequenzen von Sprechhandlungen können innerhalb der Institution spezifisch verändert werden (A 4). Dies zeigt sich zum Beispiel an der Verarbeitung von Schüler-Kritik am Lehrer – sofern diese überhaupt vorkommt und nicht aufgrund der institutionellen Kommunikationsbedingungen ganz ausgeschlossen ist (A 3b). Auch hier wieder ein Beispiel (B 2).

Der folgende Ausschnitt, gleichfalls aus einer Unterrichtsstunde “Gesellschaft und Politik” in der 7. Klasse einer Gesamtschule, enthält eine deutliche und als solche gekennzeichnete Kritik, die die Schülerin Petra an der Lehrerin übt.

Die Lehrerin behandelt Über- und Unterordnungsverhältnisse zwischen Menschen. Sie hat einen kleinen Textausschnitt aus “Robinson Crusoe” abgezogen und den Schülern ausgeteilt, in dem es um das Verhältnis zwischen Robinson und Freitag geht. Die Schüler hatten in Gruppenarbeit Fragen zu beantworten. In der

Plenardiskussion werden die erarbeiteten Antworten eingebracht. Die Schüler beziehen sich dabei immer wieder auf ihre allgemeinen Kenntnisse der "Robinson-Crusoe"-Geschichte, die über die ausgeteilte Arbeitsgrundlage hinausgehen. Die Lehrerin fordert sie dagegen immer wieder auf, sich nur auf den Textausschnitt zu beziehen. In dieser Situation kommt es zu der folgenden Äußerung:

(B 2)

- [L: Petra!
 [P: Ja, ich wollt ma im ganz Großen dazu sagen: Ich find
 [P: eigentlich, man hätte da nicht "Robinson Crusoe" lesen sollen,
 [P: man hätte eine Geschichte nehmen können. Denn "Robinson
 [P: Crusoe", die/ die kennen unheimlich viele, ne, also fast
 [P: sozusagen jeder zweite kennt die Geschichte "Robinson
 [P: Crusoe". Un wenn man jetzt die Geschichte hat, und man soll
 [P: da ein Thema/ also man soll da (n Punkt) drüber besprechen,
 [P: dann kommt man wieder/ immer wieder auf das Buch oder auf
 [P: die Geschichte, auf den Film zurück, weil effektiv/ man weiß
 [L: Ja! Hast du völlig
 [P: halt mehr als (das, was) da drin steht,
 [L: recht, Petra, man hätte besser ne andre Geschichte gewählt,
 [L: die keiner von euch kennt. Das ist richtig. Äh,
 [S₁: Nur andre Namen!
 [L: Erika

Im weiteren Verlauf der Stunde spielt die Äußerung von Petra keine Rolle mehr. Ihre Kritik ist akzeptiert worden – doch ohne Konsequenz. Die Lehrerin hat ein Zugeständnis gemacht, das folgenlos bleibt.

Normalerweise erfordert eine K r i t i k, die vom Kritisierten als solche akzeptiert wird, entweder eine Veränderung der kritisierten Handlungen im weiteren Verlauf des Geschehens oder aber eine Reihe von Ersatzhandlungen, wie zum Beispiel R e l a t i v i e r u n g s d i s k u r s e, R e c h t f e r t i g u n g e n für die Beibehaltung der kritisierten Handlung trotz der Kritik usw. Diese Konsequenzen gelten für den schulischen Diskurs nur bedingt, wie Beispiel (B 2) zeigt. Hier kritisiert eine Schülerin den Aufbau des Unterrichtsablaufs durch die Lehrerin, indem sie den Sinn der gesamten Fragestellung bzw. den Nutzen des dafür herangezogenen Materials bezweifelt. Die Lehrerin nimmt verbal die Kritik auf, akzeptiert sie. Sie geht anschließend aber zur Tagesordnung über – und diese Tagesordnung besteht aus der einfachen Fortsetzung des von der Schülerin kritisierten Diskurses. Dadurch wird aus dem *Mittel der Kritik* eine bloße folgenlose *Kanalisation von Widerspruch*. Indem die Handlungskonsequenz des sprachlichen Musters entfällt, wird das Muster selbst um seinen Punkt gebracht. Dies aber hat erhebliche Folgen gerade für das gemeinsame Erarbeiten von Wahrheit, für die sachliche Or-

ganisation des Diskurses als Dialog im eingangs dargestellten Sinn. Soll der Dialog gemeinsame Verbindlichkeit konstituieren, so erfordert er unter anderem das argumentative Bearbeiten der propositionalen Gehalte. Dies aber verlangt, daß die miteinander Redenden sich dem gemeinsamen Sachbezug unterstellen, der die kritische Instanz für die Inhalte des Dialogs darstellt. Das sprachliche Handlungsmuster des *K r i t i s i e r e n s* stellt dafür ein herausragendes Mittel dar – und zwar gerade unter dem Gesichtspunkt der Konsequenzen, die es für *beide* Interaktanten und ihre gemeinsame Annäherung an Wahrheit kraft der in der Kritik zur Geltung gebrachten besseren Argumente mit sich bringt.

Selbstverständlich gibt die Lehrerin die Konsequenzen nicht leichtfertig preis. Vielmehr folgt sie dabei Pflichten, die sich aus ihrer Organisationsaufgabe für den Inhalt des Unterrichtsdiskurses einerseits, aus der erfordernten Ökonomie der Vermittlung des Lehrstoffes andererseits ergeben. Diese Pflichten aber lassen im allgemeinen kaum Spielraum, der eigentätigen Stofforganisation durch die Schüler auf Grund ihrer eigenen Lernprozesse in wirklich substantieller Weise nachzugehen. Der Beitrag der Schülerin stellt einen Fall dar, in dem die Verfügung der Schülerin über ihre eigenen Lernprozesse, wie sie oben in § 2 diskutiert wurde, sich in einer sachlich kompetenten Weise umsetzt als Kritik. Die konkrete Verfassung des Unterrichtsdiskurses mit den eben beschriebenen Pflichten als integralen Bestandteilen führt jedoch dazu, daß das sprachliche Handlungsmuster seiner Konsequenzen, damit seiner Verbindlichkeit und so seiner Effektivität verlustig geht. Dies aber dürfte für seine weitere Verwendung durch die Schüler nicht folgenlos bleiben.

4.6. A b d u k t i o n e n

In einem letzten Beispiel möchte ich kurz wesentliche Kennzeichen einer anscheinend für die Schule speziell ausgebildeten Handlungsform (A 5) angeben, die an anderer Stelle ausführlicher analysiert wird.⁷ Es ist eine Handlungsform, in der Widersprüche relativ deutlich zu Tage treten. Ich habe sie, da es dafür meines Wissens keine Bezeichnung gibt, A b d u k t i o n⁸ genannt; der Ausdruck wird, so hoffe ich, aus der Analyse des Phänomens verständlich werden.

Der Übergang vom Lehr-Lern-Diskurs zum Unterrichtsdiskurs hat vor allem hinsichtlich der *Diskursthemen* massive Konsequenzen. Indem die Thematik durch die institutionellen Bedingungen weitgehend in der Hand des Lehrers liegt (wie sie bereits beim Lehr-Lern-Diskurs durch die spezifischen Erfordernisse der Diskursart beim Lehrenden konzentriert ist), erscheint in der Schule die behandelte Thematik aus

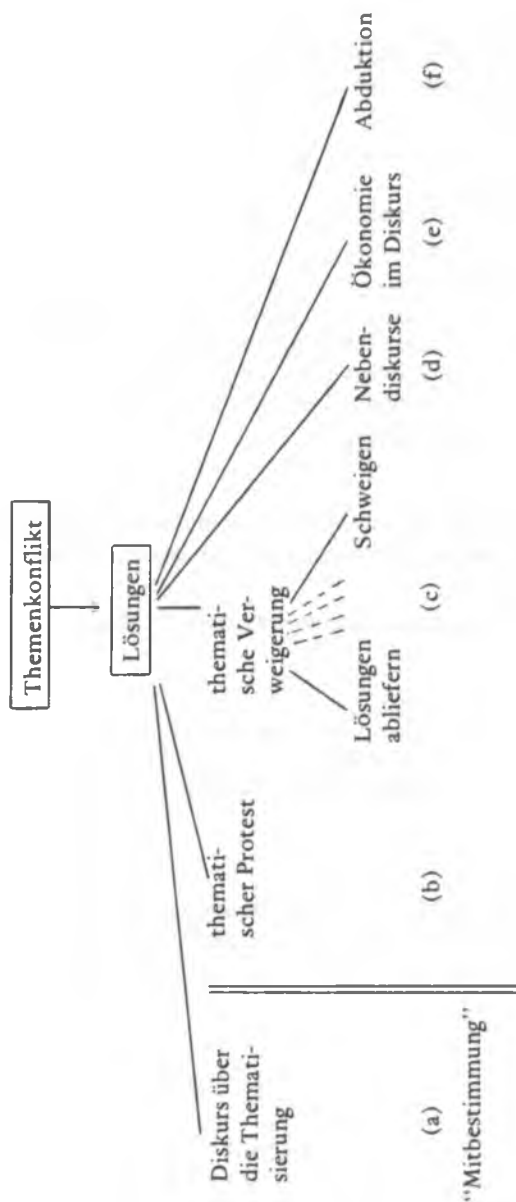


Diagramm III

den in § 3. diskutierten Gründen öfters geradezu als eine Art Oktroi. Als Folge ergibt sich ein latenter *Themenkonflikt*, der bearbeitet sein will. Die offensichtlichsten Lösungen sind die folgenden drei Erscheinungen (siehe Diagramm III):

- (a) der Diskurs über die Thematisierung
- (b) der thematische Protest
- (c) die thematische Verweigerung.

Nur die Lösung (a) ist einigermaßen institutionskonform – obwohl sie genauso wenig wie die Kritik am Lehrer zu entsprechenden Konsequenzen führen muß (vgl. § 4.5.). Der thematische Protest (b) macht die Problematik offen manifest. Die thematische Verweigerung (c) führt zu einer Vielzahl einzelner Formen, wozu etwa das *Lösungsabliefern* (§ 4.3.) ebenso gehört wie das notorische Schüler *schweigen*.

Neben diesen drei Formen stehen weitere:

- (d) Nebendiskurse

Die Schüler etablieren untereinander eigene Diskurse mit einer Thematik, die sie selbst bestimmen – die jedoch aus der Thematik des offiziellen Unterrichtsdiskurses herausfällt.

Der Themenkonflikt kann sich weiter darin manifestieren, daß es zu einer

- (e) Ökonomie im Diskurs

kommt. Der Schüler beschränkt sich auf das Notwendigste. Er hält sozusagen eine Art minimale thematische Beteiligung aufrecht, die jedoch weit hinter dem zurückbleibt, was das Thema an Beteiligung erfordert.

Schließlich findet sich

- (f) die Abduktion.

Sie greift bestimmte Aspekte der Lehrerthematization auf und wandelt sie um, so daß *im Gewand der Lehrerthematik eine zweite, oft witzige Thematik durch den Schüler etabliert wird*. Ich führe zunächst zwei Beispiele an:

(B 3)

$\boxed{L_1}$ Komm, geh mal an die Tafel und mal nen Kreis
 $\boxed{S_{1_2}}$ ((geht an die Tafel, versucht einen Kreis zu malen))
 $\boxed{S_2}$ n Ei
 $\boxed{S_3}$ n Ei
 $\boxed{S_4}$ Ei
 $\boxed{S_{5_3}}$ Eierkuchen

(B 4)

L_1 klappt
 Tafel auf

$\boxed{L_1}$ Wir wolln das uns jetzt noch mal genauer an-
 \boxed{L} sehen L_1
 $\boxed{S_1}$ Jaa!
 $\boxed{S_2}$ Toll!
 $\boxed{S_3}$ Oho!
 $\boxed{S_4}$ (Wer hat'n dat jemacht?)
 $\boxed{S_5}$ Das find ich jut! Mann, Mann!
 $\boxed{S_{6_2}}$ Wann (haben Sie 'n dat
 \boxed{L} Eben
 $\boxed{S_a}$ gemacht!)
 $\boxed{S_1}$ Eben?
 $\boxed{S_2}$ Neiin!
 \boxed{SS} ((Lachen))
 $\boxed{S_{3_3}}$ (Das ist Pflicht beim) Bund
 \boxed{L}
 $\boxed{S_4}$ Ein Geist () (Darf) ich auch wat sagen?
 $\boxed{S_{5_4}}$ (keine Kraft hat die)
 \boxed{L}
 $\boxed{S_1}$ Sie sind aber fleißig!
 $\boxed{S_{2_5}}$ Ja, ey ! ((Lachen))
 \boxed{L} Bin ich doch immer, Ralf!
 $\boxed{S_{8_6}}$ Picassos Meisterwerke !

	L		So, wir wollen jetzt.
	SS	((Gröhlandes Gelächter))	
	S ₁	Ah !	
	S ₂	Aaah! Aaah!	
	S ₃	Ja, ja, ja!	
	S ₄	Eigenlob stinkt	
	S ₅	() nennt ich ()	
L ₁ gedämpft	S ₆	L ₁ Das geht aber zu weit ↘	
	S ₇	Boh! Das geht bis ins ()	
	7		

Im Beispiel (B 3) wird für einen bestimmten Unterrichtsschritt die Zeichnung eines Kreises an der Tafel benötigt. Als das Unternehmen nur bedingt gelingt, nutzen die Schüler S₂ – S₄ die Gelegenheit, in Form von Kommentaren die entstehende Unterbrechung im Normalablauf der Themenbehandlung als Anschlußstelle für etwas zu gebrauchen, das mit der Thematik selbst sachlich nichts mehr zu tun hat. Aber sie knüpfen dabei an einem thematischen Bestandteil an: dem Kreis, dessen Zeichnung für die Themenbehandlung ihren Stellenwert hat. Nur ein Kreis könnte diesen Stellenwert konkret wahrnehmen. Seine Deformation hingegen liefert ein graphisches Objekt, das der freien Assoziation ihren Lauf läßt: "n Ei". Die Assoziation nimmt ihren Ausgangspunkt beim thematisch Geforderten. Sie führt hingegen aus der Thematik heraus. An der Figur eines Eis kann das Thema nicht weiter entwickelt werden. Die Feststellung dieses Kontrasts wirkt witzig. Damit ist eine erste Abduktion erreicht. Sie wird durch den Beitrag von S₅ noch gesteigert: "Eierkuchen". Hier ist die Thematik des Unterrichtsdiskurses ganz verlassen, die erste Abduktion "Ei" wird frei assoziativ weiterentwickelt, der "Witz" auf eine weitere Stufe gehoben. Diese zweite Abduktion hat zur Folge, daß das Unterrichtsthema vollends aus dem Blick gerät.

In Beispiel (B 4) sind gleichfalls zwei Abduktionen vertreten (durch Sperrdruck gekennzeichnet).

Es handelt sich um einen Ausschnitt aus einer Biologiestunde, in der der menschliche Blutkreislauf behandelt wird. Die Lehrerin hat vor Beginn der Stunde eine kunstvolle Graphik des menschlichen Blutkreislaufes mit der Umrißzeichnung einer menschlichen Figur an die Tafel gemalt; anschließend war die Tafel zugeklappt worden. In Fläche 2 klappt die Lehrerin die Tafel auf. Was folgt, sind (mit Ausnahme des Beitrags von S₃ in Fläche 3) die Reaktionen der Schüler, als sie die Blutkreislauf-Graphik sehen.

In unserem Zusammenhang interessant sind die Beiträge von S₄ in Fläche 4 und von S₈ in Fläche 6: "Ein Geist"; "Picassos Meisterwerke!".

Die Schüler nehmen das – auch in diesem Beispiel graphisch präsent – thematische Objekt zum Anlaß, um aus dem Thema des Unterrichtsdiskurses "auszusteigen". Das Objekt dient ihnen als Mittel, mit dessen Hilfe der Ausstieg bewerkstelligt wird. Dabei gelingt es erst S₈, mit seiner Abduktion "Picassos Meisterwerke!" wirklich die ganze Klasse auf seine Seite zu ziehen, die in gröhrendes Gelächter ausbricht (Fläche 7). Damit ist die Thematik des Unterrichtsdiskurses (Blutkreislauf, in der Lehrergraphik visualisiert) erst einmal "gelaufen". Der Schüler S₆ konstatiert im übrigen gerade diesen Umstand.

Ich schließe ein weiteres Beispiel an, das ich leider nicht in Form eines Transkripts bieten kann. Es wurde mir nämlich erzählt. Dies aber ist auf eine Weise für besonders gelungene Abduktionen charakteristisch, das sie erzählenswert sind. Darin zeigt sich, daß die Abduktion eine durchaus verbreitete Handlungsform der schulischen Kommunikation ist.

(B 5):

In einer Schule im gut katholischen Brabant in den Niederlanden erteilt ein Priester Religionsunterricht in der Abschlußklasse. Er spricht über die Gefahren und Abscheulichkeiten der körperlichen Liebe. Nachdem er seinen Lehrervortrag eine Weile lang entwickelt hat, verwendet er ein Bild, um die Gefährlichkeit der Liebe deutlich zu machen: "Wißt ihr, wenn die Liebe zwei ergreift, das ist, wie wenn eine Krankheit sie packt." Daraufhin ein Schüler: "Na ja, und wenn man krank ist, dann geht man ins Bett."

Die witzige Umwandlung der Lehrerthematik führt dazu, daß die Klasse lacht – und damit ist die Behandlung des Unterrichtsthemas – wenigstens temporär – erst einmal abgebrochen. Ein Schüler, der eine Abduktion macht, führt das offizielle Unterrichtsthema, *indem er es aufnimmt* und umprägt, ins Abseits. Mit der Abduktion hat er ein *listiges* Mittel gefunden, um den Themenkonflikt in seinem Sinn zu lösen. Nicht alle Abduktionen sind witzig. Aber witzige Abduktionen sind besonders erfolgreich. Denn *Witze* haben als sprachliche Handlungsformen eine große kommunikative Verbindlichkeit. Gelingt es, unter Aufnahme von Elementen des Unterrichtsthemas einen Witz zu produzieren, so hat man die Lacher auf seiner Seite, und wenn der Lehrer sich ein Gefühl für spontane Kommunikation bewahrt hat, auch den Lehrer. – So oder so – im Anschluß an eine gelungene Abduktion muß der Lehrer die Unterrichtsthematik neu aufbauen – etwa durch ein "so" wie in Beispiel (B 4), Fläche 7.

Dem Schüler aber ist es ein Stück weit gelungen, seine eigenen Interessen einzubringen, die Lustlosigkeit des Themenoktrois einzutauschen gegen ein Lachen. Allerdings: er tut dies *gegen* die Thematik des Unterrichtsdiskurses, indem er dessen glatten Ablauf blockiert. Dies wiederum kann institutionsspezifische, für ihn, den Schüler, negative Folgen haben – bis hin zu seiner Etikettierung als "Klassenclown".

Ich habe einige Beispiele aus der Wirklichkeit schulischer Kommunikation behandelt. Viele andere könnten ihnen zur Seite gestellt werden.

So hat etwa B. Hurrelmann (1980) in einer Untersuchung gezeigt, daß das *N a c h e r z ä h l e n* eine schulspezifische Variante des *E r z ä h l e n s* ist, die wesentliche Kennzeichen des Musters Erzählen bei der Transformation verliert. Das schulspezifische Muster steht hier dem Lehr-Lern-Diskurs entgegen. Oder Klaus-Peter Klein (1980) hat gezeigt, daß das schulische Erzählen zu anderen Formen führt als das außerschulische, ohne daß diese Umformung im Sinn des Lehrziels "Erzählen lernen" bzw. "Erzählen verbessern" zu besseren Varianten führte.

5. Unterrichtsdiskurs und Dialog

Ich komme zurück zu meiner Ausgangsfrage nach dem Zusammenhang vom emphatischem Dialog und schulischem Diskurs. Es stellt sich m.E. heraus, daß die Schule als kommunikativ eigener Handlungsraum eine Reihe von Widersprüchlichkeiten hervorbringt. Sie manifestieren sich besonders in der Transformation vom Lehr-Lern-Diskurs zum Unterrichtsdiskurs. Diese Verwandlung bedeutet, daß den Schülern der Konnex zum sprachlichen Geschehen schwer wird. Die Themen bleiben ihnen oft äußerlich. Das gesellschaftliche Wissen tritt ihnen abstrakt und fremd gegenüber, und es ist schwer für sie, ein eigenes Verhältnis dazu zu entwickeln. Hand in Hand damit gerät die wechselseitige Anerkennung der Interaktanten, Lehrer und Schüler, in Gefahr. Die Problematik des Unterrichtsdiskurses prägt sich in einer Vielzahl eigener Handlungsformen aus. Sie zeigen eine Wirklichkeit des schulischen Diskurses, die dem emphatischen Dialogbegriff gegenüber spröde ist.

Ein solcher Dialogbegriff für die Schule kann daher der Schulwirklichkeit weithin nur als eine Art *Postulat* gegenübergestellt werden. Er insistiert kommunikationsmoralisch auf einem Sinn schulischen Diskurses, der häufig nicht realisiert werden kann. Nur relativ selten kommt es tatsächlich zu einem solchen gemeinsamen Arbeiten von Lehrer und Schüler, wie es der emphatische Dialogbegriff verlangt.

Als Korrektiv könnte das kommunikationsmoralische Postulat eine Funktion haben. Doch ist auch hier m.E. Vorsicht angebracht. Denn häufig führen derartige Postulate zu erheblichen Belastungen bei den Interaktanten, die ihr eigenes *institutionsadäquates* Handeln als subjektives *Versagen* empfinden.

Demgegenüber erschiene es mir sinnvoller – gerade auch unter dem Gesichtspunkt, die Intention aufzunehmen, die hinter dem emphatischen Dialogbegriff für den schulischen Diskurs steht –, im einzelnen Möglichkeiten des Lehr-Lern-Diskurses innerhalb der Institution aufzuspüren. "Gelingende Kommunikation" im Unterricht, wie sie der Lehrer zum Glück ja auch immer wieder erfährt, hat hier Ansatzpunkte, die zu spezifizieren sind. Die Ausweitung des Lehr-Lern-Diskurses gegenüber seiner schulischen Variante, gegenüber dem Unterrichtsdiskurs, erfordert freilich in der längeren Perspektive wahrscheinlich institutionelle Veränderungen, wie sie in Schulversuchen den alltäglichen Unterrichtsdiskurs der Regelschule begleiten, von den Montessori-Schulen bis hin zu Experimenten wie der Glocksee-Schule. Dabei verlangt freilich gerade der Umstand Beachtung und besondere kommunikative Phantasie, daß ein Großteil der Schwierigkeiten des Unterrichtsdiskurses aus der enorm gewachsenen Komplexität des gesellschaftlichen Gesamtwissens resultiert.

Anmerkungen

- * Dieses Papier fußt auf den Arbeiten des von Jochen Rehbein und mir organisierten Forschungsvorhabens "Kommunikation in der Schule (KidS)" am Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft Düsseldorf. Den Mitgliedern des Projekts danke ich für intensive Diskussionen, besonders zu meiner Unterscheidung von Unterrichtsdiskurs und Lehr-Lern-Diskurs. Den Teilnehmern der Jahrestagung des IdS danke ich für interessante kritische Anregungen, die in der Diskussion meines Papiers geäußert wurden. Leider konnte ich sie in dieser Fassung noch nicht alle berücksichtigen. Ich hoffe, daß ich sie an anderer Stelle angemessen aufnehmen kann. Wolfgang Kramp (Düsseldorf) danke ich für wichtige Hinweise zum Dialogbegriff in der pädagogischen Diskussion.
- 1 Es wäre m.E. interessant, eine systematische Geschichte der emphatischen Dialog-Konzepte in der Pädagogik und Erziehungswissenschaft, ihrer außer- und innerpädagogischen Determinanten und ihrer Zielsetzungen zu schreiben. Wertvolles bibliographisches Material findet sich in Behme (1977), deren Zielsetzung allerdings enger ist. Die ältere Diskussion ist z.T. in der (leider ungedruckten) Dissertation Stimpel (1955) dargestellt. Zu neueren Ansätzen vgl. etwa die kritische Darstellung von Jourdan (1976), die sich besonders auf die kommunikative Didaktik von Baacke (1973) und Schäfer/Scholler (1971) bezieht.

- 2 Eine Ausnahme dazu ist die Arbeit von Schorb (1958); vgl. Reger (1966).
- 3 Eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Problems in der Pädagogik bietet die materialreiche Arbeit Bloch (1969). Ausgehend von Spencers "zergliedernder" Lehrerfrage bis hin zur Behandlung der Lehrerfrage in der Reformpädagogik und zu neueren Konzepten wird gezeigt, wie die pädagogische Literatur sich zu der sprachlichen Handlungsform verhalten hat.
- 4 Eine systematische Entwicklung des Konzepts von Rederaum, Textraum und Vorstellungsraum habe ich in Ehlich (1979) unter Bezug auf die deiktische Prozedur vorgenommen.
- 5 Ehlich/Rehbein (1977), S. 70.
- 6 Eine ausführliche Analyse des "L ö s u n g e n A b l i e f e r n s" findet sich in Ehlich/Rehbein (1978). Die A u f g a b e - L ö s u n g -Sequenz ist bereits in Ehlich/Rehbein (1977) dargestellt; in Ehlich/Rehbein (1978) wird sie gleichfalls genauer behandelt.
- 7 Eine ausführlichere Behandlung ist in einer der Thematik gewidmeten Studie vorgesehen, die im Rahmen eines Sammelbandes mit Arbeiten aus dem Projekt KidS veröffentlicht werden soll.
- 8 Der Terminus hat keinen Bezug zur Peirceschen "Abduktion". Da dieser Ausdruck im Deutschen bisher wenig verbreitet, eine Verwechslung aufgrund der unterschiedlichen Objektbereiche auch kaum zu befürchten ist, halte ich die Verwendung von 'Abduktion' für das gleich darzustellende, m.W. bisher nicht benannte Phänomen für zulässig.

Literatur

- Aebli, Hans (1971): Grundformen des Lehrens. Stuttgart 1971.
- Baacke, Dieter (1973): Kommunikation und Kompetenz. München 1973.
- Behme, Helma (1977): Zur Theorie und Praxis des Gesprächs in der Schule. Eine Bibliographie. Kastellaun 1977.
- Bloch, Karl-Heinz (1969): Der Streit um die Lehrerfrage im Unterricht in der Pädagogik der Neuzeit. Problemgeschichtliche Untersuchungen. Wuppertal 1969.
- Ehlich, Konrad (1979): Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. Frankfurt 1979.
- Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1975): Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen, in: Linguistische Berichte 45, Braunschweig 1975, S. 21-41.
- (1977): Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule, in: Herma C. Goepfert (Hrsg.), Sprachverhalten im Unterricht, München 1977, S. 36-114.
- (1978): Problemlösen und Aufgabenstellen-Aufgabenlösen. Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1978 mimeo.

- Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1979): Sprachliche Handlungsmuster, in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 243-274.
- Gaudig, Hugo (1909): Didaktische Präludien. Leipzig und Berlin 1909.
- Giesecke, Michael/Karin Martens (1976): Zur Entwicklung der Sprechhandlungsfähigkeit des Kindes, in: Papiere zur Linguistik 15, 1977, S. 120-138.
- Gudopp, Wolf-Dieter (1975): Martin Bubers dialogischer Anarchismus. Frankfurt 1975.
- Hartung, Wolfdietrich u.a. (1974): Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft. Berlin 1974.
- Hurrelmann, Bettina (1980): Erzähltextverarbeitung im schulischen Handlungskontext, in: Konrad Ehlich (Hrsg.) (1980): Erzählen im Alltag. Frankfurt 1980, S. 296-334.
- Jochens, Birgit (1979): 'Fragen' im Mutter-Kind-Dialog: Zur Strategie der Gesprächsorganisation von Müttern, in: Karin Martens (Hrsg.) (1979): Kindliche Kommunikation. Frankfurt 1979, S. 110-132.
- Jourdan, Manfred (1976): Kommunikative Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn 1976.
- Klann-Delius, Gisela (1979): Explaining Games. Nijmegen 1979, mimeo.
- Klein, Klaus-Peter (1980): Erzählen im Unterricht. Erzähltheoretische Aspekte einer Erzähldidaktik, in: Konrad Ehlich (Hrsg.) (1980): Erzählen im Alltag. Frankfurt 1980, S. 263-295.
- Mazeland, Harrie (1981): Sprecherwechsel in der Schule, erscheint in: Konrad Ehlich/Jochen Rehbein (Hrsg.): Kommunikation in Schule und Hochschule. Linguistische und ethnomethodologische Analysen. Tübingen 1981.
- McHowl, A. (1978): The Organisation of Turns at Formal Talk in the Classroom, in: Language in Society 7, 1978, S. 183-213.
- Otto, Berthold (1963): Ausgewählte pädagogische Schriften. Paderborn 1963.
- — (1965): Ratschläge für den häuslichen Unterricht, in: H. Holstein (Hrsg.): Grundlagen und Grundfragen der Erziehung. Heidelberg 1965.
- Reger, Anton (1966): Der unterrichtliche Dialog, in: Pädagogische Welt, 20, 1966, Heft 5, S. 226-234.
- Rehbein, Jochen (1977): Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.
- Schäfer, Karl-Hermann/Klaus Schaller (1971): Kritische Erziehungswissenschaft und kommunikative Didaktik. Heidelberg 1971.
- Schorb, Alfons Otto (1958): Erzogenes Ich — erziehendes Du. Stuttgart 1958.
- Stimpel, Hans-Martin (1955): Das Gespräch in der Reformpädagogischen Bewegung und seine Bedeutung für die Erziehung. Göttingen 1955, Dissertation, mimeo.
- Wunderlich, Dieter (1969): Unterrichten als Dialog, in: Sprache im technischen Zeitalter, 32, 1969, S. 263-287.

Jugendsprache und Jugendgespräche

1. Ein jugendsprachlicher Anfang
2. Zum wissenschaftspolitischen Rahmen
3. Zur Notwendigkeit der Erforschung der Jugendsprache
4. Zum Begriff 'Jugendsprache'
5. Jugendsprache in der Gruppe
6. Ein vorläufiges Fazit

Erläuterungen* zu den Kapiteln 2 - 6:

2. Angenommen wird eine Opposition von Theoriekonstruktion und Gegenstandsinteresse, wodurch die Absenz eines bedeutsamen Themas innerhalb der Linguistik des Deutschen erklärt wird.

3.1. Kindheit und Jugend als "Stadien auf des Lebens Weg" (Kierkegaard)

3.2. Die Nachzeichnung der sprachlichen Kindheit durch Spracherwerbstheorie und Kindersprachforschung und die Aufgabe, das sprachliche Stadium der Jugend nachzuzeichnen: Sprachprofilierung als Mittel zum Zweck

3.3. Lexikalisierung der 'Jugendsprache' in der bisherigen Forschung

3.4. Für einen sprachpragmatischen Zugang zur Jugendsprache: **J u g e n d g e s p r ä c h e**, Jugendbriefe und -literatur als empirische Basis

4.1. 'Jugendsprache' als **s p e z i f i s c h e** Sprech- und Schreibweisen, mit denen Jugendliche ihre Sprachprofilierung betreiben; Sprachprofilierung als Mittel der Identifikation und Identitätsfindung

4.2. Sprachliche Profilierung und deren individueller und kollektiver Aspekt; standardsprachliche und umgangssprachliche Kommunikation; Sprachprofilierung in der Gruppe: der 'Jugendton' als sprachliches Ergebnis der Kommunikation in Peer-Groups, Cliques, Freundeskreisen, Banden; deren Funktion: Abgrenzung nach außen ("Ihr"), Identifikation nach innen ("Wir"): "Und sie suchen Freundschaft und Kameradschaft mehr als andere Lebensalter, weil sie am Zusammenleben Freude haben [...]" (Aristoteles)

4.3. Zur sozialen, regionalen, alters- und geschlechtsspezifischen Differenzierung von Jugendsprache

4.4. Insofern die Gruppe Kristallisationspunkt jugendsprachlicher Profilierung ist, sind **J u g e n d g e s p r ä c h e** der **n o t w e n d i g e** Ausgangspunkt jugendsprachlicher Forschung.

4.5. 'Jugendkultur' als Sub-, Teil oder Gegenkultur? Die Begriffe einer Vorbild- bzw. Echo-Sprache

5. Jugendsprache in der Gruppe

5.1. Am Beispiel des Grüßens, der Anrede und Erwiderung

5.2. Am Beispiel von Gesprächspartikeln

5.3. Am Beispiel des Sprechcharakters jugendlicher Schreibe

6. Jugendsprache in der Gruppe ist experimentell, antikonventionell und tendenziell situationalisierend. Sprachkreativität ist das Vehikel dieser Eigenschaften, wobei Metaphorisierung und Hyperbolisierung die auffälligsten Züge sind. – Jugendsprachforschung und kritische Sprachwissenschaft

1. Ein jugendsprachlicher Anfang einer standardsprachlichen Rede

Meine Damen und Herren, schon längst bin ich auf der Suche nach einem neuen Anfang – zumindest dem eines wissenschaftlichen Vortrags. Hier ist der neue Anfang – jugendsprachlich:

Tussis und Gents, Fans alle zusammen! Hey Freaks! Ich weiß, alle seid ihr auf der Suche nach der großen heißen Message. Logo, die einen gehen auf den Theorie-Trip, die andern tönnen sich mit Fakten an und alle seid ihr echt high, wenn ihr euch gegenseitig Wissenschafts-Chaoten nennt und euch beknackte Buschwedeleien vorwerfen könnt.

Meine Damen und Herren, wenn ich in diesem Stil weitermachen sollte, wäre das, möglicherweise, ganz unterhaltsam; aber die heiße w i s s e n - s c h a f t l i c h e "Message", hinter der auch ich her bin, ist nur standard- und wissenschaftssprachlich zu haben, die heiße Message 'Jugendsprache' nämlich.

2. Zum wissenschaftspolitischen Rahmen

Indem ich nun zu Beginn, per Imitation, den folkloristischen Aspekt des Themas herausstelle, stehe ich in der Gefahr, den Ernst und die Würde meines Themas zu verraten. Um diesen Ernst und diese Würde geht es mir nämlich vor allem.

Ich möchte hier die These vertreten, daß die germanistische Linguistik, also die Wissenschaft von deutscher Sprache, sich zu lange und zu ausschließlich von Fragen der Theorie- und Methoden k o n s t r u k t i o n hat leiten lassen. Entwicklungen der Sprachgermanistik stellen sich dar als Theorieablösungen und -modifikationen, die durch Defekte der jeweils herrschenden Theorie bedingt sind. Dazu nur ein Beispiel von vielen: Die Intensität, mit der auch hierzulande Spracherwerbsforschung betrieben wurde, rührt wesentlich daher, daß Chomsky dieser Forschung die generativistische Weihe gab; indem er nämlich die "Erklärungsadäquatheit" einer linguistischen Theorie an "die Frage nach der Konstruktion" knüpfte.

tion (sic) einer Theorie der Spracherlernung" band.¹ Jede e i n z e l - s p r a c h l i c h e Linguistik hat aber Themenbereiche zu bearbeiten, die sich nicht in das jeweils herrschende Theoriekonzept einer a l l g e m e i - n e n Linguistik fügen. Solche Themenbereiche sind sprachpolitisch z.T. unabweisbar und stellen, populär gesprochen, eine Herausforderung an die Sprachforscher dar.

Nur wenn man in dieser Weise akzentuiert, wird es verständlich, daß das Thema Jugendsprache bis heute nicht zu einem ernsthaften Thema germanistischer Sprachforschung wurde, obwohl gerade seit 1960 Entwicklungen eingetreten sind, die das Thema als germanistisches unabweisbar machen.

3. Zur Notwendigkeit der Erforschung der Jugendsprache

Kindheit und Jugend, so viel weiß man schon seit den Anfängen der Pädagogik in der griechischen Antike, sind für das Leben des Einzelnen entscheidende "Stadien auf des Lebens Weg" (Kierkegaard)². Die Sprachwissenschaft hat dem insofern Rechnung getragen, als die Erforschung der Sprache und der Sprachentwicklung der 0 bis 12jährigen zu einer wichtigen Domäne moderner Linguistik geworden ist.³ Sie hat dem in keiner Weise Rechnung getragen insofern, als es eine linguistische J u g e n d - sprachforschung nicht gibt. Demzufolge auch keine g e r m a n i s t i - s c h e Jugendsprachforschung. Wenn das Stadium der Kindheit als das des Spracherwerbs gelten kann, so möchte ich das Stadium der Jugend, das von 13 ab zu rechnen ist und ein variables Ende hat, als das der "Sprachprofilierung" bezeichnen. Wenn der Erwerb von Sprache die Hauptleistung der Kindheit ist, so ist der Erwerb einer an der Erwachsenenwelt orientierten Identität die (nicht immer erreichte) Hauptleistung des Jugendalters. Erwerb von Identität ("die als Selbst erlebte innere Einheit einer Person") aber bedeutet auch: relativ zur kulturellen Umgebung einen eigenen Sprachstil zu finden. Der Einstieg zu einem eigenen Sprachstil erfolgt nun vielfach über eine Gruppe, die "U n s " und unsere Gruppe von "E u c h ", den Erwachsenen, abhebt. W i r - Gefühl als eine Form der Identifikation, also der Übernahme der Motive und Eigenschaften anderer in das eigene Ich, und, daraus resultierend, I h r - Entfernung sind Etappen auf dieser Identitätsbildung. Über Identifikation und Abgrenzung führt der Weg zur Identität und damit zu einem eigenen sprachlichen Profil.⁴

Wenn nun von sprachwissenschaftlichen Beiträgen zur Jugendsprache zu sprechen ist, so von solchen, die das Thema Jugendsprache erst einmal lexikalisieren und bisweilen in der Gefahr stehen, den jugendsprachlichen Wortschatz auf das Niveau von Exotismen zu drücken. Zu nennen sind hier

die Arbeiten u.a. von G. Heinrich, S.A. Wolf, H. Markus, Sabine Pape, H. Küpper und Lorelies Ortner.⁵ Um nicht mißverstanden zu werden: Ich schelte nicht die Verfasser dieser Beiträge, die vielmehr wichtige V o r arbeiten zur Jugendsprache darstellen; aber ich muß doch darauf bestehen, daß das Thema 'deutsche Jugendsprache' ein sprachpragmatisches Theoriekonzept erfordert. Die empirische Basis eines solchen Konzepts müssen dann Jugendgespräche, Jugendbriefe und Jugendliteratur, also Tagebücher und ähnliches sein. Und an dieser Stelle wird der g e r m a n i s t i s c h e Nutzen der Gesprächsforschung unmittelbar einsichtig. Es geht i n n e r h a l b d e r G e r m a n i s t i k nicht um eine Dialogforschung als solche, sondern um eine Gesprächsforschung, die sich in den Dienst einer deutschen Textlehre stellt und u.a. dialogische Textstrukturen und -elemente erarbeitet, aus der jugendlichen Gesprächssprache z.B. deren Gesprächsstrukturen und Versatzstücke, Gesprächswörter, Sprechereigentümlichkeiten, Wortschätze und Wortbildungsmittel.

4. Zum Begriff 'Jugendsprache'

Bevor ich nun weiter ausführe, wie Jugendsprachforschung und Gesprächsforschung zusammengehen, muß ich den Begriff 'Jugendsprache' weiter präzisieren. 'Jugendsprache' bezeichnet s p e z i f i s c h e Sprech- und Schreibweisen, mit denen Jugendliche u.a. ihre Sprachprofilierung und damit ein Stück Identitätsfindung betreiben. E i n e der Möglichkeiten dieser Profilierung besteht nun darin, einen eigenen "Jugendton" in der jugendlichen G r u p p e zu pflegen. Diese Form sprachlicher Profilierung ist so gängig und üblich, daß man dazu neigt, sie als einzige Form einer spezifischen jugendlichen Sprechweise zuzulassen. Hinzuweisen ist aber darauf, daß Sprachprofilierung in der Gruppe nur der kollektive Aspekt der Identitätsfindung oder besser: Identitätssuche ist, die ein individuelles Ergebnis haben muß und insofern auch ausschließlich individuell betrieben werden kann.

In der Jugendsoziologie gibt es für die Gruppenorientierung Jugendlicher den Begriff der "Peerbeziehungen".⁶ 'Peer-group' ist ein der amerikanischen Soziologie entlehnter Begriff⁷ und meint die annähernd gleichaltrige Bezugsgruppe Jugendlicher, die eine gleiche oder ähnliche Interessenlage und soziale Herkunft haben. In der Jugendsoziologie hat man nun festgestellt, daß seit den 60er Jahren die Gruppenorientierung der Jugendlichen zunehmend intensiver wird und entsprechend die familiäre Autorität zurücktritt.⁸ Im Zusammenhang damit ist dann die Etablierung einer spezifischen Jugendkultur zu verzeichnen, von der

nicht sicher ist, ob sie eine Gegenkultur, eine Subkultur oder eine mit der Gesamtkultur verträgliche Teilkultur darstellt. Zwar wird die Wortzusammensetzung *Jugendkultur* noch nicht in den großen Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache in Ost und West geführt⁹, aber Begriff und Wort waren bereits zu Anfang des 20. Jhs. programmatisch und haben sich längst durchgesetzt.¹⁰ Dafür sorgen schon die Medien und der Kommerz, die fortlaufend das verbreiten, was sie für Jugendkultur halten. 'Jugendkultur' hat, unabhängig von der Vermarktung, drei wesentliche Eigenschaften: sie ist für Jugendliche von Jugendlichen entworfen – erstens; sie konstituiert sich durch die "psychische Bindung" Jugendlicher an Gleichaltrige – zweitens; und sie tendiert zur Autonomie in derhalb der Erwachsenenkultur – drittens.¹¹ Das hat natürlich sprachliche Folgen. Welche – darüber gibt es bis jetzt nur spärliche, höchstens lexikalische Antworten. Insofern nun die jugendliche Gruppe, die Peer-Group in der Form des Freundeskreises, der Clique oder Bande, Kristallisationspunkt jugendsprachlicher Profilierung ist, sind Jugendsprache der notwendige methodische Ausgangspunkt jugendsprachlicher Forschung. Im Gespräch der Peer-Group erhält Jugendsprache einen kreativistischen Grundzug, der in erster Linie im Gespräch auffindbar und deshalb innerhalb einer Gesprächsanalyse beschreibbar ist. Diese sprachpragmatische Ausrichtung der Forschung erhält nun eine zusätzliche sprachsoziologische Dimension insofern, als die peer-group-orientierte Jugendsprache regional, sozial, alters- und geschlechtsspezifisch differenziert ist – wenn man den Begriff 'Peer-Group' ernst nimmt, könnte man sagen: per definitionem. Diese komplexen Strukturen werden nun insofern noch unübersichtlicher, als jeweils mit einer Vorbild- und Echo-Sprache in den Medien zu rechnen ist. Vorbild-Sprache: Es gibt Idole der Jugendlichen, deren sprachliche Allüren Eingang in ihre Gruppensprache finden, und überraschenderweise können das auch literarische Idole sein. Die Existenz des jugendsprachlichen Grußes *Ave* zum Beispiel hat keinen religiösen Hintergrund ("Ave-Maria"), sondern geht auf jenen "listigen kleinen Krieger voll sprühender Intelligenz" zurück, der ein Gallier ist, den Namen *Asterix* trägt und den Römern hinhaltenden Widerstand leistet, wodurch dann auch römische Grüße, eben *Ave*, in die Sprechblasen-Gespräche kommen und von Jugendlichen übernommen werden: Die Comic-Serie "Asterix und Obelix" nimmt, eben wegen ihres Sprachwitzes, eine Vorbild-Funktion ein. Echo-Sprache: Das ist die Sprache der Redakteure von Jugendzeitschriften und Moderatoren jugendlicher Rundfunksendungen, die sich mit den Jugendlichen verständigen wollen und müssen und dabei auf deren, vielleicht vermeintliche, Sprache eingehen. Am 5.10.1979, ca. 13.40 Uhr, sagt der Moderator der NDR 2-Sendung "Musik

für junge Leute": "Anyway, jetzt geht's los!" Ist *anyway* eine neue gesprächsakt- oder geschrittseinleitende Partikel der Jugendsprache, die eine Chance hat, als Anglizismus, wie *Sound* oder *Disco* oder *Freak*, in die Standardsprache übernommen zu werden, oder ist das sprachliche Anbiederung, die nichts so sehr fürchtet wie die normale "Autoritätssprache" der Erwachsenen?

5. Jugendsprache in der Gruppe

5.1. Am Beispiel des Grüßens, der Anrede und Erwiderung

Die Autoritätssprache der Erwachsenen kommt spätestens zu Anfang dieses Jahrhunderts unter jugendlichen Druck. Die "Jugendbewegung" am Anfang des 20. Jhs., die sich selbst z.B. den Namen 'Wandervogel' gab, pflegte eine Sprache, die sich u.a. der studentischen Burschensprache und mittelalterlichem Vagantentum anzulehnen versuchte. Ähnliche Vorbilder, literarisch aufgezogen, läßt der folgende Text erkennen, der dem Roman von F. Torberg, *Der Schüler Gerber* hat absolviert. Berlin [usw.] 1930, 251 f. entnommen ist:

"He, Unlustknabe!"

Jemand berührte seine Schulter. Kurt schrak zusammen, als hätte man ihm einen Revolver vorgehalten. Dann blickte er auf und erkannte Bobby Urban.

"Daß dich der gelbe Geier hacke! Was rauschest du mit hochgesenktem Haupt an mir vorüber?"

Der gelbe Geier, Wieso. Es gibt keinen gelben Geier. "Guten Tag." Kurt ergriff die dargebotene Hand.

"Na endlich" lachte Bobby Urban. ...

Da lacht jemand. Woher kommt dieser da, welcher lacht. Er lacht noch immer. Da muß ich wohl auch lachen. Haha. Es wird schon gehen.

Der *antike Lustknabe* wird hier sprachspielerisch zum *Unlustknaben* verkehrt – schon hier eine binäre Obsession, die später die Linguistik befallen wird; das *gesenkte Haupt* wird zum *hochgesenkten Haupt*: Die rhetorische Figur des Oxymorons, in der einander sich widersprechende Bedeutungskomponenten zusammengefügt werden ('hoch' und 'gesenkt'), gibt dem Textstück etwas Übertreibend-Dramatisches, das durch das *Vorüberrauschen* in altertümlich-poetischer Grammatik ("Was rauschest du [...]") noch verstärkt wird. Und auch der alliterierende "gelbe Geier" ist ein literarisches Geschöpf: Zum ersten Mal von Gryphius in verhüllender Manier für den 'Teufel' gebraucht¹², ist der *Gelbe Geier* hier ein Verwünschungstopos, der gute Laune signalisieren

und Gymnasiasten-Erkennungsmelodie zugleich sein soll. Aber nicht nur der literarisierte Stil stempelt diese Szene zur jugendlichen *Gymnasia-sprache*, auch die Form der Gesprächseröffnung ist spezifisch jugendsprachlich. Aus dem mir zur Verfügung stehenden Material "Zum Grußverhalten Jugendlicher in der Gegenwart"¹³ ist ersichtlich, daß z.B. 15 - 16jährige nichts so sehr meiden, ja man kann sagen fürchten, wie die konventionellen Erwachsenengrüße – zumindest wenn sie sich selbst begrüßen. Die Jugendgrüße lauten z.B.: *Hallo, Tachchen, Salut, Hi, wie siehst's aus, ballo friends, Grüß Göttle, n'wunderschönen, na du Bär, na du Eimer, hey Freaks*. Wollte man aus dem mir zur Verfügung stehenden Material eine Normalform herausfiltern, wäre das möglicherweise *Hallo*, wollte man eine Tendenzform herausarbeiten, wären das Phrasen mit *na*.

Der Beginn des österreichischen Gymnasiastengesprächs von 1930 ist aber nicht nur wegen seiner im Vergleich zur Standardsprache entkonventionalisierten Begrüßungsformel (*He Unlustknabe*) tendenzweisend; insofern dieser Gruß als symbolisch vermittelter Beginn eines Gesprächs mit einer nichtsprachlichen Körpersymbolik verbunden ist ("Jemand berührte seine Schulter [...]"), ist er gleichfalls für jugendsprachliche Grüße, die ein Gespräch eröffnen, typisch; denn zu unterscheiden sind "Grüße im Vorbeigehn" einerseits und "Überraschungsbegrüßungen" und "Verabredungsbegrüßungen" andererseits.¹⁴ Erstere scheinen als Sprachformen kaum eine Rolle in der Jugendsprache zu spielen, letztere die eigentlich interessanten und gehätschelten sprachlichen Wendungen zu sein. In ihrer Form unmittelbarer Anrede, Typus: *Na, du Bär*, sind sie distanzüberwindend, vertrauensschaffend und zur Erwiderung auffordernd. Sie besitzen eine unmittelbare Kraft, den Partner in das Gespräch zu ziehen.

Der Gesprächsrealismus des fiktionalen Gymnasiastendialogs vermag in seiner pointierten Treffsicherheit zuweilen gesprächsanalytische Definitionen, etwa folgenden Typs, zu erweitern: "Üblicherweise wird ein Gespräch mit einem gegenseitigen Gruß eröffnet"¹⁵; dieser Dialog übertrifft auch Formulierungen, die kundtun, daß es sich bei der Dialogkonstituierung "im wesentlichen um ritualisierte und verfestigte Sprach-elemente" handele¹⁶: Weder liegen in unserem Fall eine gegenseitige Grußsequenz noch unbedingt verfestigte Sprachelemente vor. Vielmehr liegt das vor, was in traditionellen Gesprächsanalysen immer wieder zu kurz kommt: eine Form vorläufiger Gesprächsverweigerung. Der Grund dafür, daß diese Kategorie bisher wenig entwickelt ist, liegt u.a. darin, daß Pausen nur als Pausen, symbolisiert z.B. durch Kreuze (+), erscheinen.¹⁷ Das heißt: Auch die besten gesprächsanalytischen Notate präsentieren nur die sprachliche Oberfläche, die sprachliche Seelenarbeit kommt nicht in den Blick der Analytiker. Dazu muß man nicht nur auf Jugendgespräche

zurückgreifen, sondern auch auf Jugendgespräche in der Literatur: Nach der 'Überraschungsbegrüßung' verweigert sich der Gesprächspartner zunächst; das führt den Anredenden dazu, dem Gesprächspartner einen Gruß zur Gesprächserwidernng zu entbieten ("Daß dich der gelbe Geier hacke!") u n d zugleich eine 'Nachfrage' nachzuschieben ("Was rauschest du mit hochgesenktem Haupt an mir vorüber?"), die eine dritte inhaltlich gefüllte Form der Anrede und damit eine zweite Aufforderung zur Gesprächserwidernng darstellt. Somit besteht der erste Gesprächsschritt des Bobby Urban aus drei Gesprächsakten, die jeweils als "minimal-kommunikative Gesprächseinheiten"¹⁸ einen handlungsplanmäßigen Stellenwert haben: Ich möchte diese Gesprächseröffnungsstruktur, die eine dreifache Steigerung darstellt, eine 'Anrede-Klimax' nennen. In sie verwoben ist die sprachliche und nicht an die Oberfläche kommende Seelenarbeit des Angeredeten, wofür die Literaturwissenschaft u.a. den Begriff eines 'inneren Monologs' kennt: "in Romanen und Erzählungen die Wiedergabe von in Wirklichkeit unausgesprochenen Gedanken, Assoziationen, Ahnungen [...] in Sprache direkter Ich-Form [...]".¹⁹ Bei näherem Zusehen erweist sich, daß die "unausgesprochenen Gedanken" zumeist keinen 'inneren Monolog', sondern einen 'inneren Dialog' insofern darstellen, als sie auf ein Gegenüber ausgerichtet sind und ihre besondere Ausprägung eben durch die Ausrichtung am Gesprächsschritt eines anderen erhalten.

Und eine weitere Lehre gibt die gymnasialsprachliche Gesprächseröffnung aus dem Jahr 1930 auf: daß nämlich jugendsprachliche Gespräche standardsprachlich versanden können. Der 'Jugendton' wird in diesem Fall von Kurt Gerber verweigert — aus Gründen innerer und äußerer Disposition. Am Ende der Jugend steht der Abschied von der Jugend(sprache); dieser Abschied wird vorbereitet in jugendsprachlichen Verweigerungen, hier indiziert durch das standardsprachliche "Guten Tag".

5.2. Am Beispiel von Gesprächspartikeln

Die literarisch besetzte Jugendsprache der 30er Jahre unseres Jahrhunderts ist eine Sache; die andere ist die, welche in den wilden Peer-Groups unserer Tage gepflegt wird. So viel ist inzwischen von dieser Sprache bekannt, daß sie zu satirischen Zwecken eingesetzt werden kann, etwa wenn in Anlehnung an die 'Sonthofener Rede' von F.J. Strauß Helmut Schmidt eine Rede im Jugendton in den Mund gelegt wird, eine Rede, die er — natürlich — in der Disco "Sponti-Lollipop" in Dingswede am Steinhuder Meer gehalten haben soll.²⁰ In solchen Satiren erscheinen, z.T. kunstvoll gehäuft, jugendsprachliche Versatzstücke, aber nicht die Jugendsprache. Dazu beherrschen die Satiriker kaum oder zu wenig die Partikel-Welt der Jugendsprache. Hier artikuliert sich nicht nur

die Stilnot der weniger eloquenten Jugend; sondern auch das in seiner Schriftferne solidarische Sprechen, das den anderen in den eigenen Gesprächskreis zieht und ihn mit Partikeln umgarnt, so wie in dem folgenden Ausschnitt aus einem Interview ²¹:

M.: Wir Auszubildenden untereinander duzen uns also erstma generell, also auch hier im Betrieb, Naja und die Mitarbeiter, die also ausgelernt haben, werden also in der Regel gesiezt, solange bis einem das Du eben angeboten wird. Oder wenn man merkt, der is älter, dann bietet man selbst das Du an, naja wenn man mit den Leuten eben so zusammenarbeitet, Naja ...

H.: ... und ich laß mir lieber das Du anbieten, ne, das war ja al*
ich bin ja auch hier, also früher war das ja nich so. Inner Schule, da hat man halt geduzt ...

Die Partikelforschung ist ja (sic) kein Ruhmesblatt der Germanistik. Sie konnte allerdings erst reussieren, als der dialogische Aspekt gesprochener Sprache in den Blick kam. In bezug auf die Steuerung des Hörers durch den Sprecher liegen, gesehen z.B. auf das *naja*, strukturierende Gesprächsakte vor, durch die der Sprecher seinen Beitrag gliedern und damit auf den Hörer entsprechend seinen Intentionen einwirken will.²² Insgesamt liegt also eine "Hörersteuerung" durch den Sprecher vor, die Jochen Rehbein in "Vorschaltungen", hier z.B. *naja*, und "Nachschaltungen", hier z.B. *ne*, unterteilt und dabei, dem binären Schema verhaftet, die 'Zwischenschaltung' vergißt.²³ In dem hier vorliegenden Gesprächsfragment ist das *naja* eher als Zwischenschaltung zu begreifen, weil es nicht einen Gesprächsschritt einleitet, sondern *z w i s c h e n* den Gesprächsakt der Sprecherin vermittelt und insofern den Hörer steuert. Insgesamt nennt Rehbein die Vor- und Nachschaltungen "Augmente" insofern, als die sprachliche Handlung 'erweitert' sei dadurch, "daß [zusätzliche] sprachliche Elemente die kommunikative Funktion der Hörersteuerung übernehmen"²⁴. Die Kategorie 'Augment' (also "Vermehrung") nähert sich dabei bedenklich der normativen Einschätzung jener Stilistiken, die diese Gelenkstellen am Körper des Gesprächs als Füll- oder Würzwörter abtaten; demgegenüber ist festzuhalten: strukturierende und appellierende Gesprächsakte sind Konstitutiva des Gesprächs. Mit dem ersten *naja* des Texts konstituiert die Sprecherin einen Gegensatz (und damit einen Zusammenhang) zwischen den ersten beiden Gesprächsakt ("Wir Auszubildenden [...] generell, also [...] Betrieb") einerseits und der folgenden Rede andererseits und appelliert damit zugleich an den Hörer, dieser Darstellung zu folgen gemäß dem Motto: "Du weißt schon, wie das läuft ...". Wollten Sie, meine Damen und Herren, die von mir eingestandene Subjektivität meiner Interpretation von

naja überprüfen, möchte ich Ihnen raten, nicht zu unseren großen Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache zu greifen, die *naja* nicht oder nur als "Ausruf der Zustimmung" im Sinne von *Naja*, *endlich*, also: "da haben wir's" führen.²⁵ *Naja*, so könnte man pointiert sagen, hat hier, gesehen auf die Semantik des Gesprächsschritts insgesamt, eine verkürzende und nicht eine 'augmentierende' Funktion. Die Gesprächssemantik von *naja* müßte nämlich in einem schriftlichen Text in eine längere Phrase überführt werden.

Jugendsprachliche Gesprächstexte, das ist nun meine These, leben von solchen Partikeln, die ihre Semantik erst in der jeweiligen Gesprächssituation entfalten und deshalb nur mäßig jenseits und außerhalb dieser Gesprächssituation beschrieben werden können.

5.3. Am Beispiel des Sprechcharakters jugendlicher Schreibe

Während schriftliche Texte, zumindest fachlicher Art, eine jeweils vergleichbare kommunikative Wirkung gerade außerhalb spezifischer Kommunikationssituationen entfalten, sind alltägliche Gesprächstexte erst einmal an die jeweilige Situation, an die *gemeinsame* Umweltinterpretation und -orientierung und die daraus resultierenden gemeinsamen Vorannahmen gebunden. Jugendsprache in der Gruppe verstärkt nun diesen gesprächssituationellen Charakter ihrer Sprache, indem sie z.B. Grüße und Anrede entkonventionalisiert und gesprächsspezifische Partikeln gehäuft verwendet, damit aber eine an der Schriftsprache orientierte Erwachsenengeneration (bewußt?) irritiert. Nicht genug damit, zersetzt sie, partikelwütig, auch noch fachliche schriftliche Texte, z.B. diesen²⁶:

Atemlos hocken die Fans da und Lou gibt seinem Rock-Herzen den gar nicht mehr für möglich gehaltenen Zusatzkick [...] Und hier hört der Film auf: Jeder muß jetzt für sich selbst diese Scheibe gut finden. Wenn nicht?? Hm, hm ... Äh, hm – ach, den Fall gibt's doch gar nicht. Oder?

Dieser Text (recte: dessen Verfasser) verunsichert insofern, als er mit Verlegenheitspartikeln (*hm*), Pausenfüllern (*äh*) und Gliederungspartikeln (*oder*) eines imaginären Sprechers (als Antwortendem) angereichert ist, obwohl es für den zitierten Text gar keinen Sprecher und Hörer, sondern nur einen Schreiber und Leser gibt. Die Funktion dieser Gesprächspartikeln in der geschriebenen Kommunikation besteht darin, diese stilistisch anzureichern, die Gesprächspartikeln also als Stilmittel in der "Schreibe" einzusetzen. Der Schallplattenrezensent möchte seinen Text dialogisieren und Einwände gegen seine Bewertung auf das Maß hilfloser Gesprächssprache drücken – in durchaus ironischer Manier. In einem Leserbrief an die Musikzeitschrift "Sounds" schreibt ein Fan aus Bonn: "Zum schluß noch

billige anbietung meinerseits – ihr habt euch – ähm – ganz proper entwickelt.“²⁷ An dieser Stelle hätte ein traditioneller erwachsener Schreiber einen Gedankenstrich gesetzt (“Ihr habt euch Gedankenstrich ganz proper entwickelt!”), um die eigentliche Aussage (“ganz proper entwickelt”) – in übereinstimmung mit dem ‘Duden’²⁸ – als unerwartet oder zumindest überraschend vorzubereiten. Man kann sagen: Schriftsprachliche Texte werden versuchs- und stellenweise versprechsprachlicht. Daß es auch einen sprachlichen Generationskonflikt gibt, gerade das sollte auch aus meinen Ausführungen deutlich werden.

6. Jugendsprache und kritische Sprachwissenschaft

Jugendsprache in der Gruppe ist experimentell, antikonventionell und tendenziell situationalisierend. Sprachkreativität ist das Vehikel dieser Eigenschaften, wobei Metaphorisierung und Hyperbolisierung die auffälligsten Eigenschaften sind. Dies insgesamt erlaubt es, von einem spezifischen ‘Jugendton’ zu sprechen. Dieser ‘Jugendton’ entfaltet sich erst einmal in der Gruppe, z.B. in der Gruppe gleichaltriger Schüler, die eine Klassenfreundschaft oder auch nur -kameradschaft verbindet. Der folgende Text thematisiert diesen Aspekt²⁹:

- M. [in der schUle darf man sowieso nicht alles
[so Eng seh-n = + ich kEnn n paar lEUte'
[die = + drEh-n in der schUle ganz AUf' LACHT +
[un = + sonst sin se Elgntlich + z1Emlich + rUhig + oder rUhiger = ++
- I. [in der klASSE drEh-n die AUf = + sonst würd ich AUch
- M. [ja-a'
- I. [schon sAg-n = + was hEIßt - AUfdreh-n = +
- M. [ja-A' + son bißchen rUmmOtz-n, ++ so wie hOpfi, LACHEN
- I. [jA =
- [...]
- H.-J. [wir drück-n in die Clty'+knUtsch-n Otz-n ma
- H.-J. [rUnt-r' + LACHT
- I. [hAlt ma = jEtzt + das mUß ich noch
- I. [ma hÖr-n, / knUtsch-n Otze'' ++ was is dAs = +
- H.-J. [Jahaha' LACHT
[wEIß nich, + grade Eb-n kre1Ert, LACHT +
[nE also Otze is = + LACHEN + Otze is unbeschrEiblich, +
[das is so was Ähnlich-s wie sUp-rkalifaliexperi

H.-J.	[dOtzis,, ne' + also das is + kAnn man so für Alles
I.	ahA'
H.-J.	[Einsetz-n, ++ der sieht ja AU's wie Otze'
I.	.m:'
I.	[sieht AU's wie Otze,
H.-J.	[LACHT is nich ganz pOsitiv' ne' LACHT +
H.-J.	[od-r das find ich ja wie Otze' + das kann
I.	m'
H.-J.	[pOsitiv wie nEgativ = + d-s + Otze is eben Otze,...
I.	m' m'

Dieser Text ist insofern ein Metatext, als er auf seine Weise den Zusammenhang von Peer-Group und Jugendton thematisiert. Allerdings läßt er sich nur bedingt auf eine Erklärungsattitude typisch wissenschaftlicher Provenienz ein. Auf eine Nachfrage hin wird *aufdrehen* mit *rummotzen* nicht erklärt – muß man sagen; und als das schwebende *ja*= des Interviewers diese Nichterklärung beklagt, wird auf einen Rummotzer, eben *Hopfi*, verwiesen. Sieh ihn dir an und du weißt, was Jugendton ist. Vielleicht sollte man noch hinzufügen, daß Jugendsprache sehr konkret ist.

Zu den zuvor angesprochenen Strukturmerkmalen noch einmal im einzelnen: Experimentell ist z.B., die Ellipse systematisch und gezielt zur Konstruktion von Grüßen und Glückwünschen einzusetzen: *n'wunderschönen* [Tag]! *n'schönes neues* [Jahr]!; antikonventionell ist z.B., die sprachlichen Anreden im Umfeld von *Mann/Herr* und *Frau/Dame* ganz zu verlassen und durch Vorname und Artikel (*das ist die Anja, ich bin der Thomas*) bzw. "Exotismen" zu besetzen: *Tussi, Gent, Fan, Freak*; tendenziell situationalisierend ist, auf die semantische Kraft von Gesprächspartikeln zu setzen, auf Wörter im Gespräch, deren Bedeutung sich erst in der jeweiligen Situation erschließt. Dazu sei nochmals auf den vorstehenden Text verwiesen: "Otze ist eben Otze", das ist fast eine von den Jugendlichen für die Alten ("trau keinem über dreißig!") entworfene Formel für die Jugendsprache. Sie ist hermetisch und garantiert ungestörtes Innenleben. "Otze ist eben Otze!"

Auch in metaphorischen Prozessen, Beispiel *aufdrehen* als 'rummotzen' und *filmen* als 'sich aufspielen', entfaltet sich jugendsprachliche Eigenart, vor allem aber in hyperbolischen Prozessen: etwas kann *total* niedlich, aber auch *total* beknackt sein; eine *riesengroße Tussi* ist sicherlich ein 'schönes' und, in unserer Sprache, möglicherweise ein 'zierliches' Mädchen, mit Sicherheit keine "übergroße Thusnelda".

Was nicht dargelegt wurde, soll wenigstens zum Schluß noch Erwähnung finden: Jugendsprache, so könnte es scheinen, ist der Jungbrunnen der Erwachsenensprache. Daß es so einfach nicht ist, demonstriert ein Begriff, der bisher nicht eingeführt wurde: der Begriff der Stereotype. Die Kehrseite der in der Gruppe erworbenen und gepflegten Kreativität ist die der Stereotypisierung: Gesprächsphrasen werden z.B. dann zu Stereotypen, wenn sie zu *b e l i e b i g e n* Versatzstücken und Pausenfüllern verkommen, z.B. die gehäufte Verwendung von *ich weiß nich*: "Da war ich total / ich weiß nich' / total frustriert". Oder auch der nur scheinbar interessante Einsatz des schriftsprachlichen *et cetera* (*etc.*), was in jugendlicher Gesprächssprache sich als *und so* bzw. *oder so* artikuliert: "[...] 'nen ganzen Haufen / die kenn' ich gar nich' / auch deutsche Sachen und so". Die sich doch noch andeutende Denk- und Begriffsarbeit wird dann zerstört, wenn an die Stelle dieser Gesprächsphasen die flinken Entzückungs- und Beglaubigungswörter wie z.B. *echt, toll, unheimlich, tierisch* treten.³⁰

Sprachprofilierung als Möglichkeit der jugendlichen Identitätsbildung ("innere Identität"³¹) soll heißen, daß das jugendliche Individuum in der Gruppe eine Ich-Änderung als Ich-Entfaltung und Hebung des Selbstwertgefühls erfährt. Das Individuum in der Gruppe macht die Erfahrung neuer Formen der Kommunikation und darauf bezogener neuer Kommunikationsmittel. Es wird jedoch ein Zeitpunkt kommen, da die jugendliche Gruppe einen eher retardierenden sprachlichen Einfluß ausübt. Darüber müßte innerhalb einer Theorie der Jugend und ihrer Entwicklungsphasen gehandelt werden. Sicher ist, daß die Jugend den Abschied von der Jugend und damit auch die Ablösung von der Jugendsprache selbst leisten muß, denn Jugend stellt ein Durchgangsstadium dar. Dagegen ist es Aufgabe der germanistischen Sprachwissenschaft, Bewertungskriterien für eine Kritik der Jugendsprache zu entwickeln. Dies ist insbesondere die Aufgabe einer kritischen Sprachwissenschaft, die, ich wiederhole mich, die Sprache *i h r e r* Zeit in zureichende Gedanken zu fassen hat.³² Damit wenigstens für die vielen Junggebliebenen unter uns die zeitliche Dimension der gegenwärtigen Jugendsprache etwas deutlicher wird, soll zum Abschluß noch einmal ein Jugendlicher zu Wort kommen: "Ich kann mich an die Beatles noch erinnern. Meine Mam kaufte gewöhnlich ihre Schallplatten."

Anmerkungen

- * Die vorangestellten Erläuterungen sind Teil meiner vor dem Vortrag verteilten Handreichungen. Sie sollen an dieser Stelle einen schnellen Überblick gewährleisten.

- 1 N. Chomsky: Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt/M. 1969, 43.
- 2 S. Kierkegaard: Stadien auf des Lebens Weg, Düsseldorf, Köln 1958.
- 3 Vgl. u.a. B.U. Biere: Kindersprache, kindliche Kommunikation und Spracherwerb, in: ZGL 8,1980, 236 ff.
- 4 Zur Jugendforschung vgl. u.a.: L. v. Friedeburg (Hrsg.): Jugend in der modernen Gesellschaft, 6. Aufl. 1969; Zeitschrift für Pädagogik 25,1979, 659 - 830 (Heft 5), das dem Thema "Jugendprobleme - Jugendforschung" gewidmet ist; D. Baacke: Die 13- bis 18jährigen, Einführung in Probleme des Jugendalters, 2. Aufl. 1979; vgl. auch Anm. 6.
- 5 G. Heinrich: Die Sprache der Jugend, in: Sprachwart 10,1960, Nr. 3, 41 f.; S.A. Wolf: Die Ische, die Brumme und der steile Zahn, in: Sprachwart 9, 1959, 165 f.; H. Markus: Zum Twen-Deutsch, in: ZDWF 18,1962, 151 - 159; S. Pape: Bemerkungen zur sog. Teenager- und Twensprache, in: Muttersprache 80,1970, 368 - 377; H. Küpper: Die deutsche schülersprache 1973/74, in: Wirkendes Wort 27,1977, 318 - 329; vgl. auch M. u. H. Küpper: Schülerdeutsch, Hamburg/Düsseldorf 1972; L. Ortner: Wortschatz der Pop-/Rockmusik, Düsseldorf 1981.
- 6 K.R. Allerbeck/L. Rosenmayr: Einführung in die Jugendsoziologie, Theorien, Methoden und empirische Materialien, Heidelberg 1976, 106.
- 7 Ebd., 110.
- 8 L. Rosenmayr: Jugend, 2. Aufl. Stuttgart 1976 (Handbuch der empirischen Sozialforschung, 6), 115 f., 276 f.; K.R. Allerbeck/L. Rosenmayr (Anm. 6), 99 f.
- 9 Gemeint sind R. Klappenbach/W. Steinitz (Hrsg.): Wb. der dt. Gegenwartsprache, Bd. 3, Berlin 1973; G. Drosdowski (Hrsg.): Das große Wb. der dt. Sprache, Bd. 3, Mannheim [usw.] 1977.
- 10 G. Wyneken: Was ist "Jugendkultur"? Öffentl. Vortrag, gehalten am 30. Okt. 1913 [...], in: Grundschriften der dt. Jugendbewegung, hrsg. v. W. Kindt, Düsseldorf/Köln 1963, 116 - 128; H. Hartwig: Jugendkultur, Ästhetische Praxis in der Pubertät, Reinbek 1980.
- 11 Allerbeck/Rosenmayr (Anm. 6), 100 f.
- 12 Vgl. Weigand/Hirt, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1, Gießen 1909, 657 (Gryphius, Dornrose 51,5).
- 13 A. Hupe/H.-D. Schlawis: Zum Grußverhalten Jugendlicher, Hauptseminar-Arbeit Braunschweig, Wintersemester 1979/80.
- 14 E. Goffman: Das Individuum im öffentlichen Austausch, Frankfurt/M. 1974, 113 f.; vgl. auch D. Hartmann: Begrüßungen und Begrüßungsrituale, in: ZGL 1,1973, 133 - 162.
- 15 G. Schank/G. Schoenthal: Gesprochene Sprache, Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden, Tübingen 1976, 74.
- 16 F.J. Berens: Bemerkungen zur Dialogkonstituierung, In: F.J. Berens [u.a.], Projekt Dialogstrukturen, München 1976, 31.

- 17 H. Henne/H. Rehbock: Einführung in die Gesprächsanalyse. Berlin/New York 1979, 83.
- 18 Ebd., 182.
- 19 G. v. Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 5. Aufl. 1969, 355.
- 20 Vgl. E. Henscheid: Ein scharmanter Bauer. Frankfurt/M. 1980.
- 21 Das Gespräch haben Petra Brockmann und Gabi Königsdorf im Rahmen ihrer Seminararbeit: "Die Welt der Auszubildenden und ihre Sprache" im Wintersemester 1979/80 geführt.
- 22 Vgl. H. Henne/H. Rehbock (Anm. 17), 182.
- 23 J. Rehbein: Sprechhandlungsaugmente. Zur Organisation der Hörersteuerung, in: H. Weydt (Hrsg.), Die (sic) Partikeln der deutschen Sprache, Berlin, New York 1979, 60 f.
- 24 Ebd., 65.
- 25 R. Klappenbach/W. Steinitz (Hrsg.): Wb. der dt. Gegenwartssprache. Bd. 4, Berlin 1977, 2607.
- 26 H.-P. Richter, in: Sounds. Platten 66 - 77. Frankfurt/M. 1979, 1338.
- 27 Sounds. Januar 1/1980, S. 4.
- 28 Duden, Rechtschreibung der dt. Sprache und der Fremdwörter. Mannheim [usw.] 1980, 29.
- 29 Das Textfragment entstammt einem Gruppeninterview mit 16jährigen, das ich am 7.1.1980 aufgenommen habe.
- 30 Vgl. G. Drosdowski/H. Henne: Tendenzen der dt. Gegenwartssprache, in: LGL, 2. Aufl. 1980, 630.
- 31 E.H. Erikson: Identifikation und Identität. In: Jugend in der modernen Gesellschaft. Hrsg. von L.v. Friedeburg. Köln 1976, 277. Vgl. auch E.H. Erikson: Jugend und Krise. Stuttgart 1970, 132 f.
- 32 Vgl. H. Henne: Fachidiome: Über die eigene Zeit, studiert an der Sprache, in: Fachsprachen und Gemeinsprache. Jb. 1978 des IdS, Düsseldorf 1979, 302 - 316.

Funktionen kommunikativer Paraphrasen

Am Beispiel von Gesprächen zwischen Bürgern und Beamten am Sozialamt*

0. Überblick
1. Definition der Paraphrase
2. Möglichkeiten von kooperativem Handeln am Sozialamt
- 2.1. Anspruch und Ziele der Sozialhilfe
3. Typen rekonstruierender Paraphrasen
- 3.1. Vollständige Paraphrasen
- 3.2. Zusammenfassende Paraphrasen
- 3.3. Aspektualisierende Paraphrasen
- 3.3.1. Konkretisierende Aspektualisierung
- 3.3.2. Dekonkretisierende Aspektualisierung
- 3.3.3. Expandierende Aspektualisierung
- 3.3.4. Reduzierende Aspektualisierung
4. Die reduzierende Aspektualisierung als Ausdruck scheinbarere Kooperativität
5. Zusammenfassung und Wertung
6. Schlußbemerkung

0. Überblick

Ich werde mich im folgenden mit den Funktionen kommunikativer Paraphrasen beschäftigen, u.z. mit d e n Funktionen, die sie in Gesprächen zwischen Bürgern und Beamten am Sozialamt haben können.

Dabei gehe ich aus von der Unterscheidung zweier Typen kommunikativer Paraphrasen, nämlich einer "rhetorischen Paraphrase" und einer "rekonstruierenden Paraphrase". Während die rhetorische Paraphrase dem Sprecher dazu dient, seinen Gedankengang verständlicher zu machen, ihn zu explizieren und zu präzisieren, dient die rekonstruierende Paraphrase dem Sprecher dazu, den Gedankengang seines Gesprächspartners nachzukonstruieren. Mit der letzteren Form der kommunikativen Paraphrase werde ich mich im folgenden beschäftigen.

Ich werde zeigen, daß rekonstruierende Paraphrasen einerseits Ausdruck der Fähigkeit des Individuums sein können, sich in den anderen hineinzuversetzen, seine Perspektive zu übernehmen, andererseits aber auch die

Funktion haben können, das Gespräch thematisch zu steuern, indem Themen ausgeklammert bzw. hervorgehoben werden. Innerhalb einer Institution wie dem Sozialamt erhalten sie damit auch die Funktion, den Bürger, der mit der Institution Sozialamt nicht vertraut ist, zu institutionen-relevanten Sprechhandlungen zu veranlassen.

Nach einer Begriffsbestimmung sollen verschiedene Typen von kommunikativen Paraphrasen vorgestellt werden, die aufgrund einer Analyse eines Korpus von Sozialamtsgesprächen zwischen Bürgern und Beamten gewonnen wurden. Eine Analyse der Funktion der verschiedenen Paraphrasentypen soll u.a. zeigen, daß mit bestimmten Formen rekonstruieren der Paraphrasen der Gedankengang des Gesprächspartners nur scheinbar nachkonstruiert wird, so daß die Paraphrasen hier nicht Ausdruck einer gelungenen Perspektivenübernahme sind, sondern als dialogthematische Steuerungsmittel eingesetzt werden. So können sie am Sozialamt dann eingesetzt werden, wenn dem Bürger deutlich gemacht werden soll, welche Themen in dieser Institution zulässig sind und welche nicht. Wird ein solches Gesprächsverhalten dem Kommunikationspartner nicht durchsichtig gemacht, so erweisen sich die rekonstruierenden Paraphrasen als Mittel einer direktiven Gesprächsführung.

1. Definition der Paraphrase

Bei der Analyse der Paraphrasenrelation orientiere ich mich an dem Begriff "kommunikative Paraphrase", wie er von Ungeheuer (1969) und von Rath (1975) gebraucht wird und werde wie diese von einem alltags-sprachlichen Vorverständnis der Paraphrase ausgehen, das ich folgendermaßen formulieren möchte:

Zwei sprachliche Einheiten stehen dann in einer paraphrastischen Relation zueinander, wenn die zweite Äußerung das in der ersten Äußerung Erwähnte teilweise oder insgesamt wiederaufnimmt, und damit Ähnliches oder Gleiches ausgedrückt wird.

Diese Definition der Paraphrase gibt keine klar bestimmten Kriterien an, nach denen Paraphrasen als solche erkannt werden können, sondern operiert mit Begriffen wie Ähnlichkeit und Gleichheit. Beides sind zentrale Begriffe semantischer Theorien. Die Ungeklärtheit dieser Begriffe innerhalb der Theorien läßt es sinnvoll erscheinen, sich in der folgenden Diskussion auf ein alltagssprachliches Verständnis dieser Begriffe zu stützen.

Ein solches methodisches Vorgehen schließt die Möglichkeit einer operationalen Definition der Paraphrase von vornherein aus und impliziert, daß das Erkennen von Paraphrasen immer ein hermeneutisch-interpretativer

Akt ist. Gleichzeitig gibt es natürlich immer einen oder mehrere ausdrucksseitige Indikatoren, die auf eine Paraphrasenrelation hinweisen und über die das Verstehen von Paraphrasen als Paraphrasen initiiert und abgesichert werden kann.¹

1.1. Die Begriffe "rhetorische Paraphrase" und "rekonstruierende Paraphrase"

In Analysen, die sich mit der kommunikativen Paraphrase beschäftigen (siehe z.B. Ungeheuer (1969), Rath (1975), Schank/Schoenthal (1976)), wird immer auf die zentrale Funktion der Paraphrase im Verständigungsprozeß verwiesen: Der jeweilige Sprecher wiederholt, expliziert, präzisiert und aspektualisiert seinen Gedankengang mit gleichen oder ähnlichen Worten, um sich seinem Gesprächspartner besser verständlich zu machen. Hier wird also die Form der Paraphrase betrachtet, die als ein im weitesten Sinne rhetorisches Mittel im Gespräch eingesetzt wird.

Im folgenden soll diese Form der Selbstparaphrase deshalb "rhetorische" Paraphrase genannt werden. In den Gesprächen am Sozialamt werden mit Hilfe rhetorischer Paraphrasen Fragen präzisiert, Zusammenfassungen eines oder mehrerer Gedankengänge vollzogen, Themen abgeschlossen und Argumente verstärkt.

Eine andere Form der Paraphrase sehe ich in solchen sprachlichen Einheiten, mit denen der Sprecher eine vorangegangene Äußerung seines Gesprächspartners aufnimmt und den gesamten Gedankengang oder Aspekte davon interpretierend rekonstruiert. Hier verdeutlicht der Sprecher nicht seinen eigenen Gedankengang, sondern versucht eine Rekonstruktion dessen, was sein Gesprächspartner gemeint haben könnte, er versucht seinen Standpunkt zu verstehen. Gleichzeitig zeigt der Sprecher seinem Gesprächspartner, wie er ihn verstanden hat und gibt ihm die Möglichkeit, ihn zu korrigieren. Solche Paraphrasen will ich im Gegensatz zu den rhetorischen Paraphrasen "rekonstruierende" Paraphrasen nennen.

Im Beispiel I handelt es sich um eine solche rekonstruierende Paraphrase:

Klientin

Beamter

die frau eee hat 7 gesagt 7 der
würde im herbst beginnen der
1 2äh2 1 umschulungskurs also
beziehungsweise es ist so art
lehre 5s5 11 die dauert zwei
jahre 5s5 ein jahr die 7schul7
5s5 1 schulbildung 5s5 und 1
ein jahr 1 schulbildung 5s5 und
1 ein jahr praktikum 5s5 1 in
nem betrieb 5s5 11 und danach
noch mal vierteljahr schule
5s5 1

Klientin

Beamter

im

8 *herbst beginnen* 5f5

3ja z3 11

also die umschulung würde im herbst
beginnen 5s5 1

*und es wäre dann lehrgang von 8
zwei jahren* 5f5 1 ja 5s5

414 und 1 dann anschließend prakti-
kum 5s5 1²

Ich verzichte an dieser Stelle auf eine genaue Analyse dieser Paraphrase und möchte nur festhalten, daß der Beamte in seiner Paraphrase drei Aspekte der Äußerung der Klientin aufnimmt. Ich nenne diese Form der Paraphrase "aspektualisierende" Paraphrase.

Mit Hilfe dieser aspektualisierenden Paraphrase reformuliert der Beamte bestimmte Fakten, die er der Klientin zur Bestätigung anbietet, um sich darauf im Laufe des Gesprächs als gemeinsames, abgesichertes Wissen berufen zu können.³

Mit Hilfe der aspektualisierenden Paraphrase steuert der Beamte aber auch in die ihm thematisch relevant erscheinende Richtung. Grundsätzlich läßt sich zu dieser Form der aspektualisierenden Paraphrase sagen, daß sie als dialogthematisches Steuerungsmittel eingesetzt wird.

Unter "dialogthematischen Steuerungshandlungen" verstehe ich mit Schwitalla (1979, S. 71) "alle Akte, mit welchen ein aktueller Sprecher entweder einen oder mehrere Dialogpartner zu bestimmten verbalen Handlungen zu bewegen sucht, oder damit zeigt, wie er auf einen solcher Steuerungsversuch antwortet".

2. Möglichkeiten von kooperativem Handeln am Sozialamt

Ich habe weiter oben ausgeführt, daß rekonstruierende Paraphrasen ein Mittel der Nachkonstruktion des vom Dialogpartner Gemeinten und damit eine Möglichkeit zur Verständnisabsicherung im Dialog sein können. Damit sind sie der sprachliche Ausdruck der Fähigkeit des Individuums, sich in den anderen hineinzuversetzen, gleichzeitig verweisen sie aber auch auf das Maß an Kooperativität, das zwischen den Interaktionspartnern realisiert wird.⁴

Die Frage ist aber, inwieweit in einer solchen Institution wie dem Sozialamt überhaupt kooperatives Handeln möglich ist. Wie groß können die Handlungsspielräume sein, wenn das institutionelle Handeln durch Gesetze und Regeln bestimmt wird?

Die Hilfe, die das Sozialamt leistet, wird durch das Bundessozialhilfegesetz und den daran orientierten Maßnahmenkatalog der Sozialhilfe festgelegt, so daß die Freiheitsräume, die in dieser Institution eingeräumt werden können, zu einem großen Teil von den gesetzlichen Grundlagen bestimmt werden. Dennoch eröffnet gerade das Bundessozialhilfegesetz mit seiner Forderung nach Individualisierung der Hilfe (§ 3 des BSHG) Freiheitsräume, die dem Vertreter der Institution die Möglichkeit geben, die Interessen der Hilfesuchenden stärker miteinzubeziehen. Deshalb können es gerade die institutionellen Handlungen selbst sein, an denen sich Zwänge und Freiheiten erweisen, die in der Institution Sozialamt realisiert werden.

Ich meine, daß der Grad der Freiheit bzw. des Zwanges, der in einer Institution realisiert wird, von den Kommunikationsstrukturen innerhalb dieser Institution ablesbar ist, ablesbar auch an einzelnen Sprechhandlungen, wie z.B. an Aufforderungen zur Information, Aufforderungen zum aktionalen Handeln, Raten und Empfehlen, und – nicht zuletzt – lassen sich an den rekonstruierenden Paraphrasen Grade von Zwang und Freiheit ablesen.

Im folgenden werde ich zunächst noch näher auf die gesetzlichen Grundlagen der Sozialhilfe eingehen, auf ihre Ansprüche und ihre Ziele, um dann bei der Analyse der Paraphrasen danach zu fragen, inwieweit diese auf das Maß an Kooperativität, das realisiert wird, verweisen können.

2.1. Anspruch und Ziele der Sozialhilfe

Im Mittelpunkt der Sozialamtgespräche steht der Bürger, der in finanziellen und meist auch in persönlichen Schwierigkeiten ist und sich hilfesuchend an das Sozialamt wendet.

Zwischen den Kommunikationspartnern besteht aufgrund des Informationsvorsprungs der Beamten, ihrer Entscheidungsbefugnis und ihres Ermessensspielraumes eine asymmetrische Beziehung. Der Klient, der sich an das Sozialamt wendet, befindet sich oft in Unsicherheit und Angst, was zusätzlich ausgelöst oder verstärkt wird durch die Tatsache, daß der Klient sich in der Situation des Empfangens von Hilfe abhängig macht oder abhängig gemacht wird (Hege 1974, S. 65). Dem wird dadurch begegnet, daß man per Gesetz den Anspruch stellt, daß Sozialhilfe immer "Hilfe zur Selbsthilfe" sein soll.⁵ Weiterhin wird versucht durch den im BSHG formulierten Rechtsgrundsatz, daß jeder einen Anspruch auf Sozialhilfe hat, das hierarchische Verhältnis zwischen Gebendem und Nehmendem aufzuheben. Viele Klienten kennen diesen Anspruch nicht, sie kennen ihre Rechte jedenfalls nicht genau. Im Idealfall wird der Beamte den Klienten also über seinen Rechtsanspruch aufklären, wodurch er durch das Gesetz auch verpflichtet ist.

Nimmt man den Anspruch des Sozialhilfegesetzes, daß Sozialhilfe "Hilfe zur Selbsthilfe" sein soll, ernst, so ist es Aufgabe des Beamten, sich nicht nur über die finanzielle und berufliche Situation des Klienten zu informieren, sondern auch über seine persönlichen Probleme, denn beides ist nicht unabhängig voneinander zu sehen. Einerseits muß der Beamte also den Klienten in seiner Individualität erfassen, andererseits aber von seiner Individualität so abstrahieren, daß es ihm möglich wird, eine Entscheidung über die Gewährung einer Hilfeform im Sinne des Maßnahmenkatalogs der Sozialhilfe zu treffen. Er sollte in der Lage sein, alle Informationen aufzunehmen, um sie in ihrer Relevanz für die Problemsituation des Klienten zu überprüfen und um ihm möglicherweise durch eine persönliche Beratung weiterzuhelfen. Dazu bedarf es eines hohen Maßes an Bereitschaft zur Kooperativität des Beamten mit dem Klienten, die besonders stark gefordert wird, wenn ein Klient, der mit der Institution Sozialamt nicht vertraut ist, nicht unbedingt nur institutionenrelevante Informationen gibt, möglicherweise sogar seine ganze Lebensgeschichte erzählen möchte, was in vielen Fällen sicherlich auch zum Verständnis der Situation des Klienten beiträgt, wozu aber wohl selten genügend Zeit ist.

An den Beamten wird also eine – gesetzlich verankerte – Doppelanforderung gestellt: einerseits die komplexe Situation des Klienten auf einen Fall im sozialhilferechtlichen Sinne zu reduzieren, andererseits aber auch seine Konfliktsituation zu verstehen, seine Ängste und Unsicherheiten wahrzunehmen. Mit anderen Worten: Es wird also vom Beamten verlangt, sich auf die Perspektive des Bürgers einzulassen, gleichzeitig aber den Dialog so zu steuern, daß er die entscheidungsrelevanten Informationen erhält, d.h. er sollte in der Lage sein, den Klienten dazu zu veranlassen, institutionenrelevant zu kommunizieren, um die Zuordnung zum Maßnahmenkatalog der Sozialhilfe vollziehen zu können.

Es bedarf sicherlich einer umfassenderen Analyse, um zu ermitteln, welche Sprechhandlungen auf welche Weise solche Vermittlungsprozesse in Gang setzen. Ich werde mich hier auf einen Aspekt, den der rekonstruierenden Paraphrase, beschränken.

Am Beispiel der rekonstruierenden Paraphrase möchte ich im folgenden zeigen, ob und inwieweit die Beamten dieser doppelten Anforderung gerecht werden, indem ich darstellen möchte, wie die von den Beamten verwendeten Paraphrasen aussehen, an welchen Stellen, in welcher Funktion sie eingesetzt werden und daß sie oft nur scheinbar Ausdruck von Kooperativität sind.

3. Typen rekonstruierender Paraphrasen

Eine Analyse eines Korpus von zwölf Gesprächen am Sozialamt, die als Ton- bzw. Videoaufnahmen zur Verfügung standen⁶, führte mich auf inhaltlicher Ebene zur Unterscheidung von drei Typen: die vollständige Paraphrase, die zusammenfassende Paraphrase und die aspektualisierende Paraphrase.

3.1. Vollständige Paraphrasen

Vollständige Paraphrasen sind solche Paraphrasen, mit denen das in der ersten sprachlichen Einheit Erwähnte insgesamt mit ähnlichen Worten wiederaufgenommen wird.

Beispiel II:

Klient:

8 nein 5f5 ich habe eine
wohnung
gemietet die

8 ja 5f5 11

Beamter:

7wohnens7 da in untermiete 5f5
oder bei 7de7 eltern 5s5 oder was 8

7des7 is ihre ei:gene wohnung
ja 5s5 8

Auf intentionaler Ebene handelt es sich bei dieser Paraphrase um eine Aufforderung zur Bestätigung⁷ (Indikatoren: Frageintonation und Sprechersignal⁸ ja). Die vollständige Paraphrase hat hier wie meistens rückversichernde und verständnisabsichernde Funktion, wobei der Beamte sich voll auf die Perspektive des Klienten einläßt. Gleichzeitig hat sie die Funktion, einen bestimmten Sachverhalt von nun an als gegeben voraussetzen zu können.

3.2. Zusammenfassende Paraphrase

Zusammenfassende Paraphrasen sind solche Paraphrasen, mit denen das in der paraphrastischen sprachlichen Einheit Erwähnte insgesamt jedoch in komprimierter Form wiederaufgenommen wird.

Beispiel III:

Klient:

ach die 7ham7 alles kreuz und
quer 414 so ne (GEDEHNT) 1 4s4
schreinerarbeiten 5s5 dann 7 ham
se 7dat7 wieder 5s5 dann 7ham7
se 7dat7 is n kleinen subunter-
nehmen der 1 kleine aufträge
aufnimmt 5f5 ne 5s5

Beamter:

3hm n 3 5f5 der macht also alles

Im Gesprächsverlauf gesehen, hat diese Form der Paraphrase eindeutig gliedernde Funktion, indem der Beamte damit ein Thema abschließt und gleich darauf ein neues Thema beginnt. Sicherlich deutet er damit auch an, daß er den Klienten verstanden hat.

3.3. Aspektualisierende Paraphrase

Mit den meisten der in den Gesprächen am Sozialamt gefundenen Paraphrasen wird aber eine Aspektualisierung vollzogen.

Ich spreche dann von einer aspektualisierenden Paraphrase, wenn ein oder mehrere Aspekte der ersten Äußerung in unveränderter oder modifizierter Form durch die Paraphrase wiederaufgenommen werden.

Am Sozialamt lassen sich vier Arten von Aspektualisierungen unterscheiden: konkretisierende und dekonkretisierende Aspektualisierung, expandierende Aspektualisierung und reduzierende Aspektualisierung.

3.3.1. Konkretisierende Aspektualisierung

Im Beispiel IV liegt eine konkretisierende Aspektualisierung vor:

Klientin:

ja 5f5 wir sind unfähig
zu zahlen 5f5 1

Beamter:

also sie selber können es nicht
7zolen7 5f5 1

Die Aspektverschiebung kommt hier durch die unterschiedliche Referenz von *wir* und *sie selber* zustande. Aus dem Kontext wird ersichtlich, daß die Deixis *wir* sich auf die Klientin selbst und ihre Mutter bezieht, während der Beamte sich mit der Deixis *sie selber* nur auf die Klientin bezieht. Damit hat der Beamte eine konkretisierende Aspektualisierung vorgenommen.

3.3.2. Dekonkretisierende Aspektualisierung

Eine dekonkretisierende Aspektualisierung wird in der folgenden Gesprächseinheit (V) vollzogen:

Klient:

ende mai 5f5 1

8 zweiundzwanzigsten

8 dreihundertachtzig

Beamter:

7na7 s letzte geld wann 7des7
ungefähr 7komme 7 is

ende mai
und in welcher höhe 5s5 8
zweiundzwanzigsten rum
ja 5s5 8

Der Beamte paraphrasiert die genaue Zeitangabe *zweiundzwanzigsten* des Klienten durch die vagere und weniger konkrete Zeitangabe *zweiundzwanzigsten rum*.⁹ Diese wenige genaue Angabe notiert er sich dann. Mit dieser unkonkreteren Aspektualisierung legt der Beamte den Klienten weniger fest und gibt ihm mehr Spielraum.

3.3.3. Expandierende Aspektualisierung

Von einer expandierenden Aspektualisierung soll dann gesprochen werden, wenn die Paraphrase gegenüber der ursprünglichen Äußerung einen oder mehrere neue thematische Aspekte enthält.

Im Beispiel VI wird die Paraphrase gegenüber der Originaläußerung um einen Aspekt erweitert.

Klient:

Zäh2 1 für september die is
auch bezahlt 1 schon 5f5
ja 5f5

die hab ich bezahlt 5f5

8 919 3 jaz3 1 ... 1 3 jaz 3

8 919 3genau z3

Beamter:

die miete für september is noch
nicht bezahlt in ihrem zimmer
ne 5s5 1

wer hat die denn bezahlt 5s5 1

die 7ham7 sie: noch
bezahlt aus ibrem 1 aus ibrem 8
ersparten
praktisch 5f5 8 111

Hier enthält die Paraphrase des Beamten gegenüber der Äußerung des Klienten einen Aspekt mehr, indem der Beamte hinzufügt, aus welchen Mitteln der Klient die Miete bezahlt hat. Diese Angabe hatte der Klient vorher nicht gemacht, der Beamte bietet sie ihm als Erklärungsmöglichkeit an, was der Klient auch dankend annimmt. Es sieht so aus, als wolle der Beamte dem Klienten an dieser Stelle "auf die Sprünge helfen", um zu verhindern, daß er mit einer Angabe wie "ich habe dafür gearbeitet" eine Kürzung der Sozialhilfe bewirkt.

Alle drei Typen, die konkretisierende, dekonkretisierende und die expandierende Aspektualisierung haben verständnisherstellende Funktion. Gleichzeitig dienen sie der Ratifizierung von Sachverhalten, auf die sich nun beide Kommunikationspartner als eine gemeinsames Wissen berufen können.

3.3.4. Reduzierende Aspektualisierung

Eine reduzierende Aspektualisierung liegt dann vor, wenn mit der Paraphrase ein oder mehrere Aspekte der ursprünglichen sprachlichen Einheit weggelassen werden. Im Beispiel VII handelt es sich um eine solche reduzierte Aspektualisierung:

Klient:

2äh2 11 april 1 mai: 1
im mai 5f5 1 und dann is
im juni die 1 die: einmonatige
sperrzeit eingetreten 5f5 1

Beamter:

wann 7ham7 sie s letzte mal geld
7kriegt7 5f5 1

im mai 5f5 11

Der Klient beantwortet die Informationsfrage des Beamten zunächst nicht eindeutig, sondern in seiner Antwort zeigt sich eine Unsicherheit darüber wann er das letzte Mal Geld erhalten hat. Er überlegt, während er antwortet und kommt dann im Laufe seiner Antwort zu dem Schluß, daß er *im mai* zum letzten Mal Geld erhalten habe.¹⁰

Die weitere Information des Klienten, daß dann im Juni die einmonatige Sperrzeit eingetreten sei, nimmt der Beamte nicht auf. In jedem Fall geht es dem Beamten wohl nur um die Absicherung des genauen Monats der letzten Zahlung.

Die Paraphrase hat hier die Funktion der Verständnisabsicherung, gleichzeitig aber auch themensteuernde Funktion. Dem Beamten geht es hier um die für die Entscheidungsfindung relevante Information.

4. Die reduzierende Aspektualisierung als Ausdruck scheinbarer Kooperativität

Nachdem ich nun die verschiedenen Typen vorgestellt habe, möchte ich auf den in der Einleitung erwähnten kritischen Aspekt kommen. Ich möchte an zwei weiteren Beispielen zeigen, wie zwei Beamte mit Hilfe der reduzierenden Aspektualisierung eine eindeutige Zuordnung der Situation des jeweiligen Klienten zum Maßnahmenkatalog der Sozialhilfe leisten, wie wenig sie sich aber dabei auf die Perspektive der Klienten einlassen.

Die beiden Textausschnitte, die ich im folgenden analysieren werde, sind zwei verschiedenen Gesprächen entnommen.

In dem Gespräch, aus dem der erste Ausschnitt stammt (Beispiel VIII), handelt es sich bei dem Klienten um einen ehemaligen Versicherungs-

angestellten im Rentenalter, der durch mißlungene Geschäfte in Schulden geraten ist und außerdem krank wurde, so daß er eine Zeitlang auf Mittel der Sozialhilfe angewiesen war. Jetzt möchte der Mann wissen, inwieweit das Sozialamt ihm bei einer möglichen Wiederaufnahme seiner Tätigkeit finanziell zunächst einmal helfen kann. Der Klient kommt aber ganz zum Schluß des Gesprächs dazu, sein wirkliches Anliegen vorzubringen, da der Beamte immer schon seine Intention zu antizipieren glaubt, den Klienten unterbricht und dessen Absichten und Ziele selbst formuliert.

Mit folgendem Gesprächsausschnitt beginnt das ganze Mißverständnis

Klient:

Beamter:

ich bin ja immer noch bei der
Firma 1 und jetzt bin ich fühl
ich mich wieder gesund bis auf
den grauen star der noch operiert
werden 2e2 werden muß 5s5 1 7gel7
und ich könnte wieder arbeiten
7des7 war ja mal ... gewesen

sie können also bei die:ser firma
wieder arbeiten wo sie bisher ge-
arbeitet 7ham7

Hier wird die personale Deixis *ich* der Äußerung des Klienten in der Paraphrase zu *sie*. Der Konjunktiv I *könnte* wird in der Äußerung des Beamten zum Indikativ *können*. Durch den Indikativ und das Einfügen des konkludierenden *also* unterstellt der Beamte eine Faktizität, die der Klient mit seiner Äußerung nicht realisiert hat. Dieser hat nur von der Möglichkeit, wieder zu arbeiten gesprochen. In der adverbialen Bestimmung *bei der Firma* wird der bestimmte Artikel durch die lokale Deixis *dieser* ersetzt, die wiederum durch den lokalen Nebensatz *wo sie bisher gearbeitet 7ham7* expliziert wird. Daß der Klient sich jetzt gesund fühle *bis auf den grauen star der noch operiert werden muß*, wird vom Beamten nicht aufgenommen, da diese Information für die momentane finanzielle Situation nicht relevant scheint. Wichtig für ihn als Vertreter der Sozialhilfe ist nur die Tatsache, daß der Mann wieder arbeiten kann. Die Aktualisierung erfolgt also in die Richtung des für die Zuordnung zum Maßnahmenkatalog relevanten Aspekts, in diesem Fall, daß die Unterstützung durch die Sozialhilfe wahrscheinlich überflüssig wird.

Die eine an ihn gestellte Anforderung, zu entindividualisieren und zu verallgemeinern hat dieser Beamte hier sicherlich erfüllt. Wie wenig er sich aber auf die Perspektive des Klienten einläßt, zeigt schon der Wechsel vom Konjunktiv zum Indikativ, d.h. die Unsicherheit, die sich im Konjunktiv des Klienten ausdrückt, nimmt der Beamte nicht wahr, jedenfalls scheinbar nicht wahr und unterstellt dem Klienten eine Sicherheit, die

dieser nicht hat, denn dieser wollte ja nur wissen, ob das Sozialamt ihm grundsätzlich ein Startgeld zahlen würde. Die geforderte Beratung wird nicht erteilt.

Ob der Mann wirklich arbeitsfähig ist, diese Frage wird im gesamten Gespräch nicht angesprochen. So fragt sich am Ende, ob die fünfhundert Mark, die dem Mann als Startgeld für die Aufnahme seiner Tätigkeit zugesagt werden, wirklich sinnvoll eingesetzt sind, ob dem Mann nicht auf andere Weise besser geholfen wäre, z.B. mit ihm zu überlegen, ob es nicht sinnvoller für ihn wäre, sich erst einmal der notwendigen Operation zu unterziehen und dann vielleicht nur noch eine Teilzeitarbeit aufzunehmen.

Der zweite Gesprächsausschnitt entstammt einem Gespräch, in dem ein junger arbeitsloser Mann, dem das Arbeitsamt das Geld für einen Monat gesperrt hat, um Sozialhilfe bittet. Das Verhalten des Mannes gleicht dem eines Bittstellers. Er ist äußerst unsicher, und es wird immer wieder sichtbar, wie unangenehm ihm der Gang zum Sozialamt war.

Bei diesem Beispiel (IX) handelt es sich um eine Paraphrase, die nicht direkt der Äußerung des Klienten folgt, dazwischengeschaltet ist eine Phase, in der der Beamte die Personalien des Klienten aufnimmt und noch einige Detailfragen zum Erhalt des Arbeitslosengeldes stellt. Mit der Paraphrase definiert er dann zusammenfassend das Problem des Klienten und schließt die Problemdefinitionsphase dadurch ab.

Klient:

ich hab bis dorthin über zehn
mark stundenlohn 7ghabt7 1 jetzt
hat 7des7 arbeitsamt mir das geld
für einen monat 7gesperrt7 1 weil
ich für siebenmarksechzig 7a7
schicht- und akkordarbeit nicht
angenommen hab 11 da is der brief
1 bitte

Beamter:

sie 7ham7 1 bis dreizehnten vierten
praktisch 1 7ham7 sie 11 arbeits-
losengeld erhalten 5s5 11 dann ist
die sperre eingetreten weil sie
7soagen7 1 weil sie 1 7a7 arbeit
nicht angetreten 7ham7

Die Aspektualisierung wird hier in folgender Richtung vollzogen: Die auf die aktuelle Gegenwart verweisende Deixis *jetzt* wird durch ein *dann* ersetzt, das eine zeitliche Folge ausdrückt. Dadurch und mit Hilfe der passivischen Formulierung *ist die Sperre eingetreten* wird der Vorgang in die Vergangenheit verlegt. Der Klient formuliert aber seine Äußerung im Präsens, wodurch er auch auszudrücken scheint, daß er mit dem Vor-

gehen des Arbeitsamtes immer noch nicht einverstanden ist. Der Beamte aber verlegt die Maßnahme des Arbeitsamtes in die abgeschlossene Vergangenheit und macht sie damit zu einem Vorgang, an dem es nichts mehr zu rütteln gibt.

Im folgenden Teil der Paraphrase wird diese durch das einleitende *sie 7soagen7* zu einer expliziten Paraphrase. Jedoch zitiert der Beamte den Klienten unvollständig. Den Aspekt, daß es sich bei der nicht angetretenen Arbeit um eine *schicht- und akkordarbeit für siebenmarksechzig* handelt, nimmt der Beamte nicht auf. Wichtig für ihn und damit für die notwendig werdenden Maßnahmen ist nur die Tatsache, daß dem Klient das Geld gesperrt wurde. Hier stellt der Beamte wieder einen eindeutigen Bezug zum Maßnahmenkatalog her, ohne sich auf die Gesamtproblematik des Klienten einzulassen.

Darauf, daß dieser zum ersten Mal arbeitslos ist und das auch fünfmal im Gespräch als Rechtfertigung wiederholt, geht der Beamte während des gesamten Gesprächs nicht ein. Die Art der Arbeit, die der Klient hatte antreten sollen sowie die Tatsache, daß dieser mit der Maßnahme des Arbeitsamtes nicht einverstanden ist, spielt für den Beamten ebenfalls keine Rolle. Wahrscheinlich hat er solche Geschichten auch schon oft gehört, und es würde ihn zu viel Zeit kosten, jede dieser Geschichten auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen.

Wenn auch vom Standpunkt des Beamten aus vielleicht verständlich, so bleibt doch festzuhalten, daß er den Klienten nur etikettiert und auf seine Individualität, in diesem Fall besonders auf seine Unsicherheit und die Frage, warum der Klient die ihm angebotene Schicht- und Akkordarbeit nicht angenommen hat, nicht eingeht. Es wäre sicherlich auch im Sinne der Sozialhilfe wichtig gewesen, in Erfahrung zu bringen, ob der Klient gewichtige Gründe hatte, eine solche Arbeit abzulehnen (z.B. daß er von seiner Ausbildung her eine höhere Qualifikation vorweisen konnte) oder ob er nur aus einer Abneigung heraus diese Arbeit abgelehnt hat. Eine Klärung dieses Punktes wäre schon allein deshalb notwendig gewesen, um ihn möglicherweise über seine Rechte und Pflichten aufklären zu können und um eventuell einer längeren Arbeitslosigkeit vorzubeugen.

Die letzten beiden Paraphrasen verweisen auf ein nur scheinbar kooperatives Verhalten. Statt sich auf die Perspektive der Klienten einzulassen, klammern diese beiden Beamten mit Hilfe der Paraphrasen bestimmte Themen aus dem Gespräch aus, d.h. die Paraphrasen werden hier als dialogthematische Steuerungsmittel eingesetzt.

5. Zusammenfassung und Wertung

Zusammenfassend möchte ich noch einmal auf die Funktion der rekonstruierenden Paraphrase verweisen. Während bei der vollständigen Paraphrase die verständnisherstellende und verständnisabsichernde Funktion im Vordergrund steht, hat die zusammenfassende Paraphrase eher gesprächsgliedernde und themenabschließende Funktion. Bei der konkretisierenden, dekonkretisierenden und expandierenden aspektualisierenden Paraphrase steht wiederum die verständnisabsichernde Funktion im Vordergrund. Alle diese Formen der Paraphrase verweisen darauf, daß der Beamte bemüht ist, sich auf die Perspektive des Klienten einzulassen.

Die Funktion der reduzierenden Aspektualisierung liegt nicht in erster Linie in der Verständnisabsicherung oder Gesprächsgliederung, sondern darin, das Gespräch thematisch zu steuern. Bei der Problemdarstellung geben die Klienten oft redundante Informationen im Sinne der Sozialhilfe, d.h. sie beherrschen die institutionenrelevanten Sprechhandlungen nicht. Mit Hilfe der aspektualisierenden Paraphrase lenkt der Beamte das Gespräch in eine bestimmte Richtung, klammert Aspekte aus und veranlaßt den Klienten dazu, beim relevanten Thema zu bleiben. Hier erweist sich die reduzierende Aspektualisierung als ein Mittel, den institutionenfremden Kommunikationspartner, also den Bürger, dazu zu veranlassen, institutionenrelevant zu kommunizieren und seine Rolle als Antragssteller besser auszufüllen.

Damit wäre die positive Leistung der reduzierenden Aspektualisierung angesprochen. Problematisch wird für mich der Einsatz solcher Paraphrasen, wenn die Aspekte, um die reduziert wird und die meist für den Klienten sehr wichtig sind, im weiteren Gespräch überhaupt nicht mehr aufgenommen werden, wie es in den beiden als letztes analysierten Beispielen der Fall war. Die Frage ist, ob sie dann nicht zu inadäquaten Mitteln werden, erweisen sie sich doch nur als Mittel einer direktiven Gesprächsführung, durch die bestimmte thematische Aspekte ausgeklammert werden.

Hier dienen sie nur noch der Etikettierung des Bürgers und verweisen damit auf die Größe des Zwanges, der in dieser Institution ausgeübt wird.

Dabei unterstehen auch die Beamten den Zwängen dieser Institution. Abgesehen davon, daß sie meist keinerlei Gesprächsschulung durchlaufen haben, zwingt sie die große Zahl der Antragsteller, für die der einzelne Beamte zuständig ist und der damit verbundene Zeitdruck oft zu einem solchen Gesprächsverhalten. Ob der Anspruch der Sozialhilfe, Hilfe zur Selbsthilfe zu sein, so aber erfüllt wird, ist fragwürdig.

6. Schlußbemerkung

Die vorgestellte Typisierung erfolgte auf der Grundlage von zwölf Gesprächen und stellt deshalb zunächst nur einen ersten Schritt der Analyse dar. An einem größeren Korpus wäre zu überprüfen, ob es sich hier um eine typische Form der Gesprächsführung handelt. Weiter wäre zu analysieren, von welchen Beamten mit welchen Persönlichkeitseigenschaften und unter welchen institutionellen und situativen Bedingungen eine solche Form der Gesprächsführung realisiert wird.¹¹ Das heißt, es wäre zu klären, ob, wann, wo und für wen eine solche Gesprächsführung typisch ist.

Anmerkungen

- Ich danke Dorothea Bunse und Sibylle Wahnhoff, die die hier vorgestellte Typisierung von Paraphrasen mit mir diskutiert haben und deren Diskussionsbeiträge an vielen Stellen des Referats mit eingeflossen sind.

Ich danke auch Gisela Schoenthal und den Mitgliedern der Arbeitsgruppe "Beratungsgespräche" am Institut für deutsche Sprache, Mannheim, Karl-Heinz Bausch, Franz-Josef Berens, Werner Kallmeyer, Werner Nothdurft, Ulrich Reitemeier, Peter Schröder und den Teilnehmern der Jahrestagung des Instituts für Kritik und Bestätigung.

Mein Interesse an dem Thema "Paraphrasen" wurde im Rahmen meiner Mitarbeit im Projekt "Dialogstrukturen" geweckt, das – von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert – unter der Leitung von Prof. Dr. Hugo Steger in Freiburg durchgeführt wurde.

- 1 So besteht sehr häufig Identität bzw. Referenzidentität zwischen einzelnen Äußerungssteilen. Darüber hinaus können Paraphrasen explizit angekündigt werden, z.B. durch Formeln wie *mit anderen Worten, mit den Worten des Referenten*.

- 2 Übersicht über die Transkriptionszeichen:

1	stille Pause, kurz
11	stille Pause, lang
111	stille Pause, lang
2 2 z.B. 2äh2	gefüllte Pausen
3 3 z.B. Hörsignale: 3ja z3	zustimmend
3hm a3	ablehnend
3ja f3	fragend
3hm n3	Einverständnis mit der Sprecherrolle des aktuellen Sprechers
4s4	schnelleres Sprechtempo
4l4	langsames Sprechtempo
5s5	steigende Intonation
5f5	fallende Intonation
5g5	gleichbleibende Intonation

6 6 z.B. 6frau6	frauen	Wortfragmente
7 7 z.B. 7na7		Dialektismen
8 ... 8 z.B. 8	sozusagen jemand	8
9s9		simultanes Sprechen
9l9		Lautstärke stärker
...		Lautstärke leiser
... ..		unverständliche Redestelle
:	z.B. ga:nz	lange unverständliche Redestelle
angehbar/angebbar		Hervorhebung
		Alternativlautung

Das Notationssystem wurde im Institut für deutsche Sprache, Mannheim, Forschungsstelle Freiburg, erarbeitet, Stand Dezember 1974.

- 3 Veronika Ullmer-Ehrich spricht von Reformulierungen in Gerichtsverhandlungen, die auch dort die Funktion der Ratifizierung von Sachverhalten haben. (siehe dazu den Beitrag "Linguistische Aspekte des forensischen Diskurses" in diesem Band.)
- 4 Ich danke den Diskussionsteilnehmern der Jahrestagung, Dieter Flader und Theo Herrmann, die mich darauf aufmerksam machten, daß an dieser Stelle der Begriff der Kooperativität günstiger sei als der der Rollenübernahme.
- 5 Siehe § 1 des Bundessozialhilfegesetzes.
- 6 Ein Teil der Gespräche wurden von mir an einem Sozialamt in einer Stadt Nord-Rheinwestfalens aufgenommen; ein anderer Teil wurde dem Projekt "Dialogstrukturen" von K. Scherer und seinen Mitarbeitern aus dem Projekt "Der menschliche Faktor in der Sozialplanung" zur Verfügung gestellt.
- 7 Siehe auch Steger 1975, S. 11.
- 8 Schwitalla bestimmt Sprechersignale als Signale, mit denen ein aktueller Sprecher gewöhnlicherweise prüft, ob das, was er sagt und kommunikativ tut, von seinen Zuhörern noch mit Aufmerksamkeit und Verständnis begleitet wird (Schwitalla 1977, S. 79).
- 9/10 Bei den hier angeführten Beispielen könnte man auch von "brief restate-ments" im Sinne von Duncan/Niederehe sprechen. (siehe Duncan/Niederehe, 1974, S. 236).
- 11 Scherer u.a. (1976) versuchen Persönlichkeitszüge zu ermitteln, die für das interpersonale Verhalten von Beamten bestimmend sein sollen (z.B. Dominanz, Extraversion, Machiavellismus, Rigidität). Solche als relevant erkannten Persönlichkeitszüge müßten dann zum Sprechhandeln der einzelnen Beamten in Beziehung gesetzt werden.

Literatur

- Bundessozialhilfegesetz mit Ausführungsgesetzen der Länder und anderen ergänzenden Vorschriften (1976). 13. neubearbeitete Auflage, Stand 15. September 1976, Mannheim
- Duncan, Starkey/Donald W. Fiske (1974): On signalling that it's your turn to speak, in: *Journ. of. Exp. Soc. Psychol.* 10 S. 234-247.
- Flamm, Franz (1976): Sozialwesen und Sozialarbeit in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Aufl., 521 Troisdorf 1976.
- Hege, Marianne (1974): Engagierter Dialog. Ein Beitrag zur sozialen Einzelhilfe. München, Basel 1974.
- Rath, Rainer (1975): Kommunikative Paraphrasen, in: *Linguistik und Didaktik* 22, 1975, S. 178-227.
- Schank, Gerd/Gisela Schoenthal (1976): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden*, Tübingen 1976.
- Scherer, Ursula/Klaus R. Scherer/Linda Keim/Harald Wallbott (1976): Bürgernähe im Publikumsverkehr. Die Rolle des menschlichen Faktors in der Sozialplanung, in: Kaufman, Franz-Xaver (Hersg.), *Bürgernahe Gestaltung der sozialen Umwelt*, Meisenheim 1977, S. 237-272.
- Schwitalla, Johannes (1979): Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen (= *Heutiges Deutsch* I/15.), München 1979.
- Steger, Hugo (1975): Praxisbezogener Versuch über Sprechintentionen. Sao Paulo, September 1975 (Paper).
- Ullmer-Ehrich, Veronika (1980): Linguistische Aspekte des forensischen Diskurses. In diesem Band.
- Ungeheuer, Gerold (1969): Paraphrase und syntaktische Tiefenstruktur, in: *Folia Linguistica* III, 1969, S. 178-227.

Dialogeröffnung in Telefongesprächen:

Handlungen und Handlungsschemata der Herstellung sozialer und kommunikativer Beziehungen

0. Einleitung

Telefonieren als eine Form sprachlicher Interaktion ist jedem von uns inzwischen zu einer Selbstverständlichkeit geworden. In der Bundesrepublik hat die Zahl der Telefonate längst die Anzahl der Briefsendungen weit überundet. Jeder Bundesbürger telefonierte 1978 täglich durchschnittlich 18 Minuten lang; gleichzeitig stieg die Zahl derjenigen, die höchstens einen Brief pro Monat schreiben, auf über 60%.¹ Allerdings scheinen diese unterschiedlichen Entwicklungen bisher nur der Post aufgefallen zu sein. Sowohl unter dem Aspekt der Veränderung von Kommunikationsgewohnheiten als auch unter dem Aspekt einer sprachwissenschaftlichen Analyse sind Telefongespräche in den betreffenden Disziplinen stark vernachlässigt worden. Der Aspekt der veränderten Kommunikationsgewohnheiten wird höchstens vor dem Hintergrund der Weiterentwicklung elektronischer Medien eher negativ als "Entalphabetisierung" bewertet, ohne daß man sich auf entsprechende Untersuchungen stützen könnte. Unter dem Aspekt der sprachwissenschaftlichen Analyse sind gerade Telefongespräche gut geeignet, Organisation und Struktur von Gesprächen zu untersuchen, müssen doch in ihnen zwei Gesprächspartner ohne die Möglichkeit, ihre wechselseitigen Äußerungen durch nonverbale Handlungen wie Gestik, Mimik etc. zu interpretieren, die gemeinsame Aufgabe bewältigen.

1. Gegenstand

Im folgenden möchte ich einen Bereich der Gesprächsorganisation näher untersuchen, den der Eröffnung von Telefongesprächen.² Für sie gilt wie für jedes andere Gespräch, daß nicht erst sprachlich vermittelte soziale Interaktion, sondern schon der Versuch, überhaupt in sie einzutreten, ein manchmal gewagtes, oft gefährdetes, immer aber ein mühsames Unternehmen ist. Bevor Dialogpartner in die Besprechung eines bestimmten Sachverhalts eintreten können und somit ein bestimmtes Handlungsziel anstreben und erreichen können, müssen sie bestimmte Voraussetzungen schaffen: Sie müssen mit- und zueinander soziale und kommunikative Beziehungen aufbauen und aufrechterhalten. Situationen und Handlungsrahmen werden nämlich nicht vorgefunden, sondern durch wechselseitig

aufeinanderbezogene Handlungen der Partner vor dem Hintergrund ihres "Alltagswissens" erst geschaffen. Die Aktivitäten der Beteiligten in einem Dialog erstrecken sich nicht nur auf die Erarbeitung gemeinsamer Handlungspläne und Handlungen hinsichtlich eines bestimmten Sachverhalts sowie auf das Anstreben eines gemeinsamen Handlungsziels. Vorausgehend und begleitend laufen Prozesse der Bildung sozialer Beziehungen, auch wenn sie nur für die Dauer der gemeinsamen Interaktion gelten sollen. Soziale Beziehungen basieren auf der Kenntnis des Partners, wobei je nach Situation und Handlungsziel diese unterschiedlich groß und intensiv sein kann. Informationen zur eigenen Person und der des Partners erleichtern und stabilisieren die Interaktion; sie vermindern die Unsicherheit und Gefährdung des Interaktionsablaufs sowie des Erreichens des Handlungsziels. Die Partner benötigen darüber hinaus wechselseitig Informationen zur Person, um feststellen zu können, ob der Partner wesentlich dazu beitragen kann, das angestrebte Interaktionsziel zu erreichen. Soziales Handeln schließt notwendigerweise die Selbstpräsentation durch die potentiell Handelnden ein.

Interaktionspartner müssen sich also kennenlernen, um gemeinsam handeln zu können. Liegt schon eine Bekanntschaft vor, muß diese in der konkreten Situation bestätigt werden. Dieses Erkennen bzw. die Bestätigung muß wechselseitig sein. Es kann keine Interaktion stattfinden, wenn einer der potentiell Beteiligten das Erkennen vermeidet, weil er den verbalen oder nonverbalen Signalen des Partners keine Beachtung schenkt und den kommunikativen Austausch verweigert. Denn damit wird die Erfüllung einer Grundbedingung jeder sozialen Interaktion unmöglich gemacht, daß nämlich Interaktionspartner sich aus ihren jeweiligen Handlungen lösen und gemeinsam einen Handlungsrahmen schaffen, ihn für die Dauer der Interaktion aufrechterhalten und nach Erreichen bzw. Scheitern des Handlungsziels diesen Rahmen auflösen. Jeder Interaktionsverlauf muß daher eine Konstituierung aufweisen.

Die Analyse einiger Beispiele soll im folgenden zeigen, in welcher Ordnung und mit welchen Mitteln der Prozeß der Herstellung sozialer und kommunikativer Beziehungen abläuft. Wie oben angedeutet, haben Telefongespräche den Vorteil, daß durch den Ausfall des visuellen Kontaktes die sonst bestehenden und eingesetzten Möglichkeiten nonverbaler Kommunikation wegfallen. Auf die überaus schwierige Analyse nonverbalen Verhaltens kann und muß verzichtet werden. Andererseits bietet sich die Möglichkeit, sprachliche Handlungen beobachten zu können, mit denen für soziale Interaktionen konstitutive nonverbale Handlungen ersetzt werden. Der Beobachtungsraum wird weiter eingeschränkt, indem vor allem Auskunft- und Beratungsgespräche herangezogen werden.

2. Empirische Untersuchung

Betrachten wir ein erstes Beispiel³:

	Ulla	Heinz
1	TELEFONKLINGELN	
2		maier 5s5 1
3	tag heinz hier spricht ulla	
4		hallo u:lla 1
5	ich brauch mal wieder deinen	
6	weisen rat 5f5 1	
7		aha
8	8 und zwar	ich werde ihn 8
9		dir zuteil werden lassen wenn es
10		geht 5f5 1
11	und zwar ist folgendes	

(665)

Eine Person versucht mithilfe eines technischen Mediums mit einer von ihr ausgewählten Person in Interaktion zu treten. Dazu verwendet sie ein aufmerksamkeitsweckendes Signal, im vorliegenden Fall das Telefonklingeln (Z.1). Die Handlung 'Interaktionsaufforderung' wird also hier nicht versprochen wie auch häufig nicht in anderen Situationen. Zu denken ist z.B. an das Klingeln oder das Klopfen an der Tür oder an den Versuch, zuerst mit dem gewünschten Partner Blickkontakt aufzunehmen. Das Signal 'Telefonklingeln' versteht nun der Angerufene als Aufforderung; er beantwortet es (Z.2). Damit gibt der Anrufer zu verstehen, daß er bereit ist, in einen Dialog einzutreten. Dadurch, daß er das Aufforderungssignal mit der Nennung seines Familiennamens beantwortet — er identifiziert sich also selbst —, gibt er dem Anrufer die Möglichkeit zu überprüfen, ob der gewünschte Gesprächspartner am Apparat ist. Auf das unspezifizierte Aufforderungssignal 'Telefonklingeln' folgt also die Selbstidentifikation des Angerufenen in Form der Namensnennung. Die sich anschließende Äußerung des Anrufers besteht aus einer Grußsequenz sowie der Selbstidentifikation des Anrufers, von jetzt ab genauer: der Anruferin (Z.3). In unserem Beispiel geht also eine Grußsequenz der Selbstidentifikation der Anruferin voraus. Sie zeigt, daß die Anruferin den Partner erkannt hat, was durch die Zusammensetzung der Sequenz deutlich wird: Auf das Grußwort folgt die Anrede des Angerufenen mit seinem Vornamen. Dann identifiziert sich die Anruferin durch die Nennung ihres Vornamens. Abgeschlossen wird diese Phase durch den Gegen-

gruß des Angerufenen bestehend aus einem Grußwort sowie der Anrede der Partnerin durch ihren Vornamen (Z. 4). Im Anschluß daran definiert die Anruferin in lockerer Form das Gespräch als Beratungsgespräch (Z. 5 u. 6). Ehe sie jedoch das Thema bzw. den Themenkomplex benennen und erläutern kann, gibt der Angerufene in ebenso lockerer Form seine Zustimmung zur Situationsdefinition (Z. 7 - 10). Damit liegt hier ein Beispiel vor, das die Distributionsregel bestätigt, die Schegloff für amerikanische Telefonate herausfand, daß nämlich der Anrufer das Thema anbietet (Z. 11).⁴

In der Eröffnung des vorliegenden Gesprächs lassen sich also folgende Handlungsschritte beobachten:

- Interaktionsaufforderung
- Selbstidentifikation der Beteiligten
- Interaktionsbereitschaftsäußerungen
- Identifikationsbestätigungen
- Intentions- und Themenfestlegung

Ob nun diese Handlungsschritte immer vorkommen und ob sich eine regelhafte Abfolge feststellen läßt, soll an weiteren Beispielen überprüft werden.

Beispiel 2:

	Anruferin	Frau Köhler
1	(TELEFONRUFZEICHEN)	
2		ja 5s5
3	hier ist der westländische	
4	rundfunk guten tag 5s5	
5		oh: 1 guten tag
6	wer sind sie 5s5 1	
7		frau köhler 5f5
8	frau köhler 5f5 genau sie	
9	wollt ich 5f5 1 prima	
.....		(TT 22)

In diesem Gesprächsausschnitt beantwortet die Angerufene die Interaktionsaufforderung mit einer relativ unspezifizierten Äußerung *ja*, mit der sie jedoch ihre Interaktionsbereitschaft erkennen läßt. Die Äußerung hat darüber hinaus aufgrund der Intonation Aufforderungscharakter, da das *ja* steigend gesprochen wird. Darauf identifiziert sich die Anruferin durch die Nennung der Institution, die sie in diesem Gespräch vertritt. Dann grüßt sie die Gesprächspartnerin, allerdings ohne Verwendung einer

Anrede, da ja bisher keine Selbstidentifikation der Angerufenen stattgefunden hat. So ist dieser Gruß nicht nur als Signal der Bereitschaft und Aufgeschlossenheit zur Interaktion zu verstehen, sondern auch als Aufforderung an die Angerufene, sich vorzustellen. Diese scheint über den Anruf etwas überrascht, siehe die Interjektion *-oh-*, und beantwortet den Gruß mit einem Gegengruß. Damit bestätigt sie die in der ersten Äußerung gegebene Interaktionsbereitschaft. Den weitergehenden intentionalen Charakter der Äußerung des Partners, nämlich Aufforderung zur Selbstidentifikation, scheint sie nicht erkannt zu haben. Da aber die Anruferin immer noch nicht weiß, ob sie den richtigen Partner erreicht hat, fordert sie die Sprecherin zur Selbstidentifikation auf, was diese in ihrem nächsten Beitrag auch tut. Die Anrede der Partnerin im Beitrag Z. 8 sowie die explizite Versicherung, den richtigen Gesprächspartner erreicht zu haben, dienen der Bestätigung sowie gleichzeitig als Abschluß dieser Phase; nun erfolgt die Themeneinführung.

Gegenüber dem ersten Beispiel lassen sich zwei Unterschiede feststellen. Das Interaktionsaufforderungssignal 'Telefonklingeln' wird mit einer unspezifizierten Äußerung beantwortet, die zuerst einmal nur vorsichtig Interaktionsbereitschaft signalisiert und keine weiteren Informationen über die Angerufene enthält. Dadurch sieht sich die Anruferin zur nächsten Handlung veranlaßt; sie identifiziert sich, um ihre weiterhin bestehende Bereitschaft zum Gespräch anzuzeigen. Gleichzeitig fordert sie dadurch ihre Partnerin zur Identifikation auf. Dieses mißlingt in den Äußerungen Z. 3 - 5, da der von der Anruferin als Aufforderungsäußerung eingesetzte Gruß von der Partnerin nur als Interaktionsbereitschaftsäußerung verstanden wird. Dadurch wird die Anruferin veranlaßt, ihr Gegenüber erneut und dieses Mal eindeutig zur Selbstidentifikation aufzufordern, was dann auch zum Handlungsziel führt.

Mit der Analyse zweier weiterer Beispiele will ich den Bereich der Gesprächseröffnung am Telefon noch etwas ausweiten, um dann jedoch zu einem vorläufigen Abschluß zu kommen.

Beispiel 3:

	Hans	Paul
1	(TELEFONKLINGELN)	
2		bauer
3	6will6	willst du einen kaffee
4	5s5	
5		wie klingst denn du 5s5
6	mh 5s5	

7		wie klingst denn du 5s5
8	ich hab mich grad ver-	
9	schluckt 5f5	
10		ja
11	äh is eigentlich reinhold	
12	da 5s5	
	(16077903)

Der Angerufene reagiert auf das Telefonklingeln mit seiner Selbstidentifikation. Erwartbar wäre nun die explizite Selbstidentifikation des Anrufers oder zumindest eine separate Äußerung seiner Interaktionsbereitschaft. Hans jedoch formuliert gleich sein Anliegen, setzt also voraus, daß Paul ihn entweder an der Stimme oder am Inhalt seiner Ausführungen erkennt. Hier fungiert also die Formulierung des Anliegens als indirekter Ausdruck seiner Interaktionsbereitschaft. Daß der Angerufene die Partneridentifikation aufgrund der Stimmprobe leistet, zeigt die Äußerung in Z. 5, mit der er nicht etwa auf das Angebot zum Kaffee eingeht, sondern eine Begründung für die seiner Meinung nach von der Normalform hinsichtlich der paralinguistischen Phänomene abweichenden Äußerung in Z. 3 verlangt. Anscheinend liegt tatsächlich eine kommunikationsschwerende Störung bei Hans vor, denn Paul muß seine Frage nach der Abweichung wiederholen. Erst nach der Begründung in Z. 8/9 durch Hans reagiert Paul auf die in Z. 3/4 an ihn gerichtete Aufforderung. Denn das *ja* in Z. 10 ist als Zustimmung und nicht etwa als Hörsignal zu verstehen. Nur so ist es nämlich möglich, daß Hans in seinem nächsten Beitrag Z. 11/12 ein neues Thema einführt.

Beispiel 4:

	Anrufer	Auskunftsbeamter
1	(TELEFONRUFZEICHEN)	
2		auskunft hauptbahnhof waldstadt
3		5s5
4	äh 1 ich hätt gern ne ver-	
5	bindung nach linguistiktreff	
6		wann wollen sie fahren 5s5
	(NA 18)

Der Angerufene identifiziert sich nicht durch Nennung seines Namens, sondern zeigt durch seine Äußerung an, daß er hier als Vertreter einer bestimmten Institution innerhalb eines Unternehmens fungiert mit der speziellen interaktiven Aufgabe, Auskünfte zu erteilen. Da diese an alle

Interessierten weitergegeben werden, müssen sich die Anrufer ebenfalls nicht identifizieren, sondern können gleich ihr Anliegen vorbringen. Bemerkenswert ist jedoch, daß die Stelle, an der die Selbstidentifikation des Anrufers erwartbar ist, durch ein *äh* gefüllt ist.

3. Zum Aufbau von Handlungsschemata der Gesprächskonstituierung

Versucht man nun, die den Gesprächsanfängen zugrundeliegenden Handlungsschritte zu systematisieren, so ergibt sich, daß die von mir herangezogenen 41 Texte sich vier Handlungsschemata zuordnen lassen.

Handlungsschema 1 hat die Form:

Sprecher 1	Sprecher 2
1. Interaktionsaufforderung	
2.	Interaktionsbereitschaft
3. Selbstidentifikation	
4.	Selbstidentifikation
5. Intentions- und Themenfestlegung	

Eine Aufforderung zur Interaktion durch das Telefonklingeln beantwortet Sprecher 2 mit einer Bereitschaftsbestätigung. Darauf folgt die Selbstidentifikation des Anrufers sowie des Angerufenen. Hier geht also die Selbstidentifikation des Anrufers der des Angerufenen voraus. Als fünften Schritt kann dann der Anrufer Intention und Thema des Gesprächs einbringen. Die Handlungsschritte 3 und 4 können noch ergänzt werden durch weitere Äußerungen der Interaktionsbereitschaft wie etwa Grüßen. Das Handlungsschema 1 begegnet uns nur viermal. Trotzdem seien einige Spekulationen über die Zuordnung zu bestimmten Konstellationen erlaubt. Dieses Schema, in dem der Angerufene auf das Telefonklingeln ebenfalls mit einer unspezifizierten Äußerung der Interaktionsbereitschaft reagiert und dadurch der Anrufer gezwungen ist, zuerst seine Identität preiszugeben, läßt sich nur in Gesprächen, in denen Privatpersonen angerufen wurden, beobachten. Bei Handlungsschritt 2, der Reaktion des Angerufenen auf die Interaktionsaufforderung, scheint es sich um eine Kundgabe distanzierter bzw. eingeschränkter Interaktionsbereitschaft zu handeln. In jedem Fall gewinnt der Angerufene die Möglichkeit, seine weitere Interaktionsbereitschaft vom Erkennen und Anerkennen des Gesprächsinitianten abhängig zu machen.

Da in den vorliegenden Aufnahmen die Anrufer jedesmal Vertreter von Institutionen sind, kann nichts darüber gesagt werden, ob und wie im

Falle einer vorliegenden Bekanntschaft zwischen den Partnern das Schema modifiziert würde; wie also im Gespräch der Angerufene die Entwicklung von distanzierter zu engagierter Interaktionsbereitschaft leisten würde.

Erwähnenswert scheint mir die Tatsache, daß dieses Muster, bzw. die Gespräche, die nach diesem Muster eröffnet werden, sich in den jüngeren Materialien finden. Es scheint, daß sich bei der in den letzten Jahren explosionsartig ausgebreiteten Möglichkeit, mithilfe des Telefons jederzeit und sehr direkt Partner zur Interaktion zu überrumpeln, hier vor allem im privaten Bereich eine Form des erschwerten Zugangs zu telefonisch vermittelten Interaktionen herausbilden könnte.

Wesentlich häufiger, in insgesamt 26 Telefoneröffnungen, werden die Handlungsschritte 2 und 4, Anzeige der Interaktionsbereitschaft und Selbstidentifikation des Angerufenen, sowie 3 und 5, Selbstidentifikation des Anrufers und Themeneinführung, zusammengezogen.

Handlungsschema 2 hat somit die Form:

Sprecher 1	Sprecher 2
1. Interaktionsaufforderung	
2.	Interaktionsbereitschaft + Selbstidentifikation
3. Selbstidentifikation + Intentions- und Themenfestlegung	

Ist nun das Handlungsmuster 2 so etwas wie eine Normalform? Es ist zumindest in den mir vorliegenden Texten die am häufigsten verwendete Form der Gesprächseröffnung am Telefon.

Dieses Handlungsmuster wird vor allem dort eingesetzt, wo die Interaktion ein einmaliges Ereignis bleibt, wo also die Partner kaum eine gemeinsame Interaktionsgeschichte aufweisen und wo von keiner Seite eine Ausweitung der Beziehungen für die Zukunft angestrebt wird.

Dies ist häufig dann der Fall, wenn einer oder beide Partner als Vertreter von Institutionen in eine Interaktion eintreten. Die sozialen Beziehungen werden auf das notwendige Minimum beschränkt, das es ermöglicht, rasch und störungsfrei zur Klärung eines Themas auf der Sachverhaltsebene zu gelangen. So habe ich in allen diesen Texten keinerlei fakultative Erweiterungen des Musters etwa durch Einschübe beziehungspflegender Kommunikation gefunden, also etwa die Frage nach dem Wohlergehen oder das berühmte Wetterthema. Gelegentlich wird es auch unter Privatperso-

nen verwendet, sozusagen als Spezialfall, wenn nämlich anstelle des gewünschten und erwarteten Partners die Interaktionsaufforderung von einer dritten Person beantwortet wird, so daß diese dann als Vermittler eingesetzt werden muß, wie etwa in folgendem Beispiel⁵:

Telefon klingelt

AA: AA

AB: Guten Abend, hier ist AB, könnte ich Herrn Professor NN einmal sprechen?

AA: Der ist im Moment noch nicht da.

Gegenüber den bisherigen Schemata läßt sich als drittes ein in einem Handlungsschritt nochmals verkürztes vorstellen. Es unterscheidet sich von den bisherigen dadurch, daß die explizite Selbstidentifikation des Anrufers fehlt. Dem Textbeispiel 4 liegt dieses Schema zugrunde. Bei der Diskussion des Textes hatte ich schon zu begründen versucht, warum in diesem Auskunftsgespräch auf eine Selbstidentifikation verzichtet werden kann. Allerdings ist dies in Gesprächen mit Auskunftsstellen eher die Ausnahme, bei vergleichbaren Texten findet sich jeweils die Selbstidentifikation des Anrufers.⁶

In den übrigen fünf Aufnahmen, die diesem Schema zugeordnet werden können, wird die Selbstidentifikation durch die Partneridentifikation ersetzt, das heißt, der Anrufer vertraut darauf, daß der Angerufene ihn an der Stimme, also aufgrund phonetischer und artikulatorischer Merkmale erkennt. In den hier herangezogenen Gesprächen führt diese Art der Partneridentifikation jeweils zum Ziel. Wie jedoch an Beispiel 3 deutlich wurde, muß hier ein sehr hoher Bekanntschaftsgrad der Partner vorliegen, nur so ist nämlich zu erklären, daß der Angerufene trotz erswerter Stimmprobe den Anrufer erkennt.

Handlungsschema 3 hat die Form:

- | Sprecher 1 | Sprecher 2 |
|--|--|
| 1. Interaktionsaufforderung | |
| 2. | Interaktionsbereitschaft
+ Selbstidentifikation |
| 3. Intentions- und
Themenfestlegung | |

Die Bekanntschaft, die Vertrautheit der Partner, die sicher auch auf einer gemeinsamen Interaktionsgeschichte basieren, genügen jedoch

nicht allein: In der Regel sind Gesprächen, deren Eröffnung nach diesem Schema abläuft, andere Begegnungen zwischen den Partnern innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens vorausgegangen. Die Partner haben sich also schon wechselseitig ihrer prinzipiellen Interaktionsbereitschaft und damit ihrer erhöhten Zugänglichkeit für eine bestimmte Dauer versichert. Meistens handelt es sich um Interaktionen innerhalb einer bestimmten Institution, überwiegend am Arbeitsplatz, bei der durch spezielle Eingangs- und Abschlußinteraktionen, etwa dem morgendlichen Plausch oder der Verabschiedung bei Dienstschluß der Rahmen für potentielle Interaktionen geschaffen wird, so daß bei der Aktualisierung auf das verkürzte Schema zurückgegriffen werden kann.

Für Telefongespräche innerhalb eines solchen Kontexts muß die Regel, daß der Anrufer das Thema benennt und einführt, revidiert werden. Da diese Interaktionen häufig Bestandteile einer übergeordneten Interaktionseinheit sind, kann auch der Angerufene als erster das Thema für die jeweilige Interaktion präsentieren.

Handlungsmuster 2 zeigt, daß wie bei der Zusammenfassung der Handlungsschritte "Kundgabe der Interaktionsbereitschaft" und "Selbstidentifikation" des Angerufenen die Handlungsschritte des Anrufers, "Selbstidentifikation" sowie "Intentions- und Themenfestlegung" ebenfalls in einem Sprecherbeitrag zusammenfallen können. Nun gibt es eine Reihe von Gesprächen, in denen die Trennung beibehalten wird, d.h. in denen doch erst im 5. Handlungsschritt die Themeneinführung erfolgt. Betrachten wir noch einmal Beispiel 1: Hier verbindet die Anruferin ihre Selbstidentifikation mit einer Grußsequenz, die aus Gruß sowie Anrede des Partners besteht. Die darauf folgende Äußerung des Partners besteht ebenfalls aus Gruß und Anrede. Welche Aufgabe haben nun diese Partneridentifikationen? Es scheint sich dabei um eine Signalisierung erhöhter Aufmerksamkeit und damit um den Versuch der Intensivierung der kommunikativen Beziehungen zu handeln. Die Definition der gegenseitigen Beziehung wird präziser, die Intensität größer. Mit der Besiegung der Beziehung durch diese Handlungsschritte wird auch die Vertrautheit des Partners gestärkt, das gegenseitige Engagement für das Gespräch erhöht. Indikatoren finden sich häufig, so etwa in Beispiel 1 der lockere Ton zwischen den Partnern. In einem anderen Gespräch zwischen einem Untergebenen und seinem Vorgesetzten, die jedoch schon längere Zeit zusammenarbeiten, kann nach den gezeigten Handlungsschritten der Untergebene seinem Gesprächspartner den Vorwurf machen, wegen vorausgegangenem Telefonierens nicht erreichbar gewesen zu sein.

Das Handlungsschema 4 läßt sich nun wie folgt zeichnen:

Sprecher 1	Sprecher 2
1. Interaktionsaufforderung	
2.	Interaktionsbereitschaft + Selbstidentifikation
3. Selbstidentifikation + Partneridentifikation	
4.	Partneridentifikation
5. Intentions- und Themenfestlegung	

Die Gespräche, deren Eröffnung nach diesem Schema ablaufen, finden alle zwischen gut bekannten, bzw. befreundeten Partnern als Privatpersonen statt, deren Interaktionsgeschichte intensiv, die Interaktionshäufigkeit jedoch weniger hoch ist. Deshalb dürfte es auch nicht erstaunen, daß gerade in diesen Gesprächen Formen phatischer Kommunikation zu beobachten sind; wobei jedoch "phatische Kommunikation" nicht mit "Leerfloskeln" oder "Sprachhülsen" verwechselt werden sollte. Äußerungen der Freude, Fragen nach dem Befinden, selbst der Austausch über das Wetter erfüllen hier die wichtige Funktion der Bestätigung und Verstärkung der gegenseitigen Vertrautheit als Basis der sozialen Beziehungen zwischen den Partnern.

Betrachtet man nun einmal alle vier Muster, so wird der zentrale Stellenwert der Identifikation als einem Prozeß des wechselseitigen Erkennens und Kennenlernens gerade in Gesprächen, die unter Ausschaltung des visuellen Kanals ablaufen, sehr deutlich. Daß er für alle Beteiligten überaus wichtig ist, zeigt die hohe Zahl von Handlungen, durch die ein Partner explizit um die Bestätigung seiner Identifikation oder überhaupt um Identifikation ersucht wird. So lassen sich sechs Aufforderungen zur Identifikationsbestätigung, etwas verständlicher, sechs Nachfragen, ob der Partner wirklich der Partner sei, finden. Zwei Fälle, in denen der Partner vergißt, sich zu identifizieren, werden ebenfalls durch Aufforderungen geregelt. Nur einmal verzichtet ein Gesprächspartner auf die Selbstidentifikation, ohne seinem Gegenüber die Möglichkeit der Identifikation aufgrund der Stimmprobe zu geben: bei der Zugauskunft. Da in diesem Fall durch den ganzen institutionellen Rahmen nur ein Typ von Gesprächen mit einem ganz bestimmten Thema zugelassen ist, könnte man annehmen, daß hier auf die Selbstidentifikation des Anrufers verzichtet werden kann. Natürlich kann ich bei vier Gesprächen dieses Typs weder eine Tendenz aufzeigen, noch statistisch relevante Aussagen

machen. Interessant ist trotzdem, daß in drei der vier Fälle eine Selbstidentifikation des Anrufers beobachtet werden kann.

Die skizzierten Handlungsmuster geben nur die obligatorischen Handlungszüge wieder. Vor allem nach Abschluß der wechselseitigen Identifikation und vor der Fokusverschiebung hin zur Erörterung eines Sachverhalts können weitere Handlungen die Schemata erweitern. Es sind dies z.B. Äußerungen zum situationellen Rahmen (*ich hab nicht viel zeit* oder *ich stör doch hoffentlich nicht*). Sowohl zum situationellen Rahmen als auch in den Bereich sozialer Beziehungen sind Begründungen für die Kontaktaufnahme zu zählen (*sie wissen doch bescheid über ...*, *wir hatten ausgemacht, daß wir nochmal telefonieren*). Ebenfalls zu beobachten sind Formen phatischer Kommunikation, die die sozialen Beziehungen stabilisieren und verbessern sollen. Dazu gehören Äußerungen der Freude über die Interaktionsmöglichkeit (*da freu ich mich aber, daß sie anrufen.*), Fragen nach dem Befinden (*wie geht s denn noch so*) und über das Wetter (*hat s bei ihnen auch so geschneit*).

Daß Formen phatischer Kommunikation praktisch nur in Telefongesprächen privat-persönlichen Charakters vorkommen, hatte ich eben zu begründen versucht. Eine weitere Erklärung für dieses Auftreten kann darin liegen, daß ausschließlich Auskunft- und Beratungsgespräche hier herangezogen wurden. Diese Textsorten scheinen weniger für Einschübe und den Austausch beziehungspflegender Kommunikation geeignet. Die Rat- und Auskunftsuchenden versuchen sehr schnell, ihr Problem darzulegen.

Relativ feste Handlungsmuster, wie sie hier skizziert wurden, vermitteln den Gesprächspartnern den Eindruck, sicher und in akzeptabler Weise interagieren zu können, ohne immer wieder ihre Handlungen erklären und begründen zu müssen – sie gewinnen den Eindruck, daß keine Hemmnisse und Erschwernisse sie trennen. Dies scheint gerade für den Bereich der Dialogkonstituierung wichtig, um nicht den folgenden Bereich der Sachverhaltserörterung und -klärung unnötig zu belasten.

4. Einige Bemerkungen zur Versprachlichung von Handlungen zur Herstellung sozialer Beziehungen

Da sprachliche Möglichkeiten und Formen der Herstellung sozialer Beziehungen hinreichend bekannt sind, wird im folgenden auf eine systematische Aufarbeitung verzichtet. Neben Kontaktwörtern (*ja, bitte, hallo*) finden sich Namensnennungen, die z.T. eingeleitet werden mit *hier...*, *hier ist ...*, *hier spricht ...*, verschiedene Formen der Anrede, Grüße, explizit performatorische Formen überwiegend im Bereich der phatischen

Kommunikation sowie weitere Formen personaler Deixis.

Kontaktwörter als selbständige Äußerung lassen sich beobachten als ersten bzw. im ersten Sprecherbeitrag des Angerufenen. Wir hatten diese Handlungen als Äußerung der eingeschränkten Interaktionsbereitschaft interpretiert. Denn durch die Verwendung von Kontaktwörtern ist für den Partner nur zu erkennen, daß ein Interaktionspartner vorhanden ist; ob es der gewünschte ist, muß er erst erfragen. In vier Gesprächen folgt auf ein Kontaktwort, deutlich durch eine Pause getrennt, die Selbstidentifikation in Form der Namensnennung. In der Mehrzahl der Aufnahmen jedoch folgt der Interaktionsaufforderung sofort die Selbstidentifikation, d.h. eine spezielle Äußerung der Interaktionsbereitschaft fehlt. Denn mit der Namensnennung zeigt der Angerufene gleichzeitig seine Interaktionsbereitschaft an. Interessant scheint mir auch, daß die Nennung des Namens in 14 Fällen mit steigender Intonation erfolgt. Hier wird nun nicht die eigene Person in Frage gestellt, vielmehr wird ebenso wie bei den Kontaktwörtern, die alle mit Aufforderungsintonation gesprochen werden, der Anrufer zur Selbstidentifikation oder zumindest zur Weiterführung des Gesprächs aufgefordert.

Eine weitere Beobachtung: Bei privatwirtschaftlichen Einrichtungen wie Firmen, Geschäften, Banken etc. folgt der Identifikation in Form des Firmennamens und ggfs. des Namens des Angerufenen fast immer ein Gruß. Staatliche Einrichtungen verzichten häufig auf den Gruß; vielleicht ein Zeichen besonderer Bürgernähe unserer politischen Organe. Mit dem Gruß wird nicht nur die Tatsache der Herstellung sozialer Beziehungen bekräftigt, vielmehr geht es hier auch schon um die Modalitäten der Beziehungen. Obwohl der Anrufer noch nicht bekannt ist, demonstriert der Angerufene schon ein hohes Maß an Zugänglichkeit. Er gibt damit zu erkennen, daß er Wert darauf legt, mit dem Partner zu interagieren. Da sich bei diesen Einrichtungen erfolgreiche Interaktion hinterher im erfolgreichen Geschäft ausdrückt, läßt sich diese Form der Gestaltung der Interaktionsbereitschaft gut verstehen.

Zentraler Teil des 3. Handlungsschritts ist die Selbstidentifikation des Anrufers durch Namensnennung. Meistens geht eine Grußsequenz voraus, bestehend aus Gruß + Anrede des Partners. Sie signalisiert dem Partner, daß der Anrufer ihn erkannt hat und daß seine Interaktionsbereitschaft fortbesteht. Dem dient auch die Selbstidentifikation; der Partner soll und muß wissen, mit wem er spricht, um in der gewünschten Weise zur Interaktion und zum Handlungsziel zu gelangen. Während die Selbstidentifikation des Angerufenen, mit Ausnahme der eben geschilderten Form aus dem Wirtschaftsbereich, relativ neutral abläuft – verständlich, weil er nicht weiß, wer ihn erwartet – hat nun der Anrufer hier die Möglichkeit, durch sprach-

liche Gestaltung das Klima der sozialen Beziehungen für diese Interaktion und darüber hinaus zu prägen.

Dort, wo es um eine rasche, reibungslose Klärung eines Sachverhalts geht, wo also der Gewinn, der Ertrag oder das Ergebnis der Interaktion vor allem im Sachbereich liegt, beschränken sich die Partner darauf, möglichst störungsfrei die Voraussetzungen für eine sichere und akzeptable Interaktion zu schaffen. Das zeigt sich etwa in der Verwendung des Standardgrußes *Guten Tag* und der knappen Anrede des Partners mit *Herr/Frau* + Name, sehr selten mit Titel. Es folgt die Selbstidentifikation des Anrufers sowie die Themeneinführung. In diesen Fällen hat der Angerufene nur selten die Möglichkeit, den Gruß des Anrufers zu erwidern. Der Gruß wird also nicht mehr in seiner ursprünglichen Verwendungsform als Zeichen der Versicherung der gegenseitigen Kontaktbereitschaft, als Einleitung oder als Eintritt in eine Interaktion eingesetzt, vielmehr verwendet der Anrufer, also der Gesprächsinitiant, ihn hier als Bestätigung einer schon laufenden Interaktion.

Bliebe noch die sprachliche Gestaltung der Äußerungen der Partneridentifikationen aus Muster 4 zu analysieren. Es wurde festgestellt, daß diese Form der Eröffnung einer Telefoninteraktion der Signalisierung erhöhter Aufmerksamkeit sowie der Intensivierung der sozialen Beziehungen dient, daß in diesen Eröffnungen vor allem die Bekanntheit, die Vertrautheit der Partner bekräftigt und verstärkt wird. Daraus ableitbar ist nun nicht, wie vielleicht erwartet, daß die Partner in jedem Fall das *Du* als Pronomen der Bekanntheit, Solidarität und Intimität verwenden; in einigen dieser Gespräche benutzen die Partner das angeblich distanzschaffende *Sie*.

Die Grußformen weichen stark von dem üblichen *Guten Tag* ab; dort, wo das *Guten Tag* überhaupt eingesetzt wird, wird es erweitert zu *schönen guten tag, nen schönen guten tag, einen schönen guten tag wünsch ich ihnen*. Es findet sich sogar die Form: *Seien sie mir herzlich begrüßt*. Am häufigsten zu beobachten ist *Hallo* als Grußwort.

Weiter finden sich in diesen Eröffnungen Äußerungen der Freude (*da freu ich mich aber, daß sie anrufen*) sowie des Erstaunens (*daß du dich mal meldest*).

In den Gesprächen, in denen die Partner das *Du* verwenden, werden nach der Selbstidentifikation des Angerufenen als nominale Anredeformen nur noch Vornamen, Gruppennamen sowie Neck- und Spitzname gebraucht. Vornamen werden häufig diminuiert eingesetzt. Weiter sind Formen zu finden, die als Ausdruck enger Beziehung und Freundschaft angesehen werden können, wie *mein Schatz, Liebling*, ebenso das *Du* als selbständige nominale Anrede.

Im Gegensatz zum *Sie* ist *Du* sowohl alleinstehend wie auch in Verbindung mit dem Vornamen des Angesprochenen eine weitverbreitete Anredeform. Die nominale Anrede mit *Sie* scheint von wenigen Ausnahmen abgesehen unhöflich und distanzschaffend. Ihre Verwendung in der Phase der Dialogkonstituierung würde daher eher beziehungsbelastend wirken.

Insgesamt wäre hier zu prüfen, inwieweit die Vielfalt sprachlicher Formen und Mittel Ausdruck unterschiedlich starker sozialer Beziehungen sind bzw. Indikatoren für eine Intensivierung des persönlichen Kontakts im Gespräch sind.

5. Zusammenfassung

Die vorstehenden Überlegungen stellen einen ersten Versuch dar, Handlungsschemata der Dialogkonstituierung in Telefongesprächen zu analysieren; sie haben in mehrfacher Hinsicht vorläufigen Charakter. So ist zu fragen, ob die vier vorgestellten Handlungsschemata alle Formen der Gesprächsöffnung am Telefon erfassen oder ob darüber hinaus etwa im Bereich der Kommunikation zwischen Vertretern von Institutionen sich andere Schemata herausgebildet haben.

Weiter ist zu prüfen, ob alle den Handlungsschemata zugrundeliegenden Aktivitäten erfaßt wurden oder ob einzelne Handlungskomplexe weiter differenziert werden müssen. Nur ansatzweise diskutiert wurde das Problem, welche der Handlungen obligatorisch sind und welche fakultativ auftreten.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf zwei wichtige Punkte hinweisen. Ich habe der Analyse Telefongespräche zugrundegelegt, weil durch die Ausbreitung des technischen Mediums 'Telefon' sich in den letzten Jahren eine Vergrößerung des Bereichs direkter kommunikativer Aktivität möglicherweise zu Lasten anderer Bereiche ergeben hat. Es scheint, daß das gesprochensprachliche Textsortenbündel "Telefongespräch" den Anteil anderer Textsorten wie z.B. den Privatbrief zurückgehen läßt.

Ich habe weiter mit der Dialogkonstituierung einen Untersuchungsausschnitt gewählt, der unproblematisch, ja langweilig, zu sein scheint. Eindrücke dieser Art beruhen meistens auf einem sehr formalen Verständnis von Gesprächsöffnung als einer Phase der Signalisierung erhöhter Zugänglichkeit. Darüber hinaus wird jedoch stark die Qualität und Intensität der im Aufbau befindlichen Beziehung definiert und damit das Klima des betreffenden Gesprächs geprägt. Denn die Entscheidung über menschliches Gegen- oder Miteinander fällt wesentlich im scheinbar unwichtigen, unscheinbaren Alltäglichen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. DIE ZEIT Nr. 40 (1979).
- 2 Zum Gesamtkomplex "Gesprächsorganisation" vgl. Schank/Schwitalla (1980) sowie Kallmeyer/Schütze (1976); zur Gesprächseröffnung Berens (1976).
- 3 Die Textbeispiele wurden den Freiburger Korpora gesprochener deutscher Standardsprache entnommen. Zugunsten einer besseren Lesbarkeit wurde die Transkription stark vereinfacht.
- 4 Siehe Schegloff (1968) und Schegloff (1979). Der zuletzt genannte Aufsatz, der mir erst nach Abschluß des Referats zugänglich war, weist einige interessante Parallelen zur vorliegenden Untersuchung auf.
- 5 Texte (1975), S. 147.
- 6 Siehe Texte (1979), vor allem S. 65, Texte 8, 9, 10, 11, 17.

Literatur

- Berens, Franz Josef (1976): Bemerkungen zur Dialogkonstituierung; in: Berens, Franz Josef et al.: Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht, München, S. 15 - 34 (= Heutiges Deutsch I, 12).
- Godard, Daniele (1977): Same setting, different norms: Phone call beginnings in France and the United States; in: Language in Society 6, S. 209 - 219.
- Hartmann, Dietrich (1973): Begrüßungen und Begrüßungsrituale; in: ZGL, S. 133 - 162.
- Kallmeyer, Werner / Fritz Schütze (1976): Konversationsanalyse; in: Studium Linguistik 1, S. 1 - 28.
- Schank, Gerd / Schwitalla, Johannes (1980): Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse; in: Lexikon der germanistischen Linguistik, hrsg. von Hans Peter Althaus et al., 2. vollst. neu bearb. u. erw. Auflage, Tübingen, S. 313 - 322.
- Schegloff, Emanuel A. (1968): Sequencing in conversational openings; in: American Anthropologist 70, S. 1075 - 1095.
- (1979): Identification and recognition in telephone conversation openings; in: Psathas, George (1979): Everyday language. Studies in ethnomethodology, New York, S. 23 - 78.
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache III (1975). Alltagsgespräche. München (= Heutiges Deutsch II, 3).
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache IV (1979). Beratungen und Dienstleistungsdialekte. München (= Heutiges Deutsch II, 4).
- Werlen, Iwar (1979): Konversationsrituale; in: Arbeiten zur Konversationsanalyse, hg. von J. Dittmann, Tübingen, S. 144 - 175.

Dialogkonstitution in institutionell geregelter Kommunikation

1. Problemstellung und Vorgehensweise

Die Probleme, mit denen ich mich in dem folgenden Beitrag beschäftigen will, möchte ich einleitend an zwei Beispielen verdeutlichen:

- 1.1 (...) ich habe nun noch anzusagen¹ – daß – die – *Freizeit* für *Senioren*¹ – im *nächsten Jahr*¹ bereits ausgebucht ist¹ – wer da also noch mit nach Fehmarn möchte im Herbst¹ – Interesse daran hat¹ – kann sich auf die Warteliste setzen lassen¹ – das ist also eine Überraschung¹ aber wir freuen uns ja auch darüber¹ – (lauter) der Friede Gottes welcher höher ist als *alle Vernunft*¹ – bewahre unsere Herzen und Sinne¹ bei Christus Jesus zum ewigen Leben¹ – Amen¹ – (EG 1977)¹

Der Leser dieses Dialogausschnitts wird sich möglicherweise fragen, was der Friede Gottes mit der ausgebuchten Seniorenfreizeit zu tun hat, und er wird nicht ohne weiteres einen Zusammenhang entdecken können. Die Gemeindemitglieder hingegen, an die ein Pfarrer während des Gottesdienstes diese Mitteilung richtet, versuchen im allgemeinen nicht, einen solchen Zusammenhang herzustellen; sie entnehmen dem Satz vom Frieden Gottes lediglich, daß die Mitteilungen des Pfarrers an die Gemeinde, die sogenannten 'Abkündigungen', nunmehr abgeschlossen sind. Diese Funktion ist von der Institution Kirche für diesen Satz festgelegt worden.² Eine Äußerung wie die als Beispiel 1.1 zitierte kann also nur dann adäquat beschrieben werden, wenn man sie nicht nur in ihrem unmittelbaren Kontext betrachtet, sondern auch vor dem Hintergrund bestimmter von der Institution getroffener Regelungen oder Konventionen sieht.

Auf solche Konventionen wird in dem folgenden Beispiel ausdrücklich hingewiesen:

- 1.2 **Schwerdtner:** Wenn Sie sprechen, dann lehnen Sie sich nicht an den Tisch!
 Langhans: Wieso denn nicht?
 Schwerdtner: Weil das als Ungebühr vor Gericht ausgelegt werden könnte.
 Langhans: Wieso kann das so ausgelegt werden?
 Schwerdtner: Weil es üblich ist, daß man anständig steht vor Gericht.³

Hier geht es um Konventionen nicht-sprachlichen Handelns in der Gerichtsverhandlung. Das vom Angeklagten geforderte *anständige Stehen* wird von der Institution nur durch seine Konventionalität begründet,

nicht beispielsweise durch irgendeine Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit (*weil es üblich ist...*). Die Konventionen und institutionellen Regelungen sind verbindlich. Werden sie nicht beachtet, so sind Sanktionen zu erwarten (hier die Auslegung *als Ungebühr vor Gericht*). Auch dieser Aspekt ist für die Analyse kommunikativen Handelns in einer Institution wichtig.

In dem folgenden Beitrag will ich mich mit den Auswirkungen institutioneller Regelungen auf die Konstitution von Dialogen beschäftigen. Meine zentrale Fragestellung läßt sich zusammenfassend so formulieren: Welche Phänomene im Bereich der Dialogkonstitution können als Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation im allgemeinen, d.h. ohne für eine bestimmte Institution spezifisch zu sein, angesehen werden, und welche institutionsspezifischen Zwecke werden durch diese Charakteristika erfüllt? Die Überlegungen, die ich dazu anstelle, haben vorwiegend heuristischen Wert. Ich möchte anhand von Beispielen aus verschiedenen Institutionen einige m.E. interessante Aspekte institutionell geregelter Kommunikation aufzeigen. Mein Interesse gilt also eher der Analyse von empirischem sprachlichem Material als der Erörterung theoretischer Probleme.

Um die Analysen nachvollziehbar zu machen, erscheint es mir jedoch erforderlich, einleitend einige terminologische und methodische Klärungen vorzunehmen. Ich werde daher zunächst einige Grundbegriffe wie 'Institution', 'institutionelle Regelung' u.a. kurz diskutieren (Abschnitt 2), dann werde ich präzisieren, in welchem Beschreibungsrahmen und damit unter welchen Aspekten ich Dialoge in beziehungsweise mit Institutionen betrachte (Abschnitt 3). Auf der Grundlage dieser Überlegungen werde ich dann versuchen, einige ausgewählte Ausschnitte aus institutionell geregelten Dialogen zu beschreiben (Abschnitte 4, 5 und 6). Das Beispielmateriale ist auf mündliche Kommunikation beschränkt und stammt aus verschiedenen Institutionen (Kirche, Gericht, Universität, Telefonseelsorge). Dadurch soll die Verschiedenheit institutioneller Regelungen und ihrer Auswirkungen deutlich werden.

2. Grundbegriffe

2.1 'Institution'

Eine ausführliche Diskussion des Begriffs 'Institution' ist in diesem Zusammenhang weder möglich noch sinnvoll.⁴ Ich will nur präzisieren, wie ich selbst diesen Begriff im folgenden verwende.

Für die Zwecke dieser Untersuchung lege ich einen verhältnismäßig engen Institutionsbegriff zugrunde⁵ und beschränke den Terminus 'Institution' mit Weymann-Weyhe (1978, S. 217 f.) auf das, was Hauriou die 'eigentliche' Institution nennt, nämlich "alle öffentlichen Körperschaften, die als juristische Personen handlungsfähig sind" (Weymann-Weyhe 1978, S. 177), also z.B. Universität, Kirche, Gericht, Telefonseelsorge usw. Für die 'Person-Institution' gibt Weymann-Weyhe drei auf Hauriou zurückgehende Merkmale an:

1. die Idee des in einer und von einer Gruppe von Menschen zu schaffenden Werks,
2. die im Dienst dieser Idee stehende organisierte Macht,
3. die Gemeinschaftsbekundung der Gruppe in Beziehung auf die Idee und ihre Verwirklichung (Weymann-Weyhe 1978, S. 177).

Entscheidend ist dabei der Begriff der 'Leitidee'. Lundt, der diesen Begriff ausführlich diskutiert, versteht unter 'Leitidee': "eine ideelle Sinnzuschreibung und Zielvorstellung (...), die sowohl als anerkannte Richtschnur als auch als verallgemeinerungsfähiges Grundprinzip dient, dem eine Gesellschaft als ganze oder in mehr oder weniger großen Teilen praktisch zustimmt" (Lundt 1980, S. 13). Als Beispiele nennt er die Idee der Gerechtigkeit für die Rechtsinstitution, die der Gottesverehrung und des Glaubens für die Institution Kirche. Von der Leitidee zu unterscheiden sind die konkreten Zwecke der Institution, also etwa soziale Verhaltenskontrolle und Ordnungssicherung für die Rechtsinstitution, die Konstitution einer Gemeinde oder die Seelsorge für die Institution Kirche. Die Zweckbestimmtheit wird auch von anderen Autoren als Definitionskriterium für den Begriff 'Institution' angeführt; z.B. bezeichnen Ehlich/Rehbein (1980, S. 338) Institutionen als "Formen des gesellschaftlichen Verkehrs zur Bearbeitung gesellschaftlicher Zwecke".⁶ Diese Zwecke müssen mit der Leitidee in Zusammenhang stehen bzw. auf sie zurückzuführen sein. Als "organisierte Macht" oder "gesellschaftlicher Apparat" (Ehlich/Rehbein 1977, S. 37) kann eine Institution Regelungen für ihre Kommunikationsabläufe treffen, durch die ihre Mitglieder gemeinsam die institutionsspezifischen Zwecke zu erreichen versuchen. Institutionelle Regelungen für Kommunikationsabläufe sehe ich also eher in Zusammenhang mit den Zwecken als mit der Leitidee einer Institution. Allerdings ist anzunehmen, daß das Erreichen der Zwecke letzten Endes der Verwirklichung der Leitidee dient.⁷ Zusammenfassend charakterisiert Weymann-Weyhe Institutionen als "sinnorientierende und handlungsstabilisierende Organisationen".⁸ Sie geben ihren Mitgliedern eine Sinnstruktur vor, die ihre Handlungsmöglichkeiten sichert und begrenzt" (1978, S. 219).

2.2 'Aktanten', 'Aktantenwissen'

Wenn eine Institution entsprechend dem oben genannten zweiten Merkmal eine "organisierte Macht" oder ein "gesellschaftlicher Apparat" ist, so bedeutet das für ihre Mitglieder, daß sie bestimmte institutionelle Rollen innehaben.⁹

Im Anschluß an Ehlich/Rehbein bezeichne ich die Mitglieder oder genauer: alle diejenigen, die in einer Institution interagieren, als 'Aktanten' und unterscheide je nach ihrer Stellung in der Institution zwischen den 'Agenten', d.h. den Vertretern der Institution, und den 'Klienten', d.h. denen, die die Institution in Anspruch nehmen und auf die sich somit die Tätigkeit der 'Agenten' richtet (Ehlich/Rehbein 1980, S. 343; vgl. auch 1977, S. 39). 'Agenten' in diesem Sinne wären also z.B. der Pfarrer als Vertreter der Kirche, der Richter als Vertreter der Rechtsinstitution, der Rektor als Vertreter einer Universität, die Mitarbeiter einer Telefonseelsorge usw. Die entsprechenden Klienten wären die Mitglieder einer Kirchengemeinde, Angeklagte und Zeugen, Studenten, Anrufer bei der Telefonseelsorge usw. (in vielen Institutionen werden für 'Agenten' und 'Klienten' institutionsspezifische Bezeichnungen verwendet). Für beide Aktanten sind bestimmte Handlungsmöglichkeiten festgelegt oder – wie Weymann-Weyhe sagt – "gesichert", d.h. sie werden von der Institution mit bestimmten Kompetenzen ausgestattet und haben bestimmte Rechte, zugleich sind ihre Handlungsmöglichkeiten aber auch "begrenzt", nämlich auf einen von der Institution festgelegten Handlungsraum (vgl. Ehlich/Rehbein 1980, S. 343). Beide, Agenten und Klienten, haben über diese Möglichkeiten ein institutionsspezifisches Wissen ausgebildet. Das "unmittelbar handlungsleitende Wissen der Aktanten innerhalb der Institution" bezeichnen Ehlich/Rehbein (1977, S. 39) als 'Aktantenwissen'; es ist nur ein Teil des 'Institutionswissens', d.h. des gesamten Wissens über die Institution. Das Aktantenwissen ist nicht für beide Gruppen von Aktanten identisch; die Agenten verfügen im allgemeinen über ein größeres Wissen als die Klienten. Es muß jedoch für Agenten und Klienten einen gemeinsamen Wissensbereich geben, anderenfalls könnte keine Interaktion zwischen den Aktanten stattfinden.

2.3 'Institutionelle Regelungen'

Einen wichtigen Bestandteil des Aktantenwissens bildet die Kenntnis der Regelungen, die eine Institution für ihre Kommunikationsabläufe festlegt. Institutionen machen in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichem Ausmaß von der Möglichkeit Gebrauch, ihre Kommunikationsabläufe zu regeln. Bei Institutionen in dem hier zugrunde gelegten engeren Sinne ('Person-Institution') sind die Regelungen meist in irgend-

einer Form kodifiziert. Wenn ich im folgenden von 'Regelungen' spreche, meine ich solche kodifizierten Regelungen, etwa die Gottesdienstordnung der Institution Kirche, die Strafprozeßordnung der Rechtsinstitution, die Geschäftsordnung eines Universitätsgremiums oder mit Einschränkungen auch die Regeln zur Gesprächsführung in einer Beratungsinstitution wie der Telefonseelsorge. Die institutionellen Regelungen und die durch sie etablierten Interaktionsmuster sind in Zusammenhang mit den Zwecken, die eine Institution verfolgt, zu sehen; sie müssen die Bearbeitung dieser Zwecke in irgendeiner Weise gewährleisten oder zumindest erleichtern. Kommunikation in Institutionen hat Arbeitscharakter. Auch dies ist für die Dialogkonstitution in institutionell geregelter Kommunikation ein wichtiger Aspekt.

Die Regelungen können sich im einzelnen beziehen auf

- Ort und Zeit der Kommunikationsabläufe
- Definition des 'Klienten'
- Kompetenzen des 'Agenten'
- Verteilung der Redebeiträge
- Auswahl der konstitutiven, charakteristischen und zulässigen Interaktionsschemata und kommunikativen Handlungen
- Reihenfolge der Interaktionsschemata sowie der kommunikativen Handlungen innerhalb der Interaktionsschemata
- Realisierung der kommunikativen Handlungen (sprachlich oder nichtsprachlich, mündlich oder schriftlich usw.)
- Formulierung der sprachlichen Handlungen.¹⁰

Durch diese Regelungen können relativ feste Dialog- oder Interaktionsmuster entstehen, die in das Aktantenwissen eingehen. Auch wenn die Aktanten, insbesondere die Klienten, die institutionellen Regelungen selbst nur unvollkommen beherrschen und wenig durchschauen¹¹, so können ihnen doch die aufgrund der Regelungen etablierten Muster vertraut sein. Die Kenntnis dieser Muster ist eine wichtige Voraussetzung für einen störungsfreien Ablauf der Kommunikation. Beispiele für solche als Muster fest etablierten institutionell geregelten Kommunikationsabläufe sind etwa ein Gottesdienst, eine Gerichtsverhandlung oder eine Sitzung eines Universitätsgremiums. Das unterschiedliche Ausmaß oder die "unterschiedliche Reichweite" (Dittmann 1979, S. 210) institutioneller Regelungen kann man sich an diesen Beispielen gut klarmachen. So regelt beispielsweise die Gottesdienstordnung alle in Abschnitt 2.3 angeführten Punkte, in weiten Teilen des Gottesdienstes sogar die Formulierung. Im Vergleich dazu ist eine Gerichtsverhandlung durch die Strafprozeßordnung wesentlich weniger festgelegt, schon

allein deshalb, weil die Formulierungen nur in wenigen Fällen vorgeschrieben sind. Noch mehr Spielraum lassen im allgemeinen solche Regelungen wie die Geschäftsordnungen für Sitzungen z.B. von Universitäts-gremien. Die Regelungen der Telefonseelsorge schließlich unterscheiden sich von den bisher als Beispiel angeführten vor allem dadurch, daß sie nur für den Agenten, nicht aber für die Klienten gelten. Zwar kennen z.B. nicht alle Gemeindemitglieder die Gottesdienstordnung, die Angeklagten und Zeugen kennen nicht immer die Strafprozeßordnung, aber dennoch sind diese Regelungen auch für sie verbindlich. Die Telefonseelsorge hingegen trifft nur für ihre Mitarbeiter Regelungen, die im übrigen auch eher empfehlenden als vorschreibenden Charakter haben, z.B. "Leitsätze zur beziehungsfördernden Grundhaltung" (Harsch 1974, S. 74-76) oder Verfahren der Gesprächsführung (Harsch 1974, S. 71 ff.), die im wesentlichen auf den Prinzipien der klientenbezogenen Gesprächsführung und der themenzentrierten Interaktion beruhen. Der Klient braucht von diesen Empfehlungen nichts zu wissen; er kann die Kommunikation mit der Institution jederzeit und ohne Vorbedingungen aufnehmen.

2.4 'Ritual'

Der Begriff 'Ritual' ist ähnlich wie der der 'Institution' sehr vielfältig und wird in sehr unterschiedlicher Weise gebraucht.¹² Ich will ihn hier nur in einem sehr eingeschränkten Sinne verwenden, nämlich so, daß er den Begriff 'Institution' voraussetzt. Ich spreche also nur dann von 'Ritual', wenn es sich um ein durch institutionelle Regelungen etabliertes Muster handelt. Damit ein institutionell geregeltes Muster als 'Ritual' bezeichnet werden kann, muß es allerdings zusätzlich mindestens durch eine spezifische Eigenschaft charakterisiert sein, die ich mit Jetter (1978, S. 116) als "symbolischen Mehrwert des Rituellen" bezeichnen will:

Rituale sind wiederholbare Handlungsmuster von symbolischem Charakter. Sie konzentrieren den, der sie vollzieht, ganz auf den Vollzug; sie verweisen aber dabei zugleich ganz von sich weg, über sich selber hinaus und auf das hin, das sie begehen (Jetter 1978, S. 22).

Demzufolge ist "nicht jedes eingefahrene Verhaltensmuster ein Ritual" (Jetter 1978, S. 116).¹³ Wenn institutionell geregeltes kommunikatives Handeln sich durch das Merkmal der Zweckbestimmtheit oder durch seinen Arbeitscharakter auszeichnet, so gilt das für Rituale in etwas anderer Weise:

Rituale beginnen dort, wo die reine Verhaltenstechnik, die geradlinige Zweckmäßigkeit endet; wo nicht nur etwas erreicht, sondern zugleich und vor allem etwas ausgedrückt werden soll (Jetter 1978, S. 116).

Dank ihres symbolischen Charakters verweisen sie auf bestimmte Normen oder Werte (vgl. Wellendorf 1977, S. 16), die möglicherweise mit der Leitidee der Institution zusammenhängen und denen die institutionsspezifischen Zwecke untergeordnet sind.¹⁴ Rituelles Handeln bringt diese Werte oder diese Idee nicht begrifflich und bewußt zum Ausdruck; daher spielt nicht-sprachliches Handeln hier auch eine besondere Rolle (Wellendorf 1977, S. 17 f.). Ein deutliches Beispiel für einen institutionell geregelten Kommunikationsablauf, der insgesamt als 'Ritual' bezeichnet werden kann, ist ein Gottesdienst oder eine kirchliche Amtshandlung. Demgegenüber enthält beispielsweise eine Gerichtsverhandlung nur einzelne rituelle Elemente.¹⁵

3. Beschreibungsrahmen

Als Beschreibungsrahmen wähle ich den Ansatz der Konversationsanalyse, so wie er von Kallmeyer/Schütze (1976) formuliert worden ist. Dementsprechend gehe ich davon aus, daß die an einer kommunikativen Interaktion beteiligten Partner bestimmte Aufgaben im Bereich der Gesprächsorganisation und der Handlungskonstitution zu lösen haben. Kallmeyer/Schütze führen drei hauptsächliche Aufgabenbereiche der Gesprächsorganisation an:

1. Zu praktizieren und zu sichern ist ein ausreichendes Maß an Kooperation.
2. Zu sichern ist in ausreichendem Maße das eigene Verstehen von Partneräußerungen sowie die Verständlichkeit eigener Äußerungen für den Partner.
3. Zu organisieren sind Abläufe in der Zeit (mit einem Anfang, einer Mitte und einem Schluß) (1976, S. 9).

Um ein bestimmtes Handlungs- oder Interaktionsschema zu konstituieren, sind über den Komplex der Gesprächsorganisation hinaus noch weitere Aufgaben zu lösen. Kallmeyer/Schütze unterscheiden vier Aufgaben im Bereich der Handlungskonstitution:

- (1) Der Initiator eines Handlungsschemas muß dieses vom übrigen Aktivitätsstrom abheben. (...)
- (2) Der Initiator des Handlungsschemas muß dieses den Interaktionspartnern zeitlich vorgehend verdeutlichen, damit diese wissen, worauf sie sich einlassen (...). Jede Änderung des Handlungsschemas muß (...) den Interaktionspartnern angezeigt werden.
- (3) Das vorgeschlagene Handlungsschema muß von den Interaktionspartnern (...) nicht nur akzeptiert, sondern auch ausdrücklich ratifiziert werden: d.h. als eigene Handlungsverpflichtung anerkannt werden. (...)
- (4) Haben die Interaktionspartner das Handlungsschema ratifiziert, muß dieses in seinen wesentlichen Elementen, einem Gerüst notwendiger Handlungsschritte, vollzogen werden (...). Die notwendigen Handlungsschritte sind den Interaktionspartnern im Sinne von *Normalformwartungen* (...) vertraut, (...) (Kallmeyer/Schütze 1976, S. 16 f.)

Diese Aufgaben ebenso wie diejenigen im Bereich der Gesprächsorganisation sind von Kallmeyer/Schütze für alltagsweltliches Handeln formuliert worden; das Phänomen institutionell geregelter Kommunikation wird dabei bewußt ausgeklammert (Kallmeyer/Schütze, ebd.). Ich möchte im folgenden der Frage nachgehen, wie diese Aufgaben in institutionell geregelter Kommunikation gelöst werden. Dabei gehe ich davon aus, daß eine Institution, die einen Kommunikationsablauf regelt, einen Teil der Aufgaben im voraus für die Kommunikationspartner löst. Auf diese Weise ist den Aktanten ein Organisationsmodell vorgegeben, das sie in der aktuellen Kommunikationssituation von den Organisationsaufgaben teilweise entlastet, sie aber gleichzeitig auch zu bestimmten Lösungen dieser Aufgaben verpflichtet. Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation suche ich daher vor allem im Bereich der Gesprächsorganisation. Ich frage also: Wie wirken sich institutionelle Regelungen auf die Gesprächsorganisation aus, oder: welche Konsequenzen haben sie für die Kommunikationspartner? Bei der Beantwortung dieser Frage werde ich die dritte Organisationsaufgabe nach dem Ansatz von Kallmeyer/Schütze zum Ausgangspunkt nehmen und mich vor allem mit der Organisation des zeitlichen Ablaufs beschäftigen. Auf die Aufgaben im Bereich der Handlungskonstitution gehe ich jeweils im Zusammenhang mit der Ablaufkonstitution ein.

4. Ablaufkonstitution in institutionell geregelter Kommunikation

Einen institutionell geregelten Kommunikationsablauf betrachte ich als einen bestimmten Typ kommunikativer Interaktion, einen 'activity type' im Sinne von Levinson (1979), der in einen nicht-institutionell geregelten Interaktionskontext eingebettet ist. Die verschiedenen Teile oder Sequenzen, aus denen der institutionell geregelte Ablauf besteht, bezeichne ich als 'Interaktionsschemata'. Im folgenden gehe ich zunächst auf die Eröffnung (Abschnitt 4.1) und die Beendigung (4.2) institutionell geregelter Kommunikationsabläufe ein, dann auf die Abgrenzung zwischen einzelnen Interaktionsschemata innerhalb des Kommunikationsablaufs (4.3).

4.1 Eröffnung institutionell geregelter Kommunikationsabläufe

Die Einbettung eines institutionell geregelten Kommunikationsablaufs in einen nicht-institutionell geregelten Interaktionskontext möchte ich am Beispiel der Kongreßeröffnung verdeutlichen. Das Eintreffen der Kongreßteilnehmer, die individuellen Begrüßungen, Kontaktaufnahmen usw. sind nicht Bestandteile des institutionell geregelten Ablaufs, sondern dieser wird dadurch eröffnet, daß ein Vertreter der Institution –

in Beispiel 4.1.1 ist es der Vertreter einer Universität – die übrigen Aktanten, d.h. die Kongreßteilnehmer, begrüßt.

- 4.1.1 Meine – sehr verehrten Damen und Herren! ich darf Sie im Namen der Universität Neuhaus! hier auf das herzlichste willkommen heißen! – insbesondere gilt dieser Gruß natürlich unseren ausländischen Gästen! die – den internationalen Charakter eines solchen deutschen (...) Kongresses sofort herstellen! – (...) ich freue mich – *sehr* daß Sie – trotz einer kleinen Verspätung die möglicherweise auf Ihren Begrüßungsabend gestern abend zurückgeführt werden kann nun hier alle versammelt sind! – (...) ich habe Ihnen zu danken! – *allen* daß Sie hierher gekommen sind nach Neuhaus! – insbesondere habe ich den Kollegen zu danken! die hier die Arbeit übernommen haben diesen Kongreß – auszurichten! Herrn – Kollegen Meyer der das mit dem notwendigen Temperament auch – durchführen kann! – und ich hoffe! – daß Sie am Ende dieser Tage! in Neuhaus! nicht nur einen guten fachwissenschaftlichen Eindruck haben! – sondern zur gleichen Zeit auch den Wunsch haben! – in dieses Land und in diese Universität – immer wieder zurückzukehren! – in diesem Sinne wünsche ich Ihrem Kongreß einen vollen Erfolg und schöne Tage in Neuhaus! – ich danke Ihnen! (EG 1979)

Durch die Eröffnung wird der institutionell geregelte Kommunikationsablauf aus dem Interaktionskontext herausgelöst und konstituiert sich als ein bestimmter Typ kommunikativer Interaktion¹⁶, eben als der Typ 'wissenschaftlicher Kongreß'. Eine solche Kongreßeröffnung läßt sich also der ersten Aufgabe, die von Kallmeyer/Schütze für den Bereich der Handlungskonstitution formuliert worden ist, zuordnen, der Abhebung eines Handlungsschemas vom übrigen Aktivitätsstrom. Mit der Eröffnung und Herauslösung aus dem Kontext treten dann die institutionellen Regelungen in Kraft – und zwar erst mit der Eröffnung, nicht vorher – d.h. im Falle eines Kongresses beispielsweise ein Organisationsschema wie Vorträge, Arbeitsgruppen, Diskussion mit Verteilung der Redebeiträge durch einen Diskussionsleiter usw. Die Eröffnung besteht nicht aus einem einzigen Satz, sondern es handelt sich um eine Eröffnungssequenz. Typische Bestandteile sind:

- die Definition des Sprechers als Vertreter der Institution (*im Namen der Universität*),
- eine explizit performative Formel (*ich darf Sie herzlich begrüßen*),
- die Anrede der 'Klienten' (*meine sehr verehrten Damen und Herren*),
- die Hervorhebung bestimmter Klienten (der besondere Gruß an die ausländischen Gäste),
- der Ausdruck der Freude über das Kommen
- der Dank an die Organisatoren
- Wünsche für den Veranstaltungsverlauf.

Eine solche Begrüßung ist weitgehend standardisiert, unabhängig davon in welcher Institution sie erfolgt, und zwar sowohl im Aufbau als auch in gewissem Maße in den Formulierungen.¹⁷ Ihre Leistung besteht im wesentlichen in einer Situationsdefinition, d.h. sie liefert die wesentlichen Elemente, die eine Situation als einen bestimmten 'Rahmen' (als 'frame' im Sinne von van Dijk 1977) identifizierbar machen. Die Eröffnungsformeln oder Eröffnungsreden aktivieren die Teile des Aktantenwissens, die zur Identifikation eines solchen Rahmens erforderlich sind. Beim Übergang von nicht-institutionell geregelter zu institutionell geregelter Kommunikation findet demnach ein Wechsel des Rahmens statt.

Das wird im folgenden Beispiel aus einem evangelischen Gottesdienst noch deutlicher:

- 4.1.2 Pfarrer: Zu Beginn – dieses Gottesdienstes möchte ich Sie herzlich begrüßen[↑] hier im Gemeindehaus[↑] – und Ihnen noch einmal sagen warum wir – ein wenig improvisieren mußn und hierher gehn[↑] – (es folgt eine Erklärung über notwendige Renovierungsarbeiten in der Kirche) ich denke – Sie werden sich auch hier in diesem neu gemachtn Saal wohlfühlen[↑] – und ich frage Sie gleich einmal ob Sie mich so verstehen können[↘] –
- verschiedene Stimmen: ja
- Pfarrer: wir ham auch eine Verstärkeranlage[↑] aber es wäre ja besser es ginge – ohne[↘] – (...) wir singn zu Anfang das Lied zweihundertsechundvierzig[↑] – (...)
- (es folgt das Lied)
- Pfarrer: (sehr artikuliert) im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes[↘] –
- Gemeinde: (im Chor) Amen[↘] –
- Pfarrer: (sehr artikuliert) unsere Hilfe steht im Namen des Herren[↘] –
- Gemeinde: (im Chor) der Himmel und Erde gemacht hat[↘] – (EG 1977)

Hier liegt zunächst auch eine Begrüßung vor, und zwar eine Begrüßung, die nicht spezifisch für die Institution Kirche ist und die darüber hinaus von der institutionellen Regelung nicht gefordert ist. Im zweiten Teil des Beispiels folgt dann die von der Institution vorgeschriebene Eröffnungsformel: *Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes* (vgl. Agende I, u.a. S. 121). Der Kommunikationsablauf wird also in zweifacher Weise eröffnet: Die erste Begrüßung gilt offensichtlich nicht als Eröffnung des Rituals, sondern als solche gilt nur die zweite Eröffnung mit der von der Institution festgesetzten Formel, die nur von einem Vertreter der Institution, also dem Pfarrer, geäußert werden darf.

Anders verhält es sich mit der Eröffnung einer Gerichtsverhandlung: die institutionelle Regelung, die Strafprozeßordnung, legt nur fest, daß die Gerichtsverhandlung mit einem "Aufruf der Sache" beginnt (Strafprozeßordnung § 243). Es wird also nur das erste Interaktionschema genannt, nicht aber die genaue Formulierung.¹⁸ Häufig wird dieser "Aufruf der Sache" so realisiert, wie auch hier in Beispiel 4.1.3, daß nur der Name des Angeklagten aufgerufen wird.¹⁹

4.1.3 Richter: G.F.?

Angeklagter: Ja, Grüß Gott.

R: Dr. Phil. sind Sie?

A: Ja.

R: In welchem Fach?

A: Philosophie, reine Philosophie.

R: Reine Philosophie. Wie steht das mit Ihrer sportlichen Betätigung in Zusammenhang?

A: Nein, ich bin langjähriges Mitglied des Österreichischen Alpenvereins, und habe Expeditionen durchgeführt und Hochleistungsalpinismus betrieben.

R: Sie sind ledig, Sie wohnen ...gasse 24?

A: Ja.

(Leodolter 1975, S. 314)

Interessant ist in diesem Beispiel, daß der Klient, also der Angeklagte, die Eröffnung wie eine Begrüßung behandelt; er bestätigt zwar seine Identität, formuliert aber im Anschluß daran einen Gruß wie in einem alltagsweltlichen Kommunikationszusammenhang. Damit definiert er die Situation in gewisser Weise um; der Richter geht darauf ein, indem er mit ihm ein Gespräch über sein Fachgebiet reine Philosophie und seine sportliche Betätigung anknüpft, bevor er das vorgeschriebene Interaktionsschema beginnt, nämlich die Befragung zur Person (*Sie sind ledig, Sie wohnen*).

Noch weniger streng geregelt ist ein Kommunikationsablauf wie eine AStA-Sitzung:

4.1.4 Fritz: Könn wir jetzt anfangen?

Richard: (leise) ja

Hans: jaah? könn wir machen

Karl: wer schreibt Protokoll?

Hans: das letzte — hat — Karl geschrieben

Fritz: R — jetzt kommt Sch — Sch

Ulf: ich

(...)

Hans: ja Tagesordnungsvorschlag — Protokolle Punkt zwei Auswertung der Vollversammlung

Ulf: würd ich verschieben

Hans: was willste?

Ulf: (mit Nachdruck) verschieben
Hans: warum das denn?
Ulf: das is doch jetzt scheiße
(Studentische Arbeitsgruppe, Bielefeld 1978)

Hier kann die Eröffnung sogar ausgehandelt werden (*Könn wir jetzt anfangen*); man einigt sich darauf, daß man den institutionell geregelten Ablauf eröffnen will. Die ganze Eröffnungsphase dient zugleich auch dem Aushandeln der Themen. So etwas ist in einem Ritual natürlich nicht möglich.

Eine letzte Gruppe von Beispielen für Eröffnungen stammen aus der Telefonseelsorge. Die Regelungen der Telefonseelsorge gelten, wie oben erwähnt (S. 423), nur für das Verhalten des Vertreters der Telefonseelsorge. Nachdem dieser sich mit Nennung der Institution und gegebenenfalls einer Grußformel (z.B. *Telefonseelsorge, guten Tag*) gemeldet hat, kann der Klient das Gespräch eröffnen, wie er will. Da er mit einer Institution in Kommunikation tritt, ergibt sich für ihn allerdings die Notwendigkeit, auch wenn die Institution es ihm nicht ausdrücklich vorschreibt, sich als 'Klient' zu definieren. Klient der Telefonseelsorge ist jemand, der ein Problem hat, das er besprechen möchte. Viele Anrufer eröffnen daher das Gespräch mit einer Äußerung, mit der sie auf ein solches Problem, eine Frage oder eine Bitte hinweisen:

- 4.1.5 (bei den folgenden Beispielen handelt es sich jeweils um die erste Äußerung des Anrufers)²⁰
- (a) Ja, ich hab mal so eine Frage: ich habe schon öfter mal so einen Selbstmordversuch gemacht (TS Dez. 1979)
 - (b) Guten Abend, ich habe mal eine Bitte. Mein Sohn hat eine überfahren, tödlich. Das bedrückt mich sehr. (TS Jan. 1980)
 - (c) Ja, guten Abend. Ich hab was auf dem Herzen. Ich leide unter Depressionen, und das ist ganz furchtbar (...) (TS April 1980)
 - (d) Ja, guten Tag. Ich hab eigentlich ein Problem, das heißt viele Probleme. Ich hab keinen so recht, mit dem ich darüber reden kann. (TS April 1980)
 - (e) Ja, guten Abend. Mir geht es eigentlich um einen Rat. Das ist aber nicht einfach, muß ich gleich sagen. (TS Febr. 1980)
 - (f) Guten Tag, mein Name ist XY. Ich hab ein kleines Anliegen. (TS März 1980)
 - (g) Ja, guten Tag. Also es ist kein überwältigendes Problem, was ich hab. (TS Juni 1980)

Ähnliche Gesprächsanfänge sind wahrscheinlich auch in anderen Beratungsinstitutionen zu finden. Spezifisch für die Telefonseelsorge ist, daß beide Gesprächspartner anonym bleiben, genauer gesagt: der Mitarbeiter der Telefonseelsorge ist zur Anonymität verpflichtet, der Anrufer hat die Möglichkeit, anonym zu bleiben, er kann aber auch – wie in Beispiel (f) –

seinen Namen nennen. Seine institutionelle Rolle als Klient ist jedoch nicht an seinen Namen gebunden, sondern an seine Selbstdefinition als jemand, der ein Problem hat, auch wenn er dieses Problem selbst gleich relativiert, z.B. als *klein* (Beispiel f) oder *kein überwältigendes Problem* (Beispiel g) oder auch als *nicht einfach* (Beispiel e). Häufig erfolgt die Definition als Klient auch nur durch Signalisieren eines Gesprächsbedürfnisses:

- 4.1.5 (h) Guten Abend, Ja, ich ruf eigentlich deswegen an, weil ich mich mal aussprechen wollte. (TS Febr. 1980)
(i) Kann ich mich mal einen Augenblick mit Ihnen unterhalten? (TS Juli 1980)

Dabei wird oft auch die Schwierigkeit des Anfangens thematisiert:

- 4.1.5 (j) Guten Abend, ich möchte mal mit Ihnen sprechen. Jetzt weiß ich aber gar nicht, wie ich anfangen soll (TS Mai 1980)
(k) Haben Sie für mich ein paar Minuten Zeit, daß ich mit Ihnen sprechen kann? Ich weiß gar nicht, wie ich anfangen soll. Vielleicht ist es gar kein Problem (...) (TS Jan. 1980)

Der Anrufer legitimiert sich als Klient durch sein Gesprächsbedürfnis, dem allerdings im allgemeinen ein Problem zugrunde liegt. In allen diesen Beispielen ist die erste Äußerung des Anrufers 'vor-thematisch'.²¹ Das eigentliche Gesprächsthema, also das spezifische Problem, um das es sich handelt, wird erst nach einer solchen vor-thematischen Ankündigung genannt, manchmal erst, nachdem der Mitarbeiter der Telefonseelsorge das Vorhandensein des Problems oder Gesprächsbedürfnisses und damit den Klienten-Status des Anrufers durch ein Zustimmungssignal ratifiziert hat:

- 4.1.6 TS: Telefonseelsorge, guten Tag.
A: Ja, guten Tag. Ich habe mal ein Problem.
TS: Ja.
A: Und zwar habe ich einen Mann, der hat Epilepsie (...) (TS Juni 1980)
4.1.7 TS: Telefonseelsorge, guten Abend.
A: Guten Abend, Also ... hm ... ich weiß nicht ... kann ich mal mit Ihnen sprechen?
TS: Ja.
A: Also, mein Sohn, der wohnt im Schwarzwald (...) (TS April 1980)

Versucht man, solche Gesprächsanfänge mit Hilfe der von Kallmeyer/Schütze formulierten Aufgaben im Bereich der Handlungskonstitution (s.o.S. 424) zu beschreiben, so kann man als Aufgabe des Anrufers am

Anfang eines telefonischen Beratungsgesprächs die Konstitution eines Handlungsschemas 'um Rat fragen' oder 'ein Problem darstellen' ansehen. Der Anrufer als Initiator dieses Handlungsschemas gibt mit seiner Äußerung eine 'vorgreifende Verdeutlichung', die in der Regel 'vor-the-matisch' ist, also nur das Vorhandensein eines Problems oder eines Gesprächsbedürfnisses beinhaltet. Die Darstellung des Problems als erster Schritt des Handlungsschemas folgt nach einer Ratifizierung durch den Mitarbeiter der Telefonseelsorge. Da der Klient jedoch mit der Bereitschaft des Mitarbeiters zur Erörterung des Problems rechnen kann, unterstellt er häufig die Ratifizierung und läßt — wie in den Beispielen 4.1.5 (a) bis (c) — den Beginn der Problemdarstellung unmittelbar auf die vorgreifende Verdeutlichung folgen. Auch bei der Telefonseelsorge gibt es also institutionsspezifische Eröffnungen, nur daß sie eben nicht in der Weise vorgeschrieben sind wie in anderen Institutionen und daß ein Abweichen demzufolge auch nicht sanktioniert wird.

4.2 Beendigung institutionell geregelter Kommunikation

Ein institutionell geregelter Kommunikationsablauf wird beendet, wenn alle vorgeschriebenen Interaktionsschemata abgearbeitet sind. Eine eigene Vorbereitungsphase für die Beendigung (vgl. Kallmeyer/Schütze 1976, S. 15), also eine Schluß-Einleitung, wie sie von Schegloff/Sacks (1973) für alltagsweltliche Kommunikation beschrieben worden ist, ist nicht unbedingt erforderlich. Das Recht zur Beendigung des Kommunikationsablaufs liegt in der Regel wie das der Eröffnung beim Vertreter der Institution. Daher findet kein Aushandeln der Beendigung statt.

Für den evangelischen Gottesdienst z.B. ist die Beendigungsformel, der Segen, von der Institution Kirche genau vorgeschrieben: Die Gottesdienstordnung nennt fünf Varianten für die Formulierung des Segens (Agende I, S. 236). Der Segen folgt häufig unmittelbar auf das Vaterunser; die Agende sieht allerdings auch eine Einleitungssequenz vor:

- 4.2.1 Liturg: Gehet hin im Frieden des Herren.
Oder: Lasset uns benedeien den Herrn.
Gemeinde: Gott sei ewiglich Dank.
Liturg: Der Herr segne Dich (...)
(Agende I, S. 124)

In der Praxis wird diese Sequenz jedoch häufig weggelassen oder, da das Bedürfnis nach einer Einleitung offenbar besteht, durch eine andere Einleitung ersetzt, z.B.:

- 4.2.2 Pfarrer: Nun müssen wir Abschied nehmen† —
(Die Gemeinde erhebt sich)
Pfarrer: tragt den Segen Gottes — in Eure Häuser und in diese Stadt† —
teilt ihn aus† — durch die Art wie wir in der kommenden Woche

leben\ – durch die Art wie wir (...?)\ – durch die Art wie wir
 zugeben\ – daß wir zu Gott gehören\ – der Herr segne Dich
 und behüte Dich\ – der Herr lasse leuchten sein Angesicht über
 Dir und sei Dir gnädig\ – der Herr erhebe sein Angesicht auf
 Dich\ – und gebe Dir Frieden\ –

Gemeinde: (singt) Amen Amen Amen
 (EG 1977)

Hier wird der Segensformel durch den Einleitungssatz zugleich auch eine bestimmte Funktion im Kommunikationsablauf zugeordnet (*Abschied nehmen*). Die Gemeinde versteht diese Äußerung offenbar als Ankündigung des Segens und ratifiziert sie, indem sie die für den Segen vorgeschriebene Haltung einnimmt, d.h. aufsteht. Als weitere Vorbereitung der Segensformel folgt eine Paraphrase des Segens, die der Alltagssprache stärker angenähert ist als die eigentliche Segensformel.

Ebenfalls durch seine Abweichung vom vorgeschriebenen Ritual ist das folgende Beispiel interessant:

- 4.2.3 Pfarrer: *nach dem Segen singen wir das Schlußlied nun danket all und bringet Ehr\ – in diesem Gesangbuch zweihunderteinunddreißig\ Strophen eins und zwei\ – und fünf und sechs\ – ich wünsche Ihnen allen noch einen schönen Sonntag\ – und wir erbitten für uns alle Gottes Segen\ – der Herr segne Euch und behüte Euch\ – der Herr lasse sein Angesicht leuchten (usw. s.o. Beispiel 4.2.2)*
 (EG 1979)

Hier wird durch den Einleitungssatz (*wir erbitten für uns alle Gottes Segen*) nicht wie in 4.2.2 dem Segen eine bestimmte Funktion im Kommunikationsablauf zugeordnet, sondern die Funktion des Segens als Bitte (in der Segensformel selbst nur durch den Konjunktiv angezeigt) wird verdeutlicht. Darüber hinaus wird der Segen als die institutionell festgesetzte Beendigungsformel mit einer alltagsweltlichen Beendigungsformel kombiniert: *Ich wünsche Ihnen allen noch einen schönen Sonntag*²² (ähnlich wie in Beispiel 4.1.2 die Begrüßung mit der Eröffnungsformel des Gottesdienst-Rituals kombiniert wird).

In Gerichtsverhandlungen ist die Formulierung der Beendigung nicht vorgeschrieben, sondern sie steht im Belieben des Richters als des Vertreters der Institution. Der Klient hat genausowenig wie im Gottesdienst das Recht, eine Initiative zur Beendigung zu ergreifen.

4.2.4 (Am Ende der Urteilsbegründung)

Richter: Es steht zu hoffen und zu erwarten, daß Herr Neumann sich diese Verurteilung zur Warnung dienen läßt und in Zukunft ein ordentliches Leben führen wird. (Zum Angeklagten:) Wolln Se s Urteil annehmen?

Angeklagter: Ja.

Richter: Dann is das Urteil rechtskräftig. Herr Neumann, alles Gute. (EG, Berlin 1980)²³

4.2.5 (Angeklagter und Verteidiger erklären Rechtsmittelverzicht)

Richter: Für heute is es dann erledigt, dann könn Se gehn. (EG, Berlin 1980)

Beispiel 4.2.6 stammt aus derselben Gerichtsverhandlung wie 4.1.3:

4.2.6 (Nach dem Urteilsspruch)

Angeklagter: Ja, ich möchte danken für die Verhandlungsführung und besonders für das milde Urteil und nehme das Urteil an.

Richter: Hoffentlich klappts im Juni, gehts gut. Dann werden Sie außerordentlicher Professor? Oder?

A: Das kann man nach einer gewissen Zeit beantragen, um die außerordentliche Professur, nach der Habilitation nach drei Jahren kann man beantragen .. das ist schwierig.

R: Ist das dann einträglicher?

A: Außerordentliche Professur — ja leben kann man sicher schon.

R: Mehr als jetzt?

A: Ich denke, der Anfangsgehalt liegt bei 10.000 S, das Anfangsgehalt.

R: Na schön, ich danke.

(Leodolter 1975, S. 317)

Auch hier fällt wie in Beispiel 4.1.3 der Angeklagte aus seiner Klientenrolle heraus und definiert die Situation um, indem er sich als jemanden hinstellt, der die Verhandlung insgesamt beurteilen kann und dem Richter für die Verhandlungsführung dankt. Der Richter akzeptiert wieder diese Situationsdefinition, und es kommt zu einem Dialog, der außerhalb der institutionellen Regelung steht. Die Beendigung des institutionell geregelten Ablaufs erfolgt dann aber endgültig durch den Richter als Vertreter der Institution.

Bei der Telefonseelsorge verhält es sich erwartungsgemäß mit der Beendigung wie mit der Eröffnung: es gibt keine vorgeschriebene Form. Die Beendigung muß nicht vom Vertreter der Institution ausgehen, sondern das Recht zur Beendigung wird sogar in erster Linie dem Klienten zugestanden. Nur wenn der Anrufer "von sich aus kein Ende findet, muß dies durch TS strukturiert werden" (Harsch 1974, S. 90). Als mögliche Elemente der Beendigung werden vor allem die rechtzeitige Ankündigung des Abschlusses und gegebenenfalls die Verabredung eines weiteren

Gesprächs genannt. Als Beispiel für eine Schluß-Einleitung wird angeführt:

- 4.2.7 Wir haben jetzt 50 Minuten miteinander geredet; versuchen wir, das Wichtigste in den letzten 10 Minuten nochmals zusammenzufassen.
(Harsch 1974, S. 90)²⁴

Die Ankündigung enthält zugleich auch eine Aufforderung zur Ergebnissicherung. In dem folgenden Beispiel aus einem Gesprächsprotokoll geht die Initiative zur Beendigung von der Anruferin aus und ist auch mit einer Ergebnissicherung verbunden:

- 4.2.8 Anruferin: (...) ich bin einfach unsicher geworden (...) das wird mir jetzt klar. Aber mir ist auch klargeworden, daß ich jetzt mit meinem Mann sprechen muß (...), daß klare Beziehungen geschaffen werden. ... Ja, ich muß sagen, ich fühle mich jetzt etwas wohler. Ich glaube, ich kann jetzt Schluß machen. Ich weiß jetzt, was ich als nächstes zu tun habe. Dankeschön.
(Harsch 1974, S. 234)

Mit dem Hinweis auf eine neue Gesprächsmöglichkeit ergreift in Beispiel 4.2.9 der Mitarbeiter der Telefonseelsorge die Initiative zur Beendigung:

- 4.2.9 TS: (...) Vielleicht kommen Sie am besten einmal mit Ihrem Mann zusammen in die Eheberatung, um sich dort von Fachleuten beraten zu lassen.
A: Ja ... das muß ich mir überlegen. Ja ... wenn Sie meinen. Ja ... vielen Dank.
TS: Ja, wenn Sie gerne kommen wollen und dazu entschlossen sind, rufen Sie dann bitte noch einmal an.
A: Guten Abend.
(Harsch 1974, S. 240)

Die Organisationsaufgabe der Beendigung der Kommunikation wird in diesen Beispielen also von beiden Aktanten kooperativ gelöst, während sie in so streng geregelten Abläufen wie Gottesdienst oder Gerichtsverhandlung hauptsächlich vom Vertreter der Institution zu lösen ist. In Beratungsgesprächen wie in der Telefonseelsorge findet man daher zum großen Teil dieselben Elemente von Beendigungssequenzen wie in nicht institutionell geregelter Kommunikation.²⁵

Ich fasse die Ergebnisse dieser Überlegungen zur Eröffnung und Beendigung kurz zusammen: Institutionell geregelte Kommunikation wird durch Eröffnungs- und Beendigungsformen, die weitgehend institutionspezifisch und manchmal auch in der Formulierung vorgeschrieben sind, aus dem nicht-institutionell geregelten Interaktionskontext herausgelöst. Es ist also deutlich eine 'Institutionengrenze'²⁶ erkennbar. Eröffnung und

Beendigung werden in der Regel durch den Vertreter der Institution vorgenommen; eine vorgreifende Verdeutlichung kann wegfallen oder wird durch das vorgegebene Organisationsmodell geleistet. Die Akтанten wissen im voraus, welche Themen oder welche Interaktionsschemata in dem betreffenden Kommunikationsablauf überhaupt möglich sind. Dementsprechend besteht die Ratifizierung oft nur darin, daß sich der Klient — meist stillschweigend — auf das vorgegebene Muster einläßt.

Es ist nun zu fragen, warum diese deutliche Abgrenzung erforderlich ist. Sie muß ja irgendwelche institutionsspezifischen Zwecke erfüllen. Ohne auf diese Zwecke hier im einzelnen eingehen zu können, möchte ich doch eine Hypothese äußern: Ich vermute, daß die Abgrenzung etwas mit der Gültigkeit institutionsspezifischer Handlungen zu tun hat. Es gibt ja bestimmte Handlungen in institutionell geregelten Abläufen, z.B. eine Verurteilung oder einen Freispruch, eine kirchliche Eheschließung oder Taufe, einen Beschluß in einem Universitätsgremium, aus denen sich für die Beteiligten oft entscheidende Veränderungen oder weitere Handlungsverpflichtungen ergeben. Diese Handlungen sind aber nur in einem bestimmten institutionellen Rahmen gültig. Ein Satz, mit dem z.B. jemand zu einer Geldstrafe verurteilt wird, ist eben nur dann als Urteil gültig und hat nur dann die entsprechenden Konsequenzen, wenn ein bestimmter institutioneller Rahmen gegeben ist (vgl. van Dijk 1977, S. 216). Ebenso gilt ein Kind nur als getauft, wenn der Taufakt in dem vorgesehenen institutionellen Rahmen vollzogen wurde. Die expliziten Abgrenzungen institutionell geregelter von nicht institutionell geregelter Kommunikation scheinen mir von daher eine Funktion zu haben. Diese Beobachtungen treffen für eine Institution wie die Telefonseelsorge nicht zu. Für die Ratschläge, die der Klient gegebenenfalls bekommt, oder die Einsichten, die er gewinnt, stellt sich das Problem der Gültigkeit allerdings auch nicht. Der Klient ist ja nicht verpflichtet, etwas Bestimmtes zu tun; es bleibt ihm überlassen, welche Konsequenzen er aus dem Gespräch zieht. Insofern ist eine strikte Abgrenzung vom nicht institutionell geregelten Interaktionskontext hier nicht erforderlich.

4.3 Abgrenzung einzelner Interaktionsschemata innerhalb eines institutionell geregelten Kommunikationsablaufs

Es ist charakteristisch für die Organisation eines institutionell geregelten Kommunikationsablaufs, daß die Institution im voraus festlegt, welche Interaktionsschemata in welcher Reihenfolge zu vollziehen sind. Die Kenntnis dieses organisatorischen Gerüsts ist ein wesentlicher Bestandteil des Aktantenwissens (s.o. Abschn. 2.2). Es scheint wichtig für

institutionell geregelte Kommunikation zu sein, die einzelnen Interaktionsschemata deutlich voneinander abzugrenzen, zum Beispiel in einer Gerichtsverhandlung die Beweisaufnahme von der Vernehmung des Angeklagten usw. Eine besondere Rolle bei dieser Abgrenzung spielen bestimmte Typen von Äußerungen, die ich als interaktionsorganisierende Äußerungen bezeichne.²⁷ Eine typische Form dieser Äußerungen besteht in der ausdrücklichen Benennung des zu vollziehenden Interaktionsschemas durch den Vertreter der Institution. Ich führe zunächst einige Beispiele dafür an, wie eines der konstitutiven Interaktionsschemata des evangelischen Gottesdienstes, das Glaubensbekenntnis, eingeleitet wird.

- 4.3.1 (a) Pfarrer: wir bekennen unseren christlichen Glauben[†] und sprechen miteinander\ –
Pfarrer und Gemeinde: (im Chor) ich glaube an Gott den Vater (...)
(EG, NDR/WDR 17.7.1977)
- (b) Pfarrer: lasset uns Gott loben mit dem Bekenntnis unseres Glaubens\
(EG 1977)
- (c) Pfarrer: laßt uns jetzt mit den Worten der Kirche unseren Glauben bekennen\ –
(EG, NDR/WDR 3.7.1977)
- (d) Pfarrer: wir hören das Nicäische Glaubensbekenntnis\ – in ihm haben Christen des vierten Jahrhunderts[†] ihren Glauben[†] vor dem Hintergrund *ihrer* Weltvorstellung zur Sprache gebracht\ – ich glaube an einen einigen allmächtigen Gott (...)
(EG, NDR/WDR 16.9.1979)

Solche interaktionsorganisierenden Äußerungen setzen in ganz besonderer Weise konditionelle Relevanzen.²⁸ Nach einer Äußerung wie *wir bekennen jetzt unseren christlichen Glauben* ist das Glaubensbekenntnis nicht nur erwartbar, sondern die Aktanten sind geradezu verpflichtet, es zu vollziehen. Die Erwartung oder Verpflichtung ist so stark, daß umgekehrt ein auf diese Äußerung folgender Text, selbst wenn er vom vorgeschriebenen Text des Glaubensbekenntnisses abweichen würde, wahrscheinlich als Glaubensbekenntnis interpretiert werden würde, sofern er nur bestimmten semantischen Bedingungen genügt. Im übrigen können durch die interaktionsorganisierenden Äußerungen noch zusätzliche Funktionen vollzogen werden, z.B. in 4.3.1 (b) bekommt das Glaubensbekenntnis die Funktion *Gott zu loben*; in (d) situiert der Pfarrer den Text ausdrücklich in der Geschichte der Kirche und relativiert seine Formulierung für die heutige Gemeinde. Auf diese Weise kann er der institutionellen Regelung entsprechen und das vorgeschriebene Interaktionsschema 'Glaubensbekenntnis' vollziehen, sich aber gleichzeitig

– wie auch schon andeutungsweise in 4.3.1 (c) – von der vorgeschriebenen sprachlichen Realisierung distanzieren.

Interaktionsorganisierende Äußerungen wie die hier zitierten kündigen nicht nur einen Themenwechsel an, sondern initiieren auch einen Sprecherwechsel²⁹: das Glaubensbekenntnis wird in den Beispielen 4.3.1 (a) bis (c) von Pfarrer und Gemeinde gemeinsam gesprochen (in (a) wird das gemeinsame Sprechen ausdrücklich angekündigt); nur in (d) spricht der Pfarrer das Glaubensbekenntnis allein. Darüber hinaus wird vielfach auch nicht-sprachliches Handeln durch solche Äußerungen organisiert: Wenn es üblich ist, das Glaubensbekenntnis im Stehen zu sprechen, behandelt die Gemeinde die Ankündigung des Glaubensbekenntnisses zugleich als Aufforderung, sich zu erheben (ähnlich wie sie sich in Beispiel 4.2.2 ohne ausdrückliche Aufforderung zum Segen erhebt). In Beispiel 4.3.2 hingegen wird ausdrücklich mit der Ankündigung des folgenden Interaktionsschemas (des Vaterunsers) auch auf eine von der üblichen abweichende Realisierung (Singen) und das erforderliche nicht-sprachliche Handeln (Stehen) hingewiesen:

4.3.2 Pfarrer: wir wollen heute nach dem Fürbittengebet das Vaterunser miteinander *singen*† – und dazu finden Sie (den?) Text und Melodie† – in dem weißen Liederheft unter Nummer zehn\ – laßt uns beten\ – (es folgt das Fürbittengebet) Amen\ und wir *singen* das Gebet Jesu Christi (längere Pause) wollen wir bitte dazu stehen bleiben\ –

(EG 1979)

Die Abgrenzung zwischen den einzelnen Interaktionsschemata erfolgt nicht nur durch interaktionsorganisierende Äußerungen, die das zu vollziehende Interaktionsschema benennen, sondern eine Institution kann eine beliebige Äußerung oder Formel auf eine interaktionsorganisierende Funktion festlegen. Ein Beispiel wurde zu Beginn dieses Beitrags zitiert: Der Satz *der Friede Gottes welcher höher ist als alle Vernunft* usw. ist von der Institution als Abschluß des Interaktionsschemas 'Abkündigungen' festgelegt (s.o. Anm. 2). Auf diese Weise entstehen dann solche Texte wie Beispiel 1.1, die nur aufgrund eines spezifischen Akтантenwissens als kohärent angesehen werden können.

In Gerichtsverhandlungen gehen die institutionellen Festlegungen nicht so weit. Die einzelnen Interaktionsschemata werden zwar auch deutlich voneinander abgegrenzt, aber wie die Abgrenzung erfolgt, ist weitgehend dem Vorsitzenden überlassen. In Beispiel 4.3.3 wird der Angeklagte zu seinem 'letzten Wort' aufgefordert. Daß er dazu Gelegenheit haben muß, ist von der Strafprozeßordnung festgelegt.³⁰ In welcher Form ihm die Gelegenheit gegeben wird, ist nicht vorgeschrieben.

- 4.3.3 Richter: (nach Verlesung des Strafantrags) Wollen Sie noch was sagen? Sie ham das letzte Wort als Angeklagter.
 Angeklagter: Nee, wat soll ick sagen.
 (Es folgt die Beratung des Gerichts)
 (EG, Berlin 1980)

In den Beispielen 4.3.4 und 4.3.5 erfolgt der Übergang von einem Interaktionsschema zum anderen jeweils in zwei Schritten: Zunächst wird das Ende eines Interaktionsschemas, in 4.3.4 der Vernehmung des Angeklagten, in 4.3.5 der Beweisaufnahme, festgestellt (in 4.3.5 geschieht dies durch Schweigen). Dann wird das neue Interaktionsschema, in 4.3.4 die Beweisaufnahme, in 4.3.5 die Schlußvorträge, eingeleitet.

- 4.3.4 Verteidiger: (nach Befragung des Angeklagten) Keine weiteren Fragen.
 Richter: Rufen Se bitte mal den Zeugen Kramer rein.
 (EG, Berlin 1980)
- 4.3.5 Richter: Werden noch Anträge zur Beweisaufnahme gestellt? (Schweigen)
 (Zur Staatsanwältin:) Darf ich ums Plädoyer bitten?
 (EG, Berlin 1980)

Der einzige Fall, in dem auch die Formulierung verbindlich festgelegt ist, ist der Beginn der Urteilsverkündung mit der Formel *Im Namen des Volkes*³¹:

- 4.3.6 (Nach der Beratung des Gerichts:)
 Richter: Ich darf Sie bitten aufzustehen. Im Namen des Volkes:
 Der Angeklagte wird wegen (...) zu (...) verurteilt.
 (Aufforderung zum Hinsetzen durch eine Handbewegung)
 Rechtlich ist die Sache als Diebstahl zu würdigen (...)
 (es folgt die Urteilsbegründung)
 (EG, Berlin 1980)

In dem Fall ist wie in Beispiel 4.3.2 von der Institution auch ein bestimmtes nicht-sprachliches Handeln vorgesehen, für dessen Organisation der Richter als Vertreter der Institution zuständig ist. Die Eröffnungsformel *im Namen des Volkes* erfüllt nicht nur einen bestimmten Zweck im Kommunikationsablauf, nämlich die Eröffnung des Interaktionsschemas 'Urteilsverkündung', sondern durch sie soll zugleich auch "etwas ausgedrückt" werden (Jetter 1978, S. 116, s.o. S. 423). Insofern weist sie über die Handlung und ihren unmittelbaren Kontext hinaus auf irgendwelche höheren Werte und Normen. Diese Formel ist daher ein Beispiel für das Vorkommen ritueller Elemente in einem institutionell geregelten Kommunikationsablauf, der jedoch nicht als Ganzes als Ritual anzusehen ist (s.o. S. 424). Daß es in einer

Gerichtsverhandlung wichtig ist, die einzelnen Interaktionsschemata voneinander abzugrenzen, kann man dem Beispiel 4.3.7 entnehmen, in dem der Staatsanwalt sein Plädoyer beginnen will, sich aber unterbricht, um sich zu vergewissern, ob das vorangegangene Interaktionsschema, die Beweisaufnahme, schon abgeschlossen ist:

4.3.7 Staatsanwalt: (nach einem Dialog mit dem Vorsitzenden über die genaue Fassung der Anklageschrift) Deshalb kann ich mich mit meinem Plädoyer auch kurz – achso, ham Sie die Beweisaufnahme schon abgeschlossen?

(EG, Berlin 1980)

Wahrscheinlich hängt auch hier die Notwendigkeit der Abgrenzung mit Fragen der Gültigkeit von Handlungen zusammen. Ein Strafantrag hat eine bestimmte Stelle im institutionell geregelten Ablauf und würde nicht als solcher gelten, wenn er innerhalb des falschen Interaktionsschemas gestellt würde. Ebenso wird in 4.3.8, einem Ausschnitt aus einer AStA-Sitzung, eine Diskussion während des Interaktionsschemas 'Festlegung der Tagesordnung' zurückgewiesen (*das könn wir gleich noch regeln*). Eine Diskussion ist an dieser Stelle des institutionell geregelten Ablaufs nicht zulässig; ein Beschluß, der innerhalb dieses Interaktionsschemas gefaßt würde, wäre ungültig.

4.3.8 (Es geht um die Festlegung der Tagesordnung)

Hans: also am Donnerstag nochmal so ne Diskussion aussem hohlen Bauch anzufangen – das seh ich nun auch nicht ein\

Richard: das find ich auch blöde\

Karl: dann würd ich sagen daß sich jeder son paar Ideen oder so dazu macht – diskutiern ausführlich am Donnerstag nach der schriftlichen Vorlage\

Ulf: machst Du die Vorlage fürs nächste Mal?

Hans: ja – weiter gehts das könn wir gleich noch regeln

(Studentische Arbeitsgruppe, Bielefeld 1978)

Auch in Gesprächen mit der Telefonseelsorge lassen sich einzelne Interaktionsschemata voneinander unterscheiden. Die Institution sieht bestimmte Interaktionsschemata als besonders geeignet zur Lösung ihrer Aufgaben an und vermittelt sie daher in der Ausbildung. Der Ausbildungskurs von Harsch enthält z.B. eine ausführliche Erörterung von Möglichkeiten der 'Strukturierung des Gesprächs' durch den Mitarbeiter der Telefonseelsorge (Harsch 1974, S. 85 ff.). Als eine Möglichkeit wird z.B. die "Aufforderung zur breiteren Ausführung des Problems" angeführt (ebd. S. 88), von der in dem folgenden Ausschnitt aus einem Gesprächsprotokoll Gebrauch gemacht wird:

4.3.9 TS: Ich kann mir noch nicht ganz so vorstellen, wie die Situation aussieht. Könnten Sie es mir etwas genauer erzählen, irgend so ein Beispiel davon, wie Sie gerade gesagt haben, daß Sie der Schwester ein gutes Beispiel geben sollen, und die Eltern dann sagen, das tun Sie nicht? Wie geht das vor sich?

A: Ja, zum Beispiel, wenn ich in der Frühe zum Frühstückstisch gehe (...)

(Harsch 1974, S. 236)

Hier wird offensichtlich ein neues Interaktionsschema ('ein Beispiel erzählen') initiiert. Vielleicht gibt es außerdem aus der Perspektive der Institution eine besonders günstige Reihenfolge von Interaktionsschemata.

Aber abgesehen davon, daß alle diese Regelungen eher Empfehlungen als Vorschriften sind, kann die Organisation des Gesprächs genauso gut vom Klienten vorgenommen werden, ohne daß er irgendwelche Regelungen kennt.³² Der Klient ist auch nicht verpflichtet, ein von dem Vertreter der Institution initiiertes Interaktionsschema zu übernehmen. Auch in diesem Bereich werden – wie bei der Eröffnung und Beendigung des Gesprächs – die Organisationsaufgaben kooperativ gelöst. Die genaue Abgrenzung einzelner Interaktionsschemata ist für den Kommunikationsablauf offenbar nicht von entscheidender Bedeutung.

5. Dysfunktionale Interaktionsschemata

Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation sind natürlich nicht nur im Bereich der Organisation des zeitlichen Ablaufs zu finden. Ich möchte wenigstens noch zwei weitere Bereiche andeuten, aus denen man solche Charakteristika gewinnen kann: den der dysfunktionalen und den der institutionsspezifischen (Abschnitt 6) Interaktionsschemata.

Institutionell geregelte Kommunikationsabläufe sind nicht nur eingebettet in nicht institutionell geregelte Interaktion, sondern es können auch innerhalb solcher Abläufe Einschübe institutionell nicht vorgesehener und dementsprechend nicht geregelter Interaktion vorkommen. Ehlich/Rehbein haben die Auffassung vertreten, daß "solche scheinbar für die Institution dysfunktionale Kommunikation" bei der Analyse des sprachlichen Handelns in Institutionen systematisch mit berücksichtigt werden muß (1980, S. 343). Sie schlagen als zusammenfassenden Terminus für diese Erscheinungen den Ausdruck 'homiläischer Diskurs' vor. Damit sind allerdings nicht nur Unterbrechungen oder Einschübe in einen institutionell geregelten Ablauf gemeint, sondern auch komplexere nicht institutionell geregelte Kommunikationsmuster, die in der Kommunikation in Institutionen vorkommen (als Beispiele

werden das Pausengespräch in Schulen, Gespräche in Wartezimmern u.a. genannt). Ich beschränke mich hier auf dysfunktionale Einschübe. Ich halte solche Einschübe im Zusammenhang meiner Überlegungen deshalb für interessant, weil sie indirekt auf Charakteristika eines institutionell geregelten Ablaufs schließen lassen. Was dysfunktional ist, kann man natürlich immer nur im Hinblick auf eine bestimmte Institution sagen. Je strikter ein Kommunikationsablauf institutionell geregelt ist, umso deutlicher lassen sich solche Einschübe erkennen.

Auch hier ist wieder der evangelische Gottesdienst zur Veranschaulichung besonders geeignet:

- 5.1 Pfarrer: (kündigt an, daß er die Namen der neuen Konfirmanden vorlesen will) wir ham es diesmal nicht nach dem ABC geordnet – sondern so wie Ihr Euch angemeldet habt – (wobei ich?) nun auch gleich mal fragen muß, weil ich das eine nicht lesen kann – wie heißt Kruse mit Vornamen?
- Kruse: Friedrich
- Pfarrer: danke – also unsere neuen Konfirmanden heißen (...)
- (EG 1979)

Die Dysfunktionalität des Interaktionsschemas Frage-Antwort liegt nicht nur darin, daß in diesem speziellen Fall, der Verlesung der neuen Konfirmanden, keine Nachfragen vorgesehen sind, sondern darin, daß Frage und Antwort überhaupt im gesamten gottesdienstlichen Ritual nicht vorkommen. Die institutionelle Regelung sieht zwar an bestimmten Stellen der Liturgie einen Sprecherwechsel vor, aber der Sprecherwechsel führt in manchen Fällen nur zu einem Sprechen mit verteilten Rollen.³³ Frage und Antwort kommen nur in bestimmten kirchlichen 'Amtshandlungen' vor und auch dort nur in einer ganz spezifischen Weise (s.u. Beispiel 6.5). An dieser Stelle sind sie dysfunktional, auch wenn sie natürlich im konkreten Fall für die Fortsetzung des Interaktionsschemas 'Konfirmanden-Vorstellung' durchaus eine Funktion haben – ebenso wie in Beispiel 4.2 aus der Eröffnung eines Gottesdienstes die Frage des Pfarrers, ob die Gemeinde ihn ohne Lautsprecher verstehen kann, natürlich eine Funktion für den weiteren Verlauf des Gottesdienstes hat.

Dysfunktional im Gottesdienst sind auch Äußerungen der Klienten, also der Gemeinde, während der Predigt. Wenn sie vorkommen, dann gefährden sie, um mit Goffman zu sprechen, das 'rituelle Gleichgewicht', und es ist eine Ausgleichshandlung erforderlich, um dieses Gleichgewicht wieder herzustellen.³⁴ Dafür ist die folgende Zwischenbemerkung des Pfarrers während der Predigt ein Beispiel:

- 5.2 (die Rede ist vom Fischzug des Petrus) hätt er sich nicht freuen können? (...) endlich mal ein großer Erfolg kann er doch brauchen? – (leiser) übrigens störn mich die Kinder überhaupt *nicht* – lassen Sie sie ruhig einmal zwischen rein rufen? wir ham heut auch keine Kinderbetreuung? wenn ich rüberschaue ist es um mit Ihnen Kontakt zu haben\ (lacht) nicht um zu sagen die Kinder (...) (ich finds ja?) schön? – daß Kinder unter uns sind\ – (lauter) hätt er sich nicht freuen können über den Fischzug? (...)
(EG 1979)

Auch dieser dysfunktionale Dialog des Pfarrers mit den Eltern der unruhigen Kinder hat natürlich wie Frage und Antwort in Beispiel 5.1 eine Funktion im konkreten Kommunikationsablauf, aber eben nicht im Ritual.

Dysfunktionale Interaktionsschemata sind für die Erreichung institutionspezifischer Zwecke ungültig. Das kann man sich an dem folgenden Dialog vor Gericht klarmachen:

- 5.3 Richter: Bitte wenn Sie dort auf der Bank Platz nehmen wollen.
(zu den Zeugen:) Herr Seifert?
Herr S.: ja
Richter: Is das immer noch der Sturz?
Herr S.: ja
Richter: Herr Fritz Müller?
Herr M.: ja
(es folgt die Identifikation der übrigen Zeugen)
Richter: Bloß der Angeklagte is nich gekommen, (Pause) Aber nu sogn Se mal, das is doch ne ganz betrunkene Angelegenheit, n Durcheinander?
(Der Richter fragt die Zeugen nach dem Verlauf der Ereignisse, Anschließend wird ein neuer Termin für die Verhandlung ausgemacht.)
(EG, Berlin 1980)

Ein Dialog zwischen Richter und Zeugen ist in einer Gerichtsverhandlung natürlich vorgesehen, aber er hat seinen Platz in dem Interaktionsschema 'Beweisaufnahme'. Damit es zu einer Beweisaufnahme kommen kann, müssen vorher andere Interaktionsschemata abgearbeitet worden sein, u.a. die Vernehmung des Angeklagten. In diesem Fall aber kann die Verhandlung gar nicht eröffnet werden, weil der Angeklagte nicht erschienen ist. Der Dialog des Richters mit den Zeugen ist also im Sinne der Institution dysfunktional. Er ist vielleicht funktionale für den Richter persönlich, insofern als er möglicherweise interessante Aspekte der Sache erfährt, aber er kann darauf nicht zurückgreifen. Er hat, auch wenn er die Zeugen über den Fall befragt, keine gültige Beweisaufnahme durchgeführt.

Bei der Telefonseelsorge ist es wesentlich schwieriger zu entscheiden, was dysfunktional ist, weil ja die Themen und Interaktionsschemata nicht festgelegt sind. Für die Institution ist daher grundsätzlich kein Thema und kein Interaktionsschema dysfunktional, sondern Dysfunktionalität kann

immer nur für die jeweiligen Gesprächspartner im Hinblick auf einen konkreten Kommunikationsablauf bestimmt werden. Im folgenden Beispiel unterbricht der Anrufer die Darlegung seines Problems, weil er sich anders hinsetzen muß:

5.4 (Der Anrufer ist körperbehindert und muß ein Stahlkorsett tragen)

- A: Haben Sie Zeit für mich? Es rufen sicher viele Menschen in Not an, und ich möchte die Leitung nicht blockieren.
TS: Ich habe für Sie Zeit, und niemand wird mich dabei stören.
A: Ich bin ein alter Mann, war erfolgreich im Beruf und habe auch reichlich für mich zum Leben. Einen Augenblick bitte, ich muß mich anders hinsetzen, das Stahlkorsett schmerzt. (Stöhnen, längere Pause) So, da bin ich wieder. Meine Frau ist schon lange tot.
TS: Sie leben allein? Können Sie sich denn selbst helfen?
(TS, Gesprächsprotokoll, Jan. 1980)

Diese Unterbrechung ist für den Anrufer selbst offenbar dysfunktional: Er leitet sie durch eine Entschuldigungsformel (*einen Augenblick bitte*) ein und beendet sie ausdrücklich (*so da bin ich wieder*). Der Mitarbeiter der Telefonseelsorge hingegen behandelt sie nicht als dysfunktional, sondern als relevante, d.h. besprechenswerte Äußerung (*können Sie sich denn selbst helfen?*). Alles, was ein Anrufer der Telefonseelsorge mitteilt, wird vom Mitarbeiter zunächst einmal als funktional angesehen. Da allerdings einer der institutionsspezifischen Zwecke darin liegt, ein vom Klienten dargestelltes Problem in irgendeiner Weise zu bearbeiten, würde ein ständiges Ausweichen des Klienten wahrscheinlich als dysfunktional betrachtet werden, aber auch dieses Ausweichen könnte dann im Gespräch thematisiert werden.

6. Institutionsspezifische Interaktionsschemata

Es ist ein allgemeines und schon verschiedentlich beobachtetes Charakteristikum von Kommunikation in Institutionen, daß institutionsspezifische Kommunikationshandlungen oder Interaktionsschemata entwickelt und verwendet werden.³⁵ Mit 'institutionsspezifisch' meine ich nicht nur – wie Dittmann (1979, S. 204) – Schemata, die fest an eine bestimmte Institution gebunden sind und in einer anderen Institution gar nicht vorkommen (wie z.B. die Taufe oder der Segen an die Institution Kirche gebunden sind), sondern ich bezeichne mit diesem Terminus auch solche Interaktionsschemata, die in einer Institution in einer spezifischen Weise verwendet werden (also diejenigen, die Dittmann 'institutionenbezogen' nennt). Ich spreche hier absichtlich nicht wie Dittmann oder Wunderlich (1976, S. 312 ff.) von Sprechhandlungen oder Sprechakten, sondern von Interaktionsschemata, weil

ich komplexere Einheiten, also Abfolgen von Sprechakten, betrachten will. Ich will das Phänomen institutionsspezifischer Interaktionsschemata hier am Beispiel von Frage und Antwort verdeutlichen.³⁶

Eine bestimmte Art, mit Fragen umzugehen, ist z.B. charakteristisch für die Gespräche mit der Telefonseelsorge:

- 6.1 A: Was soll ich machen, wenn ich nicht mehr so Advent feiern kann wie früher?
TS: Irgendetwas bedrückt Sie.
(Harsch 1974, S. 218)
- 6.2 TS: Telefonseelsorge.
A: Ja, ich wollte mal wissen, wie ich ... wie ich ... was ich für Rechte gegen meine Eltern habe. Können Sie mir da was sagen?
TS: Da gibt es offenbar Schwierigkeiten mit den Eltern?
A: Ja ... das ist so: (...)
(Harsch 1974, S. 235)
- 6.3 (Der Anrufer ruft gegen 22 Uhr an. Er sagt, er sei abhängig von Tabletten gegen Depression. Ein Arzt, der seinen Hausarzt vertritt, hat ihm die falschen Tabletten verschrieben.)
A: Wo krieg ich jetzt die Tabletten her? Können Sie mir sagen, wo ich jetzt die Tabletten herkaufe?
TS: Sie brauchen diese Tabletten unbedingt, jetzt?
A: (ärgerlich) Ich bin nicht abhängig! ich brauche sie halt dringend.(...)
(TS Gesprächsprotokoll, Nov. 1977)

In allen drei Fällen wird eine direkte Frage des Anrufers nicht in dem Sinne beantwortet, daß die gewünschte Information gegeben wird. Vielmehr versucht der Mitarbeiter der Telefonseelsorge, die mit der Frage des Anrufers ausgedrückten Gefühle zu verbalisieren (Beispiel 6.1), das eigentliche Problem des Anrufers direkt anzusprechen (6.2) bzw. ihm seine Situation deutlich zu machen (6.3). Es handelt sich also um eine spezifische Form von Paraphrasen oder Reformulierungen.³⁷ Dieser Umgang mit Fragen ist für die Arbeit der Telefonseelsorge (und ähnlicher Beratungsinstitutionen) von zentraler Bedeutung und ergibt sich zum einen aus der Erfahrung, daß eine präzise Frage, gerade am Anfang eines Gesprächs, oft das eigentliche Problem verdeckt, zum anderen aus der Zielsetzung dieser Institution: Der Mitarbeiter der Telefonseelsorge faßt seine Arbeit nicht so auf, daß er dem Anrufer ein Rezept geben und ihm sagen kann, was er tun soll, sondern er will ihm eine Hilfestellung dazu geben, sein Problem deutlich zu erkennen und seine Möglichkeiten, es zu bewältigen, zu entdecken. Von welchen 'Reaktionsweisen' auf die Äußerung des Anrufers dabei Gebrauch gemacht werden kann, wird in der Ausbildung vermittelt und eingeübt.³⁸

Zu einem institutionsspezifischen Umgang mit Fragen gehört für die Telefonseelsorge ferner, daß bestimmte Fragen grundsätzlich nicht beantwortet werden dürfen, z.B. Fragen nach Name und Adresse des jeweiligen Mitarbeiters, ebenso Fragen nach anderen Mitarbeitern oder nach anderen Anrufern, da dies dem Recht und der Pflicht zur Anonymität aller Akтанten entgegenstehen würde.³⁹

Institutionsspezifische Frage-Antwort-Sequenzen sind auch in der Gerichtsverhandlung zu beobachten. Es genügt in diesem Zusammenhang, auf das bereits von Wunderlich (1976, S. 320 ff.) interpretierte Beispiel aus Leodolter hinzuweisen:

6.4 R: Sie heißen M.S. Wenn Sie bitte aufstehen!

A: Ja.

R: Äh – geborene?

A: M.

R: Am 5.1.41?

A: 44 bitte.

R: 44 in Wien geboren.

A: Ja.

R: Glaubensbekenntnis?

A: Römisch-katholisch.

R: Verheiratet?

A: Ja.

R: Im Haushalt?

A: Ja.

R: Und Sie wohnen?

A: Im 22.

R: Wien 22, ..gasse

A und R: 31

(Leodolter 1975, S. 318)

Das Interaktionsschema 'Befragung zur Person' (vgl. auch oben Beispiel 4.3) ist Bestandteil des institutionell geregelten Ablaufs einer Gerichtsverhandlung. Fragen haben in diesem Interaktionsschema nicht die Funktion, dem Fragenden, also dem Richter, neue Informationen zu liefern, sondern sie haben die Aufgabe, den betreffenden Klienten der Institution, Angeklagten oder Zeugen, mit den aktenkundigen Personalien zu identifizieren und seine Personalien zu bestätigen, gegebenenfalls zu korrigieren (Wunderlich 1976, S. 322). Daß der Fragende die Antwort schon weiß, zeigt sich hier besonders am Ende des Beispiels, wo Richter und Angeklagte die Hausnummer gleichzeitig nennen. Die Befragungsprozedur zeigt, daß auch der Richter einem institutionellen Zwang unterliegt (ebd., S. 323): Er ist zur Durchführung dieses Interaktionsschemas verpflichtet, auch wenn dies für ihn selbst vom Standpunkt der Informationsermittlung keine Funktion hat.⁴⁰

Ähnlich verhält es sich in dem folgenden Ausschnitt aus einem evangelischen Gottesdienst, in dem ein Pfarrer in sein Amt eingeführt wird. Eine solche Amtseinführung ist ein komplexes Interaktionsschema, für das die Institution Kirche im II. Band der Agende⁴¹ detaillierte Regelungen vorsieht. Die Amtseinführung besteht wiederum aus einer Reihe verschiedener untergeordneter Interaktionsschemata, z.B. der Verlesung der Ernennungsurkunde, einer Ansprache, Schriftlesungen, Gebeten (hier z.T. gekürzt wiedergegeben) und eben an zentraler Stelle auch einer Frage-Antwort-Sequenz (vgl. Agende II, z.B. S. 178):

- 6.5 (An dem zitierten Ausschnitt aus der Amtseinführung sind mehrere Geistliche beteiligt, die der Einfachheit halber hier nur mit Kennziffern bezeichnet werden)
- P 1: Gnade sei mit uns und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus\ – in diesem Gottesdienst soll Pastor Christoph Ehrenmann† in sein Amt als Direktor der Evangelischen Akademie Friedenau eingeführt werden\ – die Ernennungsurkunde hat folgenden Wortlaut\
- P 2: Pastor Christoph Ehrenmann wird mit Wirkung vom 1. Oktober 1976 gemäß Artikel 38 Absatz 1 der Verfassung der evangelisch-lutherischen Landeskirche Altenburg die Aufgabe als Leiter der Evangelischen Akademie Friedenau übertragen\ – dies geschieht – im Vertrauen darauf daß Pastor Ehrenmann† das ihm übertragene Amt\ – gemäß der bei seiner Ordination übernommenen Verpflichtung führen wird\ er soll – in den mit seinem Amt verbundenen Rechten geschützt werden\ – Altenburg den 29. August 1976 der Landesbischof\
- (...)
- P 1: wir richten liebe Gemeinde unsere Gedanken auf die Losung des heutigen Tages (es folgt eine Ansprache)
- (Lied)
- P 1: nun hört was Gottes Wort vom Lehramt der Kirche bezeugt\ –
- P 3: so stehet geschrieben – im Evangelium des Lukas im sechzehnten Kapitel\ – Jesus sprach zu seinen Jüngern† – wer im Geringsten treu ist – der ist auch im Großen treu\ – und wer im Geringsten unrecht ist – der ist auch im Großen unrecht\ –
- P 4: und im Neuen Testament† – im Brief an die Epheser steht† tut euren Dienst mit gutem Willen als dem Herren – und nicht den Menschen\ – und wisset – was ein jeglicher Gutes tun wird† – das wird er von dem Herrn wieder empfangen\ –
- P 1: lieber Bruder Christoph Ehrenmann† – sind Sie bereit das Amt des Direktors der Evangelischen Akademie Friedenau zu übernehmen† – (...) und wollen Sie (...) Ihren Dienst treu ausrichten\ – wie Sie es bei der Ordination versprochen haben† so bezeugen Sie es – vor Gott und dieser Gemeinde mit Ihrem ja\
- E: ja mit Gottes Hilfe\
- P 1: lasset uns beten\ – allmächtiger Gott barmherziger Vater\ – wir danken dir (...) Amen – (lange Pause) nachdem wir Gottes Wort gehört und ihn im Vertrauen auf seine Zusage im Gebet angerufen

haben – bestätige ich Sie als Direktor der Evangelischen Akademie
Friedenau¹ – der Herr sei mit Ihnen\ Amen\
(EG 1978)

Auch hier geht es natürlich nicht darum, durch eine Frage eine neue Information zu erhalten. Der Fragende weiß selbstverständlich, daß der Gefragte bereit ist, das Amt zu übernehmen. Tatsächlich hat er es bereits Wochen vor der Amtseinführung angetreten (das in der Ernennungsurkunde genannte Datum liegt etwa zehn Wochen vor der Amtseinführung). Schon die Ernennung – geschweige denn die Amtseinführung – wäre gar nicht erfolgt, wenn der betreffende Pfarrer nicht bereit gewesen wäre, das Amt zu übernehmen. Wenn er am Schluß der Amtseinführung in seinem Amt *bestätigt* wird, so zeigt das ja deutlich, daß er das Amt bereits innehat.

Ähnliche Frage-Antwort-Sequenzen sind in anderen kirchlichen Amtshandlungen wie Taufe, Konfirmation oder Trauung vorgesehen, aber auch in anderen Institutionen, z.B. bei einer Eheschließung auf dem Standesamt. In allen diesen Fällen ist davon auszugehen, daß der institutionelle Akt nur deshalb überhaupt zustande kommt, weil die Klienten die Frage, um die es geht, bereits im voraus beantwortet haben. Dennoch wird die Frage vom Vertreter der Institution noch einmal gestellt. In der Formulierung der Frage ist allerdings meist wie auch hier in der Amtseinführung die Antwort bereits vorgegeben (*so bezeugen Sie es vor Gott und dieser Gemeinde mit Ihrem ja*). Eine andere Antwort als *ja* ist nicht vorgesehen. Frage und Antwort erfüllen also keine Funktion, die sich aus dem unmittelbaren Kontext ergibt, sondern sie weisen über diesen hinaus auf die durch die Institution repräsentierten Normen und Werte, die vielleicht eher mit der 'Leitidee' als mit unmittelbaren institutionsspezifischen Zwecken zusammenhängen. Auch in diesen Fällen handelt es sich also um Rituale (im oben Abschnitt 1.4 definierten Sinne).⁴²

Es scheint mir nicht uninteressant zu sein, daß gerade an zentralen Stellen in institutionell geregelter Kommunikation solche rituellen Frage-Antwort-Sequenzen auftauchen. Offenbar wird dem Dialog oder dem Dialogischen hier ein besonderer Wert zuerkannt. Es genügt nicht, daß der in sein Amt einzuführende Pfarrer oder die Eltern des zu taufernden Kindes oder die heiratswilligen Personen eine Erklärung abgeben (etwa in der Art *Hiermit erkläre ich, daß ich zur Übernahme des Amtes bereit bin*), sondern der institutionelle Akt der Amtseinführung, Taufe oder Eheschließung muß durch einen Dialog vollzogen werden. Auf diese Weise sind an dem institutionellen Akt beide Seiten, der

Vertreter der Institution und der Klient, unmittelbar beteiligt. Der Dialog ermöglicht damit eine elementare Form von Kooperation, und als solche hat er eine zentrale Stellung in dem institutionell geregelten Kommunikationsablauf.

7. Zusammenfassung

7.1 Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation

Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation im allgemeinen, d.h. solche, die nicht spezifisch sind für eine bestimmte Institution, habe ich vor allem im Bereich der Gesprächsorganisation aufzuzeigen versucht. Sie liegen zum einen darin, daß institutionell geregelte Kommunikationsabläufe deutlich aus dem nicht institutionell geregelten Interaktionskontext herausgelöst werden. Dies geschieht durch explizite Eröffnungen (Abschnitt 4.1) und Beendigungen (4.2) des institutionell geregelten Ablaufs durch den Vertreter der Institution, bei denen je nach Institution mehr oder weniger von institutionell festgelegten Formeln Gebrauch gemacht wird. Zum anderen ist charakteristisch für institutionell geregelte Kommunikation, daß das organisatorische Gerüst des Kommunikationsablaufs deutlich gemacht wird: die einzelnen Interaktionsschemata, aus denen der institutionell geregelte Ablauf besteht, werden deutlich voneinander abgegrenzt (4.3) – auch dafür ist der Vertreter der Institution zuständig.

Die Abgrenzung einzelner Interaktionsschemata ebenso wie die Abgrenzung des gesamten Ablaufs gegen nicht institutionell geregelte Interaktion erfüllt institutionsspezifische Zwecke, die von Fall zu Fall verschiedenen sind, aber zumindest teilweise etwas mit der Gültigkeit institutioneller Handlungen zu tun zu haben scheinen.

Das Sichern und Praktizieren von Kooperation (erste Aufgabe nach Kallmeyer/Schütze, s.o. S. 424) liegt also darin, daß der 'Agent' (im Sinne der oben eingeführten Terminologie, vgl. S. 421) sich an das von der Institution vorgegebene Organisationsmuster hält – dazu ist er der Institution und dem Klienten gegenüber verpflichtet – und daß der Klient sich auf dieses Muster einläßt.

Zur Vervollständigung der hier angestellten Überlegungen zur Gesprächsorganisation müßten Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation auch im Bereich der Verständigungssicherung (zweite Aufgabe nach Kallmeyer/Schütze, s.o. S. 424) aufgezeigt werden. Daß dies möglich ist, hat Wunderlich mit seinen Bemerkungen zur Verständigungssiche-

rung in Gerichtsverhandlungen gezeigt (1976, S. 367 ff.).

Um wenigstens anzudeuten, daß Charakteristika institutionell geregelter Kommunikation nicht nur im Bereich der Gesprächsorganisation zu suchen sind, bin ich kurz auf zwei andere Aspekte eingegangen: Solche Charakteristika sind einerseits oft aus den Interaktionsschemata oder kommunikativen Handlungen zu entnehmen, die in einem institutionell geregelten Ablauf 'dysfunktional' sind (Abschnitt 5). Andererseits ist es charakteristisch, daß Institutionen spezifische Interaktionsschemata ausbilden, wie hier am Beispiel von Frage und Antwort gezeigt wurde (Abschnitt 6).

Daß damit die Möglichkeiten, institutionell geregelte Kommunikation zu charakterisieren, nicht erschöpft sind, braucht nicht eigens betont zu werden.

7.2 Unterschiede zwischen verschiedenen Institutionen

Die Beispiele der wenigen Institutionen, auf die ich hier eingehen konnte, haben erwartungsgemäß gezeigt, daß es zwischen verschiedenen Institutionen hinsichtlich der Regelungen und ihrer Konsequenzen für den Kommunikationsablauf beträchtliche Unterschiede gibt. In diesem Beitrag standen institutionell geregelte Kommunikationsabläufe im Vordergrund. Wenn eine Institution sich Regeln gibt, wie sie mit ihren Klienten kommunizieren will, führt das jedoch nicht zwangsläufig zu einem institutionell geregelten Ablauf. Um das deutlich zu machen, habe ich als Kontrast zu institutionell geregelten Abläufen (Gottesdienst, Gerichtsverhandlung, wissenschaftlicher Kongreß, AStA-Sitzung) Beispiele aus Gesprächen mit der Telefonseelsorge herangezogen. Auch die Telefonseelsorge setzt Regelungen fest, die auch der Ausbildung zugrunde liegen, und diese Regelungen betreffen u.a. auch den Bereich der Gesprächsorganisation. Sie betreffen aber nicht oder nicht primär die Ablaufkonstitution. Gespräche mit der Telefonseelsorge gehören daher zwar zum Bereich 'Kommunikation in oder mit Institutionen', aber sie sind keine 'institutionell geregelten Kommunikationsabläufe'. Ähnliche Beobachtungen ließen sich zweifellos auch an anderen Institutionen machen. Ich möchte also mit den hier ausgewählten Beispielen darauf hinweisen, daß bei der Untersuchung von kommunikativem Handeln in Institutionen stärker als bisher differenziert werden müßte.

7.3 Zur Einschränkung der Betrachtungsweise

Fragen wie die nach der Entstehung institutioneller Regelungen, nach ihrer Begründbarkeit, Notwendigkeit oder auch ihrer Veränderbarkeit

habe ich bewußt nicht gestellt. Ich halte solche Fragen für interessant und für notwendig, aber ich halte es nicht für angemessen, sie zu früh zu stellen. M.E. sind empirische Beobachtungen und Überlegungen anhand von Beispielmateriale, wie ich sie hier angestellt habe, in weitaus größerem Umfang erforderlich, bevor solche Fragen auf eine solide Grundlage gestellt werden können. Außerdem benötigt man fundierte Kenntnisse über die einzelnen Institutionen, ihre Ziele und Arbeitsweisen. Anderenfalls besteht die Gefahr einer voreiligen Institutionenkritik, die man gerade an Beobachtungen zur Ablaufkonstitution leicht anschließen könnte.

Ein fundiertes Wissen über eine Institution muß auch Kenntnisse über die historische Entwicklung institutioneller Kommunikationsmuster beinhalten, denn die einzelnen Interaktionsschemata, ihre Reihenfolge und ihre sprachliche Realisierung lassen sich oft historisch erklären. Dies setzt jedoch eine Stufe institutionsspezifischen Wissens (s.o. S. 421) voraus, die in der Regel den beteiligten Aktanten, zumindest den Klienten, nicht zugänglich und erst recht nicht im konkreten Kommunikationsablauf präsent ist. Der Klient wird mit institutionell geregelten Organisationsmustern und Interaktionsschemata konfrontiert und muß sie ohne historische Erläuterungen verstehen. Diese Perspektive des an der Kommunikation Beteiligten halte ich auch für linguistische Analysen für legitim.

Anmerkungen

- 1 In den Transkriptionen von Tonbandaufnahmen werden folgende Zeichen verwendet:
- | | | |
|------------------------------|---|---|
| ↑ | = | steigende Melodie |
| ↓ | = | fallende Melodie |
| — | = | Pause |
| <i>ohne</i> | = | auffällige Betonung |
| (...?) | = | unverständliche Stelle |
| (schlecht?) | = | nicht mit Sicherheit identifizierter Wortlaut |
| (...) | = | Auslassung |
| (lauter) | = | Kommentar des Transkribenten |
| A: [geht nicht gut
B: hm | = | gleichzeitiges Sprechen |

Eigene Aufnahmen und Transkriptionen sind mit EG und dem Jahr der Aufnahme gekennzeichnet. In allen Transkriptionen wurden die Namen von Personen und Orten sowie die Daten verändert.

- 2 Vgl. die verschiedenen Formen der Gottesdienstordnung in Agenda I, hier z.B. S. 123. Auf Festlegungen dieser Art wird in Abschn. 4.3 dieses Beitrags eingegangen.
- 3 aus: Langhans/Teufel, Klau mich: Einlassung zur Sache/Langhans.
- 4 Einen Überblick über verschiedene Institutionsbegriffe geben aus linguistischer Sicht Dittmann 1979, bes. Abschn. 3.1, und Ehlich/Rehbein 1980. Über soziologische Institutionsbegriffe informiert Weymann-Weyhe 1978, bes. Kap. III 1. Eine ausführliche Reflexion über den Begriff 'Institution' gibt Lundt 1980, bes. Abschn. 1 und 2.
- 5 Vgl. auch Dittmann 1979, S. 210, der den Institutionsbegriff erst "auf einem bestimmten Niveau der Betrachtung gesellschaftlicher Wirklichkeit" für notwendig hält: "dort nämlich, wo Handlungs- bzw. Interaktionszusammenhänge als Muster fest etabliert, in der Verteilung auf wohldefinierte soziale Rollen vergegenständlicht und in Norm-Sanktionsschemata abgesichert sind." Ein solcher engerer Begriff von 'Institution' erlaubt m.E. eine deutlichere Herauslösung des Untersuchungsbereichs institutionell geregelter Kommunikation aus nicht institutionell geregelter. Ich versuche hier nach Möglichkeit, eine Gegenüberstellung mit 'Alltagskommunikation' zu vermeiden, obwohl eine solche Gegenüberstellung implizit wohl immer vorhanden ist, wenn man von 'institutionell geregelt' spricht. Ich sehe aber 'institutionell geregelte Kommunikation' nicht in Opposition zu 'Alltagskommunikation', sondern ich nehme an, daß es Gradunterschiede von 'institutionalisiert' gibt und somit keine scharfe Grenze zwischen 'institutionell geregelt' und 'alltäglich' verläuft.
- 6 Vgl. auch Wunderlich 1976, S. 313; Dittmann 1979, S. 211.
- 7 Die Problematik institutionsspezifischer Leitideen und Zwecke kann hier nur angedeutet werden. Wesentlich differenzierter wird sie von Lundt 1980, bes. Abschn. 2, diskutiert, der auch Haurious Unterscheidung zwischen Funktion und Zweck aufnimmt. Lundt konkretisiert seine Überlegungen am Beispiel der Verwaltungsinstitution.
- 8 Zur Abgrenzung von 'Institution' und 'Organisation' vgl. Lundt 1980, Abschn. 1.
- 9 Vgl. auch Dittmann 1979, S. 210: "Institutionen in diesem Sinne basieren nicht auf Systemen von Konventionen, sondern auf Systemen institutioneller Rollen (...)".
- 10 Vgl. zu dieser Auflistung bei Hartmann 1973, S. 142 die Zusammenstellung von Geboten und Verboten für Rituale, die z.T. dieselben Punkte enthält.
- 11 Vgl. Ehlich/Rehbein 1977, S. 39: "Das Aktantenwissen ist in sich widersprüchlich und undurchschaut."
- 12 Zum Begriff 'Ritual' aus linguistischer Sicht vgl. z.B.: Hartmann 1973, bes. S. 136-146; Kern 1975; Wellendorf 1977, bes. Abschn. 1 und 2; Werlen 1979; Läger 1980; aus theologischer Sicht: Jetter 1978.
- 13 Einen sehr weiten Begriff von 'Ritual' verwenden z.B. Werlen 1979 und Läger 1980, der rituellen Sprachgebrauch "als eine bestimmte Form schematisierten Sprachhandelns" versteht; eine Differenzierungsmöglichkeit sieht er

darin, daß es "graduelle Ausprägungen von Ritualität" gibt (S. 23). Ich entscheide mich im Zusammenhang meiner Überlegungen für einen engeren Ritualbegriff vor allem deshalb, weil er eine Eingrenzung des Untersuchungsreichs ermöglicht. Außerdem möchte ich im Bereich sprachlichen Handelns zwischen 'konventionalisierten', 'stereotypen', 'institutionell geregelten' und 'rituellen' Handlungen auch terminologisch unterscheiden.

- 14 Vgl. Kern 1975, S. 210: "In seiner festgelegten Form verweist der Text [d.h. der rituelle Text] als solcher (...) auf die Notwendigkeit, Aktivität, Existenz, m.a.W. die Daseinsberechtigung der Institution und damit der Gesellschaft selbst." Den Aspekt des Hinausweisens über die Situation und den symbolischen Charakter führen auch Hartmann 1973, S. 140 und Wellendorf 1977, S. 16 f. an.
- 15 Vgl. Jetter 1978, Kap. 4: "Der Gottesdienst als Ritual"; Lüger 1980 geht auf das Tauf-Ritual ein (S. 24) und erwähnt rituelle Elemente in der Gerichtsverhandlung.
- 16 Levinson 1979, S. 371 geht auch auf das Problem des Eröffnens einer 'activity' ein: Da eine 'activity' nicht von Schweigen, sondern von "talk of another kind" umgeben ist, müssen bestimmte Äußerungen als Eröffnung einer 'activity' gültig sein ("have the FORCE of announcing the beginning of an activity"). Dasselbe gilt auch für die Beendigung.
- 17 Vgl. dazu Gülich/Henke 1979/80, bes. Abschn. 2.1.1, wo anhand englischer und französischer Beispiele besonders auf den Aspekt der Standardisierung solcher Begrüßungen eingegangen wird (ein Beispiel für eine französische Kongreßeröffnung findet sich auf S. 10). Zu Eröffnungssequenzen in der Alltagskommunikation vgl. bes. Schegloff 1972.
- 18 Dittmann 1979, S. 219 f. unterscheidet bei explizit normativ festgelegten institutionsspezifischen Sprechhandlungen zwei Arten der Festlegung: "(A) Festlegung des Typs der sprachlichen Handlung, ohne Vorgabe der Formulierung (...); (B) Festlegung einer Formulierung (...)". Danach wäre die Eröffnung eines Gottesdiensts eine Festlegung des Typs (B), die Eröffnung einer Gerichtsverhandlung wäre Typ (A) zuzuordnen (Dittmann zitiert hier allerdings eine explizit performative Formel als Beispiel für Typ (B)).
- 19 Das Beispiel stammt aus einer österreichischen Gerichtsverhandlung; das erscheint mir aber für die hier diskutierten Phänomene unerheblich.
- 20 Die in dieser Arbeit zitierten Beispiele aus der Telefonseelsorge (abgekürzt: TS) sind, wenn nicht anders angegeben, von einer Mitarbeiterin einer TS-Stelle mitprotokolliert worden, da Tonbandaufnahmen in dieser Institution nicht zulässig sind. Bei der TS gelten besonders strenge Anonymitätsvorschriften; daher sind keine genaueren Quellenangaben möglich.
- 21 Ich übernehme den Terminus (engl. 'pre-topic') von Schegloff/Sacks 1973. Die Selbstdefinition des Anrufers besetzt die Stelle vor dem 'first topic' (vgl. Schegloff 1972).
- 22 Zum Wunsch als Bestandteil einer Beendigungssequenz vgl. Gülich/Henke 1979/80, S. 20.

- 23 Die Beispiele aus Gerichtsverhandlungen, sofern sie nicht aus Leodolter 1975 übernommen sind, sind mitprotokolliert.
- 24 Ein Gespräch soll dem Ausbildungskurs von Harsch 1974, S. 89 zufolge nicht länger als 60-75 Minuten dauern. Es muß allerdings auch hier wieder betont werden, daß es sich eher um Empfehlungen als um Vorschriften handelt. Da die Telefonseelsorge eine relativ junge Institution ist (die ersten Stellen wurden 1955/56 eingerichtet), gibt es noch keine einheitlichen und verbindlichen Ausbildungsrichtlinien.
- 25 Zu Beendigungssequenzen in der Alltagskommunikation vgl. Schegloff/Sacks 1973; ferner: Gülich/Henke 1979/80, Abschn. 2.2.
- 26 Den Terminus (allerdings in einem konkreteren Sinne) verwenden Ehlich/Rehbein 1972 in ihrem 'Praxeogramm' des Kommunikationsverlaufs in einem Speiserestaurant.
- 27 Vgl. das Konzept der 'redeorganisierenden Sprechakte' bei Wunderlich 1976, S. 330 ff. Im Kapitel "Institutionalität von Sprechakten" (ebd., S. 312 ff.) geht Wunderlich auch darauf ein, daß es in Institutionen "eigene Sprechakte zur Organisation des institutionellen Ablaufs" gibt (ebd., S. 313). — Ich verwende hier den Terminus 'interaktionsorganisierend', weil auch nicht-sprachliches Handeln durch solche Äußerungen organisiert wird.
- 28 Das Prinzip der 'konditionellen Relevanz' besagt, "daß auf eine Handlung eines bestimmten Typs eine andere Handlung eines korrespondierenden Typs zu folgen hat und an dieser Stelle erwartbar ist" (Kallmeyer/Schütze 1976, S. 15).
- 29 Der Unterscheidung von Schwitalla 1976, S. 80 zufolge sind solche interaktionsorganisierenden Äußerungen also sowohl 'dialogaufrechterhaltende' als auch 'dialogthematische Akte'.
- 30 Vgl. Strafprozeßordnung § 258, Abs. 2, Satz 2: "dem Angeklagten gebührt das letzte Wort".
- 31 Vgl. Strafprozeßordnung § 268, Abs. 1: "Das Urteil ergeht im Namen des Volkes".
- 32 Vgl. Harsch 1974, S. 79 ff.: Strukturierung des Gesprächs durch den Anrufer.
- 33 Als Sprechen mit verteilten Rollen sehe ich z.B. am Beginn des Gottesdiensts den vom Pfarrer begonnenen Satz an: *Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn*, den die Gemeinde fortsetzt mit: *der Himmel und Erde gemacht hat*. Vgl. Agenda I, u.a. S. 121, Sp. B; vgl. in diesem Beitrag Beispiel 4.1.2.
- 34 Vgl. Goffman 1971, S. 24 f. Goffmans Begriff von 'Ritual' ist allerdings sehr viel weiter als der hier verwendete (s.o. Abschnitt 2.4). In einem Ritual im engeren Sinne wie dem evangelischen Gottesdienst ist das rituelle Gleichgewicht vermutlich noch leichter zu gefährden als in 'Interaktionsritualen' in der Alltagskommunikation.
- 35 Vgl. dazu z.B. Wunderlich 1976, S. 313; Dittmann 1979, S. 204 f. Beide Autoren beziehen sich auf institutionelle Sprechakte und unterscheiden zwischen verschiedenen Typen, je nach dem wie eng ein Sprechakt an eine bestimmte Institution gebunden ist. Im Zusammenhang meiner Überlegungen kann ich

diese Differenzierung vernachlässigen, zumal es mir hier nicht um einzelne Sprechakte, sondern um komplexere Einheiten, Interaktionsschemata, geht.

- 36 Im Sinne der Unterscheidung von Dittmann 1979, S. 205 wäre dies Interaktionsschema im gegebenen Fall 'institutionendominiert', da es an sich nicht-institutionell ist, aber im Rahmen einer Institution in spezifischer Weise verwendet wird.
- 37 Vgl. dazu den Beitrag von Wenzel in diesem Band.
- 38 Vgl. z.B. Harsch 1974, hier bes. S. 85 ff.
- 39 Vgl. Harsch 1974, S. 49 f. (Dienstordnung der Ev. Telefonseelsorge München).
- 40 Levinson 1979, S. 379 ff. geht auch auf Fragen nach bereits bekannten Fakten in Gerichtsverhandlungen ein und stellt Überlegungen zu ihren Funktionen an. Er befaßt sich allerdings nicht mit der Befragung zur Person, sondern mit Fragen im Kreuzverhör.
- 41 Agende II regelt die 'kirchlichen Handlungen', und zwar im 1. Teil Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung; im 2. Teil werden außer der Ordination zum Predigtamt, Einsegnungen und Einweihungen nicht weniger als 15 (z.T. nur geringfügig verschiedene) Formen von Einführungen aufgeführt, je nach dem, welchen Status die einzuführende Person in der Institution hat bzw. bekommt (vgl. S. 177-224).
- 42 Vgl. hierzu die Überlegungen von Kern 1975, S. 205 zu Aufforderungen in Ritualen: Während Aufforderungen normalerweise voraussetzen, daß der Sprecher glaubt, der Angesprochene wüßte nicht, was von ihm verlangt wird, und würde es ohne die Aufforderung nicht tun, haben Aufforderungen mit vorformulierten Texten nur 'Aktualisierungsfunktion'; sie signalisieren den Zeitpunkt, nicht den Inhalt der Aufforderung.

Literatur

- Agende für die Evangelische Kirche der Union, Bd. I: Die Gemeindegottesdienste, Bd. II: Die kirchlichen Handlungen, Witten 1964.
- van Dijk, Teun A. (1977): Knowledge frames and speech act comprehension, in: *Journal of Pragmatics*, Jg. 1, 1977, S. 211-232.
- Dittmann, Jürgen (1979): Institution und sprachliches Handeln, in: Dittmann, Jürgen (Hrsg.), *Arbeiten zur Konversationsanalyse*, Tübingen 1979, S. 198-234.
- Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1972): Zur Konstitution pragmatischer Einheiten in einer Institution: Das Speiserestaurant, in: Wunderlich, Dieter (Hrsg.), *Linguistische Pragmatik*, Frankfurt 1972, S. 209-254.
- Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1977): Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule, in: Goeppert, Herma C. (Hrsg.), *Sprachverhalten im Unterricht, Zur Kommunikation von Lehrer und Schüler in der Unterrichtssituation*, München 1977, S. 36-114.

- Ehlich, Konrad/Jochen Rehbein (1980): Sprache in Institutionen, in: Althaus, Hans Peter/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsgg.), Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen 1980, S. 338-345.
- Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt 1971.
- Güllich, Elisabeth/Käthe Henke (1979/80): Sprachliche Routine in der Alltagskommunikation. Überlegungen zu 'pragmatischen Idiomen' am Beispiel des Englischen und des Französischen, in: Die Neueren Sprachen, Jg. 78, 1979, S. 513-530 und Jg. 79, 1980, S. 2-33.
- Harsch, Helmut (1974): Theorie und Praxis des beratenden Gesprächs, Ausbildungskurs der Evangelischen Telefonseelsorge München, 2. Aufl., München 1974.
- Hartmann, Dieter (1973): Begrüßungen und Begrüßungsrituale. Überlegungen zu Verwendungsweisen sprachlicher Symbolik in kommunikativen Handlungsmustern, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik, Jg. 1, 1973, S. 133-162.
- Jetter, Werner (1978): Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst. Göttingen 1978.
- Kallmeyer, Werner/Fritz Schütze (1976): Konversationsanalyse, in: Studium Linguistik, Jg. 1, 1976, S. 1-28.
- Kern, Peter Chr. (1975): Textreproduktionen. Zitat und Ritual als Sprachhandlungen, in: Schecker, Michael/Peter Wunderli (Hrsgg.), Textgrammatik. Beiträge zum Problem der Textualität, Tübingen 1975, S. 186-213.
- Langhans, Rainer/Fritz Teufel (1977): Klau mich, Unveränderte Nachauflage München 1977.
- Leodolter, Ruth (1975): Das Sprachverhalten von Angeklagten bei Gericht. Ansätze zu einer soziolinguistischen Theorie der Verbalisierung, Kronberg 1975.
- Levinson, Stephen C. (1979): Activity types and language, in: Linguistics, Jg. 17, 1979, S. 365-399.
- Lundt, André (1980): Institutionelle Normenstruktur und sprachliche Materialität — Überlegungen zur Bedingtheit institutioneller Sprachverwendung am Beispiel der Verwaltung. Unveröffentlichtes Manuskript, Berlin 1980.
- Schegloff, Emmanuel A. (1972): Sequencing in conversational openings, in: Laver, John/Sandra Hutcheson (Hrsgg.), Communication in face to face interaction, Harmondsworth 1972, S. 374-405.
- Schegloff, Emmanuel A./Harvey Sacks (1973): Opening up closings, in: Semiotica, Jg. 8, 1973, S. 289-327.
- Schwitalla, Johannes (1976): Dialogsteuerung. Vorschläge zur Untersuchung, in: Berens, Franz-Josef/Karl-Heinz Jäger/Gerd Schank/Johannes Schwitalla, Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbereich, München 1976, S. 73-104.

- Strafprozeßordnung, mit Auszügen aus Gerichtsverfassungsgesetz, EGGVG und Grundgesetz, hrsg. von C. Roxin, 16. Aufl. München 1978.
- Wellendorf, Franz (1977): Rituelles Handeln in der Schule, in: Goeppert, Herma C. (Hrsg.), Sprachliches Verhalten im Unterricht, Zur Kommunikation von Lehrer und Schüler in der Unterrichtssituation, München 1977, S. 10-36.
- Werlen, Iwar (1979): Konversationsrituale, in: Dittmann, Jürgen (Hrsg.), Arbeiten zur Konversationsanalyse, Tübingen 1979, S. 144-175.
- Weymann-Weyhe, Walter (1978): Sprache – Gesellschaft – Institution, Sprachkritische Vorklärungen zur Problematik von Institutionen in der gegenwärtigen Gesellschaft, Düsseldorf 1978.
- Wunderlich, Dieter (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt 1976.

Affektive Bewertungen im Dialog

1. Affektive Bewertungen als Bestandteil kognitiver Prozesse

Menschen erleben die Welt nicht nur kognitiv, sondern auch affektiv. Affektive Prozesse sind Bestandteil von kognitiven Prozessen. Kognitionen werden von affektiv bewertenden Prozessen begleitet.

Das folgende Beispiel mag dies veranschaulichen. Ich kann meiner Frau z.B. mitteilen:

(1) *In 14 Tagen kommt Karl uns für zwei Tage besuchen.*

Diese Kognition, bzw. dieses Wissen erlebe ich affektiv. Ich begrüße es, daß Karl kommt, oder ich sähe es lieber, er käme nicht. Beide Reaktionen können mehr oder weniger ausgeprägt sein. Ähnlich ergeht es meiner Frau. Auch sie erlebt den angekündigten Besuch mehr oder weniger angenehm oder unangenehm.

Affektive Prozesse können wie Kognitionen kommuniziert werden. Ich kann meiner Frau z.B. auch mitteilen:

(2) *Ich finde es schön, daß Karl uns in 14 Tagen für zwei Tage besuchen kommt.*

Gleichgültig jedoch, ob ich diese affektive Bewertung sprachlich mitteile oder nicht, sie ist vorhanden. Dasselbe gilt für meine Frau als Empfänger der Nachricht. Auch sie erlebt diese Nachricht affektiv, gleichgültig, ob ich als Sprecher ihr meine Bewertung des Sachverhalts mitteile oder nicht.

Dasselbe gilt für die Kognition des jeweils anderen. Der Sprecher kann nicht umhin, den Hörer zu bewerten, und der Hörer kann nicht verhindern, daß er den Sprecher bewertet.

Ziel der folgenden Ausführungen ist es, solche Bewertungsprozesse auf der Seite des Hörers in Abhängigkeit vom Sprecher und von der sprachlichen Mitteilung zu analysieren. Im einzelnen will ich versuchen, zu der Beantwortung der folgenden Fragen beizutragen:

- Wie beeinflussen sich die Bewertungen verschiedener verbaler Konzepte einer Äußerung untereinander?
- Wie hängt die Bewertung sprachlicher Konzepte von der Auseinandersetzung mit ihnen im Rahmen eines Dialogs ab?

- Wie beeinflusst die Sprecher-Hörer-Beziehung die Bewertung von Sprecheräußerungen?
- Wie hängt die Bewertung des Sprechers vom Inhalt und von der Art seiner Äußerungen ab?

Ehe ich mich diesen Fragen zuwende, sei kurz etwas zu dem Konzept der affektiven Bewertung und zu ihrer Messung gesagt.

2. Zur Definition und Messung affektiver Bewertungen

Wenn Psychologen Schwierigkeiten haben, ein Konzept theoretisch zu definieren, greifen sie häufig auf operationale Definitionen zurück. Sie sagen z.B., Intelligenz ist dasjenige, was Intelligenztests messen. Ein solches Vorgehen will auch ich hier wählen. Als affektive Bewertung will ich das ansehen, was mit den Valenzskalen des semantischen Differentials von Osgood (Osgood/Suci/Tannenbaum 1957) gemessen wird.

Beispiele für solche Skalen sind:

<i>süß</i>	—	<i>sauer</i>
<i>weich</i>	—	<i>hart</i>
<i>rund</i>	—	<i>eckig</i>

Faktorenanalysen von Beurteilungen der verschiedensten sprachlichen (z.B. Osgood/Suci/Tannenbaum 1957) und nichtsprachlichen Reize (z.B. Schlosberg 1954) auf den verschiedensten bipolaren Adjektivskalen dieser Art haben immer wieder drei Dimensionen zutage gefördert: Valenz, Potenz und Aktivität. Auf der Grundlage solcher Faktorenanalysen wurde in den 50er Jahren das semantische Differential (SD) eingeführt. Dieses Verfahren besteht aus ausgewählten Skalen, die auf den einzelnen Faktoren möglichst rein und hoch laden und die als Meßverfahren für die drei Dimensionen verwendet werden.

Nach Miron (1969) sollte es deshalb auch für die hartgesottensten Kritiker offensichtlich sein, daß Valenz, Potenz und Aktivität universale Dimensionen des semantischen Systems des Menschen sind. Nach Osgood (1969, 1971) kann man noch einen Schritt weitergehen und sagen, daß es universale Dimensionen des affektiven Bedeutungssystems des Menschen sind. Das Affektsystem des Menschen umfaßt danach jene drei Komponenten, die bereits Ende des vergangenen Jahrhunderts von Wundt genannt worden sind: Lust — Unlust; Spannung — Lösung und Erregung — Beruhigung.

Von diesen drei Komponenten soll hier nur die erste, die Valenzkomponente interessieren, denn diese Dimension hat in den Faktorenanalysen

nicht nur den größten Teil der Varianz aufgeklärt, sondern hat sich auch als der stabilste Faktor erwiesen (vgl. Argyle 1972, S. 69).

Die Valenzdimension repräsentiert den Bewertungsaspekt des Affekts, der von angenehm bis unangenehm, von positiv bis negativ reicht und verschieden intensiv sein kann. Mit Hilfe der Valenzskalen des SD läßt sich m.a.W. messen, ob zwei Konzepte – gleichgültig ob sie verbaler Natur sind oder nicht – vergleichbare affektive Bewertungen erfahren. Hofstätter (1955) hat z.B. gezeigt, daß "Liebe" und "rot" weitgehend identische affektive Bewertungen auslösen. "Rot" dient danach offenbar zu Recht als Symbolfarbe für Liebe.

Die affektive Bewertung, wie sie durch die Valenzskalen des SD gemessen wird, ist konzeptuell und empirisch weitgehend synonym mit der affektiven Komponente der Einstellung, die oft als die subjektive Bewertung einer Person zu einem Objekt definiert wird, wobei Objekt hier ein tatsächliches Objekt, eine Verhaltensweise oder ein Begriff sein kann. Auch der subjektive Wert eines Einstellungsobjekts kann positiv, neutral oder negativ sein (z.B. Herkner 1975, S. 143).

Es sollte klar sein, daß hier nicht der Anspruch erhoben wird, das Phänomen des Affekts in seiner ganzen Komplexität zu erfassen. Hier wird lediglich postuliert, daß mit den Valenzskalen des SD ein Aspekt unseres affektiven Reaktionssystems erfaßt wird. Was mich interessiert, ist die Rolle, die dieser Aspekt bei der sprachlichen Kommunikation, insbesondere im Dialog spielt. Da affektive Bewertungen universal sind, spielen sie auch in der sprachlichen Kommunikation eine Rolle. Ich will an ausgewählten Beispielen der experimentalpsychologischen Forschung zeigen, wie und wo affektive Bewertungen in das dialogische Geschehen eingreifen.

3. Veränderungen der affektiven Bewertung als Konsequenz kognitiver Prozesse

Um deutlich zu machen, was mich bei der Auswahl der experimentellen Untersuchungen geleitet hat, sei vor die Darstellung der Untersuchungsberichte in aller Kürze eine theoretische Skizze über die affektiven Bewertungsprozesse gegeben, die im Rahmen von Dialogen stattfinden.

Wie festgestellt wurde, werden affektive Bewertungen als Bestandteil kognitiver Prozesse betrachtet. Um herauszufinden, wo affektive Bewertungen stattfinden und wie sie sich verändern, muß deshalb untersucht werden, welche kognitiven Prozesse sich auf Seiten des Hörers im Dialog abspielen.

Kognitive Prozesse und entsprechend affektive Bewertungen finden im Rahmen von Dialogen auf verschiedenen Ebenen statt. Der Hörer verarbeitet nicht nur den Inhalt von Äußerungen, sondern er betrachtet den Äußerungsinhalt zugleich als von einem bestimmten Sprecher kommend. Dies bedeutet, daß die Kognition des Äußerungsinhalts von der Kognition vom Sprecher abhängt und umgekehrt. Affektive Bewertungen des Äußerungsinhalts sollten deshalb ebenso von der affektiven Bewertung des Sprechers abhängen, wie umgekehrt die Bewertung des Sprechers davon abhängen sollte, was dieser sagt.

Sprecher- und Sprecheräußerung bilden demnach eine Gesamtkognition, deren Fokus jedoch einmal auf dem Sprecher und einmal auf der Äußerung liegen kann. Entsprechend sollte die affektive Bewertung variieren.

Nun sind Sprecher und Äußerungsinhalt selbst komplexe Kognitionen. Bereits auf der Ebene der Verarbeitung des Äußerungsinhalts finden Interaktionen zwischen elementarerer Kognitionen statt und entsprechend sollten schon hier Variationen der affektiven Bewertung in Abhängigkeit von diesen beobachtbar sein.

Um vorhersagen zu können, wie sich die affektiven Bewertungen ändern, braucht man Annahmen darüber, wie sich die Kognitionen durch Äußerungen ändern. Äußerungen zielen darauf ab, das Wissen des Hörers zu ändern. Um die Änderung von Wissen zu beschreiben, eignet sich die Darstellung von Wissen durch Propositionen (vgl. Engelkamp 1976). Hier nach werden Prädikate Argumenten zugesprochen. Die Kognition von Argumenten ändert sich dadurch, daß ihnen Prädikate prädiiziert werden. Die Bewertung einer so modifizierten Kognition sollte sowohl von der Bewertung des modifizierten Arguments als auch von der Bewertung des modifizierenden Prädikats abhängen. Wegen der Gerichtetheit der kognitiven Prozesse sollte die Prädikatsbewertung hierbei das größere Gewicht haben.

Auch der Sprecher stellt eine Kognition des Hörers dar. Auch diese Kognition ist komplex. Auch sie wird bewertet. Ist der Sprecher dem Hörer bekannt, so bildet das Wissen des Hörers über dem Sprecher die Ausgangskognition. Sie wird modifiziert durch das, was der Sprecher sagt, und dadurch, wie er es sagt, vornehmlich durch seine Mimik und seine Stimme. Diese modifizierenden Elemente bestimmen durch ihre affektiven Werte die affektive Qualität der resultierenden Sprecherkognition.

Diese wenigen Hinweise mögen zur Vorbereitung der Darstellung der experimentellen Befunde genügen. Es ergibt sich unmittelbar aus dem vorangehend gesagten, daß zur experimentellen Untersuchung der sich im Dialog abspielenden affektiven Bewertungen Reduktionen des interessierenden Phänomens unerläßlich sind.

Das dem Dialog zugrunde liegende komplexe kognitive Geschehen wird zum Zweck der experimentellen Analyse einzelner Aspekte dieses Geschehens gewissermaßen demontiert, in Teilkomponenten zerlegt. Diese werden untersucht und die hier gefundenen Resultate auf das interessierende Gesamtphänomen zurückbezogen.

In diesem Sinne werde ich über Experimente berichten, die auf den ersten Blick nichts mehr mit Dialogforschung zu tun haben. Ich werde z.B. über Experimente berichten, in denen die Verarbeitung isoliert dargebotener einfacher Sätze untersucht worden ist. Dabei ist zu bedenken, daß im Dialog zwar ein zumeist bekannter Sprecher ganze Satzsequenzen und diese im Wechsel mit dem Hörer austauscht, daß aber nichtsdestoweniger auch hier – wenngleich eingebettet in ein Gesamtgeschehen – einzelne Sätze vom Hörer rezipiert werden.

Zwei entscheidende Fragen an eine solche reduktionistische Forschung sind: werden die Prozesse selbst durch die Reduktion verändert und sind die entscheidenden Aspekte zum Gegenstand der experimentellen Untersuchung gewählt?

Nach diesen vorbereitenden Ausführungen komme ich nun zum Bericht über einige experimentelle Befunde.

4. Wie beeinflussen sich die Bewertungen verschiedener verbaler Konzepte einer Äußerung untereinander?

Im folgenden geht es um die Verarbeitung von sprecherentbundenen schriftlich dargebotenen Äußerungsinhalten. Es interessiert, wie die Bewertungen der an einer Äußerung beteiligten Konzepte sich wechselseitig beeinflussen.

Beginnen will ich mit einem Bericht über ein Experiment, das zeigt, daß über die implizite Kommunikation von Bewertungen mit Hilfe von Wörtern, die einen hohen Anteil affektiver Bewertung signalisieren, die Bewertungen von verbalen Konzepten beim Hörer beeinflusst werden können.

Das Experiment wurde von Heise (1969) durchgeführt. In ihm wurden einfache Sätze der Art (3) verwendet.

(3) *Der Onkel half dem Vater.*

Die in den Sätzen verwendeten Subjekte, Verben und Objekte waren im Hinblick auf ihre affektiven Bewertungen bei isolierter Darbietung bekannt und so ausgewählt, daß es sowohl positiv als negativ bewertete Subjekte, Verben und Objekte gab. Dies machte es möglich, Sätze zu bil-

den, die in jeder der drei Satzpositionen positive oder negative Wörter enthielten.

Untersucht wurde, wieweit man aus der Kenntnis der affektiven Bewertung der einzelnen Wörter eines Satzes vorhersagen kann, wie die Wörter bewertet werden, wenn sie zusammen in einem Satz aufgetreten sind. Für alle drei Konzepte zeigt sich, daß die Vorhersage möglich ist, wobei die isolierten Werte zwei Drittel der Gesamtvarianz der Kontextwerte aufklären. Interessant im vorliegenden Zusammenhang ist, daß das Verb den größten Teil der Varianz der Bewertung der Wörter im Kontext aufklärt, und daß je nach Verb die Bewertung des Subjekts oder Objekts mehr beeinflusst wird. Dies sei an den zwei Beispielsätzen (4) und (5) illustriert.

(4) *Die Menge half dem Vater.*

(5) *Die Schulden drückten den Vater.*

In Satz (4) gewinnt das Subjektkonzept *Menge* gegenüber der isolierten Darbietung an positiver Bewertung (-0.05 vs. +1.78) während die Bewertung von *Vater* im Satzkontext dieselbe bleibt wie bei isolierter Darbietung (+1.67 vs. +1.74).

Umgekehrt verhält es sich bei Satz (5). In diesem Fall bleibt die affektive Bewertung des Konzepts *Schulden* von der isolierten Darbietung zur Darbietung im Satzkontext konstant. (-1.83 vs. -1.75), während die Bewertung von *Vater* im Satzkontext eine negative Bewertung erfährt (+1.67 vs. -1.01). Die Art der Beeinflussung läßt sich durch folgende Überlegung plausibel machen.

Kognitive Prozesse werden u.a. durch sprachliche Kommunikationen ausgelöst und gesteuert. Die Veränderung von Konzepten durch Prädikation darf als Prototyp der Konzeptveränderung angesehen werden. Konzepte werden dadurch verändert, daß ihre Beteiligung an Aktionen oder Prozessen behauptet wird oder daß ihnen Zustände attribuiert werden (vgl. Engelkamp 1976). Nimmt man an, daß die Zustände, Prozesse und Aktionen, das heißt die Prädikate, affektive Bewertungen auslösen, so übertragen sich diese Bewertungen auf die Konzepte, deren Bestandteil die Prädikate durch die Prädikation geworden sind.

Prädikate, die mehr als ein Konzept verändern, wie Aktionen, modifizieren die beteiligten Konzepte in unterschiedlicher Weise und bewirken entsprechend auch unterschiedliche Bewertungsänderungen bei den Konzepten. Eines der beteiligten Konzepte ist hier in der Regel dasjenige, worüber geredet wird und dessen Veränderung vom Sprecher beabsichtigt wird. Dies ist in Satz (4) die *Menge*, deren positives, hilfreiches Verhalten

herausgestellt wird. In Satz (5) kann dagegen der *Vater* als das primär modifizierte Konzept angesehen werden, da *Schulden* in der Regel nur in Bezug auf Personen, die sie haben, interessant sind.

Ferner spielt die Kausalattribution eine Rolle. Die Ursache für eine Aktion, der Agent, wird stärker nach der Handlung bewertet, als das Konzept, das von einer Handlung eher passiv betroffen wird.

Das Experiment von Heise (1969) zeigt, daß Sprecher die Bewertungsprozesse beim Hörer bereits durch die Inhalte ihrer Äußerungen beeinflussen und daß die Wortwahl hierbei eine bedeutsame Rolle spielen kann. Das folgende Experiment geht in eine etwas andere Richtung. Es zeigt, daß selbst bei invarianter Wortwahl syntaktische Faktoren solche Bewertungsprozesse beeinflussen können.

In diesem Experiment von Engelkamp/Merdian (1973) ging es um die Frage, ob der Einfluß eines Adjektivs in der attributiven und prädikativen Verwendung die Bewertungsprozesse beim Hörer unterschiedlich beeinflußt.

Verwendet wurden Sätze wie (6)

(6a) *Der freundliche Pim ist grob.*

(6b) *Der grobe Pim ist freundlich.*

Die verwendeten Adjektive luden jeweils stark positiv bzw. stark negativ auf den Valenzskalen des SD. Aufgabe der Versuchspersonen war es, jeweils die Satzsubjekte auf den Valenzskalen des SD einzustufen.

Es ergaben sich folgende Befunde:

- a) Die Adjektive beeinflussen die Bewertung der Subjekte.
- b) Das Prädikatsadjektiv beeinflußt die resultierende Subjektbewertung stärker als das attributiv gebrauchte Adjektiv.
- c) Negative Adjektivwerte gehen mit größerem Gewicht in die Subjektbewertung ein als positive.

Obwohl zweifellos auch der dritte Befund, daß negative Wertungen ein größeres Gewicht haben als positive, bedeutsam ist, will ich mich bei der Interpretation auf die beiden ersten Befunde beschränken. Daß wertende Adjektive die Bewertung der dazugehörigen Substantive beeinflussen, bestätigt die Befunde aus dem Experiment von Heise (1969). Die Bewertung von Prädikaten beeinflußt die Bewertung ihrer Argumente.

Der zweite Befund geht hierüber hinaus. Er zeigt ähnliches wie Äußerungen mit mehrstelligen Prädikaten. Argumente werden nicht unter allen Bedingungen gleichermaßen von der Bewertung des Prädikats be-

troffen. Hier ist es die syntaktische Funktion des Prädikats, die sich als wirksam erweist. Geht man davon aus, daß in der konkreten Kommunikationssituation Attribute eher dazu dienen, Konzepte zu identifizieren, und Prädikate eher dazu, Konzepte zu modifizieren, so erweist sich die Konzeptmodifikation für die Bewertungsprozesse als bedeutsamer. Bis hierher zeigen die Experimente, daß der Sprecher sowohl durch das, was er dem Hörer mitteilt, durch die Art der Wortwahl, sowie durch die von ihm gewählte syntaktische Struktur auf Bewertungsprozesse beim Hörer Einfluß nimmt.

5. Wie hängt die Bewertung sprachlicher Konzepte von der kognitiven Auseinandersetzung mit ihnen ab?

Es geht hier um den generellen Effekt von kognitiven Auseinandersetzungen – wie sie häufig in Dialogen und Diskussionen stattfinden – auf die Bewertung von Sachverhalten. Um diesen Effekt zu untersuchen, ließ Pieper (1976) 20 im Hinblick auf ihre Einstellung zum Thema kontrollierte Gesprächspartner über das Problem der Abtreibung in Zweierpaaren miteinander diskutieren. Dieses Thema erschien der Autorin besonders geeignet, da die Reform des § 218 damals breit und kontrovers diskutiert wurde. Als Gesprächspartner wurden Personen gewählt, die zu dem Problem der Abtreibung unterschiedliche Positionen einnahmen. Dies wurde auf folgende Art bewerkstelligt. Studenten verschiedener Fachrichtungen wurden per Flugblatt und Anschlag aufgefordert, bei Interesse 20 Minuten mit einem andersdenkenden Partner über die Problematik der Reform des § 218 zu diskutieren.

Beim ersten Kontakt mußten die Studenten dann angeben, für welche von 5 Möglichkeiten der gesetzlichen Regelung der Abtreibung sie plädierten: Beibehaltung der bisherigen Regelung, enge Indikationenlösung, weitgefaßte Indikationenlösung, Fristenlösung, ersatzlose Streichung des Paragraphen. Ferner erhielten die Studenten zu diesem Zeitpunkt Stellungnahmen und Argumente engagierter Gruppen zu den alternativen Möglichkeiten als Hintergrundinformation für die Diskussion.

Auf dieser Grundlage wurden 10 Diskussionspaare mit gegensätzlichen Positionen der Diskussionspartner zusammengestellt und zu einer 20 Minuten dauernden Diskussion eingeladen.

Zur Einführung in die Diskussion erhielten die Diskussionspartner eine knappe Skizze der Situation einer Studentin, die abtreiben möchte. Vor und nach dem Gespräch wurde unter anderem von den Versuchspersonen der Begriff *Abtreibung* auf den Valenzskalen des SD eingestuft.

Beide Untersuchungsvariablen pro bzw. contra Abtreibung als auch der Zeitpunkt der Einstufung nahmen auf die Bewertung des Abtreibungskonzeptes signifikanten Einfluß.

Der Einfluß der pro/contra-Variablen besagt, daß diejenigen Personen, die eher für die Abschaffung des alten § 218 waren, das Konzept *Abtreibung* weniger negativ bewerteten als diejenigen, die für die Beibehaltung des alten § 218 waren. Dies ist eine Validierung der Zusammenstellung der Diskussionspaare.

Interessanter ist der Befund, daß alle Diskussionsteilnehmer den Begriff *Abtreibung* nach der Diskussion weniger negativ bewerteten als vorher. Wie ist diese Verschiebung in Richtung neutralerer Bewertung zu erklären? Sie wird plausibel, wenn man annimmt, daß Konzepte durch Diskussionen differenziert werden. Da in Diskussionen Konzeptmodifikationen hin und her vermittelt werden, gewinnen die Konzepte an Prädikationen. Dies bedeutet in der Regel, daß extreme Bewertungen sich ausgleichen. Für stark negativ bzw. stark positiv bewertete Konzepte bedeutet dies, daß ihre Bewertung sich durch die Diskussion in Richtung neutraler Bewertung ändert. Eben dies konnte für das negativ bewertete Konzept *Abtreibung* durch die Diskussion erreicht werden, denn auch die Personen, die für die Abschaffung des § 218 plädiert hatten, bewerteten das Konzept *Abtreibung* negativ, wenngleich weniger intensiv negativ als die Befürworter dieses Paragraphen.

Es ist klar, daß der neutralisierende Einfluß der Diskussion voraussetzt, daß tatsächlich eine kognitive Auseinandersetzung und Konzeptdifferenzierung des extrem bewerteten Konzeptes stattfindet.

6. Wie beeinflusst die Sprecher-Hörer-Beziehung die Bewertung von Sprecheräußerungen?

Bisher habe ich die Bewertungen im Hörer vornehmlich unter dem Einfluß der kommunizierten Nachrichten analysiert. Der je spezifische Sprecher mit seinen individuellen Eigenschaften und seiner spezifischen Beziehung zum Hörer blieben außer acht. Kognitionspsychologisch ist jedoch selbstverständlich, daß der Hörer nicht nur Nachrichten verarbeitet, sondern diese auch einem bestimmten Sprecher zuordnet. Das Konzept der Nachricht wird dadurch modifiziert, daß es von einem bestimmten Sprecher stammt, das Konzept des Sprechers dadurch, daß er eine bestimmte Nachricht produziert. Was weiß man über den Einfluß dieser Wechselwirkung auf die Bewertung von Nachricht und Sprecher?

Zunächst will ich über ein Experiment berichten, in dem nur extralinguistische Informationen variiert werden. Es wird gezeigt, daß die Bewertung einer identischen Nachricht davon abhängt, wer sie wem mitteilt. In diesem Experiment von Hörmann/Terbuyken (1974) wurde bei identischen Äußerungen der Art *ich glaube dir, ich helfe dir, ich vertraue dir* die Sprecher-Hörer-Beziehung variiert, um u.a. deren Einfluß auf die Einstufung der Verben auf den Valenzskalen des SD zu untersuchen. Aufgabe der Versuchspersonen war es m.a.W., die Verben *glauben, helfen, vertrauen* etc. in verschiedenen Sprecher-Hörer-Kontexten auf dem SD einzustufen.

Die Sprecher-Hörer-Kontexte bestanden in zeichnerischen Darstellungen verschiedener Sprecher-Hörer-Paare. Entweder sprach ein positiver Sprecher zu einem negativen Hörer, oder ein negativer Sprecher zu einem positiven Hörer. Die verbalen Äußerungen wurden dem Sprecher jeweils mit Hilfe einer Luftblase in den Mund gelegt.

Es zeigte sich, daß die Einstufungen der Verben auf den Valenzskalen des SD in diesem Experiment ganz entscheidend von der Sprecher-Hörer-Situation abhängen, in der die sprachliche Äußerung stattfindet. Die Sprecher-Hörer-Beziehung beeinflusst m.a.W., wie verbale Konzepte affektiv bewertet werden.

Dies ist einsichtig, wenn man bedenkt, daß der Hörer die Äußerung nicht isoliert, sondern als Bestandteil der Sprechsituation interpretiert, und wenn die Inhalte der Äußerung wie in diesem Fall zudem zwischenmenschliche Beziehungen repräsentieren. Daß der Inhalt der Äußerung und damit seine Bewertung verändert wird, wenn der Sprecher in seiner affektiven Qualität verändert wird, ist hier plausibel.

In dem Experiment von Hörmann/Terbuyken (1974) war der Sprecher zeichnerisch und die Äußerung schriftlich über eine Sprechblase dargestellt. Paralinguistische Informationen spielten keine Rolle. In normalen Dialogen spielen paralinguistische Informationen jedoch eine wesentliche Rolle. Äußerungen werden mündlich mitgeteilt. Der Hörer sieht den Sprecher und hört, was dieser sagt und wie dieser etwas sagt. Daß in einem solchen Fall Stimme und Mimik auf die Bewertung von Äußerungsinhalten Einfluß haben, haben Siddiqi/Schwind/Voss (1973) untersucht. Sie konstruierten hierzu zunächst dem Inhalt nach positiv und negativ bewertete Sätze wie (7) und (8).

(7) *Er liebt gute Bücher.*

(8) *Er litt an einer unheilbaren Krankheit.*

Diese Sätze wurden dann von zwei Sprechern, die im Vorderprofil gefilmt wurden, so auf Tonband gesprochen, daß der stimmliche Ausdruck einmal dem Inhalt des Satzes, d.h. seinem affektiven Wert entsprach, und ihm einmal entgegengesetzt war. Die Versuchspersonen hörten und sahen dann entweder Ton und Bild oder hörten nur den Ton. Ihre Aufgabe bestand darin, jeweils die Sätze auf den Valenzskalen des SD einzustufen.

Es zeigte sich eindeutig, daß der Inhalt identischer Sätze auch hier unterschiedlich bewertet wird, je nachdem, in welchem Ton er geäußert wird, bzw. welches Gesicht der Sprecher dazu macht. Diese Befunde lassen sich als Beleg dafür ansehen, daß der Hörer die Quelle einer Äußerung in die Repräsentation der Äußerung mit einarbeitet.

7. Wie hängt die Bewertung des Sprechers von Inhalt und von der Art seiner Äußerungen ab?

Bisher stand der Einfluß des Sprechers auf die Bewertung sprachlicher Konzepte durch den Hörer im Mittelpunkt. Jetzt soll der Blickwinkel geändert werden. Wenn die Äußerung eines Sprechers und der Sprecher für den Hörer eine Einheit bilden, so sollten Stimme und Mimik des Sprechers nicht nur Einfluß darauf nehmen, wie das, was er sagt, bewertet wird, sondern erst recht darauf, wie der Sprecher selbst bewertet wird. Denn Stimme und Mimik sind kognitiv stärker Bestandteil des Sprechers als seine Äußerung.

Den Einfluß von Stimme und Mimik sowie des Äußerungsinhalts auf die affektive Bewertung des Sprechers durch den Hörer haben Argyle/Alkema/Gilmour (1971) untersucht. In dieser Untersuchung hatten Versuchspersonen Magnetbilder zu beurteilen, auf denen ein Schauspieler freundliche, neutrale oder feindselige Mitteilungen in einem freundlichen, neutralen oder feindseligen nichtverbalen Stil verlas. Die Mitteilungen sowie die nichtverbalen Ausdrucksformen waren zuvor bereits unabhängig voneinander durch eine getrennte Gruppe von Personen im Hinblick auf ihre affektive Bewertung beurteilt worden. Dieses Verfahren machte es möglich, in dem eigentlichen Versuch beide Variablen kombiniert darzubieten und ihr relatives Gewicht bei dem Zustandekommen der Personbeurteilung abzuschätzen.

Es zeigte sich, daß die Beurteilung des Darstellers sowohl davon abhing, was er sagte, als auch von der Art, wie er es sagte. Bedeutsam im vorliegenden Diskussionszusammenhang ist insbesondere der Befund, daß die Art, in der etwas mitgeteilt wird, eine größere Wirkung auf die Bewertung des Darstellers durch die Versuchspersonen hatte, als das, was er sagte.

Hierbei ist zu beachten, daß sowohl die Variation des Was als auch des Wie entlang der Dimension der affektiven Bewertung verlief. Es ist m.a.W. bedeutsamer, etwas nett zu sagen, als etwas Nettos zu sagen. Die Variation der Art, in der etwas gesagt wurde, veränderte die Personenbewertung ungefähr 6 mal so stark wie die Variation des Inhalts. Ähnliche Befunde berichten auch Mehrabian/Wiener (1967) und Mehrabian (1972).

Obwohl das nonverbale Verhalten den größeren Einfluß darauf nimmt, wie eine Person bewertet wird, es ist gewissermaßen unmittelbarer Bestandteil einer Person als ihr verbales Verhalten, wird ohne Zweifel auch das, was eine Person sagt, ihrem Bild beim Hörer hinzugefügt und trägt zu ihrer Bewertung bei. Dieser Beitrag ist besonders dort zu erwarten, wo angenehme oder unangenehme Dinge mitgeteilt werden. Mit der Kommunikation unangenehmer Dinge will ich mich abschließend befassen.

Es liegt in der Natur von interpersonalen Konflikten, daß hier gegensätzliche Interessen aufeinanderstoßen. Konflikte sind unvermeidbar. Sie sind integrativer Bestandteil einer jeden Beziehung zwischen Menschen. Worauf es nach Gordon (1972) ankommt, ist die Art und Weise, wie Menschen ihre Konflikte zu regeln versuchen. Hierbei unterscheidet er für den Umgang in der Familie zwei Kommunikationsstile, die er als Du-Botschaften und als Ich-Botschaften bezeichnet. Du-Botschaften sind an dem Verhalten des anderen orientiert. Im Falle einer Konfliktsituation wird das Verhalten des anderen abgewertet und zumeist auch der Partner selbst. Die Abwertung wird mit der Abweichung von einer fiktiven Norm begründet und die Forderung nach Verhaltensänderung hieraus abgeleitet und ausgesprochen. Die Ich-Botschaft setzt dagegen am eigenen Verhalten an. Weder das Verhalten des anderen noch dieser selbst werden abgewertet. Vielmehr werden die beiden unvereinbaren Positionen sachlich zum Ausdruck gebracht und die eigenen Empfindungen in der Konfliktsituation mitgeteilt. Dem Partner wird keine Verhaltensänderung vorgeschrieben. Die entscheidenden Komponenten der Du-Botschaft sind demnach die Bewertung des Verhaltens des anderen und die Verhaltensaufforderung. Die Ich-Botschaft ist dagegen gekennzeichnet durch Situationsdarstellung und Mitteilung des eigenen Gefühls. Nach Gordon führen Du-Botschaften in Konfliktsituationen zu negativeren Bewertungen des Sprechers durch den Hörer als Ich-Botschaften. Um diese Annahme zu prüfen, wurden von Hellkamp (1979) eine Reihe fiktiver Konfliktsituationen zwischen einer Mutter und ihrem Kind konstruiert. Die Mutter äußerte in diesen Situationen einmal Ich-Botschaften und einmal Du-Botschaften.

Ein Beispiel soll dieses Vorgehen veranschaulichen:

Die Mutter möchte sich in der Mittagszeit ausruhen. Ihre Tochter hört gerade die neue Hitparade im Radio. Es ist nicht so ruhig, daß die Mutter schlafen kann. Daraufhin sagt die Mutter zu ihrer Tochter:

Du-Botschaft: *Es gehört sich nicht, mittags so einen Krach zu machen. Du bist unmöglich. Stell sofort das Radio ab.*

Ich-Botschaft: *Ich kann mich nicht ausruhen, wenn es so laut ist. Ich bin ziemlich müde. Mich macht das Radio ganz nervös.*

Die Konfliktsituationen wurden dann zwei Gruppen von Kindern im Alter von 10 bis 14 Jahren vorgelegt, der einen mit den entsprechenden Du-Botschaften, der anderen mit den entsprechenden Ich-Botschaften. Aufgabe der Kinder war es, nach Darbietung der Episoden und der mütterlichen Reaktionen diese auf den Bewertungsskalen des SD einzustufen. Die Auswertung ergab, daß die Kinder, die die Du-Botschaften der Mutter gehört hatten, diese sehr viel negativer bewerteten, als jene Kinder, die die Ich-Botschaften der Mutter gehört hatten.

Dieses Ergebnis legt die Frage nahe, welche Komponenten der Du- bzw. der Ich-Botschaft es sind, die die negative Bewertung bewirken. Um dies herauszufinden, wurde von Hellkamp ein zweites Experiment durchgeführt, in dem versucht wurde, die an den Botschaftstypen beteiligten Komponenten dichotom zu variieren. In diesem Sinne wurde der Bewertung die Beschreibung, der Mitteilung des Gefühls die Äußerung eines Wunsches und dem Befehl die Bitte gegenübergestellt. Auch diese Gegenüberstellung sei am Beispiel der Mutter, die sich ausruhen möchte, während ihre Tochter die Hitparade hören will, illustriert:

Beschreibung: *Ich kann mich nicht ausruhen, wenn du so laut bist.*

Bewertung: *Es gehört sich nicht, so einen Krach zu machen.*

Gefühl: *Ich bin ziemlich müde.*

Wunsch: *Ich würde gerne schlafen.*

Bitte: *Sei doch bitte leise.*

Befehl: *Sei jetzt sofort leise.*

Diese drei Dichotomien wurden zu acht Äußerungstypen kombiniert, deren Einfluß wie im ersten Experiment auf die Beurteilung der Mutter untersucht wurde.

Es zeigte sich, daß die Variation Beschreibung/Bewertung und Bitte/Befehl einen etwa gleich großen Effekt auf die Bewertung der Mutter durch die Kinder ausübte, während die Variation Gefühl/Wunsch keine Wirkung erkennen ließ. Die Äußerung einer Bewertung und eines Befehls wirkt sich gleichermaßen negativ auf die Bewertung des Sprechers aus.

Diese Experimente zeigen, daß auch der Inhalt einer Äußerung unabhängig von paralinguistischen und extraverbalen Eigenschaften Einfluß auf die affektive Bewertung des Sprechers durch den Hörer nimmt. Daß die negative Bewertung des Hörers oder seines Verhaltens von diesem negativ erlebt wird und zu einer entsprechenden Abwertung des Sprechers durch den Hörer führt, entspricht jenem Phänomen, das in der Kommunikationspsychologie als Reziprozitätsphänomen bekannt ist. Daß die Einschränkung der Verhaltensfreiheit, wie sie durch einen Befehl kommuniziert wird, negativ erlebt wird, ist ebenfalls plausibel. Daß die Einschränkung dem Befehlenden angelastet und dieser abgewertet wird, ist konsequent.

8. Zusammenfassung

Zieht man die Bilanz aus den Experimenten, so läßt sich festhalten: Affektive Prozesse begleiten kognitive. Sie sind eine Funktion kognitiver Prozesse. Wo sich Konzepte verändern, verändern sich ihre Bewertungen. Die Veränderung folgt der Veränderungsrichtung der kognitiven Prozesse. Die Bewertung der verändernden Kognition generalisiert auf das veränderte Konzept.

Im Dialog sind kognitive Prozesse auf verschiedenen Ebenen wirksam. Einmal interagieren die Äußerungsinhalte und modifizieren sich wechselseitig. Die Generalisation der Bewertung erfolgt primär vom modifizierenden zum modifizierten Inhalt.

In einem gewissen Umfang geht aber auch das Sprecherbild in die Repräsentation des Äußerungsinhalts beim Hörer ein. Das Bild vom Sprecher und dessen Verhalten werden vom Hörer in die Repräsentation der Äußerungsinhalte eingearbeitet. Entsprechend generalisiert die Bewertung des Sprechers und seines Verhaltens auch auf den Äußerungsinhalt.

Schließlich interagiert das Bild, das der Hörer vom Sprecher hat, mit dessen verbalen und nonverbalen Verhaltensweisen. Das Bild des Sprechers wird beim Hörer durch das, was er sagt, und dadurch, wie er es sagt, modifiziert. Entsprechend generalisiert die Bewertung von den modifizierenden Faktoren des Was und des Wie der Äußerung auf das Bild, das der Hörer vom Sprecher hat.

Affektive Prozesse breiten sich m.a.W. entlang kognitiver Prozesse aus. Kognitive Prozesse steuern gewissermaßen die Prozesse der affektiven Bewertung. Dialoge können ein wichtiges Instrument für solche Steuerungsprozesse sein.

Literatur

- Argyle, M. (1972): Soziale Interaktion. Köln 1972.
- Argyle, M./Alkema, F./Gilmour, R. (1971): The communication of friendly and hostile attitudes by verbal and nonverbal signals, in: *European Journal of Social Psychology*, Jg. 1, 1971, S. 385-402.
- Engelkamp, J. (1976): Satz und Bedeutung. Stuttgart 1976.
- Engelkamp, J./Merdian, F. (1973): Die konnotative Bedeutung des Satzsubjekts als Funktion widersprüchlicher Adjektivbedeutungen, in: *Archiv für Psychologie*, Jg. 125, 1973, S. 166-183.
- Gordon, T. (1972): Familienkonferenz. Hamburg 1972.
- Heise, D. (1969): Affectual dynamics in simple sentences, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 11, 1969, S. 204-213.
- Hellkamp, J. (1979): Die Wirkung sprachlicher Äußerungen des Erziehers auf die affektive Einstellung, Einsicht und Verhaltensbereitschaft des Kindes in Konfliktsituationen. Diplomarbeit, Freiburg 1979.
- Herkner, W. (1975): Einführung in die Sozialpsychologie. Bern 1975.
- Hörmann, H./Terbuyken, G. (1974): Situational factors in meaning, in: *Psychologische Forschung*, Jg. 36, 1974, S. 297-310.
- Hofstätter, P. (1955): Über Ähnlichkeit, in: *Psyche*, Jg. 9, 1955, S. 54-80.
- Mehrabian, A. (1972): Nonverbal communication. Chicago 1972.
- Mehrabian, A./Wiener, M. (1967): Decoding of inconsistent communications, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 6, 1967, S. 109-114.
- Miron, M.S. (1972): Universal semantic differential shell game, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 24, 1972, S. 313-320.
- Osgood, C.E. (1969): On the whys and wherefores of E, P, and A, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Jg. 12, 1969, S. 194-199.
- (1971): Exploration in semantic space: A personal diary, in: *Journal of Social Issues*, Jg. 27, 1971, S. 5-64.
- Osgood, C.E./Suci, G.J./Tannenbaum, P.H. (1957): The measurement of meaning. Urbana 1957.
- Piper, U. (1976): Dialoganalysen: Beziehungsentwicklung in persuasiver Kommunikation. Diplomarbeit, Bochum 1976.
- Schlosberg, H. (1954): Three dimensions of emotion, in: *Psychological Review*, Jg. 61, 1954, S. 81-88.
- Siddiqi, J.A./Schwind, H.L./Voss, H.G. (1973): Irrelevanz des Inhalts-Relevanz des Ausdrucks, in: *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, Jg. 20, 1973, S. 472-488.

Zur situativen Determination der Handlungsaufforderung.

Experimentalpsychologische Analyse eines Dialogsegments

1. Vorbemerkung

Fragt man Psychologen nach ihrer Wissenschaft, so antworten sie weit überwiegend wie folgt: Psychologen erforschen mit den Mitteln empirisch-nomologischer Methodik das menschliche Verhalten und dessen Bedingungen und Konsequenzen. In diesem Zusammenhang entwickeln und prüfen sie auch Theorien, die partiell Annahmen über (z.B. kognitive) Mechanismen und Prozesse enthalten, als deren Resultat menschliches Verhalten aufgefaßt werden kann. Bisweilen privilegieren sie aus der Menge des untersuchten Verhaltens eine Teilmenge, die sie "Handlungen" nennen. Sprachpsychologen befassen sich entsprechend mit bestimmten Teilmengen des Verhaltens und mit dessen spezifischen Bedingungen und Konsequenzen. Sie erforschen zum einen Handlungs- bzw. Verhaltensweisen, die man üblicherweise als "Sprechen", "Schreiben" u. dgl. bezeichnet. Sie untersuchen zum anderen Handlungs- bzw. Verhaltensweisen in ihrer Abhängigkeit von Umweltereignissen, welche als Resultate des Sprechens und ähnlicher Vorgänge beschreibbar sind. Nachdem die deutsche Sprache keine gute Handhabe gibt, zwischen "la langue" und "la parole" zu unterscheiden, bezeichne auch ich hier den erstgenannten sprachpsychologischen Problemkomplex als "Sprachproduktion" und den an zweiter Stelle genannten als "Sprachrezeption" (oder allgemeiner als "Sprachverarbeitung"). Ein weiteres komplexes Forschungsfeld der Sprachpsychologen, in dem die Sprachproduktion und die Sprachrezeption in ihrem dynamischen Wechselspiel thematisiert sind, firmiert üblicherweise als "verbale Kommunikation".

Sprachpsychologen wählen bei ihren Problemsituationen höchst unterschiedliche Analyseniveaus: So mag zum Beispiel das Sprechen als Produktion von Lauten oder als Produktion von Wortketten oder aber als komplexe Sprechhandlung (von der Art des Erzählens, des Bittens um Hilfe o.dgl.) konzeptualisiert sein. Häufig – besonders bei komplexem Analyseniveau – wird das Sprechverhalten in seinem Wechselspiel mit oder auch als Alternative zu nichtsprachlichen Verhaltensweisen untersucht. Für Hörmann (1976) und andere ist das Sprechen so etwas wie eine Fortsetzung des menschlichen Handelns mit anderen Mitteln, um in spezifischen Situationen spezifische Ziele zu erreichen. Sprachpsycho-

logen neigen in steigendem Maße dazu, das Sprechen nicht für sich, sondern als Teil im Ganzen situationsbezogener Verhaltensrepertoires und die Sprachrezeption nicht für sich, sondern als Teil im Ganzen kognitiver Situationsbewältigung zu betrachten. So wird die Sprachpsychologie mehr als in jüngst vergangenen Zeiten wieder ausdrücklicher als integrierter Teilbereich der Allgemeinen Psychologie des menschlichen Verhaltens und seiner Bedingungen und Konsequenzen verstanden.

Eine so betriebene Sprachpsychologie, deren Problem — prononciert gesagt — der (auch) sprachlich handelnde Mensch und nicht die Sprache als "la langue" ist, sieht sich dennoch auf einen intensiven Austausch mit weiten Bereichen der Sprachwissenschaften angewiesen. Um das Sprechverhalten von Menschen oder um durch Sprechen entstandene Umweltgegebenheiten, welche menschliches Verhalten beeinflussen, auch nur angemessen beschreiben zu können, muß häufig auf entsprechende deskriptive Konzeptualisierungen der Linguistik zurückgegriffen werden. Die sprachpsychologischen Beschreibungskonzepte, die für prüfbare Theorien der verbalen Kommunikation, der Sprachproduktion und der Sprachrezeption die erforderliche Basis bilden, sind in erheblichem Ausmaß linguistisch imprägniert. Andere Abhängigkeiten der Sprachpsychologie von der Linguistik mögen hinzukommen. Doch ist ersichtlich die Linguistik nicht die Grundwissenschaft der Sprachpsychologie. So verstanden ist Sprachpsychologie auch keine Psycholinguistik.

Mein Thema gehört zur Psychologie der Sprachproduktion; das Sprechverhalten, dessen Situationsabhängigkeit hier erörtert werden soll, wird auf dem relativ komplexen Analyseniveau dessen konzeptualisiert, was man heute häufig den "semantischen input" für die Erzeugung von Äußerungen nennt. Mein Thema gehört also zu dem allgemeinen Problemtyp: "Was sagen Leute in bestimmten Situationen?" Konkret: "In welcher Weise fordern Leute andere Leute in Abhängigkeit von spezifischen Situationsmerkmalen zu bestimmten Handlungen auf?"

2. Einfache Aufforderungen als situationsspezifische Verhaltensalternativen

Der Frage, auf welche Weise Leute andere Leute zum Handeln auffordern, ist — psychologisch betrachtet — die Frage vorgeordnet, unter welchen Bedingungen überhaupt aufgefordert wird. Diesen Problemkomplex kann ich hier nur sehr cursorisch abhandeln. Unter einer Aufforderung soll im folgenden allgemein verstanden werden, daß sich eine

Person (Sprecher) S in einem Situationskontext befindet, zu dem (u.a.) ein Partner P gehört, und daß S den P mittels einer sprachlichen Äußerung dazu verpflichtet, die Handlung A auszuführen. Dabei wird hypothetisch unterstellt, daß diese Äußerung seitens S als Verpflichtung des P zu A gemeint ist und von P in der Regel auch so verstanden wird, daß aber P selbstverständlich dieser Verpflichtung nicht immer nachkommen, d.h. der Aufforderung nicht immer Folge leisten muß. Die so verstandene Aufforderung kann als ein Dialogsegment (eine Episode) verstanden werden, das häufig das Ergebnis des vorherigen Dialogablaufs ist. Die Aufforderung ist dann "dialog-endogen" determiniert. Oder aber die Aufforderung ergibt sich aus Bedingungen, die gewissermaßen außerhalb des Dialogs liegen. So mögen zwei Personen um den Preis eines Teppichs feilschen; Person S merkt plötzlich, daß es zieht, und fordert den Partner P auf, das Fenster zu schließen. Diese Aufforderung ist (bezogen auf den Feilsch-Dialog) "dialog-exogen" determiniert. Vorerst, nicht aber aus grundsätzlichen Erwägungen, beschränken sich unsere Untersuchungen auf solche dialog-exogenen Aufforderungen.

Eine sehr wenig spezifizierte Strukturbeschreibung von Aufforderungen gibt Abb. 1, die auf ein Diagramm von Bruce/Newman (1978, S. 202) zurückgeht. Hier ist die Aufforderung als eine aus der Sicht eines Dritten betrachtete Konfiguration dargestellt, in der der Auffordernde (Sprecher S) und der Aufgeforderte (Partner P) ihre aufeinander bezogenen Rollen einnehmen: S will einen Zustand / ein Ereignis E. S spezifiziert dieses Wollen in der Intention, P möge (ebenfalls) E wollen. S macht dann eine Äußerung, die den Effekt hat, daß nun auch P E will und daß P mittels der Handlung A E bewirkt, was wiederum die auf E bezogene Ausgangsintention des S befriedigt.

Psychologen werden mit dieser Darstellung schon aus den beiden folgenden Gründen nicht recht zufrieden sein: (1) Zunächst stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen S seine auf E bezogene Intention überhaupt in der Intention spezifiziert, den P (ebenfalls) E wollen zu machen. Nicht immer, wenn S E will, fordert S den P zu A auf. (Warum führt S die Handlung A beispielsweise nicht selbst aus?) Und nicht immer, wenn S E will, fordert S den P in einer so simplen Weise auf, wie das in Abb. 1 dargestellt ist. (2) Auch wenn es zu der in Abb. 1 dargestellten Aufforderung kommt, so bleibt doch unbestimmt, in welcher Weise S dem P etwas sagt, um bei P das Wollen von E und die Handlung A zu bewirken. Die erste Frage betrachten wir im Vorübergehen; die zweite Frage ist das Hauptthema dieses Beitrags.

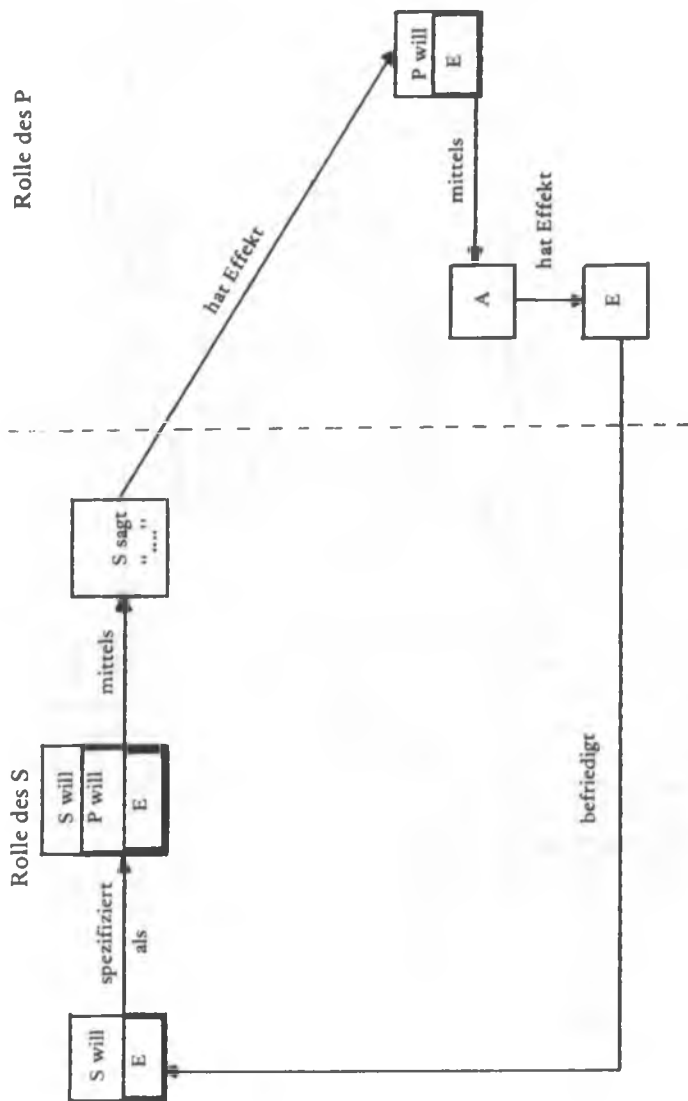


Abb. 1: Aufforderungs-Konfiguration
(nach: Bruce/Newman 1978)

Abb. 2: Hypothetische Voraussetzungen für Aufforderungshandlungen

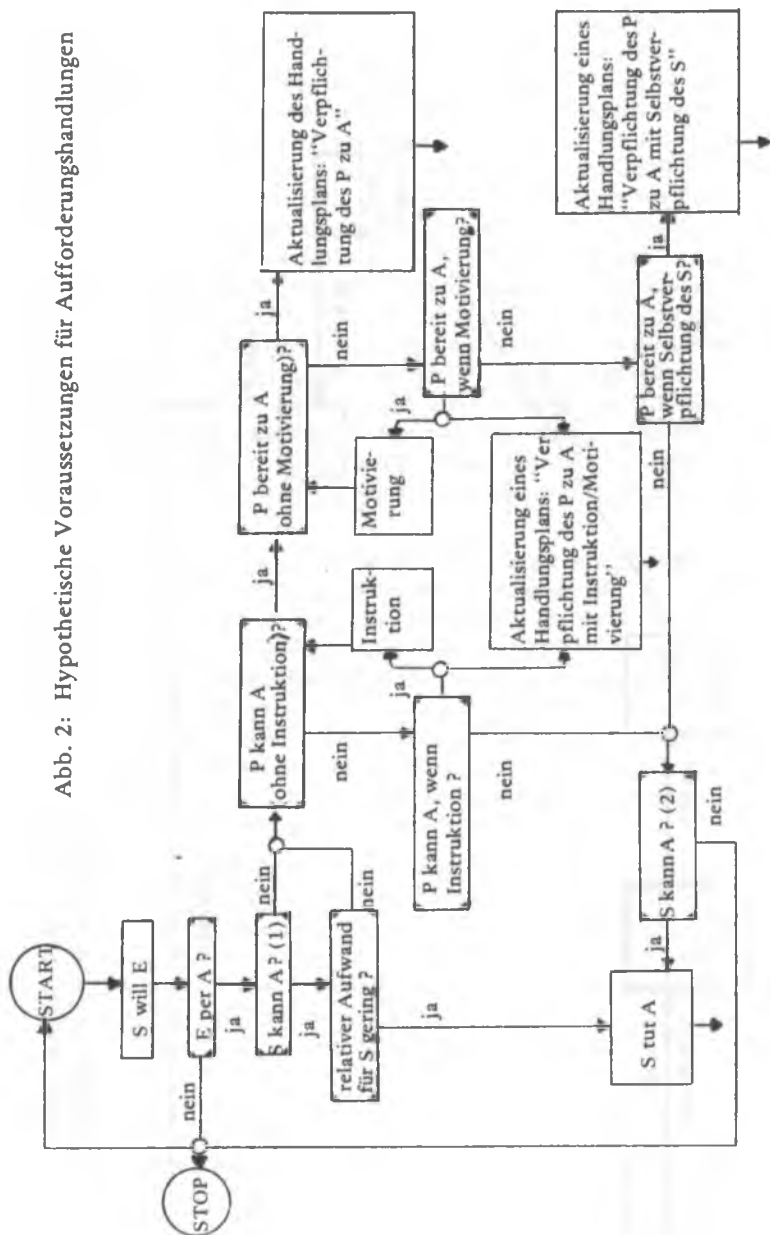


Abb. 2 enthält ein Diagramm, das zweifellos noch sehr vereinfacht ist und das ich hier lediglich präsentiere, um zu zeigen, daß der Sachverhalt der Aufforderung des S an P, A auszuführen, in höchst komplexer Weise determiniert ist. Wenn S den Zustand oder das Ereignis E will und wenn ein Partner P Teil der von S kognizierten Situation ist, so ist eine einfache verbale Aufforderung, wie sie in Abb. 1 dargestellt ist, nur eine unter verschiedenen verbalen und nicht-verbalen Handlungsvarianten des S.

Man verfolge das hypothetische Ablaufschema der Abb. 2: Zum Beispiel möge S wollen, daß seine Autoausfahrt nicht mehr durch einen Müllbehälter blockiert ist (= E). S kann unterstellen, daß E nicht durch die Handlung des Forttragens (= A) erreichbar ist, weil es sich zum Beispiel um einen schweren Container handelt. Dann kann S seine Intention aufgeben oder seine Intention beibehalten und warten, daß irgend etwas geschieht.

Oder S unterstellt, daß die freie Ausfahrt E durch die Handlung A des Forttragens realisierbar ist. Ist der Aufwand, den Behälter wegzutragen, für S gering, so mag S ihn selbst forttragen. Vermag er ihn gar nicht fortzutragen oder erachtet er den Aufwand als sehr hoch, so kalkuliert S, ob die Person P in der Lage ist, die Handlung A auszuführen. Vielleicht kann P den Behälter erst nach spezifischen Instruktionen wegzutragen; vielleicht muß S aber auch einen ziemlich komplexen Handlungsplan aktualisieren, um P im Verbund mit speziellen Instruktionen zum Forttragen des Behälters aufzufordern. Und wenn P zwar fähig zu sein scheint, A auszuführen: ist dann P auch dazu bereit? Vielleicht ist P nur nach entsprechenden motivierenden Handlungen seitens S dazu bereit; vielleicht hält es S für angezeigt, einen recht komplexen Handlungsplan zu exekutieren, demzufolge er den P im Verbund mit spezifischen Motivierungen zu A auffordert. Oder S kalkuliert, er könne den P nur dann zum Forttragen des Behälters auffordern, wenn er bestimmte Selbstverpflichtungen eingeht, also beispielsweise dem P droht oder ihm etwas verspricht. Vielleicht entschließt sich S nach allem, falls er das kann, den Behälter doch noch selbst fortzutragen oder aber seine Ausgangsintention aufzugeben und beispielsweise ein Taxi zu rufen. Oder aber die Sachlage wird von S so kogniziert, daß S den P zu A einfach in der Weise auffordert, wie dies in Abb. 1 dargestellt wurde. Diese "einfache Handlungsaufforderung" erweist sich hier als eine Handlungsvariante unter vielen.

Nach Abb. 2 bestehen die folgenden hypothetischen Voraussetzungen dafür, daß S aus der Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten die Alternative "einfache Handlungsaufforderung" auswählt, um E zu erreichen:

1. S will den Zustand / das Ereignis E.
2. S. unterstellt:
 - (a) E ist (nur) durch die Handlung A erreichbar.
 - (b) S kann A gar nicht oder nur mit relativ hohem Aufwand ausführen.
 - (c) P kann A (ohne Instruktion durch S) ausführen.
 - (d) P ist (ohne Motivierung durch S und ohne Selbstverpflichtung des S) bereit, A auszuführen.

Sowohl bei den nachfolgenden Erläuterungen als übrigens auch bei den hier berichteten sprachpsychologischen Experimenten gehe ich stets vom Bestehen dieser Voraussetzungen für einfache Handlungsaufforderungen aus. (Von unseren Untersuchungen des Drohens und Versprechens muß ich hier absehen.)

3. Der Handlungsplan "einfache Handlungsaufforderung"

Was kann S sagen, um P zu A aufzufordern, wenn die Bedingungen für einfache Handlungsaufforderungen vorliegen? Welche Äußerungsalternativen wählt S in Abhängigkeit von bestimmten Situationsmerkmalen aus? Um die erste Frage beantworten zu können, benötigt man so etwas wie eine "Taxonomie" von Varianten einfacher Handlungsaufforderungen. Diese Taxonomie könnte sich beispielsweise an die übliche Einteilung von direkten und indirekten Aufforderungen anschließen (vgl. u.a. Gordon/Lakoff 1971; Searle 1975; Clark/Lucy 1975). Ich diskutiere die in der Literatur vorliegenden Vorschläge nicht und berichte hier nur über eigene Überlegungen (vgl. auch Herrmann 1979; Herrmann/Laucht 1979; Herrmann 1980).

Menschen verfügen, so nehmen wir an, über erlernte Wissensstrukturen von der Art der "subjektiven Theorien", "Scripts", "Schemata" o.dgl. (vgl. dazu u.a. Laucken 1974; Schank/Abelson 1975; Rumelhart/Norman 1975; Rumelhart/Ortony 1977). Solche Wissensstrukturen kann man als **S t r u k t u r e n v o n P r o p o s i t i o n e n** beschreiben, wobei die Einzelpropositionen partiell **i m p l i k a t i v** (im Sinne einer Wenn-dann-Beziehung) verknüpft sein können. Man kann nun unterstellen, daß Menschen auch ein Wissen über einfache Handlungsaufforderungen und deren Voraussetzungen erlernt haben; auch dieses Wissen kann als implikative Propositionsstruktur beschrieben werden. Eine solche Implikationsstruktur einfacher Handlungsaufforderungen verknüpft die ausdrückliche Verpflichtung des Partners P zur Handlung A mit den Voraussetzungen dieser Verpflichtung, so wie der Sprecher diese Verknüpfung gelernt hat. Wir haben eine solche hypothetische Implikationsstruktur konstruiert, die in Abb. 3 dargestellt ist.

Teilstrukturen

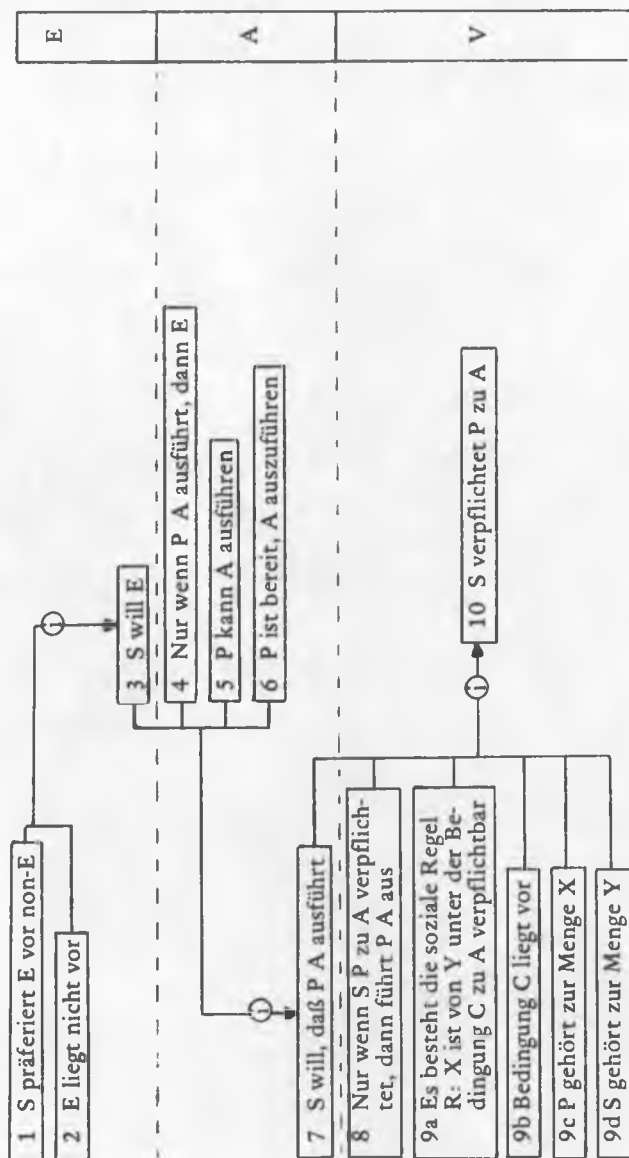


Abb. 3: Implikationsstruktur: einfache Handlungsaufforderung

Diese Propositionsstruktur besteht aus drei Teilstrukturen: Die Teilstruktur E besteht aus den Propositionen 1 bis 3; die Teilstruktur A besteht aus den Propositionen 4 bis 7; die Teilstruktur V besteht aus den Propositionen 8 bis 9d und aus der expliziten Verpflichtung des Partners, die in Proposition 10 formuliert ist.

Teilstruktur E: Wenn man seinen Partner zu einer Handlung A auffordert, so muß man zunächst einmal einen Zustand anstreben oder den Eintritt eines Ereignisses wünschen, die durch die Handlung A realisiert werden. Dies gilt zumindest unter den bei uns geltenden Maximen der Kommunikation (vgl. Grice 1975). Bei den Voraussetzungen für das Auffordern lassen sich also zunächst die folgenden propositionalen Komponenten unterscheiden: (1) S präferiert E vor non-E. (2) E liegt nicht vor. (3) S will E. (Dies ist sein primäres Handlungsziel.)

Teilstruktur A: Wenn der Sprecher S seinen Partner zu der Handlung A auffordert, so will er nicht nur den Zustand bzw. das Ereignis E. Eine weitere Voraussetzung für das Auffordern besteht darin, daß S unterstellt, daß E entweder überhaupt nur oder aber nur mit dem geringsten Aufwand für S realisiert wird, wenn der Partner P die Handlung ausführt. Außerdem muß P zu A in der Lage und auch zumindest grundsätzlich zu A bereit sein. So ergibt es sich, daß der Sprecher S will, daß P die Handlung A ausführt. Dies ist das sekundäre Handlungsziel von S. Man kann die Teilstruktur A in folgende Einzelpropositionen zerlegen: (4) Nur wenn P A ausführt, dann E (zumindest: mit dem geringsten Aufwand für S). (5) P kann A ausführen. (6) P ist bereit, A auszuführen. (7) S will, daß P A ausführt.

Teilstruktur V: Für die Aufforderung des P zu A genügt es nicht, daß S will, daß P A ausführt. S muß zum einen unterstellen, daß P A dann ausführt, wenn S ihn (per Äußerung) zu A verpflichtet. Außerdem muß P von S überhaupt zu A verpflichtbar sein: Es muß so etwas wie soziale Konventionen (Normen, Regeln, Gesetze o.dgl.) geben, denen zufolge eine Klasse von Personen X eine Klasse von Personen Y in einer Klasse von Situationen C zu A verpflichten darf oder muß. (Dabei mag es sich auch um Konventionen handeln, die nur in einzelnen sozialen Subgruppen gelten und die im bestehenden gesellschaftlichen System abgelehnt werden.) S muß außerdem unterstellen, daß die Situation C, auf die sich die genannte Konvention bezieht, tatsächlich vorliegt, daß er selbst zur Klasse X und daß P zur Klasse Y gehört. Erst wenn alle diese Voraussetzungen erfüllt sind, verpflichtet S den P zu A. Die Teilstruktur V besteht danach aus den folgenden Propositionen:

(8) Nur wenn S P zu A verpflichtet, dann führt P A aus. (9a) Es besteht die soziale Regel R: X ist von Y unter der Bedingung C zu A verpflichtbar. (9b) Bedingung C liegt vor. (9c) P gehört zur Klasse X. (9d) S gehört zur Klasse Y. (10) S verpflichtet P zu A.

Nach allem läßt sich das Wissen des S um einfache Aufforderungen und deren Voraussetzungen verkürzt wie folgt zusammenfassen: S verpflichtet den P zu A nur, wenn P zu A verpflichtbar ist, wenn S unterstellt, daß S P verpflichten muß, damit P A ausführt, und wenn S will, daß P A ausführt; S will nur, daß P A ausführt, wenn S den P dazu in der Lage und grundsätzlich dazu bereit beurteilt, wenn S unterstellt, daß E nur erreichbar ist, wenn P A ausführt, und wenn S E will; S will E nur, wenn S E vor non-E präferiert und wenn E nicht vorliegt.

Die Unterstellung dieser hypothetischen Implikationsstruktur kann *per se* nicht als (empirisch) richtig (sozusagen als "psychisch-real") oder als falsch erwiesen werden. Wie ich andernorts ausführlich diskutiert habe (Herrmann 1980), kann sich diese Unterstellung aber als *zweckmäßig* erweisen, wenn sie Teil einer prüfbaren Theorie der situationsgesteuerten Produktion von Aufforderungsvarianten wird und wenn sich diese Theorie empirisch erhärten läßt.

Wie soll die in Abb. 3 dargestellte hypothetische Implikationsstruktur genutzt werden, um zu einer Taxonomie von Aufforderungsvarianten bei einfachen Handlungsaufforderungen zu gelangen? Wir postulieren, daß die unter der Voraussetzung für einfache Handlungsaufforderungen (s. oben 2.) tatsächlich beobachtbaren Äußerungen von Sprechern ganz überwiegend als Verbalisierungen der zur vorliegenden Implikationsstruktur gehörenden Propositionen 1 bis 10 *klassifizierbar* sind. Anhand eines entsprechenden Zuordnungsmanuals haben wir mehrere tausend Äußerungen daraufhin überprüft, ob sie hinreichend objektiv und reliabel jeweils einer der genannten Propositionen zugeordnet werden können. Dies ist ungefähr in 90% der Fälle möglich. Man kann also beobachtbare Aufforderungsvarianten weit überwiegend als jeweils einer der angegebenen Propositionen eindeutig zuordenbar erweisen. Nachdem man diese Äußerungen als Verbalisationen dieser Propositionen interpretieren kann, ist eine insofern taugliche Taxonomie von (einfachen) Aufforderungsvarianten gewonnen. Diese Taxonomie hat in meiner Sicht den Vorzug, daß sie (1) nicht induktiv-empirisch, sondern – *before the facts* – auf der Basis von theoretischen Systematisierungen entwickelt wurde und daß sie (2) hinreichend objektive und reliable Subsumtionen beobachtbarer Ereignisse zuläßt. Ersichtlich gewinnt man mit der Zuordnung beobachtbarer Äußerungen zu den Einzelpropositionen zugleich

Zuordnungen dieser Äußerungen zu den Teilstrukturen E, A oder V, deren Komponenten diese Propositionen sind. Der Einfachheit halber befaße ich mich im folgenden nur noch mit diesen Teilstrukturen.

Zuvor gebe ich zur Veranschaulichung der Zuordnung von beobachtbaren Aufforderungsvarianten zu den Propositionen 10 bis 1 – in dieser Reihenfolge – Beispiele, die sich auf die einfache Aufforderung eines Sprechers an einen Partner beziehen, ihm ein Stück Schokolade zu geben:

- 10: *Gib mir ein Stück Schokolade!*
- 9d: *Ich kann von dir ein Stück Schokolade verlangen.*
- 9c: *Du sollst mir ein Stück Schokolade geben.*
- 9b: *Du hast so viel Schokolade und ich habe keine.*
- 9a: *Man soll dem anderen ein Stück abgeben, wenn man so viel hat und der andere hat nichts.*
- 8: *Du gibst mir doch ein Stück Schokolade, wenn ich dich darum bitte.*
- 7: *Ich möchte, daß du mir ein Stück Schokolade gibst.*
- 6: *Es macht dir bestimmt nichts aus, mir ein Stück Schokolade abzugeben.*
- 5: *Du kannst mir doch ein Stück Schokolade geben.*
- 4: *Wenn du mir ein Stück Schokolade gibst, kann auch ich welche essen.*
- 3: *Ich möchte auch Schokolade essen.*
- 2: *Ich habe kein bißchen Schokolade.*
- 1: *Auch ich esse gern Schokolade.*

Alle diese Äußerungen sind Varianten einfacher Handlungsaufforderungen.

Wie schon erwähnt, betrachten wir die erläuterte Implikationsstruktur (Abb. 3) nicht nur als ein bloßes taxonomisches Werkzeug zur Klassifizierung beobachtbarer Äußerungen, sondern auch – psychologisch – als eine dem Sprecher zugeschriebene *erl e r n t e W i s s e n s t r u k t u r*. Wir postulieren den folgenden hypothetischen Vorgang, dessen Ergebnis beobachtbare Aufforderungsvarianten sein sollen: (1) Der Sprecher aktualisiert mnestisch unter den für einfache Handlungsaufforderungen vorliegenden Bedingungen ein Wissen, das als die in Abb. 3 dargestellte Implikationsstruktur beschrieben ist. (2) Er kogniziert weitere spezifische situative Bedingungen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Er hat gelernt, unter eben diesen Bedingungen eine der drei Teilstrukturen E, A oder V zu selektieren, und selektiert eine dieser Teilstrukturen. (3) Er verbalisiert eine zu der selektierten Teilstruktur gehörige Proposition. Die jeweils beobachtbare Äußerungsvariante ist das Ergebnis dieses Verbalisierungsvorgangs.

Es ergibt sich: Als einfache Handlungsaufforderungen interpretierte beobachtbare Äußerungen von Sprechern sind das Ergebnis (1) der **Aktualisierung** einer Implikationsstruktur von Propositionen, (2) der situationsgesteuerten **Selektion** von Komponenten dieser Struktur und (3) der **Verbalisierung** dieser Komponenten. Das bedeutet auch: Sprecher fordern ihren Partner zum Handeln auf, indem sie ihn entweder explizit verbal verpflichten (Proposition 10) oder indem sie Voraussetzungen für diese Verpflichtung thematisieren (Propositionen 1 bis 9d). Welche dieser Möglichkeiten jeweils von S verwendet wird, richtet sich nach spezifischen Situationsmerkmalen.

Falls man bei entsprechenden Experimenten unter spezifizierbaren situativen Bedingungen weit überzufällig häufig Äußerungen beobachtet, die in vorhersagbarer Weise einer der drei Teilstrukturen E, A oder V zugeordnet sind, so erweist sich die zur Beschreibung bzw. Unterscheidung dieser Äußerungen verwendete E-A-V-Taxonomie als zweckmäßig.

4. Postulate zur Situationsabhängigkeit von Aufforderungsvarianten

Von welchen situativen Bedingungen hängen die Selektion der Teilstrukturen E, A oder V und entsprechende Verbalisierungen beobachtbarer Äußerungen ab? Ich berichte hier kurz über zwei Situationsparameter, auf die sich unsere theoretische und empirisch-experimentelle Arbeit bisher zur Hauptsache bezogen hat.

(1) Die vom Sprecher beim Partner unterstellte Bereitschaft zu A (BER): Wenn der Sprecher unterstellt, daß der Partner überhaupt nicht (oder ohne zusätzliche Motivierung bzw. ohne Selbstverpflichtungen des Sprechers nicht) zur Handlung A bereit ist, so fordert er ihn gar nicht im Sinne einfacher Handlungsaufforderung zu A auf. (Dies ergibt sich bereits aus Abb. 2.) Doch kann der Sprecher die Bereitschaft des Partners zu A für **völlig unproblematisch** halten (BER+) oder er kann sie als **zweifelhaft** bzw. **problematisch** beurteilen (BER?). Im Fall BER+ kann der Sprecher viele unterschiedliche Aufforderungsvarianten verwenden, um beim Partner die gewünschte Handlung A zu bewirken. Doch bestehen hier wichtige Ausnahmen: Wenn der Partner ohne Zweifel zu A bereit ist, so wäre es völlig inadäquat, ihn explizit an seine Verpflichtbarkeit zu erinnern oder ihn in anderer Weise sehr nachdrücklich aufzufordern. Auf solche "überzogenen" Aufforderungen würde der Partner voraussichtlich *aversiv* reagieren. (So wäre es unter Standardbedingungen wenig empfehlenswert, bei einer Kellnerin ein Bier wie folgt zu bestellen: *Sie sind doch bier Kellnerin und ich bin der Gast, also bringen Sie mir gefälligst ein*

Bier!) Es folgt: Bei BER+ werden bevorzugt Verbalisierungen der Teilstrukturen A und E, nicht aber der Teilstruktur V realisiert. Erscheint dem Sprecher die Bereitschaft des Partners zur Handlung A hingegen zweifelhaft bzw. problematisch (BER?), so schätzt er ab, wie es mit der Legitimation seiner Aufforderung steht.

(2) Die vom Sprecher unterstellte Legitimation seiner Aufforderung (LEG): Daß Sprecher die normative Begründbarkeit (Legitimation) ihrer Aufforderung verschieden hoch einschätzen können, erscheint einleuchtend. Hält der Sprecher seine Aufforderung für ganz und gar nicht legitimiert, so wird er den Partner nicht auffordern, sondern eventuell die Verpflichtbarkeit des Partners durch geeignete Handlungsstrategien erst herzustellen versuchen. (Dies kann u.U. durch die Aktualisierung eines Handlungsplans "Verpflichtung des P zu A mit Selbstverpflichtung des S" (Abb. 2) geschehen.) Doch kann die Legitimation der Aufforderung ganz unproblematisch bzw. normativ zweifelsfrei begründet sein (LEG+) oder es können in dieser Hinsicht einige Zweifel bzw. Probleme bestehen (LEG?). Den Unterschied von LEG+ und LEG? kann man sich leicht an unterschiedlichen Eigentumsverhältnissen klarmachen: Möchte S, daß P ihm etwas gibt, was dem S gehört, so ist eine entsprechende Aufforderung nach den geltenden Eigentumsnormen hoch legitimiert (LEG+). Möchte S, daß P ihm etwas schenkt oder leiht, was dem P gehört, so ist eine entsprechende Aufforderung zwar nicht illegitim; die Legitimation ist hier jedoch bei weitem weniger gut begründet (LEG?).

Hält der Sprecher die Bereitschaft im dargestellten Sinne für etwas problematisch (BER?) und beurteilt er seine Aufforderung als sehr gut legitimiert (LEG+), so wird er vor allem nachdrückliche Aufforderungen von der Art der Teilstruktur V verwenden. Anders verhält er sich, wenn er seine Aufforderung normativ für nicht allzu gut begründet hält (LEG?). In dieser Situation wird der Sprecher nachdrückliche Aufforderungen strikt vermeiden. Er wird aber auch solche Aufforderungen nur selten verwenden, die dem Partner die Möglichkeit eröffnen, sie kalkuliert mißzuverstehen. Dies gilt für Äußerungen von der Art der Teilstruktur E; denn die Propositionen der Teilstruktur E enthalten keine nicht-logischen Ausdrücke, die sich auf den Partner P oder auf die Handlung A beziehen. So wird der Sprecher unter der Bedingungskonjunktion BER? & LEG? Aufforderungen aus der Teilstruktur A verbalisieren.

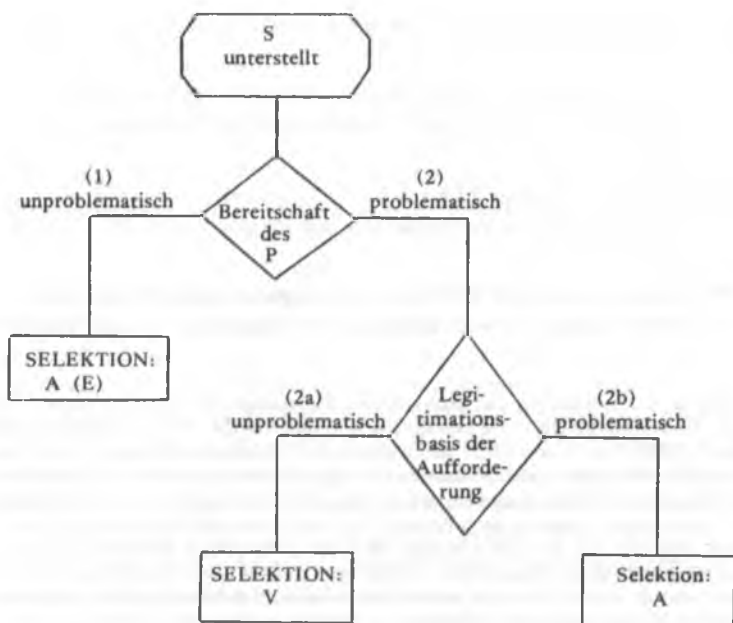


Abb. 4: Einfache Handlungsaufforderung:
Hypothetisches Schema der Komponentenselektion (vereinfacht nach: Herrmann/Laucht 1979)

Aus (1) und (2) ergeben sich die folgenden drei *P o s t u l a t e* (vgl. Abb. 4):

- (I) Wenn der Sprecher BER+ kogniziert, so besteht seine Äußerung aus der Verbalisierung von Propositionen der Teilstrukturen A oder E.
- (II) Wenn der Sprecher BER? & LEG+ kogniziert, so besteht seine Äußerung aus der Verbalisierung von Propositionen der Teilstruktur V.
- (III) Wenn der Sprecher BER? & LEG? kogniziert, so besteht seine Äußerung aus der Verbalisierung von Propositionen der Teilstruktur A.

Unter der Voraussetzung, daß beobachtbare Äußerungen den Teilstrukturen E, A oder V hinreichend eindeutig zuordenbar sind und daß die situativen Bedingungen BER+, BER?, LEG+ und LEG? durch geeignete Versuchsanordnungen herstellbar (empirisierbar, operationalisierbar) sind, können die drei genannten Postulate empirisch geprüft werden. Dabei ist zu beachten, daß eine dominante Verbalisierung der Teilstruktur A sowohl nach Postulat I als nach Postulat III erwartet werden kann. Insofern sind die Aufforderungsvarianten A theoretisch überdeterminiert, was ersichtlich einen Mangel unserer bisherigen Konzeptualisierungen bedeutet. Die Postulate I und III bleiben jedoch dann empirisch getrennt prüfbar, wenn die experimentellen Operationalisierungen so gewählt werden, daß es offensichtlich ist, ob (u.a.) entweder die Bedingungen BER+ oder BER? vorliegen.

Zur argumentativen Begründung der vorstehenden Postulate sei der folgende Gesichtspunkt hinzugefügt: Betrachtet man die hypothetische Implikationsstruktur von Propositionen, als die das Wissen von Sprechern um einfache Aufforderungen beschrieben wurde (Abb. 3), und nimmt man unser "Schokoladen-Beispiel" (S. 482) hinzu, so wird es deutlich, daß die Verbalisierungen der Teilstrukturen V, A und E systematische Unterschiede der folgenden Art zeigen: Die Aufforderungsvarianten von V bis E können tendenziell vom Partner immer leichter *m i ß v e r s t a n d e n* werden. (Aufforderungen von der Art: *Auch ich esse gern Schokolade*, können sehr leicht vorgeblich oder tatsächlich nicht als Aufforderungen, sondern zum Beispiel als Mitteilungen aufgefaßt werden.) Andererseits wird es für den Partner von V bis E immer schwerer, auf diese Aufforderungen *a v e r s i v z u r e a g i e r e n*. Die Aufforderungen lassen dem Partner sozusagen immer mehr Handlungsfreiheit. Eine *M i n i m i e r u n g d e s V e r w e n d u n g s r i s i k o s v o n A u f f o r d e r u n g e n* im Sinne des Mißverständens und der aversiven Partnerreaktion ist in Äußerungen von der Art der Teilstruktur A realisiert (vgl. auch Herrmann/Laucht 1977). Wir finden denn auch, daß unsere Versuchspersonen Aufforderungsvarianten

aus der Teilstruktur A, absolut betrachtet, weitaus am häufigsten produzieren.

Unter dem Aspekt, daß Menschen lernen, sich möglichst risikoarm zu verhalten, kann man die A-Varianten des einfachen Aufforderns als *Standard-Aufforderungen* beurteilen. Sprecher handeln nach der Meta-Regel: "Im Zweifelsfall wähle eine A-Variante!" Weiß der Sprecher indes, daß der Partner ohne weitere Instruktion A ausführen kann (d.h. unter anderem, daß auch P die Situation ebenso kogniziert wie der Sprecher selbst), und ist der Sprecher außerdem sicher, daß der Partner zur Handlung A bereit ist (BER+), so kann er neben A-Varianten auch E-Varianten verwenden, ohne befürchten zu müssen, tatsächlich oder vorgeblich mißverstanden zu werden. (Er darf sich nur nicht durch V-Äußerungen aversiven Partnerreaktionen aussetzen.) Anders liegt der Fall, wenn der Partner in der Sicht des Sprechers die vorliegende Situation zwar ebenso wie der Sprecher kogniziert, wenn aber die Bedingungskonjunktion BER? & LEG+ vorliegt: Hier besteht beim Sprecher die Zuversicht, den nicht ganz auszuschließenden Widerstand des Partners durch eine nachdrückliche V-Äußerung zu verhindern, wobei sich der Sprecher eben durch die hohe Legitimation seiner Aufforderung gegen eine aversive Partnerreaktion geschützt glaubt.

Dies alles sind auf der Basis entsprechenden Hintergrundwissens entwickelte Spekulationen, die uns zur Aufstellung der genannten Postulate führten und die diese Postulate argumentativ begründen sollen. Trotz aller möglichen Plausibilität solcher Überlegungen können sich diese Postulate dennoch als falsch erweisen, wenn man sie empirisch überprüft. Unter der Voraussetzung einer empirisch-nomologischen Forschungsstrategie kann die Stringenz von Argumenten den empirischen Test prüfbarer Postulate nicht ersetzen. Unsere bisherigen sprachpsychologischen Experimente zeigen, daß wir nicht gut daran getan hätten, es beim Argumentieren bewenden zu lassen.

5. Empirische Überprüfung

Unter Hinweis auf andernorts berichtete Ergebnisse (Laucht/Herrmann 1978; Laucht 1979; Herrmann 1979) beschränke ich mich auf einen (1) nicht vollständigen und (2) von allen technischen Details befreiten Bericht über einige Untersuchungen zur Überprüfung der unter 4. behandelten Postulate I, II und III. (Ich muß hier leider darauf verzichten, die Mitarbeiter und Studenten einzeln zu nennen, die sich an unseren einschlägigen Forschungsarbeiten beteiligt haben.)

Wie schon angemerkt, besteht eine wesentliche Voraussetzung für die empirische Prüfung unserer Postulate darin, daß beobachtbares Aufforderungsverhalten hinreichend objektiv und reliabel denjenigen Propositionen zugeordnet werden kann, die die Komponenten der von uns hypothetisch unterstellten Propositionsstruktur der einfachen Handlungsaufforderung darstellen (Abb. 3). Zu diesem Zweck wurde ein bisher unveröffentlichtes Zuordnungsmニュアル entwickelt, das laufend überprüft und verbessert wird. Unsere bisherigen Befunde zur Zuordnungsobjektivität sind zufriedenstellend. Die Objektivitätskoeffizienten variieren im Bereich von .75 bis .95. Im übrigen sollte beachtet werden, daß sich eventuelle Zuordnungsmängel stets gegen die empirische Bestätigung unserer aus den Postulaten I bis III deduzierten Befunderwartungen auswirken.

Die Methodik der Zuordnung von beobachteten Äußerungen zu den einzelnen Propositionen (Strukturkomponenten) beruht darauf, daß wir jede dieser Äußerungen auf das Format von Prädikat-Argument-Strukturen bringen (vgl. Fillmore 1968; Kintsch 1974 u.a.O.; Engelkamp 1976). Da unsere Strukturkomponenten im gleichen propositionalen Format vorliegen, können explizite Regeln für die Zuordnung von Äußerungen zu diesen Komponenten der Implikationsstruktur entwickelt werden (vgl. auch Herrmann 1980, S. 374 ff.).

An unserem "Detektiv-Experiment" nahmen jeweils eine Versuchsperson und ein Konfident des Versuchsleiters als Spielpartner (sowie der Versuchsleiter als Spielleiter) teil. Es handelte sich um ein experimentelles Zwei-Personen-Spiel von der Art des bekannten Monopoly-Spiels. Die Spielpartner befanden sich in der Rolle von Detektiven, die Aufträge auszuführen hatten. Durch eine von der Versuchsperson nicht bemerkte Manipulation kam diese in die Lage, ihren Partner, den Konfidenten des Versuchsleiters, zur Hergabe eines Gegenstands (Pistole) auffordern zu müssen. Diese Situation war so organisiert, daß der Sprecher unterstellen konnte, daß der Partner die Situation ebenso kogniziert wie er selbst. Außerdem benötigte der Partner die Pistole selbst, so daß der Sprecher davon ausgehen mußte, daß der Partner nicht zweifelsfrei bereit war, die Pistole herzugeben (BER?). Die unabhängige Variable des Experiments betraf LEG und war über variable Eigentumsverhältnisse empirisiert: Unter der Bedingung LEG+ gehört die Pistole dem Sprecher, der sie vom Partner zurückfordert, unter der Bedingung LEG? gehört die Pistole dem Partner, von dem sie der Sprecher haben möchte. Nach den Postulaten II und III ist zu erwarten, daß bei LEG+ Äußerungen aus der Kategorie V und daß bei LEG? Äußerungen aus der Kategorie A dominieren. Unsere Datenbasis ergab sich aus den freien Äußerungen der Versuchspersonen während des Detektivspiels.

144 männliche Jugendliche nahmen in Einzelversuchen am Detektivspiel teil. Unsere Erwartungen wurden voll bestätigt: Wenn dem Sprecher das gewünschte Objekt gehörte, so dominierten nachdrückliche Aufforderungen aus der Teilstruktur V; wenn das Objekt dem Partner gehörte, so waren seine Äußerungen weit überwiegend der Teilstruktur A zuzuordnen.

Wir wiederholten das Detektivspiel mit der Modifikation, daß die Versuchspersonen nun unterstellen konnten, daß der Partner ohne weiteres zur Hergabe der Pistole bereit war (BER+). Nach Postulat I war diesmal zu erwarten, daß die Versuchspersonen unter *b e i d e n* Legitimationsbedingungen (LEG+, LEG?) weit überwiegend Benennungen aus den Kategorien E und A, nicht aber aus der Kategorie V, produzieren. Diese Erwartung wurde ebenfalls bestätigt.

Unser "Film-Experiment" unterscheidet sich vom Detektiv-Experiment dadurch, daß die Versuchsperson keine Aufforderungen produzieren, um eigene Handlungsziele zu erreichen, sondern daß sie aussagen, welche Aufforderungen andere Personen nach ihrer Meinung in spezifischen Situationen äußern. Wir überprüften also das kommunikative Wissen von Versuchspersonen über situationsspezifische Aufforderungsvarianten. Die Versuchspersonen sollten angeblich helfen, ein Filmdrehbuch zu schreiben. Es ging dabei um einen Film über eine Geburtstagsfeier, die ein Kind veranstaltet. Spezifische Filmepisoden wurden in Form eines Drehbuchentwurfs vorgegeben. Die Versuchspersonen formulierten "passende" Dialog-Teile, welche Aufforderungen enthielten. Die Episoden waren sowohl in Hinsicht auf BER+ vs. BER? als auch auf LEG+ vs. LEG? variiert.

In weiteren Untersuchungen verzichteten wir auf solche, das eigentliche Experiment einbindende "Deckgeschichten" und fragten die Versuchspersonen in unseren "Wie-wahrscheinlich-würdest-du-es-sagen-Experimenten" ganz unverstellt, was sie bei einer schriftlich vorgegebenen Situationsbeschreibung sagen würden oder welche von mehreren ebenfalls vorgegebenen Aufforderungsalternativen sie (mit welcher subjektiven Sicherheit) verwenden würden.

Im Film-Experiment und in den zuletzt genannten Untersuchungen erbrachten bis heute insgesamt mehr als tausende Versuchspersonen die folgende Befundkonstellation: (1) Unter allen experimentellen Bedingungen erhalten wir den vorhergesagten *L e g i t i m a t i o n s e f f e k t*: Je höher die Legitimation der Aufforderung, umso eher kann man nachdrückliche Aufforderungen aus der Teilstruktur V erwarten. (2) Die vorhergesagten *E f f e k t e d e r B e r e i t s c h a f t d e s P a r t n e r s*

wiederholen sich unter einigen bisher verwendeten experimentellen Anordnungen, doch lassen sich unter anderen Versuchsanordnungen spezifische Befundanomalien nicht übersehen. So finden wir auch unter der Bedingung *zweifelsfreier* Bereitschaft des Partners (BER+), daß hier ebenfalls die Neigung entweder A- oder V-Äußerungen zu verwenden, mit der Legitimation kovariert. Demgegenüber hatten wir zufolge Postulat I angenommen, daß unter der Bedingung BER+ Aufforderungen aus der Teilstruktur *Vimmer* vermieden werden. Zum anderen ergaben varianzanalytische Versuchsauswertungen, daß es neben dem durchgängigen Legitimationseffekt auch einen Haupteffekt der Bereitschaft des Partners (BER) gibt: Unabhängig von der Legitimationshöhe der Aufforderung neigen Versuchspersonen dazu, mit steigendem Zweifel an der Bereitschaft des Partners immer häufiger nachdrücklich (im Sinne von V-Äußerungen) aufzufordern.

Ohne auf weitere Einzelheiten unserer experimentellen Ergebnisse einzugehen, fasse ich die heute vorliegende Befundsituation wie folgt zusammen: (1) Mit der von uns verwendeten Methodik lassen sich ohne Zweifel spezifische Wirkungen von Situationsparametern auf (im Sinne der dargestellten implikativen Propositionsstruktur unterschiedene) Varianten einfacher Aufforderungen nachweisen. Insoweit erweist sich unser theoretisches Konzept zur Beschreibung von Aufforderungsvarianten als zweckmäßig, wie sich auch unsere experimentelle Methodik als tauglich beurteilen läßt. (2) Den stärksten und durchgängigsten Einfluß auf die Aufforderungsvariation übt die Variable "Legitimation der Aufforderung" aus. (3) Auch der Einfluß der Bereitschaft des Partners auf die Selektion von Aufforderungsvarianten läßt sich unter den verschiedensten experimentellen Bedingungen so häufig sichern, daß diese Einflußgröße weiterhin Objekt empirischer Untersuchungen und theoretischer Überlegungen bleiben sollte. (4) Der Einfluß der Bereitschaft des Partners ist gleichwohl im einzelnen noch unzureichend geklärt, wie auch das Wechselspiel beider Einflußgrößen, der Bereitschaft und der Legitimation, von uns zur Zeit noch nicht ausreichend durchschaut wird. (5) Unsere in Abb. 4 und in den Postulaten I, II und III zusammengefaßten Zusammenhangsannahmen sind revisionsbedürftig.

In meiner Sicht können unsere hier aus Raumgründen nur cursorisch dargestellten Forschungsbemühungen zur Begründung einer recht folgenreichen Problematisierung herangezogen werden: Mein Thema betraf nur ein relativ eng umschriebenes Dialogsegment: die einfache Handlungsaufforderung, soweit diese dialog-exogen determiniert ist. Doch drängt sich schon hier die Vermutung auf, daß das auf Kompetenz gegründete Raisonement durch die Aufstellung empirisch prüfba-

rer Theoriepostulate und durch deren strikte empirische Prüfung ergänzt werden sollte, um nicht in die Irre zu gehen. Zumindest wissen wir nach unseren sprachpsychologischen Experimenten mehr als zuvor. Es stellt sich dann aber die Frage, wie es um die angemessene Methodologie der Erforschung viel komplexerer Phänomene, zu denen ganze Dialoge bzw. Diskurse gehören, bestellt ist.

Literatur

- Bruce, B./D. Newman (1978): Interacting plans, in: *Cognitive Science*, 2, 1978, S. 195-233.
- Clark, H.H./P. Lucy (1975): Understanding what is meant from what is said. A study in conversationally conveyed requests, in: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 14, 1975, S. 56-72.
- Engelkamp, J. (1976): Satz und Bedeutung. Stuttgart 1976.
- Fillmore, C.J. (1968): The case for case. In: Bach, E./R.T. Harms (eds.): *Universals in linguistic theory*. New York 1968, S. 1-90.
- Gordon, D./D. Lakoff (1971): Conversational postulates. In: *Papers from the Seventh Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*. Chicago 1971.
- Grice, H.P. (1975): Logic and conversation. In: Cole, P./J.L. Morgan (eds.): *Syntax and Semantics*. Vol.3: *Speech Acts*. New York 1975.
- Herrmann, Th. (1979): Die Situationsabhängigkeit des Sprechens und das Pars-pro-
to-Prinzip. Eine Zwischenbilanz (= Arbeiten der Forschungsgruppe Sprache und Kognition am Lehrstuhl Psychologie III der Universität Mannheim, Bericht Nr. 10). 1979.
- (1980): Sprechhandlungspläne als handlungstheoretische Konstrukte. In: Lenk, H. (Hrsg.): *Handlungstheorien — interdisziplinär*. Bd. 1. München 1980, S. 361-379.
- Herrmann, Th./M. Laucht (1977): Pars pro toto. Überlegungen zur situationsspezifischen Variation des Sprechens, in: *Psychologische Rundschau*, 28, 1977, S. 247-265.
- (1979): Planung von Äußerungen als Selektion von Komponenten implikativer Propositionsstrukturen. In: Ueckert, H./D. Rhenius (eds.): *Komplexe menschliche Informationsverarbeitung*. Bern 1979, S. 378-386.
- Hörmann, H. (1976): *Meinen und Verstehen*. Frankfurt 1976.
- Laucht, M. (1979): Untersuchungen zur sprachlichen Form des Aufforderns. In: Tack, W. (ed.): *Bericht über den 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie*. Göttingen 1979, S. 89-91.
- Laucht, M./Th. Herrmann (1978): Zur Direktheit von Direktiva (= Arbeiten der Forschungsgruppe Sprache und Kognition am Lehrstuhl Psychologie III der Universität Mannheim, Bericht Nr. 1). 1978.
- Laucken, U. (1974): *Naive Verhaltenstheorie*. Stuttgart 1974.

- Kintsch, W. (1974): The representation of meaning in memory. Hillsdale, N.J. 1974.
- Rumelhart, D.E./D.A. Norman (1975): The active structural network. In: Norman, D.A./D.E. Rumelhart (eds.): Explorations in cognition. San Francisco 1975, S. 35-64.
- Rumelhart, D.E./A. Ortony (1977): The representation of knowledge in memory. In: Anderson, R.C./R.J. Spiro/W.E. Montague (eds.): Schooling and the acquisition of knowledge. Hillsdale, N.J. 1977, S. 99-135.
- Schank, R.C./R.P. Abelson (1977): Scripts, plans, goals, and understanding. Hillsdale, N.J. 1977.
- Searle, J.R. (1975): Indirect speech acts. In: Cole, P./J.L. Morgan (eds.): Syntax and semantics. Vol.3: Speech Acts. New York 1975, S. 59-82.

Psychoanalyse als Dialogwissenschaft

Ich bin kein Sprachwissenschaftler, sondern von der Psychoanalyse her kommender Sozialwissenschaftler. Diese Vorbemerkung soll keine be-scheidene Geste sein, mit der ich um Nachsicht für mangelnde Kompetenz bitte, um konkurrenzfrei dann meine nachbarwissenschaftliche Koopera-tion anzubieten, sondern umgekehrt eine polemische Bemerkung, um eine pointierte Rivalität von der Psychoanalyse her anzumelden. Nicht gerade so zugespitzt, wie wenn der Vertreter eines älteren Geschäftes am Platze einen jungen dynamischen Konkurrenzbetrieb besucht. Aber lassen wir den Scherz beiseite und kommen wir zu dem faszinierenden Problem: Psychoanalyse als Dialogwissenschaft. Nicht als dialogisches Unternehmen nur, sondern als **D i a l o g w i s s e n s c h a f t**.

Denn natürlich könnte die Psychoanalyse sich niemals damit zufrieden geben, nur als "Kunst", die dialogisch vorgeht, zu gelten. Sie muß darauf bestehen, eine erkenntnisträchtige Wissenschaft zu sein, mit einer Theorie, die in einem besonderen Verfahren, das ich als ein "dialogisches" bezeichne, hergestellt wird. Diese Behauptung der Psychoanalyse als Paradigma einer Dialogwissenschaft möchte ich mit Ihnen diskutieren. Zunächst, sie er-gibt sich schon aus dem merkwürdigen Umstand der Geburt der Psycho-analyse aus einem Dialog. Und zwar aus der Umkehr des immer schon ein-gespielten ärztlichen Dialoges. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß der Aus-gangsort sich nach Tag und Stunde genau ausmachen läßt: In der Behand-lung der Patientin Anna O. bei Breuer; in dem Umstand, daß gegen alle Regel die Patientin ins Reden kam und der Arzt gegen alle Regel dieses Erzählen tolerierte. Und damit, ohne zu wissen, was in diesem Moment geschehen ist, das Arzt-Patient-Verhältnis verändert hat. Anstelle der bis-herigen, immer so geübten Praxis, daß der Arzt Fragen stellt und der Pa-tient antwortet, kam nun die ganze entschiedene Umkehr: Der Patient thematisiert und der Arzt muß sich in seinen Interpretationen antwortend dazu verhalten. Über Jahre, über Jahrzehnte hinweg hat sich allmählich das eingespielt, was man heute das psychoanalytische Verfahren nennt. In seinem Mittelpunkt stehen Erzählungen als Gegenstand eines Erkennt-nisverfahrens, das sich mehr und mehr als interpretierendes Verfahren herausstellte — als ausschließlich interpretierendes Vorgehen, das in der Tat keinerlei Anspruch hat, als nomologische Wissenschaft zu gelten. Psychoanalyse ist keine nomologische Psychologie, sondern eine kritisch-hermeneutische Erfahrungswissenschaft, genauer: Sozialwissenschaft.

Es gibt noch eine Reihe weiterer Hinweise darauf, daß die Psychoanalyse das Dialogische in ganz eigenartiger Radikalisierung durchspielt: Psychoanalyse ist ein zugespitztes Zweierverhältnis. Der Kern des Erkenntnisverfahrens und auch der Therapie sind nach wie vor Zweierbehandlungen, die sich in verbalem Austausch abspielen. Es verhält sich nicht so wie beim Arzt, bei dem die Anamnese zwar ein wichtiger Teil des ärztlichen Gesprächs ist, aber die Behandlung selbst davon abgetrennt ist. Im psychoanalytischen Dialog ist das Gespräch selbst Diagnose und Behandlung. Es verhält sich auch nicht so wie beim Richter oder beim Detektiv, der zwar seine Anamnesetechnik, seine Befragungstechnik hat, aber den Strafvollzug davon abtrennt; und auch bereits seine Urteilsfindung abgetrennt vom Dialog mit dem Angeklagten durchführt. Es ist auch nicht so wie beim Lehrer, der zwar in einer dialogischen Interaktion steht, aber dann doch den Unterrichtsstoff als ein Drittes zwischen sich und die Schülerin stellt. Oder wie beim Beichtvater, der das Sakramentale in den Dialog hereinholt. Bei der Psychoanalyse ist sowohl im Verstehen, wie im Interpretieren, sowohl im Erfassen der Situation, im Analysieren, wie auch im Interpretieren das Frage-Antwort-Spiel, das Gespräch, alles. Wie sehr der Dialog als verbale Auseinandersetzung auf die Spitze getrieben wird, sieht man bereits am klassischen analytischen setting: es ist keine Rede von Berührungen, keine Möglichkeit der Beobachtung und des Blickaustausches. Im Gegenteil, eben dies ist ausdrücklich ausgeschlossen. Der Patient liegt auf der Couch und sieht weg vom Analytiker. Er hat keine Möglichkeit zu einem Blickaustausch oder einem gestischen Austausch mit dem anderen. Aber auch der Analytiker selbst ist von sich aus in seiner Beobachtung stark eingeschränkt. Es ist alles auf Hören und Sprechen hin zentriert.

Und noch ein weiteres, der Analytiker tritt nicht als ein Beobachter in ein Gespräch ein, sondern ist immer Teilnehmer daran. Er interagiert. Ja, er bezieht sich ganz und gar auf dieses Interagieren — deutet er doch nicht etwa das Verhalten des Patienten, sondern ausschließlich die Spielformen des Patienten — vordringlich diejenigen, die sich zwischen dem Patienten und ihm abspielen.

Dieser mehrfachen Radikalisierung des Dialogischen steht nun in der Psychoanalyse eine sehr eigenartige *Problematisierung* der dialogischen Verständigungen gegenüber. Um es möglichst schroff, aber wie ich meine, korrekt zu formulieren: Psychoanalyse ist eine, mittels verbalen dialogischen Austauschs prozedierende Verstehenswissenschaft, die keinerlei beobachtungs- und erklärungswissenschaftliche Absicherung hat. Und die nicht einmal mit der alltagspraktischen selbstverständlichen Absicherung in der Antwort des Dialogpartners rechnen kann. Wie das schon Freud sagte (ich zitiere aus der Arbeit über die Verneinung):

„Kein stärkerer Beweis für die gelungene Aufdeckung des gesuchten Inhalts, als wenn der Analysierte mit dem Satze, das habe ich nicht gedacht, oder daran habe ich noch nie gedacht, darauf reagiert.“

Nun, diese abenteuerliche Lage wird noch einmal kompliziert durch eine weitere radikale Erschwerung, nämlich durch das Ziel des Erkenntnisprozesses: Die Psychoanalyse ist zu bewerten als der Versuch des Verstehens des Unverstehbaren. Diese auf die Spitze getriebene Paradoxie „Verstehen des Unverstehbaren“ ist nur die Umformulierung für „Bewußtmachung des Unbewußten“. Wobei „unbewußt“ auch auf folgenden Sachverhalt bezieht: Auf dem Grunde des neurotischen Verhaltens finden sich Impulse mit der Doppelnatur:

1. Diese Impulse sind unbewußt, d.h. sie sind sprachlich nicht zugänglich, sie haben keinen Anschluß am Sprachsystem als einem Handlungssystem.
2. Diese Impulse sind gleichwohl aber verhaltensbestimmend. Freud hat in „Some elementary lessons in psychoanalysis“ (einer Schrift aus dem Nachlaß) das illustriert am Beispiel der Hypnose. Ich möchte Ihnen dieses hübsche Beispiel vorlesen:

„Der Arzt betritt das Krankenzimmer im Spital und stellt einen Regenschirm in eine Zimmerecke, versetzt einen der Patienten in Hypnose und sagt ihm: ich gehe jetzt fort, wenn ich wiederkomme, werden Sie mir mit aufgespanntem Regenschirm entgegengehen und ihn über meinen Kopf halten. Arzt und Begleiter verlassen darauf den Raum. Sobald sie wiedergekommen sind, vollzieht der jetzt wache Kranke genau das, was ihm in der Hypnose aufgetragen wurde. Der Arzt stellt ihn zur Rede: was machen Sie denn da, was hat das für einen Sinn? Der Patient ist offenbar verlegen, er stammelt etwas, wie: ich dachte nur Herr Doktor, wenn es draußen regnet, dann würden Sie den Schirm schon im Zimmer aufspannen. Eine offenbar unzulängliche Auskunft, im Augenblick erfunden, um sein unsinniges Benehmen irgendwie zu motivieren. Aber uns Zuschauern ist klar, daß er sein wirkliches Motiv nicht kennt. Wir kennen es, denn wir waren zugegen, als er die Suggestion erhielt, die er jetzt befolgt hat, während er von ihrem Vorhandensein in ihm nichts weiß.“

Verhaltensimpulse und Bewußtsein sind voneinander getrennt. Oder: wenn wir Bewußtsein und Sprache geichsetzen — das Unbewußte ist ein Gefüge von Verhaltensanweisungen, die von der Sprache abgekoppelt sind, auf Situationsreize hin mobilisiert werden und ohne Bewußtseinskontrolle ablaufen, bis sie mit den Sprachsymbolen wieder verbunden werden; in der psychoanalytischen Kur etwa, oder — um beim Hypnosebeispiel zu bleiben — mit Aufhebung der hypnotischen Amnesie, wenn der Proband seinen Impuls versteht: weil der Verhaltenszusammenhang nun wieder bedacht werden kann, der Verhaltenskomplex wieder seinen „Namen“ in Form der Erinnerung an die konkrete Szene erhält.

Diesen merkwürdig nicht-sprachlichen verhaltensanweisenden Komplex (der sich mit Sprache verbinden läßt, abtrennen läßt, eventuell wieder verknüpfen läßt) das "Unbewußte" zu nennen, ist auf Dauer unbefriedigend. Freud selbst hat anstelle dieser Negativdefinition schließlich die Bezeichnung "Es" gerückt. Was aber ist dieses "Es"? Dieses Es als einen organischen und deshalb bewußtlosen, bzw. als bewußtlosen weil bloß organischen Unterbau unterhalb des Psychischen als dem bewußten, sprachlich geregelten Verhaltens anzusehen, hat Freud selbst schon scharf zurückgewiesen:

"Wir halten jetzt die Frage nach den Verhältnis des Bewußten zum Psychischen für erledigt. Das Bewußtsein ist nur eine, überdies inkonstante Qualität des Psychischen. Wir haben uns noch gegen eine Einwendung zu verwehren, die uns sagt, es sei angesichts der erwähnten Tatsachen nicht notwendig, die Identität des Bewußten mit dem Psychischen aufzugeben. Die sogenannten unbewußten psychischen Vorgänge seien eben die längst zugestandenen organischen Parallelvorgänge des Seelischen. Dies würde unser Problem allerdings zu einer scheinbar gleichgültigen Frage der Definition herabsetzen. Unsere Antwort lautet, es wäre unberechtigt und sehr unzweckmäßig die Einheit des Seelenlebens zugunsten einer Definition zu zerbrechen, wenn wir doch sehen, daß das Bewußtsein uns nur unvollständige und lückenhafte Erscheinungsreihen liefern kann. Auch ist es kaum zufällig, daß erst nach der Wandlung in der Definition des Psychischen es möglich wurde, eine umfassende und zusammenhängende Theorie des seelischen Lebens zu schaffen."

Wir haben also zwei Qualitäten des Psychischen, die auf zwei Qualitäten von organischem Substrat aufruhend. Die eine Qualität des Psychischen sind bewußte, sprachsymbolisch organisierte Erlebnis- und Handlungszusammenhänge, die andere sind unbewußte, von der Sprache abgetrennte Impulse. Der alte Freudsche Biologismus konnte sich mit der Unterscheidung von bewußten Handlungsanweisungen gegen unbewußte Impulse derart zufrieden geben, daß die Impulse als die naturhaft biologische Ausstattung kultur- und gesellschaftsunabhängig angesehen wurden. Spätestens seit der Verknüpfung von kulturalanthropologischen mit psychoanalytischen Einsichten aber wurde klar, daß auch die Triebchicksale und die Triebkonflikte kulturspezifisch verlaufen. Zumindest als Prägung der Triebnatur durch die Kultivierung des Kindes in der frühen Persönlichkeitsbildung. Die Triebmatrix enthielte, dieser Einsicht zufolge, dann ihre kulturspezifischen Ausformung dadurch, daß die Mutter als Teilnehmerin an einer Sprachgemeinschaft via Sprache via Gesten aber auch via sprachlich organisierter Leiblichkeit die Triebmatrix des Kindes beeinflusst.

Dieses einfache Modell einer kulturellen Triebprofilierung im Sinne einer Überformung eines ahistorisch-vorbestehenden Triebes kann uns freilich nicht befriedigen. Es läßt zwei Probleme ungeklärt.

1. Wenn uns kulturanthropologische Erfahrungen und auch sprachtheoretische Überlegungen nötigen, den Trieb nicht als Komplex bloß biologisch natürlicher Impulse und Körperdispositionen anzusehen, sondern als Repertoire kultureller Verhaltensmuster, dann muß gezeigt werden können, wie Kultur ins Leibliche triebmodellierend eingreift. Und in welcher Weise und wo die Resultate dieses Eingriffs organisch abgelagert werden. Von woher, von welchem organischem Substrat diese einsozialisierten triebhaften Verhaltensmuster wirksam werden.
Und
2. Wie diese vorsprachlich gebildeten Verhaltensmuster mit Sprache verbunden werden. Wie wird bewußtlos triebhaftes Verhalten in bewußtes Handeln umgeformt? Oder andersrum, wie werden – im neurotischen Konflikt – diese vorsprachlich einsozialisierten Verhaltensmuster von den Sprachfiguren abgetrennt?

Meinen Lösungsvorschlag für diese beiden Fragen will ich nur kurz skizzieren: Fürs erste, in der intimen Körpergemeinschaft zwischen Mutter und Kind (bzw. vorher schon in der Einheit der Mutter mit dem Embryonen) spielen sich die Körperabläufe des Embryonen ab im Wechselverhältnis zur Mutter. Die körperlichen Interaktionen laufen in einer bestimmten Form ab, schlagen sich im Körper des Embryonen nieder, richtungsweisend für weitere Abläufe. Auf der organischen Betrachtungsebene heißt das, die Interaktion zwischen Mutter und Embryo wird als *I n t e r - a k t i o n s e n g r a m m* festgehalten. Dieses Interaktionsengramm ist das Erwartungsschema für die nachfolgenden Interaktionen. Embryonaler Bedarf wird so zum profilierten Bedürfnis. Die organische Grundlage des Triebes ist als Gefüge von Verhaltensmuster in Form des Geflechtes von Interaktionsengrammen zu verstehen.

Zum zweiten: Diese Interaktionsengramme werden beim Vorgang der Spracheinführung in die Sozialisation mit Lautengrammen verbunden. D.h. auf der psychischen Betrachtungsebene: unbewußte Interaktionsformen werden mit Sprachfiguren verknüpft und so zu "symbolischen Interaktionsformen". Diese symbolischen Interaktionsformen bilden das Ich, so wie die nicht symbolischen Interaktionsformen das Es.

Dieses Konzept, das ich hier nur in den größten Grundlinien vorstellen kann, soll aber nicht nur die Frage beantworten wie die basalen vorsprachlichen Verhaltensmuster gebildet werden und wo sie abgelagert werden (nämlich in sensomotorischen Zentren), sondern es will vordringlich der psychoanalytischen Erfahrung des prekären Verhältnisses von bewußten, d.h. sprachlich organisierten Handelns auf der einen Seite und nicht

sprachlich unbewußten Verhaltensanweisungen auf der anderen Seite Ausdruck verleihen. Der unaufhebbaren Spannung zwischen der Triebmatrix, die in das bewußte Handeln hineinragt als sinnliche Basis einerseits und dem sprachlich repräsentierten Handlungssystem im Individuum andererseits. Die Spannung zwischen sinnlichen Wünschen und dem Bewußtsein als System sozial zugelassenen bzw. definierten Handelns ergibt sich aus einer sozialwissenschaftlich aufgeklärten Trieblehre zwingend. Weil die Triebinhalte, die Verhaltensmuster des Triebes, Resultate konkreter ontogenetischer Körperauseinandersetzungen sind, muß das Triebgefüge insgesamt ein eigenständiges, eigenartiges, individuelles System bilden. Ein System, das schon vor der Spracheinführung, vor der Aneignung des Handlungsmusters über Sprache im Individuum abgelagert ist. Schon weil die Disposition (z.B. die "chromosomale Ausgangslage") jedes Individuums eine andere ist, ist dieses vorsprachlich einsozialisierte Verhaltenssystem ein individuelles, das sich absetzt vom kollektiven "Verhaltensdurchschnitt".

Nun hatten wir uns ja klargemacht, daß bei der Spracheinführung (mit dem sehr viel stärkeren kollektiven Übereinstimmungsdruck) nicht einfach Handlungsmuster der kindlichen Persönlichkeit aufgepreßt werden wie Zeichen auf eine tabula rasa. Sondern vielmehr Sprachfiguren mit bestehenden Verhaltensmustern verkoppelt werden müssen. Oder anders ausgedrückt: bestehende Interaktionsformen einen "Namen" erhalten. Einen Namen, was auf der *organischen* Ebene wiederum heißt: Interaktionsengramme werden mit Lautengrammen in Verbindung gebracht. Die bestehenden Interaktionsengramme, bzw. Interaktionsformen sind (ich möchte noch einmal darauf verweisen) aber nun nicht irgendwelche unsystematischen Gebilde, sondern sind Teile eines vor der Spracheinführung, vor der Sozialisation in Sprache aufgebauten Handlungsgefüges. Die Spannung zwischen der Matrix dieses vorsprachlich einsozialisierten Verhaltenssystems und den kollektiven Handlungsmustern via Sprache ist schließlich der Grund der neurotischen Sprachzerstörung. Die überall dort eintritt, wo das sprachliche Handlungssystem und die einsozialisierte, wie immer gelungene oder mißlungene individuell ausgegrenzte Bedürfnismatrix, miteinander unverträglich sind. Und deshalb voneinander getrennt werden müssen. Ich habe diesen Vorgang der Verdrängung eine "Desymbolisierung" genannt.

Gehen wir nach diesem Exkurs in die Sozialisationsgeschichte, in die Ontogenese des Individuums wieder zurück zu unserem Ausgangsproblem, dem Verstehen des Unverstehbaren "weil sprachlich Unzulängliches". Dieses Problem ist uns bisher noch nicht durchsichtig geworden. Im Gegenteil, die Verständigung scheint nach dem Gesagten nicht nur an der Nichtsprachlichkeit dieser unbewußten Verhaltensmuster zu liegen, sondern

offensichtlich ja auch noch an ihrer Asozialität, an ihrer privatistischen Ausgegrenztheit. Das Verdrängt-Sprachexkommunizierte ist zugleich – wie das Freud genannt hat – das Asoziale. Es besteht also eine Spannung zwischen der individuellen Triebmatrix, zumal in diesen verdrängten Anteilen, und dem kollektiv akzeptierten sprachlichen Handlungssystem. Das ist eine Spannung, die auch bezeichnet werden kann als die Spannung zwischen Kollektiv-Vereinbarem und dem in der jeweiligen Ontogenese Besondere, Ausgegrenzte, Privatisierte. Weshalb auch die bloße Enttäuschung des Verhaltens die Eigenart dieses Unbewußten nicht herausheben könnte, da sie ja einen Zugang zu der Besonderheit dieses Individuums sich konkret-interpretativ erst erschließen muß. Die Überwindung der Distanz zwischen dem sozial eingepaßten Analytiker – dem jedenfalls nicht-dasselbe-privatistische-Profil-bietenden Analytiker (wie es der Patient hat) – die Überwindung dieser Distanz und der punktuellen Asozialität (dieser im Symptom punktuellen Asozialität des Neurotikers) verlangt einen hermeneutischen Brückenschlag. Sie verlangt, daß im Sich-Einlassen in die Situation des Analysanden interpretativ die Position dieses Verhaltens erreicht wird. Zwei Eigentümlichkeiten eröffnen dabei den Ausweg für diesen doppelt komplizierten, aber doppelt geforderten psychoanalytischen Dialog.

1. Der Dialog spielt sich in unmittelbarer sinnlicher Interaktion ab. Über einen im Moment hergestellten *T e x t*. Als regelmäßiger und regelmäßig in gleicher Situationsgestalt ablaufender *D i a l o g*. In intimer, abgeschlossener Zweisamkeit. Dabei zugleich aber unter strikter Abstinenz. Was heißt: die Intimität und der sinnlich unmittelbare Austausch von Äußerungen sind sinnlich restringiert. Nicht nur sexuelle, sondern alle anderen Aktionen sind stillgelegt zugunsten der immobilen Lage auf der Couch. Nicht nur der Patient kann den hinter ihm sitzenden Analytiker nicht sehen, der Analytiker seinerseits kann, worauf ich schon hingewiesen habe, das Minenspiel des Analysanden gar nicht beobachten. Gestische Mitteilungen sind einseitig für den Patienten, der Blickkontakt ist für beide unterbrochen. Kommunikation ist wesentlich auf die eine Austauschenebene des Hörens eingeschränkt. Die eben beschriebene Einschränkung der Kommunikation hat als Zuspitzung des Dialogs offensichtlich den Sinn, die Selbstdarstellung des Patienten zu fördern. Es ihm zu ermöglichen, sich unabhängig von der Wechselseitigkeit des Eindrucks seine Imagines und d.h. in der vorher dargestellten Nomenklatur seine Interaktionsformen und das heißt Verhaltensentwürfe zu äußern.

2. Diese Selbstdarstellung hat sich in der gleichsam naturwüchsigen Entfaltung des psychoanalytischen Verfahrens und settings etabliert als Selbst-

beschreibung. Der Analytiker hat es gelernt, nicht nur jede Thematisierung, die ein sachlich drittes Thema zwischen ihn und den Patienten einbrächte, systematisch zu überhören, sondern auch durch die Selbstdefinition der Selbstdarstellungen hindurch diese vordringlich als Bericht, als Beschreibung einer Szenenfolge aufzufassen. Damit verengt sich für den Psychoanalytiker der Dialog zur Schilderung dramatischer Abläufe, die er in szenischem Verstehen herauszuhören sich bemühen muß. Nun erweitert sich aber zugleich die aktuell bewegungsarme Bühne außerordentlich. Denn Szenen aus der gegenwärtigen Interaktion zwischen Analytiker und Analysand wechseln ab mit Szenen aus dem Alltagsleben, die der Patient schildert. Räumlich und zeitlich weit entlegenen Szenen bis zurück zur Kindheit und das heißt bis an die Wurzeln der Interaktionsmuster in frühkindlichen Beziehungen. Und wieder vorwärts bis zum Gegenwärtigen und damit sinnlich emotional Unmittelbaren der gerade ablaufenden analytischen Situation. Entscheidend ist, daß Sprache nicht als Netz von Definitionen und Namen gebraucht wird, sondern als Medium der Beschreibung von Praxisfiguren. Wobei es die Aufgabe des Analytikers ist, dem Netz der Definitionen und Namen zu entkommen. Ihnen muß er ja mißtrauen; weil seine grundsätzliche Vorannahme die ist, das Beschriebene als falsch Bezeichnetes zu registrieren. Um unterhalb des semantischen Austauschs den verborgenen namenlosen Praxisstrukturen auf die Spur zu kommen.

Wie die Einheit von Beschreibung und Selbstdarstellung mit dem szenischen Verstehen korrespondiert, will ich Ihnen an einem flüchtigen Aufriß kurz zeigen.

Eine Patientin beginnt die Stunde mit Geschichten, wie sie sich über ihre Stieftochter ärgert. Sie berichtet dabei vom Urlaub mit Mann und Stieftochter und erwähnt, daß der Mann und die Stieftochter zusammen einen Pullover gekauft haben, wobei sie darauf zu sprechen kommt, daß der Mann grundsätzlich keine Pullover trägt und es auch nicht ertragen kann, wenn sie ihren Pullover zu seinen Kleidern legt. Aber nun hat er mit der Stieftochter zusammen einen Pullover gekauft und zwar in der Absicht, daß beide ihn tragen, abwechselnd. Die Patientin erwähnt dann, daß sie auf ihren Mann wütend ist, weil er sie bei ihrer Arbeit, einer wissenschaftlichen Arbeit, allein läßt. Sie erwähnt, wie er anderen geholfen hat. Sie kommt dann darauf, wie sie zusammen im Urlaub waren und der Mann sich in verschiedenen Gesten so verhalten hat – ich fasse zusammen – wie ein kleiner Junge, wenn er bei der Mama am Strand liegt.

Schauen wir uns diesen Bericht einmal genauer an: es sind da vier Schilderungen, die ich hier als Szenen vorgeführt habe, vier szenischen Vorstellungen zu notieren.

– Ärger über die Stieftochter

- Kauf des Pullovers, seine unterschiedliche Bedeutung im unterschiedlichen Verhältnis zu ihr und der Stieftochter
- Enttäuschung über den Mann wegen der Arbeit
- Verhalten des Mannes am Strand.

Verstehen wir nun die Mitteilungen an den Analytiker als Beschreibung von Szenen, die alle etwas über die Patientin selbst aussagen sollen: also Selbstdarstellungen sind. Und zwar selbst dann, wenn — wie bei der Kaufszene — die Patientin gar nicht in der Szene drin ist. Nehmen wir alles als Selbstdarstellung. Und zwar unterschiedslos, ob es sich um real berichtete Szenen handelt (hier sind es alle, von denen ich hier gesprochen habe), um szenische Entwürfe, Phantasien (die nur vorgestellt sind). Um Szenen, die sich auf die eigene Person beziehen oder um Szenen, die keinerlei Selbstdarstellungscharakter zu haben scheinen. Alle Szenen zusammen genommen lassen sich dann so lesen:

1. Die Patientin spricht in allen Szenen von Wunscherfüllungen. Und zwar zunächst von der Wunscherfüllung der Stieftochter dem Vater gegenüber.

2. Sie selbst schildert sich entweder als ausgeschlossen, unbeteiligt an diesem Wunschspiel oder sogar als Adressat von Wünschen der anderen an sie selbst. Die eine Position aber fehlt, nämlich: daß sie selbst einen Wunsch haben könnte.

Geht man davon aus, dann taucht die folgende Interpretation auf: die Patientin wird von eigenen Wünschen bewegt, die sie nicht aussprechen darf und die in der Situation frustriert werden — worüber sie erst recht nicht sprechen kann.

Ich habe Ihnen ein recht harmloses und relativ oberflächliches und auch nur oberflächlich erläutertes Beispiel vorgeführt und erwarte nicht Ihre Zustimmung zur Interpretation. Mir kommt es vielmehr nur darauf an, die formale Besonderheit dieses Interpretierens zu zeigen, nämlich

- erstens, das Verstehen der beschriebenen Szenen als Verstehen von Verhaltensentwürfen des Analysanden, im Sinne von Wunschbildern, Erlebnisiniederschlägen (bis hin zum Frühkindlichen).

Es ist klar, daß dieses "szenische Verstehen" von den szenischen Vorannahmen des Analytikers ausgehen muß. Von seinen eigenen lebenspraktischen Vorannahmen, die er nun freilich im Umgang mit der psychoanalytischen Theorie als einer Theorie sozialen Verhaltens und innerhalb der Analytikergruppe systematisch zu klären sich bemühen muß. Die szenisch beschriebenen Verhaltensentwürfe werden natürlich nicht einfach nur registriert. Sie werden auch nicht mit Hypothesen konfrontiert. Ich darf

noch einmal darauf hinweisen, daß die Psychoanalyse keinen nomologischen Apparat aufgebaut hat. Vielmehr werden die Einzelszenen als Teile eines Sinnzusammenhangs zu begreifen versucht und demgemäß in einem hermeneutischen Zirkel interpretiert. Der einzelne szenische Verhaltensentwurf wird als Moment eines umfassenden, zu eruiierenden d r a m a t i s c h e n E n t w u r f s angesehen. Erinnern sie sich an den Anfang meines Referats, an die Unterscheidung von bewußtem und unbewußtem Verhalten als Gegensatz zwischen zwei verhaltensanweisenden Ebenen. Erinnern sie sich auch der Zentralthese, daß diese Unterscheidung auf zwei Ebenen einsozialisierter Verhaltensmuster verweist: Die vorsprachliche Triebmatrix (und d.h. Matrix sensomotorisch engrammerter Interaktionsformen) und jene Interaktionsformen, die mit Sprachfiguren als sprach-symbolische Interaktionsformen verknüpft sind, Entwürfe innerhalb des bewußten Handelns also sind. Der Gegensatz zwischen diesen beiden verhaltensanweisenden Schichten wird als neurotischer Konflikt prekär. Diesen Gegensatz gilt es im psychoanalytischen Dialog nicht nur aufzufinden, sondern wieder zu versöhnen, indem – abstrakt gesprochen – die konkreten dramatischen Figuren, die von Bewußtsein und Sprache abgespalten sind, interpretiert werden. Szenisch konkret interpretiert werden. Und d.h. wieder mit dem richtigen Namen versehen werden.

Ich fasse zusammen: Meine These ist, die Psychoanalyse als Dialogwissenschaft vorzustellen. Als radikalisiertes Verstehen mit verbalen Dialogmitteln, wobei der Erfolg des Verstehens nur vom Ende des Prozesses her erkennbar ist, nämlich, von der Herstellung der Verständlichkeit in Beseitigung der Unverständlichkeit. Genauer gesprochen: vom Vorgang der Resymbolisierung der zerstörten Sprach- und Handlungsschicht her.

Mittel der Verstehensschritte sind die Selbstdarstellungen des Patienten in Beschreibung von Szenen einerseits und dem szenischen Verstehen des Analytikers andererseits.

Die Umsetzung des Verstehens in Herstellung der Verständigung in der Interpretation der Szenen.

Psychoanalyse ist im Durchdringen des falsch Verständigten ein kritisches Verfahren und sie ist im Versuch, das Unverständene, aber Praxisrelevante, die Struktur, die vom Bewußtsein ausgeschlossene Struktur einzuholen, ein hermeneutisches Verfahren. Ich nehme an, daß Ihnen beim Zuhören mannigfache Unterschiede zwischen diesem Vorgehen und Ihrem eigenen gekommen sind. Ich möchte das mit einem etwas provozierenden Bild abschließen: Die Zentralachse des psychoanalytischen Verfahrens ist die Übereinstimmung der freien Assoziationen

des Patienten und die frei schwebende Aufmerksamkeit des Analytikers. Diese frei schwebende Aufmerksamkeit hat man schon verglichen mit der Weckbarkeit der Mutter am Bett des Kindes, die aufwacht, sobald etwas Beunruhigendes geschieht. Etwas weniger erhaben hat man das auch verglichen mit dem Verhalten eines Hofhundes, der in seiner Hundehütte liegt und hundert Signale überhört, der sich nicht drum kümmert, ob auf der Straße draußen etwas los ist. Aber aufmerksam wird, sobald ein Fremder den Hof betritt, sobald also etwas Irritierendes passiert, sobald, um es konkreter zu sagen, Szenen auftauchen, die einen Widerspruch enthalten – sei es der Widerspruch zwischen dem Verhalten des Patienten und der – “üblichen” – Verhaltenserwartung des Analytikers, sei es der Widerspruch zwischen wirklichem Verhalten und angeblicher Motivation des Patienten. Solche Widersprüche verlangen eine “Lösung” – aber nicht aus dem Rezeptkasten des Analytikers, sondern aus dem Sinnzusammenhang des Patienten selbst – den verborgenen, verdrängten Verhaltensentwürfen einerseits und dem Sinnzusammenhang der bewußten Handlungsentwürfe des Patienten. Die Irritation durch den Konflikt “weckt” den Analytiker auf. In diesem Moment wacht er auf, nachdem er alles übrige verschlafen hat. Wenn ich’s recht verstanden habe, dann ist die Situation der Konversationsanalyse ganz anders: Nicht die Situation eines schlafenden Hofhundes liegt hier vor, eher die eines Schäferhundes, eines jungen mobilen Schäferhundes, der eine Schafherde pausenlos umkreist, um jede Bewegung der Schafe genauestens zu registrieren. Selbstverständlich mit heutigen Mitteln, mit Tonträger und Filmapparatur. Gänzlich anders als dieser schläfrige Hofhund, der die Mitteilungen des Patienten an sich vorbeirauschen läßt, noch viel achtloser als ich es hier mit meinem sehr schlampigen Beispiel Ihnen vorgeführt habe. Nun, um die Rivalität etwas ernsthafter zur Geltung zu bringen: Dieser methodische Unterschied sollte in einem metatheoretischen und “metapraktischen” Vergleich herausgearbeitet werden, um aus der Differenz in Verfahren und Gegenstand (was natürlich zusammengehört) von beiden Vorgehensweisen her einen Einblick in das Zusammenspiel von Sprache und Praxisfiguren im Dialog zu gewinnen.

Literatur

Beide Freudzitate: *Some Elementary Lessons in Psycho-Analysis*.
Gesammelte Werke, Bd. XVII. Imago publishing Co.LTD, London 1941.

Resümee

1. Rolf Klopfer hat gestern das berühmte Tagungsresümee eines noch berühmteren Kollegen charakterisiert und verteidigt mit den Worten, es sei etwas konfus, etwas verwirrend; der Verfasser sei eben müde gewesen nach einem Kongreß wie unserem. Vielleicht kann auch ich vor diesem Hintergrund eine Bitte um Nachsicht äußern.

Was ich unternehmen will, ist der Versuch einer Durchgliederung des in den letzten vier Tagen Gehörten unter einigen systematischen Gesichtspunkten, also kein Wiederholen, Zusammenfassen, Werten einzelner Beiträge in einer sukzessiven Abfolge. Ich möchte dabei die verschiedenen Teile dieser Tagung auf systematischen Plätzen sammeln, denn dadurch kann ja vielleicht am ehesten gesehen werden, was alles behandelt wurde, und man sieht, was ausgespart wurde. Außerdem kann man besser vergleichen, wie es behandelt wurde, und gewinnt möglicherweise Ansätze für eine eigene Wertung.

Ein Kollege hat ausdrücklich für sich in Anspruch genommen, Fragen zu stellen, statt Ergebnisse zu liefern. Das gilt wohl auch für viele andere Beiträge, in denen das nicht ausdrücklich gesagt worden ist. Das ist zu berücksichtigen, wenn hier 'Ergebnisse' resümiert werden sollen. Ich unterscheide ('gute') Fragen und 'echte Ergebnisse' nicht und rechne beides als Ergebnisse. Wegen der gebotenen Kürze, Müdigkeit, Zugabfahrt, Textüberdruß kann das meiste nur so etwas sein wie ein geordnetes Inhaltsverzeichnis.

2. Die Veranstalter haben die Formulierung 'Dialogforschung' gewählt, weil sie verschiedene Disziplinen, Richtungen, Schulen, Arbeitsgruppen, die sich mit Dialogen beschäftigen, zu Wort kommen lassen wollten. Es sollte ein Sammelbegriff gebildet werden. Von den Aufgaben des Instituts für deutsche Sprache her sollte selbstverständlich die sprachwissenschaftliche Dialogforschung ein Übergewicht haben. Das hatte sie denn auch mit einem deutlichen Vorrang der 'Gesprächsanalyse'. Es sollten andererseits aber auch die philosophische Dialoglogik, die ethnomethodologische, soziologische Dialogforschung, die psychologische und psychoanalytische Dialogforschung und nicht zuletzt die literarische Dialogauffassung in wichtigen Ausschnitten zu Wort kommen. Und daß sich dies Konzept bewährt hat, wird man wohl kaum bestreiten wollen.

Wie die inhaltlichen Aspekte, so waren auch die Darstellungsformen verschieden. Ich brauche darauf im einzelnen nicht einzugehen.

3. In den enger sprachwissenschaftlichen Beiträgen wurden unterschiedliche Zielsetzungen deutlich. Während etwa in der ursprünglich ethnomethodologischen conversational analysis die Suche nach der "Ordnung der Dinge in den Köpfen der Leute" oder, anders gewendet, "die Konstruktion sozialer Wirklichkeit im sozialen Handeln" (beides Bergmann), zu dem sprachliches Handeln gehört, grundlegend war (dies ist, glaube ich, auch das Grundanliegen von Werner Kallmeyer), formuliert Henne andererseits, er wolle "Gesprächsanalyse als Teil einer deutschen Textlehre" betreiben. Und auch noch weitere, mehr oder weniger abweichende Zielvorstellungen wurden ausdrücklich oder zwischen den Zeilen deutlich.

Da jeder Teilnehmer auch wieder Erwartungen mitbringt, die zu der einen oder anderen Zielvorstellung passen oder nicht passen, darf man sich nicht wundern, wenn der eine oder andere jeweils von dem einen zu wenig oder zu viel vorgefunden hat. Manchem ist gewiß auch das traditionelle Feld der deutschen Sprachwissenschaft zu weit entfernt geblieben.

4. Ein von mehreren Teilnehmern gesehene Grundproblematik trat hervor, als die Frage aufkam, ob es genüge, Dialogregeln *b e s c h r e i b e n d* zu formulieren, ob man sich nicht auch um eine *n o r m a t i v e* *D i a l o g - e t h i k* bemühen müsse. Die Frage nach einer kritischen Sprachwissenschaft war damit gestellt. Dabei wurde allerdings realistisch betont, daß man erst mehr wissen müsse, ehe man (Zitat Kindt) "das normative Versteckspiel" überwinden könne. Der Realismus der Auffassungen zeigte sich auch da, wo nach der Möglichkeit gefragt wird, dialoganalytische Ergebnisse etwa in Ausbildungsbücher für Sozialarbeiter, Sachbearbeiter usw. einzubringen.

5. Ich gehe über zum Problem der *D i a l o g d e f i n i t i o n*. Das die ganze Tagung über latente Thema der Dialogdefinition hat Rolf Klopfer gestern provokativ thematisiert, als er die Auffassung von einer prinzipiellen dialogischen Konstitution der Literatur vortrug. In diese dialogische Konstitution bezog er auch monologische Formen wie das Erzählen — auch das Erzählen im Alltag — ein und befand sich dabei im Einklang mit anderen. Damit wurde der in der Linguistik gewöhnlich benutzte Dialogbegriff erheblich ausgeweitet und, wie einige Diskutanten meinten, aufgeweicht. In der Diskussion hat die Vorstellung einer Graduierung

“mehr oder weniger /+ dialogisch” Zuspruch gefunden. Ich denke jedoch, daß sich die alltagssprachlich gestützte Vorstellung halten wird, daß man einen ‘Dialog’, bei dem der oder die Partner eines Sprechers während der ganzen Dauer (verstehend) zuhören, ‘Monolog’ nennt oder nennen kann. Monologe als Einweg-Dialoge sind eine Teilmenge aller Dialoge.

Einer zu großen Aufweichung des Dialogsbegriffs — so brachte es die Diskussion, besonders auf Grund einer Anregung von Hans Glinz, hervor — kann man auch entgegenwirken dadurch, daß man 1. das dialogische Prinzip, so wie es etwa von Buber, Rosenstock, Bollnow u.a. herausgestellt worden ist, 2. dem Dialogals Form gegenüberstellt. Damit wird, glaube ich, verschiedenen berechtigten Vorstellungen und Modellen Rechnung getragen.

6. Nun zum Problem der erkenntnistheoretischen Grundlagen: Ich möchte mich dabei vorwiegend auf die linguistische Dialogforschung beschränken. Der Vergleich mit dem überwiegenden Teil der theoretischen Linguistik der 60er und früheren 70er Jahre (die auch auf vielen Jahrestagungen früherer Zeit eine große Rolle spielte), der sich ja erkenntnistheoretisch dem kritischen Rationalismus verpflichtet fühlte — denken wir nur an Jerold J. Katz als ‘Hausphilosophen’ der Chomskyaner und noch einiger Nachfolger — ergibt, meine ich, in erkenntnistheoretischer Hinsicht ein total gewandeltes Bild: Wir haben eine Hermeneutik-Renaissance in der Sprachwissenschaft. Eine Anzahl der Vortragenden bekannte sich ausdrücklich zur Hermeneutik als erkenntnistheoretischer Grundlage ihrer Arbeit, andere legten sie stillschweigend zugrunde.

Wenn es einem, der in seinen eigenen Arbeiten nie einen anderen Grundansatz benutzt hat, erlaubt ist, das zu sagen, so ist nun eher wieder ein antizyklisches Verhalten gegen die Hermeneutik am Platze. Es fällt nämlich auf, daß öfters jegliche Anstrengung versäumt wird, das einmalig und individuell Verstandene durch methodische Prozeduren — Tests, Proben — intersubjektiv zu stabilisieren und damit wiederholbar zu machen. Es ist in der Diskussion ja nicht unbemerkt geblieben, daß wir uns manchmal bedenklich der Wiedereinsetzung der verkimmanenten Interpretation und der inhaltsbezogenen Grammatik genähert haben, wo man manches schon besser las: Es ist unsere Aufgabe, ein wohlabgewogenes und angemessenes Verhältnis zwischen den ‘naiv’ interpretierten Daten, einer Hypothesenbildung und der übergeordneten Theoriekonstruktion anzustreben.

Auch die soziologische Ethnomethodologie benutzt — wie wir gesehen haben — den hermeneutischen Zugang (J.R. Bergmann, G. Jeffersen,

W. Kallmeyer), und Teile der Linguistik haben ihn daher. Die eindrucksvollen Beispiele aus der sich empirisch-monologisch verstehenden Psychologie, die wir gehört haben (Th. Herrmann, J. Engelkamp), müssen gewiß für die Theorie- und Methodendiskussion der Linguistik zum Nachdenken anregen. Demgegenüber haben wir auch gesehen, wie in der Psychoanalyse eine noch wesentlich – ich möchte mal sagen – ungebundener Form der Hermeneutik angewendet wurde, als wie sie hier bei den 'lockersten' Vertretern der Linguistik wahrnahmen.

7. Die *Schweisse* dieser Tagung war überwiegend *synchronistisch*, aber das ergibt sich wesentlich auch aus dem Hauptgegenstand 'gesprochene Sprache'. Punktuell gab es jedoch sehr interessante Hinweise auf eine *historische Komponente*, z.B. im Zusammenhang mit den Darlegungen über Jugendsprache (H. Henne), über die Agenda der Kirchensprache (E. Gülich), über historische Probleme der Strafprozeßordnung (V. Ullmer-Ehrich), vor allem aber im Zusammenhang mit den Ausführungen von Rolf Kloepper zu den Funktioletken (vgl. dazu auch bei 12).

Wenig hervorgetreten ist das Problem einer kontrastiven Pragmatik: Weder für die verschiedenen Varianten der Muttersprache noch für die Kontrastierung Muttersprache vs. Fremdsprache ist dieses Thema angesprochen worden. Das ist angesichts der Anwesenheit von vielen ausländischen Kollegen eigentlich schade.

Ein wenig hat man sich mit dem kontrastierenden Vergleich von kommunikativen Funktionsbereichen, etwa Alltag-Jurisprudenz, Alltag-Literatur u.ä. beschäftigt.

8. Zwei *theoretisch* besonders wichtige Problembereiche im Zusammenhang mit der linguistischen Dialogforschung wurden m.E. von Jürgen Dittmann mit der Frage nach dem Verhältnis von Grammatik und Pragmatik und von Kuno Lorenz mit der Behandlung der Beziehungen von Semantik und Pragmatik beleuchtet. In Dittmanns Beschäftigung mit dem Verhältnis von Grammatik und Sprachverwendungstheorie, d.h. mit dem Verhältnis von Grammatik und Pragmatik, geht es zentral um die Frage, ob die Grammatik so umformuliert/erweitert werden kann, daß sie auch die Sprachverwendungsregeln aufnehmen kann, ohne unbenutzbar zu werden, oder ob man eine Sprachhandlungstheorie grammatisch aufbereiten kann oder ob man an die Verzahnung zweier getrennter 'Apparate' denken muß. Dittmann hat sich diesem schwierigen Feld dadurch genähert, daß er die kommunikativ-pragmatische Funktion morpho-syntaktischer Ausdrucksmittel zu bestimmen suchte, um so zu einer

kommunikativen Grammatik zu gelangen. Auf die kommunikative Funktion grammatischer Einheiten und Kategorien ist auch in einer Reihe von anderen Beiträgen hingewiesen worden.

Um die Abgrenzung der semantischen Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke von pragmatischen ging es bei Kuno Lorenz, wobei er sich für den Wittgensteinschen Weg einer Pragmatisierung der Semantik entscheidet und zu einer Dialoglogik weiterschreitet. Auf den Nutzen der Trennung einer *A r g u m e n t a t i o n s*ebene, die mit dem (semantischen) Sinn verbunden ist, von einer *B e g r ü n d u n g s*ebene, die mit der pragmatischen Geltung verbunden ist, kann man m.E. nur nachdrücklich hinweisen.

9. Für den Bereich der *M e t h o d e n* gilt weithin das zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen oben Gesagte in hohem Maße. Die Diskussion hat hier immer wieder Wünsche nach expliziten und präziseren Modellierungen sowohl extralinguistischer Faktoren und Situationstypen wie auch nach sprachlichen Kategorien äußern müssen. Recht oft ist eine zu intuitiv impressionistische Begriffsbildung festgestellt worden. Ich meine zwar, daß das als Heuristik in der Forschung verteidigt werden kann, aber man darf doch nicht dabei stehen bleiben. Und dieser Meinung sind ja immer wieder auch Diskussionsredner gewesen. Es fällt mir auf, daß einzelne Fallstudien stark in den Vordergrund getreten sind und die Frage nach der Repräsentativität der Ergebnisse, die nur statistisch erreichbar ist, kaum mehr gestellt wurde. Nur relativ selten sind auch Klassen/Typen von pragmatischen Erscheinungen gebildet worden, so etwa wenn Konrad Ehlich von einer Klasse der *hm s* sprach, Gail Jefferson von der Klasse der 'Lachpartikeln', Angelika Wenzel von 'Paraphrasentypen' u.ä. Die empirisch-nomologischen Methoden, die die Psychologie benutzt, ihre Operationalisierungen, ihre kontrollierten Experimente und Modellbildungen, wie sie heute von den beiden Psychologen (Th. Herrmann, J. Engelkamp) vorgeführt wurden, sollten immer wieder auf ihre Anpassungsfähigkeit auch für Aufgaben der linguistischen Dialogforschung hin befragt werden. Sie könnten dem unkontrollierten Verstehen gegenüber eine intersubjektive, stabilisierende Rolle einnehmen und für die Reproduzierbarkeit des einmalig Verstandenen sorgen.

Ein nicht uninteressanter Seitenzweig der Diskussion betraf den Zusammenhang von Linguistik und Paralinguistik. Sprach Gail Jefferson davon, man müßte den Lachpartikeln die Würde (*dignity*) wirklicher Kommunikationsmittel verschaffen, so nahmen andere Vortragende Erscheinungen wie Blickkontakte, aber auch Klopfen und Klingeln usw. ausdrücklich

in den Kommunikationszusammenhang auf. Man wird allerdings die verschiedenen Arten solcher Mittel als eigene kleine semiotische Systeme darstellen müssen, sonst kommt man in Schwierigkeiten.

10. Ich komme zum **M a t e r i a l**. Seine Qualität als eine wichtige Voraussetzung angemessener Ergebnisse wurde kritisch beobachtet. Das meiste Material, das den Untersuchungen zugrunde gelegt wurde, entstammte gesprochener Sprache. In gewissem Maße wurde auf 'redigierte' gesprochene Sprache zurückgegriffen (vgl. etwa das Spiegel-Gespräch, das Wolfgang Klein benutzt hat). Zur Qualität des Materials gab es öfters Nachfragen. Es wurde hauptsächlich mangelnde Originalität, mangelnde Spontaneität gerügt. Imitationen von Sprechen wurde Skepsis entgegengebracht. Auch die soziale Strukturiertheit, die Repräsentativität waren Diskussionspunkte.

Wenn man sich manchmal geneigt sah, dem etwas boshaften Urteil von Jörg Bergmann zu folgen, der von der Gefahr bebildeter Sprechakttheorie sprach, und man vielleicht auch von einer bebilderten Gesprächsanalyse sprechen wollte, so muß man auf der anderen Seite doch auch sehen, welche Nöte derjenige hat, der originales Material beschaffen soll. Und darüber kann ich ja vielleicht ein bißchen mitreden. So möchte ich alle diejenigen verteidigen, die sich mühselig Material verschaffen und dabei Kompromisse eingehen müssen. Der Rat von Rainer Rath soll besonders unterstrichen werden, der das Institut für deutsche Sprache auffordert, die Bereitstellung weiterer authentischer Textveröffentlichungen zu fördern. Ein nicht unwichtiges Problem für den Forscher und seine Gewährsleute ist in diesem Zusammenhang der Datenschutz.

11. **T r a n s k r i p t i o n s p r o b l e m e**. Es gab erstaunlich viel Interesse von verschiedensten Seiten für Transkriptionsprobleme, und das Institut für deutsche Sprache sollte sich vielleicht überlegen, ob es in diesem Bereich ein bißchen koordinierend tätig werden könnte. Es scheint sich ein Konsens dafür herauszubilden, daß ein universelles Texttranskriptionsformular nicht machbar und nicht wünschenswert ist, sondern daß je nach verschiedenen Erkenntnisinteressen Transkriptionsformulare ausgearbeitet werden müssen. Hinsichtlich der Korpora (und ihrer Transkription) scheint es heute klar erkennbar, daß ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen Aufwand und Nutzen hergestellt werden muß. Es wäre zusätzlich wünschenswert, daß im Laufe der Zeit ein **F o r m u l l a r b u c h** verschiedener Transkriptionsmuster zusammengestellt würde, auf das künftige Nutzer zurückgreifen könnten. Sie könnten dann leicht auf Formulare zurückgreifen, die für ihre jeweiligen Transkriptionsauf-

gaben geeignet wären, denn allein die Entwicklung eines neuen Formulars ist immer schon eine lange Geschichte. Dabei wären auch Probleme wie das der Dialektschreibung und ähnliche Dinge im Einklang mit der hierfür ja vorhandenen Forschung zu berücksichtigen, denn das ist zweifellos in der gegenwärtigen Dialogforschung ein ganz besonders chaotisches Feld.

12. Ich gehe über zum funktionalen Bereich. Den Hauptanteil nahmen Dialoge aus dem Funktionsbereich 'Alltagskommunikation', damit also dem Funktiolekt 'Sprache der alltäglichen, normalen Lebenspraxis', ein. Er ist überdies mit relativ vielen Interaktionsmustern belegt worden (siehe dazu unten bei 15). Eine größere Rolle spielte daneben der Bereich 'Vermittlungssprache'. Veronika Ullmer-Ehrich fragte: "Wie machen sich Juristen für den Laien verständlich?" und behandelte 'die Übersetzung juristischer Begriffe und Terminologien in die Alltagssprache unter möglicher Beibehaltung der juristischen Argumentationsweise'. Für den forensischen Dialog ergibt sich hier ein Zusammenhang zwischen juristischer Fachsprache und Alltagssprache. Im Unterrichtsdialog und im Lehr-Lern-Dialog stellten sich ähnliche Probleme für die Vermittlung von Fachwissen und für unterschiedlich umfangreiches und detailliertes Wissen. Am Rande blieb der Funktionsbereich 'religiöse Kommunikation', auf den nur Elisabeth Gülich in einem kleinen Beispiel hingewiesen hat. Als Desiderat kann man es empfinden, daß der wissenschaftlich-fachliche Dialog kaum eine Rolle gespielt hat, obwohl er doch für uns alle eine ganz erhebliche Bedeutung hat.

In der Diskussion um die Bestimmung von Literatursprache muß man unterscheiden zwischen einem 'institutionellen' Funktionsbereich der Literatur, der historisch geworden ist, und ästhetischen Verfahrenswesen der Literatursprache. Im Funktionsbereich 'Literatur' werden zwar einerseits, wie Rolf Klopfer betont, latente alltagskommunikative Möglichkeiten entfaltet, andererseits aber auch völlig neue Kontrastwelten zur Alltagswelt aus Sprache aufgebaut. Die ästhetischen Verfahrensweisen der Literatursprache, z.B. das Verfahren der Verfremdung oder des 'hohen Stils' oder andere Dinge, können wiederum auch im Funktionsbereich 'Alltag' oder anderswo Verwendung finden. Auf diese Weise kann man, glaube ich, die gestern geführte Kontroverse auflösen. Wichtig erscheint es, noch einmal hervorzuheben, daß der Funktiolekt 'Literatursprache' wie auch die anderen für uns heute als getrennt erscheinenden Funktiolekte, etwa die Fachsprachen und die Vermittlungssprache, aber wohl auch Glaubens- und Gesetzessprache und ähnliches, eine historisch gewordene Gliederung darstellen. Unter anderen geschichtlichen Kultur- und Lebensbedingungen gelten teilweise völlig andere Auf-

gliederungen, oder die Funktionsbereiche sind überhaupt nicht aufgetrennt worden. In 'einfachen' Gesellschaften ist eben der Dichter gleich Arzt und Jurist usw.

13. Im Bereich der *S o z i o l e k t e* hat Helmut Henne sich mit der Jugendsprache als Gruppensprache beschäftigt. Ihre generellen Erscheinungen wurden von ihm als Probleme der Sprachprofilierung und Identitätsfindung interpretiert. In der Diskussion wurde kritisch gefragt, ob die Ausgrenzung eines Gruppensprachentyps 'Jugendsprache' gelungen sei, ob mit den benutzten Parametern das Phänomen genügend differenziert faßbar sei, ob nicht nur gymnasiale Sprache herausträte, ob das vorgelegte Material nicht mehr Echo-Formen spiegele als originäre Jugendsprache. Auch hier, glaube ich, muß man wieder sagen, wer die Schwierigkeit schon allein der Dokumentation von Gruppensprachen ein bißchen kennt, muß Henne verteidigen.

14. *D i a l e k t e* und *r e g i o n a l e U m g a n g s s p r a c h e n* tauchten im Material auf, wurden aber als solche nicht thematisiert.

Bei Helmut Henne spiegelte dagegen die gegenseitige Beeinflussung von *g e s p r o c h e n e r* und *g e s c h r i e b e n e r* Sprache in der Jugend eine gewisse Rolle.

15. Da der Dialog als Form (siehe 5) im Mittelpunkt des linguistischen Interesses steht, beschäftigten sich demgemäß die meisten Vortragenden mit speziellen *d i a l o g i s c h e n I n t e r a k t i o n s f o r m e n*.

15.1. Mit kommunikativen Ganzheiten, also mit ganzen Texten, mit ganzen Interaktionen, ihrer Abgrenzung und ihrer internen Struktur hat sich kaum jemand explizit beschäftigt. Aber auf sie wurde doch stillschweigend immer wieder zurückgegriffen. Am häufigsten wurden asymmetrische Dialoge zugrundegelegt: 'Interviews', 'Sozialamtsgespräche', 'Beratungsgespräche', 'Befragungen', 'Strafprozesse', 'Unterrichtsdialoge', 'Lehr-Lern-Dialoge', 'Telefongespräche'.

An symmetrischen Dialogen haben Verhandlungsmittschnitte von ASTA-Sitzungen eine Rolle gespielt. An (—) Dialogen — sprich Monologen — sind behandelt worden: Alltagserzählungen, literarische Texte, gottesdienstliche Texte.

15.2. Den größten Raum nahm die Durchdringung von Dialogteilen und Teilprozessen ein. Und hier, finde ich, ist nach dieser Tagung unser Wissen,

sowohl was die Handlungsseite anlangt wie auch was Versprachlichungskategorien betrifft, am meisten gewachsen. Allerdings ist der theoretische Status der behandelten Einheiten und Prozeßregularitäten meist nicht explizit bestimmt worden. Und ich sehe mich natürlich auch nicht in der Lage, hier diese Einheiten an bestimmte Stellen eines Systems zu rücken. Es wird sicherlich noch lange dauern, bis wir jedem der aufgestellten Vorschläge einen Platz in einer übergreifenden Theorie zuweisen können. Immerhin kann man sehen, daß stark der *propositionale Bereich*, etwas weniger die Beziehungsebene behandelt worden ist.

Ich gebe eine kleine, relativ ungeordnete, aber vielleicht doch für den einen oder anderen ganz aufschlußreiche Zusammenstellung der behandelten Fragen: Es sind *repairing-Probleme* behandelt worden, etwa von Gail Jeffersen; *kooperative Verfahren* und *Ablaufmuster* wurden betrachtet von vielen Autoren; hierher gehören auch Werner Kallmeyers Ausführungen zur Vorbereitung, Durchführung, Auflösung von Handlungseinheiten und den sich daraus ergebenden weiteren Punkten.

Mit der *Eröffnungs- und Beendigungsphase* von Dialogen und dort vorkommenden Ablaufregularitäten, den damit hergestellten sozialen und kommunikativen Beziehungen haben sich beschäftigt Elisabeth Gülich, Helmut Henne, Franz Josef Berens.

Rahmenvorgaben, z.B. im Zusammenhang mit dem Strafprozeßverfahren (mildernde Umstände u.ä.) sind behandelt worden von Veronika Ullmer-Ehrich. Die Geltung und Form von *Rekonstruktionsparaphrasen* und ihre Feingliederung in institutionellen Kommunikationen, insbesondere in Sozialamtsgesprächen, hat Angelika Wenzel in einem in der Diskussion wohl aufgenommen Vortrag vorgeführt. Ich möchte nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß dabei gewissermaßen die Arbeit des Instituts für deutsche Sprache unmittelbar einmal zum Ausdruck kam; denn stammten die vorgetragenen Dinge auch noch aus dem Dialogstrukturen-Projekt, so ist doch hier der Übergang zu dem neubeginnenden Beratungsgespräche-Projekt des Instituts für deutsche Sprache sichtbar geworden.

Es sind *Argumentationen* in der Alltagskommunikation unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt worden (Wolfgang Klein und Kuno Lorenz). Kleins Neuformulierung des 'Logik'-Begriffes in der Alltagskommunikation ("Meinung über einen Tatbestand") muß noch besonders bedacht werden.

Andere Problembereiche sind im Zusammenhang mit dem *Unterrichtsdialog* beleuchtet worden: Lehrerfrage, Lösung abliefern, turn-Apparat, Abduktion (Konrad Ehlich).

Ein anderer thematisch zusammenhängender Bereich war der der *Alltagserzählungen*. Rainer Rath hat die Ankündigung von Erzählungen innerhalb von Dialogen betrachtet und Vorschläge und Forderungen daraus abgeleitet. Nach seiner These bringt eine Erzählankündigung, die eine phatische Funktion hat, lediglich eine Einbettung der Erzählung. Dagegen bewirke eine 'abgeleitete Funktion' – wie er es genannt hat – auch die Legitimierung der Erzählung im Dialogzusammenhang. Anders gerichtet waren und, wie ich glaube, ebenfalls eine weiterführende Perspektive brachten Uta Quasthoffs Ausführungen über erzählfreundliche und erzählfreundliche Situationen und ihre Charakterisierung der Zuhörer-beteiligung an verschiedenen Stellen des Dialogs. Hier ergab sich auch ein Durchblick auf die Unterschiede zwischen Erzählen und Argumentieren, also so etwas wie ein kontrastiver Zug.

Helmut Henne hat *Gesprächspartikel* als Konstitutiva der Gesprächstexte von Jugendlichen angesehen und interpretiert. Auf Ellipsen ist ein Blick geworfen worden.

15.3. Zum Schluß scheint es mir richtig, das Programm der Tagung noch unter dem Gesichtspunkt der behandelten Intentionen bzw. Illokutionen zu durchleuchten. Unter verschiedenen Aspekten ist die Intention 'Auf-forderung' behandelt worden, u.a. von Gail Jeffersen, Veronika Ullmer-Ehrich, Jürgen Dittmann, Angelika Wenzel, Franz Josef Berens. Für mich am eindrucksvollsten war hier der psychologische Ansatz von Theo Herrmann. Eine Rolle hat gespielt die Intention des Informierens und Identifizierens. Das Begründungsproblem hat unter vielfältigen Gesichtspunkten eine Rolle gespielt (V. Ullmer-Ehrich, W. Klein, K. Lorenz). Für Linguisten sehr bedenkenswert halte ich Johannes Engelkamps Ausführungen zu kognitiv bewerteten Affekten, ist doch die Taxonomie von Affekten auch sprachlich ein ganz schwieriges Problem. Und schließlich ist ein immer wieder angeschlagenes Thema im Bereich der Intention-Illokution gewesen: das der Herstellung kommunikativer und sozialer Beziehungen.

16. Ich bin am Ende und möchte noch ein Wort sagen zum 'Klima' der Tagung. Ich habe es persönlich als außerordentlich wohltuend und erfrischend gefunden, daß weithin das Geltenlassen anderer Methoden- und Theorieansätze als der eigenen die sonst unter Linguisten nicht selten unduldsame Selbstgerechtigkeit abgelöst hatte. Dazu gehörte auch das mehrfach geäußerte Verständnis für die gegebenen kommunikativen Bedingungen und Aufgaben verschiedener Berufe.

Die Diskussion hatte von mir aus gesehen teilweise ein ungewöhnlich hohes Niveau und wurde oft sehr kompetent geführt. Ich persönlich habe diesen Kongreß uneingeschränkt genossen und bedanke mich.

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1980

1. Allgemeines

Der Abschluß der wirtschaftlichen Konsolidierung des Instituts wurde im Berichtsjahr erneut verschoben. Mit den zuständigen Ministerien wurde im Frühjahr 1980 eine Wirtschaftsplanung verhandelt, wonach der Aufbau des IdS zu der für seine Aufgaben erforderlichen Größe im Jahre 1983, also 19 Jahre nach der Instituts-Gründung, hoffentlich abgeschlossen sein wird.

Die organisatorische Umgliederung der Abteilungen des Instituts wurde im Laufe des Jahres fortgeführt und beendet. Nach der Auflösung der Projektabteilung Linguistische Datenverarbeitung (LDV) und der Einrichtung einer ständigen Arbeitsstelle LDV in der Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste gliedern sich die wissenschaftlichen Arbeitsbereiche des Instituts seit April 1980 in drei Abteilungen:

- Abteilung Grammatik und Lexik
- Abteilung Sprache und Gesellschaft
- Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste

Die administrativen Aufgaben sind wie bisher in dem gesonderten Arbeitsbereich Vorstand und Verwaltung zusammengefaßt.

Die Bonner Forschungsstelle für öffentlichen Sprachgebrauch wurde zur Jahresmitte aufgelöst. Drei der wissenschaftlichen Mitarbeiter wurden nach Mannheim versetzt und in den Arbeitsbereich Lexik übernommen.

Nach ausführlichen Planungsdiskussionen in den Arbeitsgruppen, in den Gremien des Instituts und mit einem Gutachterausschuß des Wissenschaftsrats wurde Mitte des Jahres Konsens über die Hauptthemen der Forschungen des Instituts in den kommenden Jahren erreicht. Für die Abteilung Grammatik und Lexik sind dies:

- eine "Wissenschaftliche Grammatik der deutschen Gegenwartssprache"
- ein "Handbuch der schweren Wörter" als Vorstufe zu einem großen "Interdisziplinären deutschen Wörterbuch".

Hauptthemen für die Arbeit der Abteilung Sprache und Gesellschaft sind in den nächsten Jahren:

- asymmetrische Kommunikation, zunächst am Beispiel von Beratungsgesprächen
- Stadtsprache: Sprachverwendung und Kommunikationsformen in einer Stadtregion.

Wie aus den folgenden Kurzberichten zu ersehen ist, wurden im Berichtsjahr eine Reihe 'älterer' Projekte weitergeführt. Daneben konnte mit der Arbeit an den genannten langfristigen Forschungsthemen begonnen werden. Die Arbeitsgruppen der beiden Forschungsabteilungen wurden und werden weiterhin in geeigneter Weise durch die Arbeitsstellen der Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste unterstützt.

2. Arbeiten der Abteilungen

2.1. Abteilung Grammatik und Lexik

Leitung: Dr. Wolfgang Mentrup

2.1.1. Fremdwörterbuch Schulz/Basler

Leitung: Dr. Alan Kirkness

Die vier wissenschaftlichen Mitarbeiter des DFG-finanzierten Projekts (Dr. A. Kirkness, Dr. E. Link, I. Nortmeyer, Dr. G. Strauß) waren unter Mitwirkung von G. Hoppe im Berichtsjahr weiterhin mit der Abfassung, Redaktion und Korrektur von Wörterbuchartikeln beschäftigt. Eine zweite *T*-Lieferung *Testament* – *Transaktion* ist erschienen, die dritte *Transfer* – *tyrannisieren* im Druck. Die Buchstaben *U V W X Y* und großenteils auch *Z* liegen im Manuskript vor. Außerdem wurde das Belegmaterial laufend ergänzt.

Die von Hilfskräften durchgeführte Feinsortierung der Baslerschen Belegsammlung wurde vor allem in der zweiten Jahreshälfte fortgesetzt. Die Buchstaben *C I J K* wurden abgeschlossen.

Darüber hinaus wurde ein Projektantrag "Synchrone und diachrone Untersuchungen zur Wortbildung mit entlehnten Elementen im Deutschen" (1981 - 1984) ausgearbeitet und bei der DFG eingereicht.

2.1.2. Ost-West-Wortschatzvergleiche

Leitung: Dr. Manfred W. Hellmann

- Die Bonner Forschungsstelle für öffentlichen Sprachgebrauch (F.ö.S.) beendete im ersten Halbjahr 1980 ihre Arbeit am DFG-Projekt "Ost-West-Wortschatzvergleiche", die sich auf die Erstellung von Wörterbucheinträgen und den Aufbau des Maschinellen Korpuswörterbuchs konzentrierte. Ca. 500 Wortartikel wurden fertiggestellt.

Der Umzug von Bonn nach Mannheim erfolgte im Juli. Die drei verbleibenden Mitarbeiter (Dr. M.W. Hellmann, Dr. M. Kinne, Dr. G.D. Schmidt) waren in der zweiten Jahreshälfte mit Abschlußarbeiten zum Ost-West-Projekt bzw. mit der Aufarbeitung liegengelassenen Archivmaterials

beschäftigt. Mit der abschließenden Bearbeitung des Bonner Zeitungskorpus wurde die Abteilung ZWD beauftragt. Ebenfalls wurden einzelne Computer-Programme an die ZWD übergeben, um sie nach Möglichkeit an die Mannheimer Rechenanlage anzupassen.

Das "Kleine Wörterbuch des DDR-Wortschatzes" (Dr. M. Kinne, B. Strube-Edelmann) erschien im Schwann Verlag, Düsseldorf.

2.1.3. Verbvalenz

Leitung: Helmut Schumacher

Die z.T. von der DFG geförderte Projektgruppe (wiss. Mitarbeiter: Dr. J. Ballweg, A. Ballweg-Schramm, H. Frosch, Jacqueline Kubczak, H. Schumacher) war weiterhin mit der Ausarbeitung eines semantisch orientierten Valenzwörterbuchs deutscher Verben beschäftigt, das sich in erster Linie an in- und ausländische Lehrer wenden soll, die Deutsch als Fremdsprache für fortgeschrittene Lerner unterrichten. Für die Fertigstellung eines Wörterbuchs wurde im Frühjahr von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Abschlußförderung bewilligt, mit der das Arbeitsvorhaben anteilig bis Anfang 1982 finanziert werden kann.

Im Berichtsjahr wurde die 1979 begonnene Beschreibung der Verben der Existenz abgeschlossen. Parallel dazu wurden die Wörterbuchartikel für die relationalen Verben erstellt und mit der Analyse der Verben der Lokalisation, der Änderung und der Koordination begonnen. Die Arbeitsergebnisse wurden im Dezember des Jahres auf einer Sitzung des projektbegleitenden Beirats mit der Arbeitsgruppe diskutiert.

Für das Teilprojekt 'Valenzregister', bei dem ausgewählte Textstücke aus dem Mannheimer Korpus syntaktisch analysiert werden, wurden ergänzende Maschinenprogramme erstellt, die einen Ausdruck der Analyse-
daten auf Karteikarten ermöglichen.

2.1.4. Wortbildung

Innsbruck; Leitung: Dr. Lorelies Ortner

Ziel des Projektes ist eine Bestandsaufnahme der Komposita im Deutschen und die Beschreibung der geltenden Regularitäten im Bereich der Komposition. Im Berichtszeitraum war die Forschungsgruppe (wiss. Mitarbeiter: Dr. E. Müller-Bollhagen, Dr. L. Ortner, M. Pümpel-Mader M.A.) mit der Feinsortierung der Komposita nach semantischen Gesichtspunkten beschäftigt sowie mit der Beschreibung einzelner Kompositionsmuster:

- "Adj.+Subst."-Komposita: "qualitativ" (Typ *Bitterschokolade*)

- “Subst./Verbalstamm + Subst.”-Komposita: “auktorial” (Typ *Picasso-Bild, Polizei-Razzia*), “referentiell” (Typ *Sintflutsage, Nahrungssorgen*)
- “Subst./Verbalstamm + Adj.”-Komposita: “similitativ” (Typ *grasgrün*), “kausal-konsekutiv” (Typ *sonnenbraun*), “konsekutiv-graduativ” (Typ *bügelfeucht, bettelarm*), “referentiell” (Typ *rohbau-fertiges Haus*)

Hand in Hand damit wurden Fragen zur Klassifizierung, der Klassifizierungsterminologie und der Behandlung von lexikalisierten/idiomatisierten, metaphorischen und exozentrischen Bildungen geklärt. Im Bereich der Morphologie wurden Frequenzuntersuchungen über die verschiedenartige binäre Struktur der Komposita und über die Wortartzugehörigkeit bzw. den syntaktischen Status der A-Konstituente durchgeführt. Die Arbeit am Morphemregister für die Wortbildungsbände 1 - 3 (Dr. I. Kühnhold) wurde fortgesetzt.

2.1.5. Verbabhängige Angaben

U. Hoberg führte ihre Untersuchungen zu den verbabhängigen Angaben fort. Im Vordergrund stand die praktische Arbeit am Material: an ausgewählten Verben wurde die Kombinierbarkeit mit Angaben unter quantitativem und qualitativem (semantischem) Aspekt geprüft; die Ergebnisse führten zu einer ersten Subklassifikation der Angaben (und damit auch der Verben).

2.1.6. Vorstudien zu einem “Interdisziplinären deutschen Wörterbuch” und einem “Handbuch der schweren Wörter”

G. Hoppe führte die Analyse vorliegender semasiologischer Wörterbücher, vor allem von Grundwortschatz-, Fremd- und politischen Wörterbüchern, weiter. Das Ergebnis dient der Konkretisierung des in Bad Homburg erarbeiteten Entwurfs eines ‘Interdisziplinären deutschen Wörterbuchs’. Unter Verwendung der in den letzten Jahren erarbeiteten Einzelstudien von E. Link, I. Nortmeyer, G. Strauß und A. Kirkness bearbeitete W. Mentrup die Themen: die Vorworte, der Gegenstand und die Begründung sowie Benutzeraspekte der Wörterbücher.

Im Januar wurde der Plan zu einem “Handbuch der schweren Wörter” gefaßt, in welchem die Wörter, die vor allem semantisch bedingte Verständigungsschwierigkeiten hervorrufen, beschrieben werden sollen. Dieses Handbuch ist als erster Schritt auf die Realisierung eines großen ‘Interdisziplinären deutschen Wörterbuchs’ hin zu verstehen. W. Mentrup behandelte in verschiedenen Arbeitspapieren u.a. Fragen lexikographischer

Prinzipien, der Abgrenzung der schweren Wörter, der Zusammensetzung des Korpus. Die Arbeitspapiere bilden den Grundstock eines entsprechenden Forschungsberichtes. Die Veröffentlichung des zweibändigen Forschungsberichts ist für 1981 vorgesehen.

B. Hilgendorf begann, bezogen auf die diachron-historische Komponente des Handbuchs, mit der Analyse deutscher Lexika und Enzyklopädien seit dem 18. Jahrhundert.

2.1.7. Vorstudien zu einer "Standardgrammatik des Deutschen"

Ebenfalls im Januar wurde der Plan einer "Standardgrammatik des Deutschen" beschlossen. In einem Arbeitspapier wurden von G. Zifonun erste Überlegungen zur Aufarbeitung des Forschungsstandes und zur Erarbeitung eines Anforderungskatalogs angestellt.

2.1.8. Kontrastive Linguistik

2.1.8.1. Deutsch-Japanische Kontrastive Grammatik

Leitung: Professor T. Kaneko

Zu Jahresbeginn bestand die Gruppe aus T. Kaneko, R. Schulte-Pelkum und K. Vorderwülbecke. Die beiden ersten Mitarbeiter schieden Ende März aus, waren aber weiterhin an dem Abschluß und an der Überarbeitung eigener Manuskripte sowie auch an der redaktionellen Bearbeitung der Rohmanuskripte beteiligt.

Daneben wurden Fragen der Abstimmung der Beiträge, der Gesamtanordnung, der Einleitung usw. geklärt. Die Fachtermini der abgeschlossenen Beiträge wurden in ein Register eingetragen, das auf der EDV-Anlage erstellt und ausgedruckt wird. Im September wurde ein weiteres Programm erstellt, das eine alphabetische Anordnung der gesamten Registereinträge aller Kapitel ermöglicht. Das Endmanuskript wird Ende 1980 abgeschlossen sein.

2.1.8.2. Deutsch-Serbokroatische Kontrastive Grammatik

Leitung: Professor Dr. Ulrich Engel zusammen mit Professor Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Professor Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Professor Dr. Stanislav Žepić, Zagreb, Professor Dr. Jovan Djukanović, Belgrad; Koordination: G. Jakob

Als jugoslawische Mitarbeiter sind nebenamtlich etwa 25 Germanisten der Universitäten Belgrad, Novi Sad, Sarajevo, Zadar, Zagreb und Osijek an dem Projekt beteiligt.

Vom 31.5. — 8.6.1980 fand eine Projektsitzung in Zagreb mit anschließendem Seminar über Semantik sowie zahlreichen Einzelgesprächen statt, vom 19. — 24.11.1980 eine Projektsitzung in Belgrad mit anschließenden Einzelgesprächen.

Im Berichtsjahr konnten fast alle Vorarbeiten für die Grammatik abgeschlossen werden. Lediglich noch der Verbalbereich und die Satzgefüge, die in Zagreb behandelt werden, können erst Anfang 1981 fertiggestellt werden.

Es ist vorgesehen, daß ein Redaktionsteam von sieben Personen (5 Jugoslawen, 2 Deutsche) im Jahr 1981 das Druckmanuskript erstellt. Dabei wird die Arbeit unter die einzelnen Autoren anteilig aufgeteilt werden; die deutschen Autoren sind für die Endredaktion des gesamten Manuskripts verantwortlich.

Zahlreiche Vorarbeiten liegen bereits als abgeschlossene Manuskripte vor, z.B. P. Mrazović: Wortstellung; M. Djordjević: Modal- und Modalitätsverben; J. Djukanović et al.: Nominalphrase; S. Žepić et al.: Satzgefüge. Diese Beiträge sind zur Veröffentlichung in der Reihe 'Deutsch im Kontrast' vorgesehen.

2.1.8.3. Deutsch-Rumänische Kontrastive Grammatik

Leitung: Professor Dr. Ulrich Engel, IdS, Professor Dr. Mihail Isbăşescu, Bukarest; Koordination: N. Roth

Als rumänische Mitarbeiter sind nebenamtlich über 25 Germanisten der Universitäten Bukarest, Hermannstadt, Iaşi, Klausenburg, Kronstadt, Temeswar an dem Projekt beteiligt.

Vom 3. — 14.05.1980 besuchten U. Engel und N. Roth die Universitäten Temeswar, Hermannstadt, Klausenburg. In Hermannstadt fand eine Projektsitzung statt. Vom 29.10. — 3.11.1980 wurden Beratungsgespräche und eine Projektsitzung in Bukarest und Sibiu/Hermannstadt durchgeführt.

Der größte Teil der Rohmanuskripte lag am Jahresende vor. Für 1981 werden noch das Verbkapitel, das Textkapitel, das Kapitel Phonetik erwartet.

Die Referate des Hermannstädter Colloquiums vom November 1978 sind erschienen in: M. Isbăşescu/U. Engel (Hrsg.): Beiträge zur deutsch-rumänischen kontrastiven Grammatik, Bukarest 1979; die Referate des Hermannstädter Colloquiums vom Mai 1980 werden demnächst in einem entsprechenden Sammelband erscheinen.

Einige Vorarbeiten zur Grammatik sind bereits weitgehend abgeschlossen; z.B. : S. Stanescu: Verbvalenz; E. Savin et al.: Deutsch-rumänisches Valenzlexikon. Ihre Veröffentlichung in der Reihe 'Deutsch im Kontrast' ist für 1981 vorgesehen.

Für die Erstellung des endgültigen Manuskripts wird ein voraussichtlich dreiköpfiges Autorengremium gebildet. Es hat bis Ende 1981 das Druckmanuskript der DRKG zu erstellen.

2.1.8.4. Deutsch-Spanische Kontrastive Grammatik

Leitung: Professor Dr. N. Cartagena, Professor Dr. H.-M. Gauger

Das Kapitel über die Morphologie und Syntax wurde abgeschlossen. Im onomasiologischen Teil wurden die Abschnitte über Fragen und Verneinen fertiggestellt, der über Modalität begonnen.

2.2. Abteilung Sprache und Gesellschaft

Leitung: Dr. Werner Kallmeyer

Im Berichtsjahr wurden folgende Arbeiten fortgesetzt bzw. begonnen:

- Kommunikatives Handeln ausländischer Arbeitnehmer
- Beratungsgespräche
- Stadtsprache

Die bisher im Rahmen der Abteilung Sprache und Gesellschaft wahrgenommenen Dokumentationsaufgaben zum Bereich Mehrsprachigkeit wurden vom 1.6.1980 an der Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste zugeordnet (vgl. u. 2.4.1.).

2.2.1. Kommunikatives Handeln ausländischer Arbeitnehmer

Mitarbeiter: Inken Keim, Dipl. rer. pol. Pantelis Nikitopoulos, Michael Repp

Das Pilotvorhaben zum deutschsprachigen Interaktionsverhalten von griechischen und türkischen Arbeitnehmern wurde abgeschlossen. Das Vorhaben umfaßte zum einen die Erstellung eines Forschungsberichts zu thematisch einschlägigen Bereichen (z.B. Pidgin, Gastarbeiterdeutsch, Spracherwerb, Gesprächs- und Interaktionsanalyse). Zum anderen wurden zur Überprüfung und Weiterentwicklung von theoretischen Konzepten und Untersuchungsverfahren in begrenztem Umfang Daten erhoben (Gespräche im Betrieb, Interviews) und einer grammatischen Analyse sowie einer groben Analyse von Kommunikationstechniken unterzogen.

Die Studie erscheint 1981 in der Reihe "Forschungsberichte des IdS" als Bd. 53 unter dem Titel "Kommunikation ausländischer Arbeiter".

2.2.2. Beratungsgespräche – Analyse asymmetrischer Dialoge

Leitung: Dr. Werner Kallmeyer

Mitarbeiter: Dr. K.-H. Bausch, F.J. Berens, W. Nothdurft M.A.,
Dipl.-Soz. U. Reitemeier, P. Schröder

2.2.2.1. Ziele und Aufgaben

Ziel des von der DFG teilfinanzierten Projekts ist die Beschreibung sprachlicher Realisierungen von Handlungsabläufen und Kommunikationstechniken von Beratungsgesprächen. Beraten ist eine in unserer Gesellschaft verbreitete und sich derzeit vielerorts institutionalisierende Form asymmetrischer Kommunikation. Asymmetrisch ist sie insofern, als zwischen Ratsucher und Ratgeber typischerweise erhebliche Unterschiede hinsichtlich der Wissensvoraussetzungen, Relevanzsetzungen und Handlungschancen bestehen. Als Materialbasis werden Beratungsgespräche alltagsweltlichen Typs und Beratungsgespräche, die unter institutionellen Bedingungen stattfinden (z.B. Studienberatung, medizinische Beratung, Nichtseßhaftenhilfe), herangezogen.

Die Arbeit orientiert sich an folgenden Leitfragen:

- Welche Handlungsschritte sind konstitutiv für Beraten/Beratung?
- Welche signifikanten Realisierungsvarianten (Gesprächsverläufe) sind festzustellen und wovon hängt die Realisierung dieser Varianten ab?
- Welcher Zusammenhang besteht generell zwischen grammatisch-lexikalischen und interaktiven Strukturen und welche typischen Verfahren der Versprachlichung lassen sich in Beratungen feststellen?

Im einzelnen werden schwerpunktmäßig folgende Themen bearbeitet:

(a) Gesprächsorganisation und Handlungskonstitution

Analysiert werden typische Formen der Gesprächsorganisation und ihr Verhältnis zur Realisierung von Handlungsschritten. Im Vordergrund stehen dabei die wechselseitige Verdeutlichung der Problemsichten von Ratsucher und Ratgeber, die Einigung auf eine Problemdefinition, die Entwicklung von Lösungsvorschlägen und deren Verarbeitung.

(b) Verständigung und Kooperation

Die Bedingungen der asymmetrischen Kommunikation bringen spezifische Probleme der Verständigung und der Kooperation mit sich. Ihr Auftreten und die Form ihrer Bearbeitung sind in Zusammenhang zu bringen mit den verschiedenen Phasen von Beratungsgesprächen und mit unterschiedlichen Typen von Beratung.

(c) Thematische Strukturen

Untersucht wird, wie im Gespräch thematische Strukturen aufgebaut werden und welche Rolle sie für die Organisation des Gesprächsablaufs spielen. Hierbei interessieren insbesondere die komplexeren Formen der Sachverhaltsdarstellung und die Bewältigung einzelner Handlungsschritte (wie die Einigung auf eine gemeinsame Problemdefinition).

(d) Verfahren der Versprachlichung

Hier handelt es sich um das Auffinden von rekurrenten Ausdrucksweisen, geprägten Formen sowie grammatikalisierten Indikatoren (z.B. Gliederungssignalen), deren Verwendung charakteristisch für Beratungssituationen sein kann. Dabei interessieren zum einen Grade der Konventionalisierung und zum anderen die spezifische Funktion derartiger Versprachlichungen im Gesprächsverlauf.

(e) Situationsübergreifende Handlungsorientierungen und institutionelle Rahmenbedingungen

Situationsüberspannende Bedingungen greifen in die Strukturierung des Gesprächsverlaufs ein und bestimmen wesentlich die Beratungstypik. In diesem Zusammenhang interessiert u.a., welchen Einfluß die Rahmenbedingungen auf die Problemdefinition und die Zuschreibung von sozialen Identitäten haben und welche organisationsinternen Vorkehrungen in Beratungseinrichtungen bestehen, um die Erfüllung der institutionellen Zwecksetzung zu sichern.

2.2.2.2. Durchführung

Im März wurde die Ausarbeitung eines Transkriptionsverfahrens abgeschlossen, nach welchem die Texte des Beratungskorpus verschriftlicht werden. Die Transkription folgt weitgehend orthographischen Konventionen, berücksichtigt jedoch auch Besonderheiten der Aussprache. Außerdem werden Sprechtempo, prosodische Merkmale und Sprechpausen markiert.

Im ersten Halbjahr wurden zur Ergänzung des vorhandenen Gesprächskorpus weitere Ton- und Videoaufnahmen in Beratungssituationen gemacht. Es handelt sich dabei um Studienberatungen, Beratungen von Nichtseßhaften, genetische Beratungen, Beratungen von Krebskranken, psychologische Beratungen, Rechtsberatungen sowie beratende Gespräche im Alltag. Insgesamt sind bislang 95 Gespräche aufgezeichnet worden. Zu einer Reihe von Gesprächen wurden Interviews mit den Beratern und Aktenanalysen durchgeführt. Ungefähr 30 Gespräche wurden inzwischen transkribiert. Die Materialerhebung wird fortgesetzt.

Parallel zur Materialerhebung wurden Analyseverfahren entwickelt und an ausgewählten Texten Analysen zu den angegebenen Punkten (a) - (e) durchgeführt. Analyseverfahren und erste Ergebnisse wurden im Rahmen des Kolloquiums Beratungsgespräche vorgestellt und diskutiert (vgl. 3.3.). Erste Ergebnisse wurden zur Jahreswende in einem Arbeitsbericht an die Deutsche Forschungsgemeinschaft vorgelegt.

Im November wurde eine Erhebung zur institutionellen Beratung im Raum Mannheim begonnen. Erfasst werden soll, welche Institutionen welchen Klientenkreis hinsichtlich welcher Probleme mit welcher Zielsetzung und in welcher Form beraten. Eine solche Erhebung kann als Vorarbeit zu einer Ethnographie der Beratung dienen, die sich mit den Formen und der Verteilung von Beratung in einer bestimmten Gemeinschaft befaßt.

2.2.2.3. Juristische Kommunikation (Forschungsdokumentation)

Bearbeiter: Dr. H.D. Lutz

Seit Herbst wird eine Dokumentation zur Forschungsliteratur und zu laufenden Forschungen zur juristischen Kommunikation erarbeitet. Juristische Kommunikation weist gewisse strukturelle Ähnlichkeiten mit Beratungen auf (Asymmetrie), überschneidet sich zum Teil mit diesen (Rechtsberatung), unterscheidet sich jedoch auch von diesen durch sehr strikte institutionelle Regelungen (z.B. im Gerichtsverfahren). Die Forschung zur juristischen Kommunikation soll verfolgt werden, um die Ergebnisse zu den Beratungsgesprächen durch Vergleiche mit verwandten Bereichen absichern zu können. Dabei interessieren sowohl die institutionell beeinflussten Kommunikationsformen als auch die Fachsprachenproblematik.

2.2.3. Stadtsprache

Leitung: Dr. W. Kallmeyer

Mitarbeiter: I. Keim, Dipl. rer. pol. P. Nikitopoulos

Das Projekt befindet sich seit Herbst in der Vorbereitung. Ziel des Projekts ist die Beschreibung von Sprachverwendung und Kommunikationsformen in der Stadtregion. Die Bevölkerungsbewegungen zwischen Stadt und Umland und der Zuzug von Ausländern verschiedener Nationalitäten haben in der Bundesrepublik insbesondere in den Großstädten eine problematische Situation entstehen lassen, die u.a. dadurch gekennzeichnet ist, daß unterschiedliche Varietäten des Deutschen und verschiedene Sprachen nebeneinander verwendet werden. Die Wanderungsbewegungen und dadurch bedingte Änderungen der Kommunikationsstrukturen stehen in engem Zusammenhang mit der vielerorts zu beobachtenden Umstrukturierung von Stadtvierteln. Die Untersuchung soll im Raum Mannheim durchgeführt werden.

Leitfragen des Projekts sind:

- Welche Sprachen/Sprachvarietäten werden in welchen Situationen verwendet?
- Wie ist das Verhältnis von Sprachverwendung und sozialer Identität?
- Welche Formen des Verständigungsverhaltens bilden sich in Situationen des Sprach- und Kulturkontakts heraus?

Z.Zt werden die vorliegende Forschungsliteratur aufgearbeitet, theoretische Voraussetzungen und Fragen der Datengewinnung geklärt und die ersten Schritte der Datenerhebung vorbereitet. Zunächst soll ein Überblick über die Stadtviertelstruktur in Mannheim gewonnen werden. Dazu werden Informationen aus unterschiedlichen Quellen (Forschungsprojekte, kommunale Stellen usw.) gesammelt und ausgewertet.

Die Konzeption des Projekts soll auf der Frühjahrstagung 1981 mit dem Thema "Mehrsprachigkeit in der Stadtregion" vorgestellt werden. Auf der Tagung sollen auch andere laufende Forschungen zu Diglossie und Mehrsprachigkeit in der Stadtregion präsentiert werden.

2.3. Abteilung Linguistische Datenverarbeitung Leitung: Prof. Dr. D. Krallmann (Essen)

Die Abteilung Linguistische Datenverarbeitung war im Berichtsjahr mit den abschließenden Arbeiten am Projekt 'Problemlösendes Informationssystem mit Deutsch als Interaktionssprache' (PLIDIS) befaßt.

Von den wissenschaftlichen Mitarbeitern (Dr. G.L. Berry-Rogghe, M. Kolvenbach M.A., Dr. H.D. Lutz, Dr. G. Zifonun) wurden die inhaltlichen Arbeiten an PLIDIS mit der Fertigstellung eines experimentellen Anwendungssystems beendet. Die Einsetzbarkeit dieses Systems beim Anwender konnte nicht mehr überprüft werden, da die Förderung für einen Piloteinsatz nicht bewilligt wurde. Die Arbeiten zur Dokumentation des Systems wurden bis zum 31.3.80 weitergeführt.

Mit Auslaufen der Drittmittelfinanzierung für das Projekt PLIDIS wurde die Abteilung LDV zum 1.4.80 aufgelöst. Mit geänderter Themenstellung und in reduziertem Umfang werden seitdem die Arbeiten zur linguistischen Datenverarbeitung in der Abteilung ZWD, Arbeitsstelle LDV, fortgeführt. Auch der Rechenbetrieb wurde zum 1.4.80 dort eingegliedert (vgl. 2.4.2.).

Den letzten Stand der Arbeiten dokumentieren die folgenden Veröffentlichungen:

- Lutz, Hans Dieter: Kurzdokumentation über das System PLIDIS, Version 2.0., 1980.
- Lutz, Hans Dieter / Kolvenbach, Monika / Zifonun, Gisela et al.: PLIDIS Dokumentation; Mannheim: Institut für deutsche Sprache, 1980.

Beide Dokumentationen können direkt vom IdS bezogen werden.

2.4. Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste Leitung: Dr. W. Teubert

2.4.1. Informations- und Dokumentationsstelle (IuD-Stelle)

Die IuD-Stelle erbringt Informationsdienstleistungen für die germanistische Sprachwissenschaft und schafft somit die Voraussetzungen dafür, daß das IdS seiner Aufgabe gerecht werden kann, Kontakte zwischen mit der deutschen Sprache befaßten Wissenschaftlern und Stellen herzustellen und die Zusammenarbeit auch international zu fördern. Dabei sollen bestehende Lücken im Gesamtangebot von aktiven Informationsdiensten (Institutionen-, Wissenschaftler-, Programmdokumentation u.a.) ausgefüllt und langfristig auch die Voraussetzung für individuelle Recherchen geschaffen werden.

Im Berichtsjahr wurde die Arbeit am "Internationalen Germanistenverzeichnis" unter der Leitung von A. Hagspihl fortgeführt. Der erste Band der Dokumentation (Institutionen) ist bereits erschienen; der zweite und dritte Band (Wissenschaftler) wurde redaktionell bearbeitet; die Veröffentlichung ist für 1981 vorgesehen. I. Zifonun führte eine Umfrage über maschinenlesbare Korpora der deutschen Gegenwartssprache und die dazu gehörenden Textverarbeitungsprogramme durch, deren Ergebnisse in Form einer Dokumentation veröffentlicht werden. Um möglichst aktuelle Daten über Forschungsschwerpunkte zu erhalten, wurde von K. Plastwich mit der maschinellen Erfassung sämtlicher einschlägiger Lehrveranstaltungen an Hochschulen in der Bundesrepublik begonnen. Eine entsprechende, über ein Schlagwortregister erschlossene Dokumentation soll künftig zu Beginn jeden Semesters zur Verfügung stehen.

Seit der Auflösung der bisherigen Arbeitsstelle für Mehrsprachigkeit (1.7.80) ist die Beobachtung und Dokumentation von Gruppenmehrsprachigkeit in Gebieten mit Deutsch als dominanter Sprache (z.B. ausländische Arbeitnehmer in der Bundesrepublik), als kodominanter Sprache (z.B. in der Schweiz) und als indominanter Sprache (z.B. in Rumänien) besonderer Schwerpunkt der IuD-Stelle.

Im Berichtsjahr erschien in der Reihe 'Deutsche Sprache in Europa und Übersee' der Band 7 (H.I. Stielau, Nataler Deutsch). Der Band 8 (M. Clyne, Deutsch als Muttersprache in Australien) wurde von Dr. L. Aurburger als wissenschaftlichem Redakteur betreut. Am 1.10.80 wurde mit einer halbjährigen Pilotphase begonnen, die zur Evaluation der neuen Konzeption der Arbeit in diesem Schwerpunkt dient.

Wie in den Vorjahren betreute die IuD-Stelle im Rahmen ihrer organisatorischen Aufgaben die über vierzig am IdS arbeitenden Gastwissenschaftler und Besucher; sie bereitete die Jahrestagung und Kolloquien vor und nahm die ständigen Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit wahr.

2.4.2. Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Mit Abschluß des Projekts PLIDIS (s.o. 2.3.) wurde das Rechenzentrum (Leitung: P. Mückenmüller) mit dem Bereich Forschung und Entwicklung (wissenschaftliche Mitarbeiter: M. Kolvenbach M.A., P. Wolfangel M.A., Dr. I. Zifonun) zur Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung im Rahmen der Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste zusammengeführt.

Die Arbeitsstelle LDV nutzt im Kontakt zur externen LDV-Forschung die Möglichkeiten der Datenverarbeitung für die am Institut durchgeführten Projekte und nach Möglichkeit auch für externe wissenschaftliche Auftraggeber. Sie stellt maschinenlesbare Korpora, Programme und DV-Systeme bereit. Mittelfristig stellen sich insbesondere folgende Aufgaben:

- Erweiterung der maschinenlesbaren Korpora
- Erstellung neuer und Bearbeitung vorhandener Serviceprogramme
- Dokumentation der erstellten Korpora und Serviceprogramme
- Aufbau einer interaktiven grammatikalisch-lexikographischen Datenbank.

Eine detaillierte Arbeitsplanung wurde gegen Jahresende entwickelt.

Die Dokumentation der Mannheimer maschinenlesbaren Korpora und ihrer Aufbereitungsformen wurde im Berichtsjahr abgeschlossen. Die Titellisten wurden durch Kommentare ergänzt, die statistischen Angaben berichtigt und den Texten der gesprochenen Sprache die Typikschlüssel hinzugefügt.

Anfragen von externen Wissenschaftlern und Institutionen wurden laufend bearbeitet. An erster Stelle standen wie in den Vorjahren Informationen über die IdS-Korpora und deren Auswertungsmöglichkeiten. Mehr als 50 Serviceaufträge wurden durchgeführt, davon etwa ein Drittel für

externe Wissenschaftler. Mehrere neue Programme zur automatischen Textverarbeitung und zur Erstellung unterschiedlicher Register wurden entwickelt. Die Arbeiten am Morphologischen Lexikon (MOLEX) wurden fortgeführt.

Im Laufe des Berichtsjahrs wurde das Bonner Zeitungskorpus der Arbeitsstelle zur weiteren Bearbeitung übergeben. Mit diesem Korpus verfügt das IdS über eigene maschinenlesbare Korpora im Umfang von insgesamt rund 10 Millionen laufenden Wörtern Text.

2.4.3. Deutsches Spracharchiv

Leitung: Dr. E. Knetschke

Aufgabe des Deutschen Spracharchivs ist die Archivierung, Bereitstellung, Neuaufnahme und Analyse von gesprochener Sprache (Mundart, Umgangssprache, Standardsprache) sowie deren phonetische, phonemische und schriftsprachliche Transkription. Das Spracharchiv ist mittlerweile das größte Dokumentationszentrum gesprochener deutscher Sprache. Insgesamt sind rund 10.000 Aufnahmen mit einer Abspieldauer von 9.000 Stunden vorhanden. Die Tonbandaufnahmen sind nach ihrer Textsorte überwiegend initiierte Erzählmonologe. 1979 wurden dem Spracharchiv die Aufnahmen des "Freiburger Korpus der gesprochenen Sprache" eingegliedert. Es handelt sich dabei um etwa 860 Aufnahmen von Dialogen und Polylogen in der Standardsprache mit einer ungefähren Abspieldauer von 450 Stunden. Über Geschichte, Arbeitsmethode und bisherige Aufnahmeaktionen informiert das Heft 6 der Mitteilungen des IdS.

Im Berichtsjahr wurde das Endmanuskript für den 4. Katalogband ("Monumenta Germaniae Acustica") fertiggestellt. Der Katalog erschien in der Reihe "PHONAI" als Band 24. Auch der Band 25 (Dahn Kr. Pirmasens/Wilgartswiesen Kr. Pirmasens/Iggelbach Kr. Bad Dürkheim) konnte noch 1980 veröffentlicht werden.

Die Abfassung des Endmanuskripts der Untersuchungen "Zur Orthoepie der Plosiva in der deutschen Hochsprache" wurde fortgeführt. Der für diese Publikation vorgesehene Materialienband wurde Ende 1980 fertiggestellt. Die beiden Bände erscheinen voraussichtlich als Band 26 und Band 27 in der Reihe "PHONAI". Die Veröffentlichung von Band 28 und von Beiheft 5 wurde vorbereitet.

Im November 1980 wurde im Rahmen eines Sachbeihilfeprojektes der DFG in Berlin eine zweite Aufnahmeaktion zur Erfassung ostjiddischer Aufnahmen durchgeführt.

Zu den Serviceleistungen zählen wie bisher die Betreuung und Beratung von Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland, die im Deutschen Spracharchiv die Materialien der verschiedenen Korpora nutzten. Einzelne Studenten nutzten außerdem die Tonbandaufnahmen für ihre Examensarbeiten; sie wurden in die phonetische Transkription eingeführt.

Auch Tonbandkopien sowie Kopien von Texten und Protokollbögen wurden wie bisher für zahlreiche Wissenschaftler und Forschungsinstitute angefertigt und geliefert. Zu dem externen Service kamen im Berichtsjahr in zunehmenden Maße auch interne Dienstleistungen, vor allem für die Abteilung Sprache und Gesellschaft. In vermehrtem Maß wurde das Spracharchiv für die Erstellung forensischer Sprachgutachten beansprucht.

2.4.4. Redaktion GERMANISTIK

Tübingen; Leitung: T. Krömer

Wie im Vorjahr war die Arbeit der Redaktion auch 1980 durch wachsende Mengen der zu erfassenden Titel und durch Ausfälle beim ohnehin knappen Personal gekennzeichnet. Die Redaktion verfügt über einen wissenschaftlichen Mitarbeiter (T. Krömer) und zwei Bibliothekarinnen. Bei der Titelaufnahme und bei der Herstellung des Drucksatzes wurde auf maschinelle Datenverarbeitung umgestellt. Die Redaktion der 'Germanistik' ist an dem Projekt "GERDOK – Germanistische Dokumentation" beteiligt, das seit 1979 an der Universität Tübingen durchgeführt wird. Ziel des Projekts ist die Verbesserung des Informationsangebots auf dem Gebiet der Germanistik (Bereich: Literaturdokumentation) durch den Aufbau eines umfangreichen elektronisch gespeicherten Datenpools mit inhaltlicher Erschließung.

2.4.5. Bibliothek

Leitung: Dipl.-Bibl. E. Teubert

Die Bibliothek des Instituts konnte im Berichtsjahr im Rahmen der begrenzten finanziellen Möglichkeiten erweitert werden. Im Vordergrund stand die Literaturbeschaffung für die neu eingerichtete Abteilung Sprache und Gesellschaft und der Erwerb alter Lexika und Enzyklopädien im Zusammenhang mit dem Arbeitsvorhaben 'Handbuch der schweren Wörter' der Abteilung Grammatik und Lexik. Mit der Eingliederung der bisherigen Spezialbibliotheken der ehemaligen Arbeitsstelle für Mehrsprachigkeit und der Forschungsstelle für öffentlichen Sprachgebrauch konnte wegen Personalmangel noch nicht begonnen werden.

3. Tagungen und Kolloquien

3.1. Jahrestagung "Dialogforschung"

Vom 4. bis 7. März 1980 fand diese Tagung statt, an der wieder über dreihundert Wissenschaftler aus dem In- und Ausland teilnahmen. Die Vorträge sind im vorliegenden Jahrbuch veröffentlicht.

3.2. Kontrastives Kolloquium

Dieses Kolloquium fand am 19. und 20. Mai 1980 im Rahmen des von der VW-Stiftung geförderten Projekts Deutsch-Serbokroatische Kontrastive Grammatik statt und wurde von der VW-Stiftung finanziert. Teilnehmer waren ca. 20 in kontrastiven Fragen erfahrene Wissenschaftler.

Aufgabe des Kolloquiums war es, die in den abgeschlossenen bzw. noch laufenden Projekten des IdS gemachten Erfahrungen zu diskutieren und für die zukünftige Arbeit in diesem Bereich fruchtbar zu machen. Das Programm bestand aus folgenden Punkten:

- Bericht über die Deutsch-Spanische Kontrastive Grammatik (H.-M. Gauger)
- Bericht über die Deutsch-Japanische Kontrastive Grammatik (K. Vorderwülbecke)
- Das Deutsch-Rumänische Kontrastive Valenzlexikon
- Bericht über die Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch (J.M. Zemb)
- Wortstellung innerhalb des Verbalkomplexes im Deutschen und Serbokroatischen (P. Mrazović)
- Verweisformen im Deutschen und Serbokroatischen (G. Jakob)
- Sprechakte im Deutschen und Rumänischen (N. Roth)

Wenn auch die Weichen für die Richtung der laufenden kontrastiven Grammatiken schon gestellt sind und die Schienenstränge emsig befahren werden, so hat dieses Kolloquium doch eine Auseinandersetzung mit und Anregungen zu methodischen Fragen gebracht, die nicht nur den laufenden, sondern auch den künftigen (und nicht nur kontrastiven) Arbeiten des IdS zugute kommen werden.

3.3. Kolloquium "Beratungsgespräche"

Vom 13. – 15.10.1980 fand im Zusammenhang mit dem Projekt 'Beratungsgespräche' (vgl. 2.2.2.) ein erstes Kolloquium mit dem Thema

“Beratungsgespräche – institutionelle Einbettung und Interaktionsverlauf” statt. Teilnehmer waren ca. 30 Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplin und Angehörige von Beratungsinstitutionen. Das Kolloquium diente dazu, das Projekt “Beratungsgespräche” vorzustellen, verschiedene Ansätze und Gesichtspunkte der Gesprächs- bzw. Interaktionsanalyse an Beratungsgesprächen zu demonstrieren und Einblick in die Arbeit unterschiedlicher Beratungsinstitutionen zu gewinnen.

Es wurden folgende Referate gehalten: W. Kallmeyer: Zur Handlungsstruktur-Analyse von Beratungsgesprächen; W. Nothdurft: Problemdefinition – Arbeitsaufgabe und Gesprächsvollzug; F.J. Berens: Problemlösungsmuster in einem Beratungsgespräch; K.-H. Bausch: Verständigungssicherung in Beratungsgesprächen; P. Schröder: Thematische Analyse von Beratungsgesprächen; H.J. Kaiser : Methoden der Verarbeitung von Beratungsgesprächen; K. Ehlich: Funktional-pragmatische Analyse von Beratungsgesprächen am Beispiel der Rechtsberatung; J. Rehbein: Sprechzimmerdiskurse; R. Bohnsack: Soziale Merkmale der Beratungsinteraktion im institutionellen Kontext; U. Reitemeier: Definition von Beratungsbedürftigkeit am Beispiel der Nichtseßhaften-Beratung; E. Gülich: Telefonseelsorge. Die Veröffentlichung der Beiträge in einem Sammelband wird vorbereitet.

3.4. Arbeitssitzungen der Kommission für Rechtschreibfragen

Im Berichtsjahr fanden zwei Sitzungen der Kommission statt, und zwar am 6./7.06.1980 und 5./6.12.1980. Insgesamt wurden folgende vier Themenkreise behandelt:

Silbentrennung

Das von J. Knobloch auf der 1. Sitzung vorgelegte Papier bildete die Grundlage der Eröffnungsdebatte über dieses Thema. Vor dem Hintergrund dieser ersten Diskussion legte G. Augst auf der 2. Sitzung einen weiteren Vorschlag vor, der in einer eingehenden Diskussion modifiziert und mit bestimmten Empfehlungen einer kleineren Gruppe (G. Augst, W. Mentrup, B. Weisgerber, H. Zabel) zur Redaktion übergeben wurde.

Zeichensetzung

W. Mentrup ging in seinen Überlegungen zur Interpunktion von der Hypothese aus, daß die geltenden Regeln in sich nicht konsistent, nicht aufeinander abgestimmt und zu kompliziert formuliert seien und daß ein erster Reformschritt schon darin bestehe, die Regeln zu analysieren und durch Beseitigung von Inkonsistenzen durchsichtiger zu machen. Exemplarisch führte er diese Methode an zwei Zeichenpositionen mit

ihren Interpunktionszeichen vor: Satz-Schluß-Position (Ausrufezeichen, Fragezeichen und Punkt) und Wort-Auslassungs-Position (Apostroph, eckige Klammern).

Groß- und Kleinschreibung

Am 2. März 1979 hatte die Kommission mehrheitlich einen Regelentwurf zur gemäßigten Kleinschreibung verabschiedet und der Öffentlichkeit bekanntgemacht. Dieser Entwurf wurde vor allem in anderen Rechtschreibkommissionen im deutschsprachigen Raum diskutiert, die Regelwerke zur gemäßigten Kleinschreibung vorgelegt haben. Dies führte zu einer Modifizierung ihrer eigenen Regelwerke. Im August 1980 wurden in Basel von Vertretern dieser Rechtschreibkommissionen alle Regelwerke miteinander verglichen und weiter aufeinander abgestimmt. Diese Diskussion sowie sonstige Verbesserungsvorschläge führten zu einer Revision des ersten Kommissionsentwurfs durch G. Augst, W. Mentrup und H. Zabel. Die revidierte Fassung wurde auf der Dezembersitzung intensiv diskutiert, modifiziert und der Redaktionsgruppe zur endgültigen Abfassung übergeben.

Großschreibung und Computer

B. Schaefer setzte sich auf der 2. Sitzung mit der Frage auseinander, welche Bedeutung die Großschreibung der Substantive für die Arbeit mit dem Computer habe und welche Folgen es haben würde, wenn im Deutschen die gemäßigte Kleinschreibung eingeführt würde. In der nächsten Sitzung wird er zu dieser Frage weitere Überlegungen vorlegen.

3.5. Arbeitssitzung der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Die Kommission für Fragen der Sprachentwicklung veranstaltete am 13. und 14. November 1980 ein Colloquium mit dem Thema "Die Sprache von medizinischen Beispieltexten und von Bedienungsanleitungen". Es referierten: W. Mentrup: Sorgfältig lesen! Packungsbeilagen von Medikamenten im Schaltkreis medizinischer Kommunikation; H. Seelbach/F. Degner: Kognitive Strukturen von Beipackzetteln (Bericht über eine empirische Erhebung); H. Fotheringham: Juristische Aspekte in medizinischen Beipacktexten; R. Pelka: Sprachliche Aspekte von Bedienungsanleitungen technischer Geräte und Maschinen; R. Küster: Pragmalinguistische Aspekte von Anweisungstexten; D. Trattschitt: Anleitungen darüber, wie man Anleitungstexte verständlich abfaßt; G. Augst: Texte für Arbeitnehmer – Untersuchungen zu ihrer Verständlichkeit.

4. Kontakte zu anderen Institutionen, Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts

4.1. Kontakte zu anderen Institutionen

- Universität Mannheim sowie zahlreiche weitere germanistische und sprachwissenschaftliche Institute an Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland
 - Fakultät für germanische Sprachen der Universität Bukarest
 - Staatliches Institut für japanische Sprache, Tokyo
 - Arbeitskreis "Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik" (Germanisten der Universitäten Belgrad, Novi Sad, Sarajevo und Zagreb)
 - Arbeitskreis "Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik", Kopenhagen
 - Institut für Angewandte Linguistik der Universität Warschau
 - Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn
 - Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache beim DAAD, Bonn
 - Goethe-Institut, München
 - Sprachenhochschule der Universität Istanbul
 - Humboldt-Stiftung
 - Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute
 - Fachverband Moderne Fremdsprachen
 - Gesellschaft für Angewandte Linguistik e.V., Stuttgart
 - Deutscher Volkshochschulverband, Pädagogische Arbeitsstelle, Frankfurt/M.
 - Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
 - Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
 - Sonderforschungsbereich 99, Konstanz-Heidelberg
 - Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn
 - Institut für Dokumentationswesen, Frankfurt/M.
 - Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn
 - Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung, Birlinghoven
 - Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg
 - Stiftung Volkswagenwerk, Hannover
- u.v.a.

4.2. Lehraufträge von IdS-Mitarbeitern

- Dr. Leopold Auburger: Dimensionen der Mehrsprachigkeit. Eine Einführung in Grundaspekte, Universität Mannheim, WS 1980/81
- Prof. Dr. Ulrich Engel: Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Seminar, Universität Bonn, Universität Mannheim, WS 1979/80
Textlinguistik, Vorlesung und Proseminar, Universität Bonn, WS 1980/81
- Dr. Werner Kallmeyer: Erhebung und Analyse von Daten gesprochener Sprache, Proseminar, Universität Heidelberg, SS 1980
- Dr. Elisabeth Link: Wort – Wortschatz – Wörterbuch. Zur Lexikographie des Deutschen, Hauptseminar, Universität Mannheim, WS 1980/81
(gemeinsam mit G. Strauß)
- Dr. Hans Dieter Lutz: Einführung in die linguistische Datenverarbeitung, Seminar, Universität Essen, SS 1980
- Dr. Wolfgang Mentrup: Zur Beschreibung der Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Proseminar, Universität Mannheim, SS 1980

Werner Nothdurft M.A.: Angewandte Linguistik, Kommunikative Phänomene im Unterricht, Hauptseminar, Universität Mannheim, WS 1980/81 (zusammen mit P. Schröder)

Dipl. Soz. Ulrich Reitemeier: Fachsprachen, Hauptseminar, Universität Mannheim, SS 1980

Peter Schröder: s. Nothdurft

Helmut Schumacher: Lehrveranstaltungen zur Vertiefung der muttersprachlichen Kompetenz (deutsch), Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, FB Angewandte Sprachwissenschaft, in Gernersheim, WS 1979/80, SS 1980, WS 1980/81

Dr. Gerhard Stickel: Grammatiken für Deutschlehrer, Proseminar, Universität Mannheim, WS 1979/80
Kontrastive Linguistik und Fremdsprachenunterricht, Hauptseminar, Universität Mannheim, SS 1980
Probleme der Syntax im heutigen Deutsch, Hauptseminar, Universität Mannheim, WS 1980/81

Dr. Gerhard Strauß: s. Link

Klaus Vorderwülbecke: Lehrveranstaltungen zur Vertiefung der muttersprachlichen Kompetenz (deutsch), Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, FB Angewandte Sprachwissenschaft, in Gernersheim, WS 1979/80, SS 1980, WS 1980/81

Paul Wolfangel M.A.: Maschinelle Sprachverarbeitung, Proseminar, Johannes-Gutenberg-Universität, FB Angewandte Sprachwissenschaft, in Gernersheim, SS 1980, WS 1980/81
Terminologie der Informationsverarbeitung, Übung, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, FB Angewandte Sprachwissenschaft, in Gernersheim, SS 1980, WS 1980/81

Dr. Gisela Zifonun: Einführung in die Logik für Germanisten, Universität Heidelberg, WS 1980/81

4.3. Kurse und Kurzseminare von IdS-Mitarbeitern

Dr. Joachim Ballweg: Semantik (Logik für Linguisten II), 2. – 7.6.1980, Universität Zagreb (zusammen mit U. Engel)

Prof. Dr. Ulrich Engel: s. Ballweg

Dr. Elgin Müller-Bollhagen: Kurs 'Deutsch für Ausländer', Ende Februar – Anfang Mai und Ende September – Anfang November (2 - 4 mal wöchentlich 2 Stunden), Volkshochschule Innsbruck

Helmut Schumacher: Analyse der deutschen Gegenwartssprache, Kurzseminar (4 mal 2 Stunden), Internationaler Ferienkurs für deutsche Sprache und Kultur, 1. – 27.9.1980, Universität Mannheim

Dr. Gerhard Stickel: "Workshop" über deutsch-englische kontrastive Grammatik, 10. – 28.3.1980, Stanford University, German Department

Klaus Vorderwülbecke: Leitung der Arbeitsgruppe 'Lehrwerkanalyse und -evaluation am Beispiel "Brennpunkte"', Jahrestagung des Arbeitskreises DaF, 29.–31.5.1980, Bielefeld
 Leitung der Arbeitsgruppe "Arbeit an der Grammatik unter kommunikativem Aspekt", 7.8.1980, im Rahmen der Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbandes, Nürnberg (zus. mit Dr. D. Rall)

4.4. Vorträge von IdS-Mitarbeitern

- Dr. Leopold Auburger: Februar 1980 Südosteuropa-Gesellschaft Mannheim-Heidelberg in Mannheim: Sprachvariation in der Entwicklung der makedonischen Standardsprache
 3.–5.9.1980 Mons im Rahmen des Kolloquiums "Sprachprobleme von Gastarbeiterkindern": Das Mannheimer Mehrsprachigkeitsprojekt
- Dr. Joachim Ballweg: 10.–14.3.1980 Universität Bochum (DFG) im Rahmen der Tagung "Kontext und Vagheit": Simple present tense and progressive periphrases in german
 4. – 8.7.1980 Groningen im Rahmen der '5th Groningen Round Table': Formal semantics for the progressive of homogenous verbs and verbs of change (zus. mit H. Frosch)
 18.6.1980 Universität Heidelberg: Verben der Differenz in einem semantisch orientierten Valenzwörterbuch deutscher Verben (als Teil einer Präsentation des Valenzprojekts mit H. Schumacher)
- Prof. Dr. Ulrich Engel: 3.3.1980 Gesellschaft für deutsche Sprache, Frankfurt a.M.: Plädoyer für Fremdwörter
 10.4.1980 Universität Krakau: Zur kontrastiven Methode
 11.4.1980 Universität Krakau: Lehrbücher für Deutsch als Fremdsprache
 14.4.1980 Universität Posen: Semantisch-syntaktische Beschreibung
 16.4.1980 Universität Wrocław: Zur kontrastiven Methode
 17.4.1980 Universität Wrocław: Semantisch-syntaktische Beschreibung
 15.9.1980 Universität Oslo: Der Verbalkomplex im Deutschen
 15.9.1980 Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Oslo: Zur deutschen Wortstellung
 17.9.1980 Universität Bergen: Zur kontrastiven Methode
 17.9.1980 Universität Bergen: Lehrbücher für Deutsch als Fremdsprache
 19.9.1980 Universität Kopenhagen: Richtungen in der Dependenztheorie
 22.9.1980 Handelshochschule Kopenhagen: Verfahrensweisen der kontrastiven Grammatik
 19.11.1980 Universität Ljubljana: Zur kontrastiven Methode
 20.11.1980 Universität Zagreb: Besonderheiten der deutschen Gegenwartssprache
 21.11.1980 Universität Belgrad: Besonderheiten der deutschen Gegenwartssprache
 24.11.1980 Universität Sarajevo: Besonderheiten der deutschen Gegenwartssprache
 04.12.1980 Universität Prag: Von der Fehleranalyse zur kontrastiven Grammatik
 05.12.1980 Universität Prag: Besonderheiten des gesprochenen Deutsch

- Dr. Manfred Hellmann: 14.3.1980 Referat im Auftrag des Gesamtdeutschen Instituts Berlin im Rahmen einer Lehrer-Fortbildungsveranstaltung:
Das sprachliche Ost-West-Problem
25.10.1980 Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden: Tabuwörter in Ost und West
- Gerhard Jakob: 19./10.5.1980 Kontrastives Kolloquium des IdS: Nicht-referentielle präpositionale Verweisformen und Verwandtes im Deutschen und Serbokroatischen
- Dr. Werner Kallmeyer: 7.3.1980 IdS — Jahrestagung "Dialogforschung": Aus- handlung und Bedeutungskonstitution
28.– 31.7.1980 Evangelische Akademie Loccum, Vortrag und Arbeits- gruppe im Rahmen der Tagung "Sprache und Recht": Sachverhaltsrekon- struktion im Gerichtsverfahren, zusammen mit Beatrice Caesar-Wolf und Leonie Breunung (Hannover)
12.9.1980 Ludwigsburg, Vortrag im Rahmen der Tagung "Erzählung und Erzählforschung im 20. Jh." Symposium der Alexander von Humboldt- Stiftung: Gestaltungsorientiertheit im Alltagserzählen
7.10.1980 Bielefeld, Vortrag im Rahmen der Tagung "Kontexttheorie im Zentrum für interdisziplinäre Forschung: Interaktionsstruktur und Kontext- konstitution, zusammen mit Walther Kindt (Bielefeld)
28.10.1980 Universität Lyon II: Analyse conversationelle
- Dr. Michael Kinne: 29.6.1980 Berlin im Rahmen des Lehrerfortbildungsseminars des Landesinstituts Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule in Zusammenarbeit mit dem Gesamtdeutschen Institut Berlin: Sprache und Kommunikation zwischen DDR und Bundesrepublik Deutschland. Zur Behandlung des sprachlichen Ost-West-Problems im Deutschunterricht (Sekundarstufe I)
- Dr. Alan Kirkness: 26.8.1980 Basel, Sektionsreferat im Rahmen des VI. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG): Zum metasprachlichen Gebrauch von 'deutsch' als Gegensatz zu 'fremd'
- Dr. Edeltraud Knetschke: 12.2.1980 Technische Hochschule Darmstadt, Sprach- wissenschaftliches Kolloquium: Probleme der Sammlung und Erforschung von Soziolekten und Dialekten im Deutschen (zus. mit M. Sperlbaum)
- Tilman Krömer: 5.3.1980 Marbach, Deutsches Literaturarchiv, im Rahmen des Kolloquiums der bibliographischen Arbeitsgruppe der Germanistischen Kommission der DFG: Die Zeitschrift GERMANISTIK
- Dr. Hans Dieter Lutz: 25.1.1980 Berlin, Technische Fachhochschule (TFH) Berlin: Informationssysteme. Gegenwärtige Entwicklungen und Zukunftsorientierung
9.6.1980 Bonn, Studium Universale an der Universität Bonn: PLIDIS als Sprachverstehenssystem
- Dr. Wolfgang Mentrup: 6./7.6. und 5./6.12.1980 Mannheim, Kommission für Rechtschreibfragen des IdS: Zur Reform der Interpunktion
14.5.1980 Universität Frankfurt: Schreibbrauch/Konvention — Kodifikation/ Normierung/Gesetz, am Beispiel der Regeln zur Groß- und Kleinschreibung
13./14.11.1980 Mannheim, Sitzung der Kommission für Sprachentwicklung des IdS: Gebrauchsinformation — sorgfältig lesen ! Packungsbeilagen von Medikamenten im Schaltkreis medizinischer Kommunikation

- Werner Nothdurft: 11.7.1980 Frankfurt a.M., GID-Seminar, Gesellschaft für Information und Dokumentation: Selbstkonstruktive Systemanalyse
8.–11.4.1980 Konstanz, Workshop 1. deutsch-englisches Forschungskolloquium in Ethnomethodologie und Konversationsanalyse: Beratungsgespräche
- Peter Schröder: 13. – 15.10.1980, 1. Kolloquium Beratungsgespräche des IdS: Institutionelle Einbettung und Interaktionsverlauf
- Helmut Schumacher: 13.3.1980 Sankt Veith, Königliches Athenäum, Belgischer Germanisten- und Deutschlehrerverband für die belgischen Ostkantone: Spracherziehung im muttersprachlichen Deutschunterricht
18.6.1980 Universität Heidelberg: Konzeption eines semantisch orientierten Wörterbuchs, Dargestellt am Beispiel relationaler Verben (zus. mit Joachim Ballweg)
- Dr. Margret Sperlbäum: 12.2.1980 Technische Hochschule Darmstadt, Sprachwissenschaftliches Kolloquium: Probleme der Sammlung und Erforschung von Soziolekten und Dialekten im Deutschen (zus. mit E. Knetschke)
- Dr. Gerhard Stickel: 13.3.1980 Stanford University/Calif., Internationale Konferenz über kontrastive Analyse: Activities in Contrastive Linguistics at the Institut für deutsche Sprache
6.5.1980 Universität Warschau: Überlegungen zur Negation
14. – 18.10.1980, Darmstadt, Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung über 'Normen der Gesetzes- und Verwaltungssprache': Bei den kommunikativen Bedingungen und dem Sprachgebrauch der Behördenformulare nachgefaßt
11./13.11.1980 Universitäten Sibiu/Hermannstadt und Cluj/Klausenburg: Aufgaben und laufende Arbeiten des Instituts für deutsche Sprache
14.11.1980 Universität Bukarest: Pragmatische Aspekte der Negation
- Dr. Wolfgang Teubert: 11.12.1980 Technische Hochschule Darmstadt, Sprachwissenschaftliches Kolloquium: Anwendungen der Valenzgrammatik
- Dr. Gisela Zifonun: 1.10.1980 Tokyo, COLING 80: Levels of representation in natural language based information systems and their relation to the methodology of computational linguistics

5. Studienaufenthalte und Besuche ausländischer Wissenschaftler am IdS

Auch im Berichtsjahr wurde das IdS wieder von zahlreichen ausländischen Wissenschaftlern besucht, die zum großen Teil über längere Zeiträume blieben, um ihre Forschungen im ständigen Kontakt mit den Mitarbeitern des IdS fortzuführen:

Dr. Amsalu Aklilu, Addis Abeba, Äthiopien – Mustafa Abu Wali Al Fakharany, Kairo, Ägypten – Dr. Katharina Barba, Brasov, Rumänien – Prof. Dr. Marvin Barnes, Oklahoma, USA – Prof. Dr. Ulf Baranow, Brasília, Brasilien – Dr. Rudolf Baumbach, Olomouc, CSSR – Johannes Dahl, Novi Sad, Jugoslawien – Dr. Jozef Darski, Poznan, Polen – Dr. Yvon Desportes, Montpellier, Frankreich – Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Marija Dobrenov M.A., Novi Sad, Jugoslawien – Monika Faryna Kukuryka M.A., Warschau, Polen – Helga Grünhoff-Rossi, Torino, Italien – Moussa Gueye M.A., Dakar, Senegal – Dr. Winfried Haag, Bradford, Großbritannien – Carsten Hansen, Kopenhagen, Dänemark – Michael Hinderdael, Gent,

Belgien — Prof. Dr. Mihail Isbăşescu, Bukarest, Rumänien — Helle Østkjor Jensen, Odense, Dänemark — Prof. Dr. Rajendra Prasad Jain, New Delhi, Indien — Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, Großbritannien — Gudrun Krivokapić M.A., Belgrad, Jugoslawien — Prof. Dr. Oddleif Leirbukt, Tromsø, Norwegen — Marina Ličen M.A., Novi Sad, Jugoslawien — Anja Määttä M.A., Helsinki, Finnland — Zeljka Matulina M.A., Zadar, Jugoslawien — Dr. Ruth Mayer, Sao Paulo, Brasilien — Prof. Dr. Wolfgang Moelleken, Albany, New York, USA — Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien — Dr. Andrzej Potomski, Wrocław, Polen — Dr. Waldemar Pfeiffer, Poznań, Polen — Jean-Louis Risse, Limoges, Frankreich — Siegrun Rubenach, Paris, Frankreich — Prof. Dr. Yutaka Shioya, Sapporo, Japan — Bodil Skoglund, Tromsø, Norwegen — Dr. Krystyna Smereka, Wrocław, Polen — Dr. Speranta Lucretia Stanescu, Bukarest, Rumänien — Prof. Dr. Stanley Starosta, Honolulu, Hawaii, USA — Prof. Dr. Pawan Surana, Jaipur, Indien — Gordana Todorović M.A., Osijek, Jugoslawien — Dr. Elena Viorel, Cluj-Napoca, Rumänien — Dr. Nic Witton, Sidney, Australien — Dr. Zoran Žiletić, Belgrad, Jugoslawien — Erminka Žilić, Sarajevo, Jugoslawien

6. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache (Stand November 1980)

6.1. Kuratorium

Vorsitzender: Präsident des IdS Professor Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Hugo Moser, Bonn

Stellvertreter: Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel

Angelika Ballweg-Schramm, IdS — Prof. Dr. Werner Besch, Bonn — Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn — Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil/Schweiz — Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum — Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig — Dr. Alan Kirkness, IdS — Dr. Hans Dieter Lutz, IdS — Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg — Klaus Vorderwülbecke, IdS — ein Vertreter der Stadt Mannheim — zwei Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, Baden-Württemberg — ein Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und Technologie — ein Vertreter des Auswärtigen Amtes — ein Vertreter des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache.

6.2. Vorstand

Direktor: Dr. Gerhard Stickel

6.3. Institutsleitung

Direktor: Dr. Gerhard Stickel — Abteilungsleiter: Dr. Werner Kallmeyer (Sprache und Gesellschaft) — Dr. Wolfgang Mentrup (Grammatik und Lexik) — Dr. Wolfgang Teubert (Zentrale Wissenschaftliche Dienste) — Mitarbeitervertreter: Franz Josef Berens — Peter Schröder — Helmut Schumacher

6.4. Mitarbeiter des Instituts

Abteilung Grammatik und Lexik

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Mentrup — Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Joachim Ballweg — Angelika Ballweg-Schramm — Prof. Dr. Ulrich Engel — Helmut Frosch — Dr. Manfred Hellmann — Brigitte Hilgendorf — Ursula Hoberg — Gabriele Hoppe — Gerhard Jakob — Dr. Michael Kinne — Dr. Alan Kirkness — Jacqueline Kubczak — Dr. Elisabeth Link — Dr. Elgin Müller-Bollhagen — Isolde Nortmeyer — Dr. Lorelies Ortner — Maria Pümpel-Mader M.A. — Nathalie Roth —

Dr. Günter Schmidt – Helmut Schumacher – Dr. Gerhard Strauß – Klaus Vorderwülbecke – Dr. Gisela Zifonun – Sekretärinnen: Anneliese Brants – Erna Kaehler – Karin Laton – Ruth Maurer.

Abteilung Sprache und Gesellschaft

Abteilungsleiter: Dr. Werner Kallmeyer – Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Franz Josef Berens – Dr. Hans Dieter Lutz – Inken Keim – Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos – Dipl.-Psych. Werner Nothdurft M.A. – Dipl.-Soz. Ulrich Reitemeier – Peter Schröder – Sekretärinnen: Marlies Dachsel – Hanni Kohlhasse – Gisela Pfeiffer.

Abteilung Zentrale Wissenschaftliche Dienste

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert – Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Leopold Auburger – Aloys Hagspühl – Dr. Edeltraud Knetschke – Monika Kolvenbach M.A. – Tilman Krömer – Dr. Margret Sperlbaum – Dr. Iradj Zifonun – Leiter des Rechenzentrums: Peter Mückenmüller – Systemverwalter: Kurt Brommundt – Programmierer: Uwe Sommer – Operateure: Wolfgang Bertsch – Rainer Krauß – Datenerfassung: Anneliese Erbe – Willi Oksas – Toningenieur: Günter Deutscher – Bibliothekare: Dipl. Bibl. Erna Knorpp – Dipl. Bibl. Daniela Rutloff – Dipl. Bibl. Eva Teubert – Bibliotheksangestellter: Ulrich Wetz – Sekretärinnen: Gerda Beck – Stephanie Lindemann – Hildegard Magis – Composer-Schreibkräfte: Ursula Blum – Ursula Erbe.

Verwaltung

Verwaltungsleiter: Ludwig Laruell – Verwaltungsangestellte: Waltraud Bernardi – Liselotte Bride – Martha Drogatz – Annemarie Eisinger – Erika Geelhaar – Leonore Kadzik – Emma Rachel – Marianne Wardein – Telefonistin: Isolde Wetz – Hausmeister: Uwe Zipf.

Vorstandssekretariat

Sekretärinnen: Doris Gerstel – Jacqueline Lindauer.

6.5. Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder

Prof. Dr.Dr.h.c. Friedrich Maurer, Freiburg – Prof. Dr. Hans Neumann, Göttingen – Prof. Dr. G. Storz, Leonberg – Prof. Dr.Dr.h.c. Leo Weisgerber, Bonn.

Ordentliche Mitglieder:

Prof. Dr. Klaus Baumgärtner, Stuttgart – Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum – Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen – Prof. Dr. Bruno Boesch, Freiburg – Prof. Dr. Hennig Brinkmann, Münster – Prof. Dr. Karl Bunting, Essen – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Gerhard Cordes, Göttingen – Prof. Dr.Dr.h.c. Eugenio Coseriu, Tübingen – Dr. Günther Drosdowski, Mannheim – Prof. Dr. Hans Eggers, Saarbrücken – Prof. Dr. Helmut Gipper, Münster – Prof. Dr. Paul Grebe, Wiesbaden – Prof. Dr. Rainer Gruenter, Wuppertal-Elberfeld – Prof. Dr. Peter Hartmann, Konstanz – Prof. Dr. Klaus Heger, Heidelberg – Prof. Dr. Gerhard Heilfurth, Marburg – Prof. Dr. H.M. Heinrichs, Berlin – Prof. Dr. H.-J. Heringer, Tübingen – Prof. Dr. Otto Höfler, Wien – Prof. Dr. Blanka Horacek, Wien – Gerhard Kaufmann, München – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Prof. Dr. Klaus Kohler, Kiel – Prof. Dr. Herbert Kolb, München – Dr. Karl Korn, Bad Homburg – Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen – Prof. Dr. August Langen,

Saarbrücken – Prof. Dr. Günter Neumann, Würzburg – Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart – Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg – Prof. Dr. Reinhold Olesch, Köln – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier – Prof. Dr. Rainer Roth, Saarbrücken – Prof. Dr. Ingo Reiffenstein, Salzburg – Prof. Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg – Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum – Prof. Dr. Albrecht Schöne, Göttingen – Prof. Dr. Rudolf Schützeichel, Münster – Prof. Dr. Ernst Schwarz, Erlangen – Prof. Dr. Dr. h.c. Herbert Seidler, Wien – Prof. Dr. Hansjakob Seiler, Köln – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon – Prof. Dr. Georg Stötzel, Düsseldorf – Prof. Dr. Gerold Ungeheuer, Bonn – Prof. Dr. Heinz Vater, Köln – Prof. Dr. Mario Wandruszka, Salzburg – Prof. Dr. Harald Weinrich, München – Prof. Dr. Walter Weiss, Salzburg – Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg – Prof. Dr. Christian Winkler, Marburg – Prof. Dr. Werner Winter, Kiel – Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf – Prof. Dr. Paul Zinsli, Bern – Prof. Dr. Dr. Eberhard Zwirner, Münster.

Korrespondierende Mitglieder in Europa:

Prof. Dr. W. Admoni, Leningrad, UdSSR – Prof. Dr. H. Bach, Århus, Dänemark – Prof. Dr. Gunnar Bech, Kopenhagen, Dänemark – Dr. Eduard Benč, Prag, CSSR – Prof. Dr. Jan Czocharski, Warschau, Polen – Prof. Dr. Torsten Dahlberg, Sövedalen, Schweden – Prof. Dr. Ingrid Dal, Oslo, Norwegen – Prof. Dr. Jean David, Metz, Frankreich – Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Prof. Dr. Henri Draye, Löwen, Belgien – Prof. Dr. Erik Erämettä, Turku, Finnland – Prof. Dr. Jean Fourquet, Fresnes, Frankreich – Prof. Dr. Jan Goossens, Münster – Prof. Dr. habil. Franciszek Grucza, Warschau, Polen – Prof. Dr. M. Guchman, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. K. Hyldegaard-Jensen, Kopenhagen, Dänemark – Prof. Dr. M. Isbăşescu, Bukarest, Rumänien – Doz. Dr. János Juhász, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, England – Prof. Dr. Dr. Martin Kloster Jensen, Hamburg – Prof. Dr. Gustav Korlén, Stockholm, Schweden – Prof. Dr. Jacques Lerot, Löwen, Belgien – Prof. Dr. Odo Leys, Löwen, Belgien – Prof. Dr. Kaj B. Lindgren, Helsinki, Finnland – Prof. Dr. Ivar Ljungerud, Lund, Schweden – Dr. Zdeněk Masařík, Brno, CSSR – Prof. Dr. Cola Minis, Amsterdam, Niederlande – Prof. Dr. S. Mironoff, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. Karl Mollay, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Prof. Dr. Emil Öhmann, Helsinki, Finnland – Prof. Dr. Marthe Philipp, Straßburg, Frankreich – Prof. Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Jugoslawien – Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund Schweden – Prof. Dr. Laurits Saltveit, Oslo, Norwegen – Prof. Dr. Viliam Schwanzer, Bratislava, CSSR – Prof. Dr. Leslie Seiffert, Oxford, England – Dr. Emil Skála, Prag, CSSR – Prof. Dr. Dr. h.c. Gilbert de Smet, Gent, Belgien – Prof. Dr. C. Soetemann, Leiden, Niederlande – Prof. Dr. Birgit Stolt, Stockholm, Schweden – Prof. Dr. Pavel Trost, Prag, CSSR – Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen – Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich – Prof. Dr. Stanislav Zepić, Zagreb, Jugoslawien.

Korrespondierende Mitglieder in Übersee:

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana, Ill., USA – Prof. Dr. Emmon Bach, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien – Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Madison, Wisconsin, USA – Prof. Dr. Marvin H. Folsom, Provo, Utah, USA – Prof. Dr. Einar Haugen, Cambridge, Mass., USA – Prof. Dr. Tozo Hayakawa, Tokyo, Japan – Prof. Eijiro Iwasaki, Kamakura, Japan – Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Byron J. Koekkoek, Buffalo, N.Y., USA – Prof. Dr. Herbert L. Kufner,

Ithaca, N.Y., USA — Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien — Prof. Dr. W.P. Lehmann, Austin, Texas, USA — Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA — Prof. Dr. Georg J. Metcalf, Chicago, Ill., USA — Prof. Dr. William G. Moulton, Princeton, N.Y., USA — Prof. Dr. Herbert Penzl, Berkeley, Calif., USA — Prof. Dr. Carroll E. Reed, Amherst, Mass. USA — Prof. Dr. Erwin Theodor Rosenthal, Sao Paulo, Brasilien — Prof. Dr. Otto Springer, Philadelphia, Pennsylvania, USA — Prof. Dr. William F. Twaddell, Providence, R.I., USA.

6.6. Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen:

Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel (Vorsitzender) — Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen — Dr. Günther Drosdowski, Mannheim — Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil, Schweiz — Prof. Dr. Paul Grebe, Wiesbaden — Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn — Dr. Wolfgang Mentrup, IdS — Prof. Dr. Dr.h.c. Dr.h.c. Hugo Moser, Bonn — Isolde Nortmeyer, IdS — Otto Nüssler, Wiesbaden — Dr. Burkhard Schaefer, Essen — Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg — Prof. Dr. Bernhard Weisgerber, Bonn — Prof. Dr. Hermann Zabel, Bonn.

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum (Vorsitzender) — Dr. Karl-Heinz Bausch, IdS — Dr. Günther Drosdowski, Mannheim — Dr. H. Fotheringham, Wiesbaden — Hans H. Reich, Landau — Gert Rickheit, Bielefeld — Dr. Günter Schmidt, IdS, Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich — Dr. Helmut Walther, Wiesbaden.

7. Besondere Nachrichten

Im Juli 1980 verstarb das Mitglied des Wissenschaftlichen Rates und der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung, Herr Professor Dr. Werner Betz.

8. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben

8.1. Personalstärke (Stand: 1.10.1980)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeitmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte	43
Verwaltungs-/technische Angestellte	37
insgesamt:	80

Stellen:

	Planstellen	Projektstellen	Zusammen
wiss. Angestellte	29	14	43
Verw./-techn. Angestellte	28	3	31
Summen:	57	17	74

8.2. Anschriften

Institut für deutsche Sprache
Friedrich-Karl-Straße 12
Postfach 5409
6800 Mannheim 1, Telefon (0621) 44011

Außenstellen:

Forschungsstelle Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck, Telefon 26741

Redaktion GERMANISTIK
Pfrondorferstraße 4
Postfach 2140
7400 Tübingen, Telefon (07071) 24185

8.3. Haushalte des Instituts im Berichtsjahr

Ordentlicher Haushalt

Einnahmen:

Bundesministerium für Forschung und Technologie	DM 2.812.000,-
Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Baden-Württemberg	DM 2.812.000,-
Stadt Mannheim	DM 5.800,-
eigene Einnahmen	DM 108.500,-
	<hr/>
	DM 5.738.300,-

Ausgaben:

Personalausgaben	DM 3.792.600,-
Sachausgaben	DM 1.850.700,-
Investitionen	DM 95.000,-
	<hr/>
	DM 5.738.300,-

Am IdS durchgeführte Projekte

Projekt "Linguistische Daten-
verarbeitung" (bis 31.3.1980)

Zuschußgeber: Bundesministerium
für Forschung und Technologie

Personalausgaben	DM 34.700,-
Sachausgaben	DM 27.600,-
	<hr/>
	DM 62.300,-

Projekt "Kontrastive Linguistik"

Zuschußgeber: Auswärtiges Amt

Personalausgaben

DM 222.000,-

Sachausgaben

DM 20.000,-

DM 242.000,-

Projekt "Fremdwörterbuch von Schulz/Basler"

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Personalausgaben

DM 248.500,-

Sachausgaben

DM 7.500,-

DM 256.000,-

Projekt "Verbvalenz"

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Personalausgaben

DM 225.300,-

Sachausgaben

DM 1.800,-

DM 227.100,-

Projekt "Nominale Kompositionen"

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Personalausgaben

DM 102.100,-

Sachausgaben

DM 4.100,-

DM 106.200,-

Projekt "Deutsch-Serbokroatische Kontrastive
Grammatik"

Zuschußgeber: VW-Stiftung

Personalausgaben

DM 194.000,-

Sachausgaben

DM 48.800,-

DM 242.800,-

Projekt "Ost-West-Wortschatz"
(bis 30.04.80)

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Personalausgaben

DM 113.000,-

Sachausgaben

DM 10.500,-

DM 123.500,-

Projekt "Ostjiddisch"

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Sachausgaben

DM 20.000,-

Projekt "Beratungsgespräche"

Zuschußgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Personalausgaben

DM 153.400,-

Sachausgaben

DM 4.000,-

DM 157.400,-

Gesamtzuschüsse

DM 7.009.005,-

DM 7.175.600,-

9. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

9.1. SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben im Auftrags des Instituts für deutsche Sprache von Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys, Wolfgang Mentrup und Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf

- Band 1: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Jahrbuch 1965/66 des Instituts für deutsche Sprache. 1967.
- Band 2: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67 des Instituts für deutsche Sprache. 1968.
- Band 3: Hans Jürgen Heringer, Die Opposition von 'kommen' und 'bringen' als Funktionsverben. Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart. 1968.
- Band 4: Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung.⁴ 1974.
- Band 5: Sprache — Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und Diachronie. Jahrbuch 1968 des Instituts für deutsche Sprache. 1970.
- Band 6: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. ²1971.
- Band 7: Jean Fourquet, Prolegomena zu einer deutschen Grammatik. ⁴1973.
- Band 8: Probleme der kontrastiven Grammatik. Jahrbuch 1969 des Instituts für deutsche Sprache. 1970.
- Band 9: Hildegard Wagner, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung. ²1972.
- Band 10: Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart. Beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache. Formuliert von Siegfried Jäger. ³1973.
- Band 11: Rudolf Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung. ²1973.

- Band 12: Rainer Rath, Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache. 1971.
- Band 13: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache. 1971.
- Band 14: Werner Ingendahl, Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung. 21973.
- Band 15: Leo Weisgerber, Die geistige Seite der Sprache und Ihre Erforschung. 1971.
- Band 16: Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Zusammengestellt und kommentiert von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Manfred W. Hellmann. 1975.
- Band 17: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik.
- Band 18: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung. Aus den Referaten einer Tagung zusammengestellt von Manfred W. Hellmann. 1973.
- Band 19: Linguistische Studien I. 1972.
- Band 20: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971 des Instituts für deutsche Sprache. 1972.
- Band 21: Heidi Lehmann, Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR (bis 1968). 1972.
- Band 22: Linguistische Studien II. 1972.
- Band 23: Linguistische Studien III. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1. 1973.
- Band 24: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 2. 1973.
- Band 25: Els Oksaar, Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen. 1976.
- Band 26: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972. des Instituts für deutsche Sprache. 1974.
- Band 27: Nestor Schumacher, Der Wortschatz der europäischen Integration. Eine onomasiologische Untersuchung des sog. 'europäischen Sprachgebrauchs' im politischen und institutionellen Bereich. 1976.
- Band 28: Helmut Graser, Die Semantik von Bildungen aus *über-* und Adjektiv in der deutschen Gegenwartssprache. 1973.
- Band 29: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Erster Hauptteil.
Ingeburg Kühnhold — Hans Wellmann, Das Verb. 1973.

- Band 30: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik, Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag, Herausgegeben von Horst Sitta und Klaus Brinker, 1973.
- Band 31: Andreas Weiss, Syntax spontaner Gespräche, Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten, 1975.
- Band 32: Deutsche Wortbildung, Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache, Zweiter Hauptteil, Hans Wellmann, Das Substantiv, 1975.
- Band 33: Sprachsystem und Sprachgebrauch, Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag, Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 1, 1974.
- Band 34: Sprachsystem und Sprachgebrauch, Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag, Herausgegeben von Ulrich Engel und Paul Grebe, Teil 2, 1975.
- Band 35: Linguistische Probleme der Textanalyse, Jahrbuch 1973 des Instituts für deutsche Sprache, 1975.
- Band 36: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik, Jahrbuch 1974 des Instituts für deutsche Sprache, 1975.
- Band 37: Heinz Kloss, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800, 1978.
- Band 38: Theo Bungarten, Präsentische Partizipialkonstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache, 1976.
- Band 39: Probleme der Lexikologie und Lexikographie, Jahrbuch 1975 des Instituts für deutsche Sprache, 1976.
- Band 40: Wolfgang Steinig, Soziolekt und soziale Rolle, Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen, 1976.
- Band 41: Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung, Jahrbuch 1976 des Instituts für deutsche Sprache, 1977.
- Band 42: G.S. Scur, Feldtheorien in der Linguistik, 1977.
- Band 43: Deutsche Wortbildung, Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache, Dritter Hauptteil, Ingeburg Kühnhold/Oskar Putzer/Hans Wellmann, Das Adjektiv, 1978.
- Band 44: Grammatik und Deutschunterricht, Jahrbuch 1977 des Instituts für deutsche Sprache, 1978.
- Band 45: Helmut Henne/Wolfgang Mentrup/Dieter Möhn/Harald Weinrich (Hrsg.), Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion, 1978.
- Band 46: Fachsprachen und Gemeinsprache, Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache, 1979.
- Band 47: Helmut Heinze, Gesprochenes und geschriebenes Deutsch, Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version, 1979.

- Band 48: Barbara Marzahn, Der Deutschlandbegriff der DDR. Dargestellt vornehmlich an der Sprache des "Neuen Deutschland". 1979.
- Band 49: Wolfgang Teubert, Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben. 1979.
- Band 50: Grammatik und Logik. Jahrbuch 1979 des Instituts für deutsche Sprache. 1980.
- Band 51: Erwin Morgenthaler, Kommunikationsorientierte Textgrammatik. Ein Versuch, die kommunikative Kompetenz zur Textbildung und -rezeption aus natürlichem Sprachvorkommen zu erschließen. 1980.

In Vorbereitung:

- Band 52: Hanspeter Ortner, Wortschatz der Mode.
- Band 53: Lorelies Ortner, Wortschatz der Pop-/Rockmusik.
- Band 54: Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache.

9.2. HEUTIGES DEUTSCH

Linguistische und didaktische Beiträge für den deutschen Sprachunterricht.
Veröffentlicht vom Institut für deutsche Sprache und vom Goethe-Institut.

Max Hueber Verlag, München

9.2.1. Reihe I: Linguistische Grundlagen. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben von Ulrich Engel, Horst Sitta und Hugo Steger

Schriftleitung: Ursula Hoberg

- Band 1: Siegfried Jäger, Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1971.
- Band 2: Klaus Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. 1971.
- Band 3,1,2 : Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. 1975.
- Band 4: Ulrike Hauser-Suida/Gabriele Hoppe-Beugel, Die 'Vergangenheits-tempora' in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1972.
- Band 5: Hermann Gelhaus, Das Futur in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Studien zum Tempussystem. 1975.
- Band 6: Franz-Josef Berens, Analyse des Sprachverhaltens im Redekonstellationstyp "Interview". Eine empirische Untersuchung. 1975.
- Band 7: Gisela Schoenthal, Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in gesprochener Sprache. 1975.

- Band 8: Jürgen Dittmann, Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. 1976.
- Band 9.1.: Karl-Heinz Bausch, Modalität und Konjunktivgebrauch in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Teil I. 1979.
- Band 11: Karl-Heinz Jäger, Untersuchungen zur Klassifikation gesprochener deutscher Standardsprache. Redekonstellationstypen und argumentative Dialogstrukturen. 1976.
- Band 12: Franz-Josef Berens/Karl-Heinz Jäger/Gerd Schank/Johannes Schwitalla, Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht. 1976.
- Band 13: Angelika Wenzel, Stereotype in gesprochener Sprache. Form, Vorkommen und Funktion in Dialogen. 1978.
- Band 15: Johannes Schwitalla, Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen. 1979.
- Band 16: Christian Winkler, Untersuchungen zur Kadenzbildung in deutscher Rede. 1979.
- Band 17: Marita Sennekamp, Die Verwendungsmöglichkeiten von Negationszeichen in Dialogen. Ein dialoggrammatischer Ansatz mit empirischer Überprüfung an Texten gesprochener deutscher Standardsprache. 1979.

In Vorbereitung:

- Band 10: Ursula Hoberg, Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. Untersuchungen zur Elementenfolge im einfachen Verbalsatz.
- Band 14: Gerd Schank, Untersuchungen zum Ablauf natürlicher Dialoge.

9.2.2. Reihe II: Texte

Herausgegeben von Ulrich Engel, Horst Sitta und Hugo Steger

- Band 1: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg. ²1978.
- Band 2: Texte gesprochener deutscher Standardsprache II. "Meinung gegen Meinung". Diskussionen über aktuelle Themen. Ausgewählt, redigiert und eingeleitet von Charles van Os. 1974.
- Band 3: Texte gesprochener deutscher Standardsprache III. "Alltagsgespräche". Ausgewählt von H.P. Fuchs und G. Schank. 1975.
- Band 4: Texte gesprochener deutscher Standardsprache IV. "Beratungen und Dienstleistungsdialoge". Herausgegeben und eingeleitet von Karl-Heinz Jäger. 1979.

9.2.3. Reihe III: Linguistisch-didaktische Untersuchungen des Goethe-Instituts

Herausgegeben von Günter Bär, Gerhard Kaufmann und Hans-Peter Krüger
in Zusammenarbeit mit Ulrich Engel, Horst Sitta und Hugo Steger

Schriftleitung: Ursula Hoberg

- Band 1: Gerhard Kaufmann, Die indirekte Rede und mit ihr konkurrierende Formen der Redeerwähnung. 1976.
- Band 2: Sigbert Latzel, Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Eine Darstellung mit Bezug auf Erfordernisse des Faches "Deutsch als Fremdsprache". 1977.
- Band 3: Lutz Götze, Valenzstrukturen deutscher Verben und Adjektive. Eine didaktische Darstellung für das Fach Deutsch als Fremdsprache. 1979.

9.3. FORSCHUNGSBERICHTE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Ulrich Engel und Gerhard Stickel

Schriftleitung: Eva Teubert

Verlag Gunter Narr, Tübingen

- Band 1: 1968.
- Band 2: 1968.
- Band 3: 1969.
- Band 4: 1970.
- Band 5: 1970.
- Band 6: 1971.
- } Sammelbände
- Band 7: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache. ²1975.
- Band 8: S. Jäger/J. Huber/P. Schätzle, Sprache und Sozialisation. Vorüberlegungen zu empirischen Untersuchungen. 1972.
- Band 9: H. Popadić, Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbal- ausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch. 1972.
- Band 10: H. Fenske, Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern. 1973.
- Band 11: I. Neumann, Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantische Beziehungen im heutigen Deutsch. 1972.
- Band 12: G. Kaufmann, Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch. 1972.
- Band 13: P. Nikitopoulos, Statistik für Linguisten. Eine methodische Darstellung. I. Teil. 1973.

- Band 14: K. Bayer/K. Kurbel/B. Epp, Maschinelle Sprachbeschreibung im Institut für deutsche Sprache. 1974.
- Band 15: H. Gelhaus/S. Latzel, Studien zum Tempusgebrauch im Deutschen. 1974.
- Band 16: H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik I. Interimsprache und kontrastive Analyse. Das Zagreber Projekt zur angewandten Linguistik. 1974.
- Band 17: S. Marx-Nordin, Untersuchungen zur Methode und Praxis der Analyse aktueller Wortverwendungen. Aspekte des Gebrauchs der Wörter 'Sozialismus' und 'sozialistisch' in der politischen Sprache der DDR. 1974.
- Band 18: Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse I. Morpho-syntaktische Voraussetzungen für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974. 2 Teilbände.
- Band 19: Arbeitsgruppe MasA: Zur maschinellen Syntaxanalyse II. Ein Lexikon für eine maschinelle Sprachanalyse des Deutschen. 1974.
- Band 20: H. Kloss (Hrsg.), Deutsch in der Begegnung mit anderen Sprachen: im Fremdsprachen-Wettbewerb, als Muttersprache in Übersee, als Bildungsbarriere für Gastarbeiter. Beiträge zur Soziologie der Sprachen. 1974.
- Band 21: G. Harlass/H. Vater, Zum aktuellen deutschen Wortschatz. 1974.
- Band 22: I. Tancré, Transformationelle Analyse von Abstraktkomposita. 1975.
- Band 23: H. Kubczak, Das Verhältnis von Intension und Extension als sprachwissenschaftliches Problem. 1975.
- Band 24: G. Augst, Lexikon zur Wortbildung.
Band 24.1: Morpheminventar A - G.
Band 24.2: Morpheminventar H - R.
Band 24.3: Morpheminventar S - Z.
- Band 25: G. Augst, Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. 1975.
- Band 26: A. Kirkness, Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789 - 1871. Eine historische Dokumentation. Teil I und II. 1975.
- Band 27: A.J. Pfeffer, Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora. Ein Bericht aus dem "Institute for Basic German", Pittsburgh. 1975.
- Band 28: H. Raabe (Hrsg.), Trends in kontrastiver Linguistik II. 1975.
- Band 29: G. Stickel (Hrsg.), Deutsch-japanische Kontraste. Vorstudien zu einer kontrastiven Grammatik. 1976.
- Band 30: H. Schumacher (Hrsg.), Untersuchungen zur Verbvalenz. 1976.
- Band 31: U. Engel/H. Schumacher, Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. 1976.

- Band 32: N. Filipovič, Die Partizipialkonstruktion in der deutschen dichterischen Prosa von heute. 1977.
- Band 33: L. Siegrist, Bibliographie zu Studien über das deutsche und englische Adverbial. 1977.
- Band 34: H. Droop, Das präpositionale Attribut. Grammatische Darstellung und Korpusanalyse. 1977.
- Band 35: H. Gelhaus, Der modale Infinitiv. 1977.
- Band 36: U. Engel (Hrsg.), Deutsche Sprache im Kontrast. 1977.
- Band 37: A. Ballweg-Schramm/A. Lötscher (Hrsg.), Semantische Studien. 1977.
- Band 38: J. Ballweg, Semantische Grundlagen einer Theorie der deutschen kausativen Verben. 1977.
- Band 39: K. Zimmermann, Erkundungen zur Texttypologie. 1978.
- Band 40: M. Dyhr, Die Satzspaltung im Deutschen und Dänischen. Eine kontrastive Analyse. 1978.
- Band 41: I. Keim, Studien zum Sprachverhalten ausländischen Arbeitnehmer. Dargestellt an türkischen Gastarbeitern im Raum Mannheim. 1978.
- Band 42: M. Kolvenbach/A. Lötscher/H.D. Lutz (Hrsg.), Künstliche Intelligenz und natürlicher Sprache: Sprachverstehen und Problemlösen mit Computer. 1979.
- Band 43: L. Auburger/H. Kloss, Deutsche Sprachkontakte in Übersee. 1979.
- Band 46: H. Wulz, Formalismen einer Übersetzungsgrammatik. 1979.
- Band 47: Wolfgang Mentrup, Die Groß- und Kleinschreibung im Deutschen und ihre Regeln. Historische Entwicklung und Vorschlag zur Neuregelung. 1979.
- Band 49: Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Rechtschreibreform in der Diskussion. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur deutschen Orthographie. Mannheim, Mai 1979. 1979.
- Band 51: Siegfried Grosse/Wolfgang Mentrup (Hrsg.), Bürger – Formulare – Behörde. Wissenschaftliche Arbeitstagung zum Kommunikationsmittel 'Formular'. Mannheim, Oktober 1979. Mit einer ausführlichen Bibliographie. 1980.

In Vorbereitung:

- Band 44: W. Mentrup u.a., Vorstudien zu einem großen interdisziplinären Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts. Bad Homburg und die Wörterbücher.
- Band 45: Projektgruppe Verbalenz, Konzeption eines Wörterbuchs deutscher Verben. Zur Theorie und Praxis einer semantisch orientierten Valenzlexikographie.
- Band 48: M.W. Hellmann, Wortschatz in Ost und West.

- Band 50: Gerhard Strauß, Die Beziehung zwischen Fachsprachen und Standardsprache (Arbeitstitel).
- Band 52: Dieter Krallmann/Gerhard Stickel (Hrsg.), Zur Theorie der Frage. Vorträge des Bad Homburger Kolloquiums im November 1978.
- Band 53: I. Keim/P. Nikitopoulos/M. Repp, Zur deutschsprachigen Interaktion von griechischen und türkischen Arbeitnehmern (Arbeitstitel).

9.4. VERGLEICHENDE GRAMMATIKEN

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Bibliographisches Institut, Mannheim

- Band 1, Teil 1: Jean-Marie Zemb, Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch. Comparaison de deux systèmes. Mit Beiträgen von Monica Belin, Jean David, Jean Janitza, Hans-Ludwig Scheel. 1979.

In Vorbereitung:

Spanisch-Deutsch

Japanisch-Deutsch

Serbokroatisch-Deutsch

Rumänisch-Deutsch

9.5. PHONAI

Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten

Herausgegeben von der Internationalen Vereinigung sprachwissenschaftlicher Schallarchive

Deutsche Reihe

Herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv im Institut für deutsche Sprache.

Herausgabe, Schriftleitung und Leitung der Herstellung: Edeltraud Knetschke, Margret Sperlbäum.

Max Niemeyer Verlag, Tübingen.

- Band 1: Lewis Levin/Walter Arndt, Grundzüge moderner Sprachbeschreibung. 1969.
- Band 2: Edeltraud Knetschke/Margret Sperlbäum, Anleitung für die Herstellung der Monographien der Lautbibliothek. S. Karger Verlag, Basel 1967.
- Band 3: Helmut Richter, Grundsätze und System der Transkription -IPA(G)-, 1973.
- Band 4: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1965. Bearbeiter: E. Knetschke/M. Sperlbäum u.a. S. Karger Verlag, Basel 1965.
- Band 5: Wolfgang Bethge/Gunther M. Bonnin, Proben deutscher Mundarten. 1969.

- Band 6: Monographien 1.
(W. Bethge: Riesenbeck Kr. Tecklenburg; G. Heike: Gleuel Kr. Köln;
E. Grubačić: Kriva Bara/Banat; P. Paul: Barossatal/Südaustralien).
1970.
- Band 7: Monographien 2.
(R.E. Keller: Jestetten Kr. Waldshut; L.G. Zehetner: Freising;
H. Schudt: Erbstadt Kr. Hanau). 1970.
- Band 8: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1967. Bearbeiter:
E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1969.
- Band 9: Monographien 3.
(E. Grubačić: Knicanin/Banat; W.H. Veith: Bockwitz Kr. Sprottau).
1971.
- Band 10: (W.W. Moelleken: Niederdeutsch der Molotschna- und Chortitzamen-
noniten in British Columbia/Kanada). 1972.
- Band 11: Monographien 5.
(D. Karch: Großbuckenheim Kr. Frankenthal/Kallstadt Kr. Neustadt
a.d. Weinstraße). 1972.
- Band 12: Monumenta Germaniae Acustica. Katalog 1970. Bearbeiter:
E. Knetschke/M. Sperlbaum u.a. 1972.
- Band 13: Monographien 6.
(D. Karch: Gimmeldingen Kr. Neustadt a.d. Weinstraße/Mutterstadt
Kr. Ludwigshafen a. Rhein). 1973.
- Band 14: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil I (W. Bethge: Textliste zu
III/50). 1974.
- Band 15: Monographien 7. Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil II
(S. Geršić: Hodschag/Batschka; W.O. Droescher: Puhoi – eine
egerländer Mundart in Neuseeland). 1974.
- Band 16: Monographien 8.
(D. Karch: Mannheim. Umgangssprache). 1975.
- Band 17: M. Sperlbaum: Proben deutscher Umgangssprache. 1975.
- Band 18: Monographien 9.
(D. Karch/W.W. Moelleken: Siedlungspfälzisch im Kreis Waterloo,
Ontario, Kanada). 1977.
- Band 19: Monographien 10.
(H. Popadić: Deutsche Siedlungsmundarten aus Slawonien/
Jugoslawien). 1978.
- Band 20: Monographien 11.
(D. Karch: Braunschweig – Veltenhof – Pfälzische Sprachinsel
im Ostfälischen –). 1978.
- Band 21: Monographien 12.
(P. McGraw: Dane County Kölsch, Wisconsin, USA). 1979.

- Band 22: Monographien 13.
(D. Karch: Jockgrim Kr. Gernersheim/Niederhorbach Kr. Bad Bergzabern). 1979.
- Band 24: Monumenta Germaniae Acustica, Katalog 1978, Bearbeiter:
E. Knetschke/M. Sperlbaum, 1980.
- Beiheft 1: Wolfgang Bethge: Beschreibung einer hochsprachlichen Tonband-
aufnahme, 1973.
- Beiheft 2: Festschrift für Eberhard Zwirner, Teil III.
(H. Richter: Eine anschauliche Interpretation des Korrelations-
koeffizienten nach Bravais-Pearson; K.H. Rensch: Zur Entstehung
romanischer Vokalsysteme; M. Sperlbaum: Isoglossenvergleich auf-
grund indirekter und direkter Spracherhebung; E. Knetschke: Die
Funktion der Partikel "ja" in Tonbandaufnahmen deutscher Umgangss-
sprache), 1974.
- Beiheft 3: D. Karch: Zur Morphologie der vorderpfälzischen Dialekte, 1975.
- Beiheft 4: Karla Waniek: Die Mundart von Ratiborhammer, 1977.
- Beiheft 5: Zur gesprochenen deutschen Umgangssprache I.
(D. Bresson: Hauptregeln der phonetischen Ellipse im gesprochenen
Deutsch; M. Sperlbaum: Zur Hochlautung der Frikative in der
deutschen Hochsprache; H. Richter: Linguistische und statistische
Korrelation lautlicher Merkmale; W.O. Droescher: Pädagogische
Auswertung von Tonbändern des Deutschen Spracharchivs.) 1980.

In Vorbereitung:

- Band 23: Monographien 14.
(I. Guentherodt: Dudenrode Kr. Witzenhausen/Netra Kr. Eschwege).
- Beiheft 6: M. Sperlbaum: Die Ellipse in der gesprochenen deutschen Sprache
— ein soziolektales Phänomen?

9.6. DEUTSCHE SPRACHE IN EUROPA UND ÜBERSEE

Berichte und Forschungen

Herausgegeben von Leopold Auburger, Heinz Kloss, Heinz Rupp

Franz Steiner Verlag, Wiesbaden

- Band 1: Deutsch als Muttersprache in Kanada, Berichte zur Gegenwartslage.
1977.
- Band 2: Walter Hoffmeister, Sprachwechsel in Ost-Lothringen. Soziolinguisti-
sche Untersuchungen über die Sprachwahl von Schülern in bestimmten
Sprechsituationen, 1977.
- Band 3: Hans-Peter Müller, Die schweizerische Sprachenfrage vor 1914.
Eine historische Untersuchung über das Verhältnis zwischen Deutsch
und Welsch bis zum Ersten Weltkrieg, 1977.

- Band 4: Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten.
Teil I: Der Mittelwesten, 1979 (Sammelband).
- Band 5: Deutsch als Muttersprache in Belgien. (In Zusammenarbeit mit der
Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit, Brüssel), 1979 (Sammelband).
- Band 6: Hoffmann Fernand, Sprachen in Luxemburg. Beschreibung einer
Triglossie-Situation. 1979.
- Band 7: Hildegard Irma Stielau, Nataler Deutsch. Eine Dokumentation unter
besonderer Berücksichtigung des englischen und afrikaanses Einflusses
auf die deutsche Sprache in Natal. 1980.

In Vorbereitung:

- Band 8: Michael Clyne, Deutsch als Muttersprache in Australien. Zur Ökologie
einer Einwanderersprache.

9.7. DEUTSCHES FREMDWÖRTERBUCH

Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im
Institut für deutsche Sprache

Verlag Walter de Gruyter, Berlin

- Band 3: Q/R. Q bearbeitet von Otto Basler, R bearbeitet von Alan Kirkness,
Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mitwirkung
von Paul Grebe. 1977.
- Band 4: S. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer,
Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe. 1977 ff.
- Band 5: T. Bearbeitet von Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer,
Gerhard Strauß unter Mitwirkung von Paul Grebe (im Druck).

In Vorbereitung:

- Band 6: U - Z und Quellenverzeichnis. Bearbeitet von Alan Kirkness,
Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauß unter Mit-
wirkung von Paul Grebe.

9.8. MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Berichte über Arbeitsvorhaben und Veranstaltungen des Instituts.
Die Hefte erscheinen in loser Folge, im Durchschnitt erscheint jährlich ein Heft.

9.9. DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, herausgegeben
von Hugo Steger, Freiburg (Geschäftsführung); Werner Kallmeyer, Mannheim;
Odo Leys, Leuven; Gerhard Stickel, Mannheim, in Zusammenarbeit mit
Werner Besch, Bonn.

Schriftleitung Günther Kochendörfer, Ulrich Wetz
Erich Schmidt Verlag, Berlin
erscheint vierteljährlich

9.10. GERMANISTIK

Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen
Herausgegeben von H.W. Bähr u.a. gemeinsam mit dem Institut für deutsche Sprache
Schriftleitung: Tilman Krömer
Max Niemeyer Verlag, Tübingen
erscheint vierteljährlich

9.11. INTERNATIONALES GERMANISTENVERZEICHNIS

Herausgegeben gemeinsam vom Institut für deutsche Sprache und der
Redaktion des Jahrbuchs für Internationale Germanistik
(Hrsg. : Aloys M. Hagspiel, Hans-Gert Roloff)
Erscheint im Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe D
Verlag Herbert Lang, Bern

Teil I: Institutionen. 1980.

Teil II: Wissenschaftler (in Vorbereitung).